

# M u t h e n i a,

o d e r :

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

F. E. Schröder und F. B. Albers.

---

Erster Band.

---

St. Petersburg und Mitau.

1 8 1 0.

Im Verlage der Herausgeber  
und

in Kommission bey Deubner und Treun in Riga.

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur = Committee  
zu Dorpat.

# Inhalt des ersten Bandes.

---

## Januar = Heft.

	Seite.
I. Neujahrskantate. Von Herrn Pastor Brose	1.
II. Napoleon, und Alexander von Macedonien. Eine historische Parallele. Von Herrn Pastor Dr. Richter . . . . .	8.
III. Ueber Ehre und Religiosität. Von Herrn Kriegsrath Scheffner in Königsberg . .	27.
IV. Der Sperling im Invalidenhospital zu Pa- ris. Von Herrn Kollegienrath v. Kokebue	37.
V. Der Flötenspieler. Eine wahre Begebenheit	44.
VI. St. Petersburg vor hundert Jahren; nach der Beschreibung eines Augenzeugen . .	55.
VII. Theater. Ueber die Revaler Bühne. Von einem Reisenden . . . . .	67.
Theater in Riga . . . . .	76.

---

## F e b r u a r = H e f t,

	Seite.
I. Das Grab des Ninus . . . . .	81.
II. Finnische Sprüchwörter. Von Hrn. Schul- inspektor Dr. Thieme . . . . .	85.
III. Der Flötenspieler. Erzählung. (Fortsetzung.)	94.
IV. Vertheidigung der Universitäten 2c. Von Hrn. Dr. Trautvetter. (Beschluß.) . . . . .	116.
V. Peter der Große und der Gastwirth zu Memel. Eine Anekdote, nach den Akten des geheimen Archivs. Von Hrn. geheimen Archivar Faber in Königsberg . . . . .	132.
VI. Zur Geschichte der Deutschen. Ein histori- sches Fragment . . . . .	137.
VII. Die Gräfin Dzierbiska. Eine polnische Anekdote . . . . .	143.
VIII. Historische Kleinigkeiten . . . . .	146.
IX. Theater. Ueber das Rigasche Theater. Von einem Reisenden . . . . .	154.
X. Literatur. Vertraute Briefe über Wien 2c. Von Reichardt . . . . .	160.
XI. Korrespondenz. Aus einem Brief aus Siberien . . . . .	162.

---

I. Gedichte.

- 1) Bey der Abreise der königl. preuß. Majestäten von Königsberg nach Berlin.  
Von Herrn Kriegs-rath Vock . . . . . 165.
- 2) Poesten von Dr. L. Fr. Lippmann, genannt Junker . . . . . 168.

H. Die Ableitung des Saimasee's. Von Herrn Schulinspektor Dr. Thieme . . . . . 171.

III. Der Flötenspieler. Erzählung. (Fortsetzung.) 177.

IV. Zwey Sittengemälde Roms. Aus dem Am-  
mianus Marcellinus. Von Herrn Pastor  
Dr. Richter . . . . . 196.

V. Ein Wort über deutschen Geist und ein  
deutsches Museum. Von Herrn Dr. L. Fr.  
Lippmann, genannt Junker . . . . . 207.

VI. Einige Worte am Grabe eines edlen Man-  
nes. (Auf Verlangen.) Vom Freyherrn  
von Schlippenbach . . . . . 216.

VII. Theater.

- 1) Neva'ser Bühne . . . . . 223.
- 2) Ueber das Rigasche Theater. (Fortsetzung.) 227.
- 3) Theaternachrichten aus Riga . . . . . 231.
- 4) Theater in Mitau . . . . . 235.

VIII. Literatur.

- 1) Einige Amtsreden, bey außerordentlichen  
Gelegenheiten gehalten von dem Gene-  
ralsuperintendenten Dr. Rheinbott . . . . . 238.
- 2) Flüchtige Uebersicht der seitherigen Schrif-  
ten des Herrn Magisters Garlieb Merkel. 241.
- 3) Preisaufgaben . . . . . 244.

IX. Artikel aus Intelligenzblättern . . . . . 247.

## April = Heft.

	Seite.
I. Bruchstücke aus „Peter's Burg.“ Von Hrn. Schulinspektor Dr. Thieme . . . . .	249.
II. Zwertes Sittengemälde Roms unter Valentinianus. Jahr 371. Von Herrn Dr. Pastor Richter . . . . .	263.
III. Der Flötenspieler. Erzählung. (Beschluß.)	274.
IV. Ein Ehemann und seine Frau. (Nach dem Französischen.) Von Herrn Hofrath Recke in Mitau . . . . .	294.
V. Aristides. Von Herrn Professor Lehmann in Königsberg . . . . .	298.
VI. Der Tod der Kröte. Eine Frühlingskate. Von Herrn Pastor Broße . . . . .	301.
VII. Theater.	
1) Deutsches Hoftheater in St. Petersburg.	308.
2) Ueber das St. Petersburger deutsche Theater. (Briefauszug.) . . . . .	315.
3) Mitausches Theater. Von Herrn Pastor Broße . . . . .	318.
VIII. Literatur. Allgemeine Reise-Encyclopädie u. . . . .	329.



# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat Januar.

---

## I.

Neujahrskantate.

Recitativ.

Die Sonne steigt, die Sonne fällt,  
Um ihren großen Tag zu leben,  
Und immer kleiner wird der Felsensturz der Welt,  
Um als ein — Aschenhügel zu verbeben.

Es strebt der Mensch, und nennt es That;  
Und baut, und nennt es seine Stärke;  
Und nennt, dem Tausende schon starben, seinen Pfad,  
Und doch sind's nur der höhern Allmacht Werke.

„Was nennst Du Dein?“ — Die Thräne nur.

„Was bleibt Dir?“ — Des Bewußtseyns Helle.

„Was ist Dein Vorbild, Mensch?“ — Die wandelnde  
Natur.

„Und Deine Aussicht?“ — Eine Grabesstelle.

2  
Was auch der Mensch im Leben schafft,  
Ist Aufschluß nur, um — abzublühen,  
Der höchste Sinn des Strebens doch nur — fremde Kraft,  
Das Leben selbst nur der Natur entliehen.

A r i e.

Der Strom rauscht in der Ferne,  
Kein Wunsch bringt ihn zurück,  
Mir gilt ein ganzes Leben  
Der Freude Augenblick.  
Ein langes Jahr, mit Sorgen,  
Kommt Morgen erst, kommt Morgen!

Die Wolke zieht vorüber —  
So auch das kurze Seyn! —  
Und träufelt auf die Traube,  
Und wird des Frohen Wein.  
Ein langes Jahr, mit Sorgen,  
Kommt Morgen erst, kommt Morgen!

Noch gilt der Kampf der Woge,  
Die fester mich umschlingt;  
Ob ich sie niederringe,  
Ob sie mich niederringt?  
Ein langes Jahr, mit Sorgen,  
Kommt Morgen erst, kommt Morgen!

Die Sorge kommt dem Frohen  
Selbst mit dem Tod zu früh,  
Verwiesen stets auf Morgen,  
Erreicht sie ihn nie.  
Ein langes Jahr, mit Sorgen,  
Komm ewig uns erst Morgen!

## R e c i t a t i v.

Dreißtes Moos

Verdrängt am Monument

Die Inschrift des, der seine Göttin die Gegenwart nennt,  
Und er stirbt — Namenlos.

Doch an des großen Mannes Gedächtnisstein

Spriest die Zypresse von selbst hervor und schattet;

Die Geschichte grub seinen Namen ein.

Der Wanderer setzt sich hin, ermattet,

Und denkt —

Den Blick auf die Urne gesenkt: —

„Formen vergehen, es bleibet der Geist;

Der Glückliche ist doch der, den die Nach-  
welt preist!“

## D u e t t.

Greis.

Es dörrt das Mark, der morsche Ast  
Stürzt in den Strom, vor Jahreslast,  
Und endlich auch der Baum!

Jüngling.

Mir naht umkränzt der Genius,  
Reicht mir den Kranz, den Bruderkuß;  
O süßer Lebenstraum!

Greis.

Manch Blümchen blüht und ist entlaubt! —  
Müd' senkt des Alters Silberhaupt  
Sich auf das dunkle Grab.

Jüngling.

Lebt Dir kein Freund?

Greis.

Wir starb mein letzter Freund.

Jüngling.

Die Thrän' ist Trost!

Greis.

Ich habe ausgeweint!

Jüngling.

Dein letzter Wunsch? —

Greis.

Ein Grab.

Jüngling.

Und dein Geleiter? —

Greis.

Du! — — Hinab! hinab!

S o l o.

Kurze Zeit lebet der Mensch,  
Und quält sich und jammert;  
Geht auf wie eine Blume,  
Und fällt ab;

Grünet und ist ein Schatten!

Wie Wasser läuft aus dem Eze, —

Der Strom versiegt und vertrocknet, —

So ist der Mensch!

L e r z e t t.

Alle drey Stimmen.

Glauben! höchste Seligkeit,  
Wahres Gut des Menschenlebens,  
Leite mich!

Erste Stimme.

Hier ist nur Vergänglichkeit;  
Nach dem Himmel, nach dem Himmel  
Echn' ich mich!

Zweyte Stimme.

Zwischen Freunde tritt der Tod;  
Brüder reißt er von dem Herzen,  
Selbst das Kind!

Dritte Stimme.

Tugend! leite mich zu Gott;  
Deut'et doch des Herzens Sehnsucht,  
Wiedersehn!

Alle drey Stimmen.

Glauben! Tugend! Wiedersehn!  
Heil'ger Glanz vom Throne Gottes,  
Tröste mich!

R e c i t a t i v.

Seht! schon bricht der junge Tag  
Aus der dunkeln Wolke,  
Heit'rer wird's von Land zu Land,  
Freundlicher beleuchtet

Und mit dem Oehlzweig naht und winkt —  
 (Der Kampf ist entschieden!  
 Der Landmann trocknet die Thräne, die noch blinkt,) —  
 Naht uns der Frieden!

## C h o r.

Heitrer wird's von Land zu Land,  
 Freundlicher beleuchtet!

## A r i e.

Der Friede war entschwunden,  
 Vom Waffenkampf verbannt,  
 Da barg ihn eine Höhle,  
 An dem ein Palmbaum stand.

Und um den Palmbaum schwärmten  
 Die Bienen scheu und bang;  
 Verschuchte Läubchen saßen,  
 Versteckt im Felsenhang.

Da kehrt der Friede wieder,  
 Den Palmzweig in der Hand,  
 Ihm folgt der Fleiß, die Eintracht  
 Und Lieb' zum Vaterland.

## R e c i t a t i v.

Erinnerung den Gefallenen im Kampfe,  
 Am Altare der Dankbarkeit!  
 Den Siegern Lorbeerkränze!  
 Den Besiegten des Mitbürgers Händedruck!  
 Für den Beherrscher Ruthenia's unser Gebet!

E h o r.

Es kämpft der Ruhm nicht um das Lob der Welt,  
Nicht um des Reichthums eiteln Glanz;  
Nur wer dich liebt, o Vaterland, ist Held,  
Nur der verdient den Kranz!

Der Muth wälzt stets den Gränzstein weiter,  
Da wo der Starke steht, da ist sein Land;  
Doch reicht voll Hochsinn er, in Treu und Glauben,  
Dem Bundsgenossen stets die Hand.

Es kämpft der Ruhm nicht um das Lob der Welt,  
Nicht um des Reichthums eiteln Glanz;  
Nur wer dich liebt, o Vaterland, ist Held,  
Ihm ziemt der Lorbeerkranz!

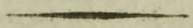
S o l o.

Gott ist der Gerechten Beystand,  
Wo ein Frommer fleht, ist Gott;  
Des Gerechten Schild umschimmert  
Siegesfreude!

E h o r a l,

Dem Herrscher Heil!  
Den Völkern Heil!  
Dem menschlichen Geschlechte  
Bruderliebe, Vaterland,  
Gott und Menschenrechte!

Prose.



## II.

## Napoleon, und Alexander von Macedonien.

Eine historische Parallele.

Alexander ward in seinem Leben und nach seinem Tode von Einigen über alle Schranken der menschlichen Natur erhoben und, als ein Wesen höherer Art, im eigentlichsten Sinne angebetet; von Andern als ein wahnsinniger Eroberer und verächtlicher Büßling getadelt und herabgewürdigt. \*) Dies ist besonders von den Neueren geschehen,

---

\*) Gleich nach Alexanders Tode entstand nicht nur bey den Armeen, die Zeugen seiner Großthaten gewesen waren, sondern auch in den Städten, und bey einzelnen Personen, die Gewohnheit, bey großen Gefahren, oder bedeutenden Unternehmungen, ihn als eine Gottheit anzurufen. Als Ptolemäus Ceraunus, der sich durch Meineide und Heckerkünste den kurzen Besitz der macedonischen Königskrone erworben hatte, mit seiner ganzen Armee von den Galliern geschlagen und vernichtet war, riefen alle Städte um Hülfe zu Alexander, als zu einer Gottheit. Und so wie es überhaupt Sitte war, das Bildniß des Gottes, von dem man Hülfe erwartete, als Amulet bey sich zu tragen: so trugen auch viele Griechen Alexanders Bildniß in Gold oder Silber bey sich. In den Netzhauben (reticulam) der Damen, und in ihren Armbändern, die mit Edelsteinen besetzt waren, war Alexanders Bildniß eingegraben. Man nähete es auch mit der Nadel, oder webte es in die Tunika's, Oberkleider, und besonders in den Saum ein. Noch zu Konstantins Zeiten war diese Gewohnheit. Die Männer aus der Familie der Makrianer trugen alle Alexanders Bildniß in ihren Ringen und in dem Silbergeshirr, und alle Weiber in ihren Netzhauben, Armbändern (dextrocherrum) und Pugwerk. Kornelius Macer bediente sich bey einem Opferschmause im Tempel des Herkules einer Opferschale von Elektrum, worauf Alexanders Bildniß, und seine ganze Geschichte, zu sehen war. S. Trebellius Pollio.

die über die Verheerungen, die seine Feldzüge verursachten, das Ungemeine und die seltene Größe in seinem Charakter und in seinen Thaten übersahen. Es giebt Naturen, die außer den Merkmalen der Gattung, zu der sie gehören, mit andern Individuen wenig gemein haben; Verhüllte, denen man sich, auch im Bewußtseyn eigener Unschuld, nur mit geheimer Furcht und Scheu nähert; unbegreifliche Erscheinungen, von denen man gern analogisch urtheilen möchte, aber nie zu einem richtigen und vollständigen Begriffe von ihnen kommen kann. Solche Wesen werden nie bey ihrem Leben, und selten nach ihrem Tode, für das, was sie eigentlich waren, erkannt. Liebe und Haß geben hier mehr, als in andern Fällen, die Prämissen zum Schlußsatz ab. Das Große und Ungemeine, das sie auszeichnet, erzeugt Staunen und sprachlose Bewunderung, und ein Irthum ihres Verstandes, eine Schwäche ihres Herzens bringt einen so schneidenden Kontrast hervor, daß die gewöhnlichen Menschen sich nur zu leicht berechtigt scheinen, ihres Gleichen zu sehen, das Große sich bloß im Dienste des Kleinen zu denken, und das Unbegreifliche zum Kommentar für ihre gemeiner Gedanken zu machen. Sie wollen nun selbst, wie ein Grieche des Alterthums sagt, den Namen von Pyrrhus, Achilles Sohn, vor sich tragen, und spielen doch nur die verächtliche Rolle des Therites.

Alexander trug von seiner frühesten Jugend an das Gepräge eines ungewöhnlichen Menschen an sich. Seine Thränen bey den Erzählungen von den Thaten seines Vaters Philippus, seine Besorgniß, des Vaters Eroberungen möchten dem Sohne die Thore des Siegs auf immer verschließen, beurfunden den über seine Jahre erhabenen Geist Alexanders. Als Beweise der, schon durch große Zwecke geleiteten, Wißbegierde des Knaben, dienen seine Fragen über Persien, die er an die emigrierten Perser that, welche am Hofe seines Vaters lebten; die enthusiastische Verehrung Homers, und weiterhin seine Ergebenheit für Aristoteles und Anaximenes. Die nicht unbesonnene, sondern überlegte Kühnheit, womit er sich den unbändigen Bucephalos dienstbar machte, verschwindet vor dem Feueereifer, mit dem er sich seiner Mutter Olympias gegen seinen strengen Vater, und dessen Günstling Attalus, annahm. Und wenn er, da er zum erstenmale die Meinungen Demokrits von unzählbaren Welten hörte, zu seinem Freunde Anaxarchus sagte: „O! ich Unglücklicher, und ich habe noch nicht eine von diesen Welten erobert!“ Wer ahnet da nicht, daß ein solcher Geist einst unmöglich sich auf der Herrstraße der gewöhnlichen Menschen wird halten können? Wer ahnet es nicht, daß dieser Alexander einst eben so eifrig die Götter, wie die Menschen, in sein Interesse ziehen wird, wenn man

liest, wie er mit vollen Händen, trotz seines Lehrers Leonidas Ermahnungen zur Sparsamkeit, den Göttern so reichlichen Weihrauch opfert? — Wenn wir übrigens den unpartheyischen Geschichtschreibern glauben wollen: so war er von aller Leidenschaft frey, die nur zu sehr, in der Regel, Jünglinge von seiner Lage und seinem Temperamente an ihrem Siegeswagen gefesselt führen. Ruhmbegierde und Herrscher Sinn nahm jedes andere Talent, ja selbst die Wissenschaften in sich auf. Wie man bey einem Wirbelwinde nicht sagen kann, welches eigentlich der herrschende Wind sey, so nimmt eine obsiegende Leidenschaft alle übrigen in ihren Dienst auf. —

So sehr auch die Jugendgeschichte Napoleons, wie die aller großen Männer, ins Wunderbare gestellt seyn mag, so kommen doch alle Erzähler darin überein, daß er als Knabe und Jüngling fast keine andere Leidenschaft gezeigt hat, als ungewöhnliche Lernbegierde, Kühnheit in seinen jugendlichen Entwürfen, und unerschütterliches Festhalten an dem Ideale, welches das Studium des Alterthums in ihm erzeugt, und sein tiefer, ernster Sinn genährt und ausgebildet hatte. Wenig bekümmert um den Beyfall seiner Jugendfreunde und Gespielen, zwang er ihnen scheuende Achtung für sich, seine Zwecke und sein geheimnißvolles Wesen ab. Und wie die bloße Gegenwart des Generals Bonaparte die wilden Bac-

Chanalien an den öffentlichen Orten hinunte, die Statuen und Gemälde voll Obscönitäten verhülten, und die Priester und Priesterinnen der floacisichen Venus vor ihm fliehen ließ, darüber ist nur eine Stimme in den Blättern jener gräuel- und schreckenvollen Tage. —

Ueber dem Eroberer Alexander ist sehr oft der Mensch und Staatsmann vergessen worden. Einigen Geschichtschreibern zufolge, war sein verbrannter Kopf nur voll Donquixotiaden; er durchlief nur die Welt ohne Plan und Zweck, wollte nur erobern, um zu zerstören, nahm keine Rücksicht mehr auf Macedonien, sein Vaterland, noch weniger auf die eroberten Länder. Und doch waren ihm einige der besiegten Völker zugethan, die Mißvergnügten genossen einen Zustand von Ruhe und Sicherheit, wie er nach so heftigen Erschütterungen möglich war, und die Kühnsten fanden sich durch seine Politik außer Stande, ihm im Rücken etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Schon Philippus hatte die Rüstungen zu dem persischen Kriege beschlossen und zum Theil begonnen; schon er hatte, wie die Perser, nicht nur seine Anhänger in Griechenland, sondern ließ sich auch, nach dem Schrecken, worin der Bund der Thebaner und Athenienser durch die Schlacht bey Charonea versetzt war, zu Korinth zum Oberfeldherrn der allirten griechischen Truppen gegen Persien erklären. In jenen Zeiten zogen ganze

Völker gegen einander aus. Vertilgung war der Zweck des Kampfs. Hiezu liefert die Geschichte Griechenlands nach dem peloponnesischen Kriege noch traurige Belege genug. Alexander ließ sich die von seinem Vater ererbte Oberfeldherrnstelle über Griechenland durch das Amphikthonengericht feyerlich bestätigen, und alle griechische Staaten, Sparta ausgenommen, mußten ihm, als dem Schutzherrn, Truppen stellen, um seine weitaußsehenden Plane auf Persien und die Welt zu unterstützen. So geht er nach Asien, siegt an dem nun ausgetrockneten Granikus, bey Issus, und erobert, mehr durch den Glauben an sich und sein Glück, durch Geduld und Beharrlichkeit, als durch Heeresmacht, das unüberwindliche Tyrus. Er erobert Gaza und Aegypten, baut Alexandria, gewinnt die Riesenschlacht von Arbela, oder eigentlich Gangamela, und zieht in Babylon ein. Er dringt in die Bucharey vor, steigt über die Gebirge nach Indien, wo noch ein Rajah ist, der sich in gerader Linie von ihm herschreibt. Und nachdem er den indischen Ocean gesehen und befahren hat, zwingt ihn sein Schicksal, vor dem allein der Unaufhaltbare seinen Felseninn beugt, nach Babylon zurück. So beherrschte Alexander das ganze vorige persische Reich, nebst einem größern Theile Indiens, der Bucharey, Phönicien, Aegypten, und gewissermaßen auch Griechenland, dessen Generalissimus er war. Seine weiteren An-

schläge auf Arabien und Karthago unterbrach sein Tod.

Alexander verstand die große Kunst, die verschiedensten Völker in sein Interesse zu ziehen, und sie durch starke Maaßregeln in Lagen zu versetzen, wo ihre politische Existenz von dem Festhalten an seinen Planen abhing. So fanden sich immer einige Staaten Griechenlands und Asiens durch eigene Lage gezwungen, die Empdrungen im Rücken Alexanders zu bekämpfen und zu unterdrücken, weil sie unter den Umständen, worin sie versetzt waren, ihr Heil und Bestehen nur von dem Gelingen seiner Plane erwarten konnten. So zogen beständig, nicht nur Macedonier und Söldner, sondern auch die Kontingente der verbündeten griechischen Staaten seinem Heere nach, und trotz aller mörderischen Schlachten bestand Alexanders Armee aus lauter Unsterblichen. Bis nach Indien hin, noch im letzten Jahre seines Lebens, trieb Furcht und Hoffnung noch dreißigtausend Mann Fußvold und sechstausend Reiter. Aber, so zerstörend auch seine Kraft gegen alle diejenigen wirkte, die sich seinen Planen widersetzten, so weise eröffnete er sich auch, in Bündnissen mit Fürsten, die theils zu eigenen Zwecken seiner Hülfe bedurften, theils die verderbenschwangre Wetterwolke zu beschwören und abzuleiten wußten, neue Hülfsquellen für künftige Fälle. Dies war, außer andern, der Fall mit den indischen Fürsten Mo-

phis, Taxilis Sohn, und Porus. So wie er überhaupt mehr durch die Kraft seines Gemüths und sein Genie, als durch die Menge seiner Truppen, sich in zwölf Jahren einen großen Theil von Asien und Europa unterworfen hatte, so wußte er auch die Gemüther der Menschen so zu leiten, daß er mitten in eroberten und durch den Krieg verwüsteten Ländern seine Leibwache aus den Besiegten bilden, und seine Macedonier verabschieden konnte. Und wer weiß es nicht, daß viele, ihrer Feigheit und Weichlichkeit wegen verachtete Völker ihm bey den gefahrvollsten Unternehmungen die herrlichsten Dienste leisteten?

Man erwarte nicht, daß ich hier Zug für Zug die Parallele Napoleon's ziehe; theils ist die neueste Geschichte einem jeden Weltbeobachter bekannt genug; theils wird aus dem Vorhergehenden die große Aehnlichkeit des neuen und alten Helden von selbst einleuchten; theils aber könnte sich Verfasser dieses, obgleich entfernt von allem studium et ira, nur unnützen Mißverständnissen aussetzen. Und hier soll weder ausführliche Geschichte, noch auch eine vergleichende, und weniger noch eine lobpreisende Biographie gegeben werden!

Die verschiedenen Feldzüge Napoleons sind keineswegs durch den Zufall und planlos herbey- und ausgeführt worden. Frankreichs Größe war das Ziel, welches das Genie des Generals, Königs und Kaisers vor Augen hatte. Frankreich zu-

erst Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, dann Sicherheit für die Zukunft, dann überwiegenden Einfluß in die Angelegenheiten von Europa, und freyen Handel auf allen Meeren zu verschaffen: das war es, was Napoleon an den Rhein, die Donau und den Po, an den Nil, die Weichsel und den Tajo trieb. Sein Ziel unverrückt im Auge haltend, überzeugte er durch Unterhandlungen und Waffen die benachbarten Staaten, daß Frankreichs Interesse das Aufhören ihrer Existenz, oder ihre engste Verbindung mit ihm unabänderlich heiße. So sahen sich alle Staaten, nähere und fernere, mehr durch sein politisches, als militärisches Genie, auf einmal in ein neues Weltssystem, in eine ganz neue Ordnung der Dinge versetzt, als wären die Gränzen, von Strömen, Gebirgen und Festungen gebildet, wie durch einen mächtigen Zauber verändert, obgleich sie noch unverrückt vor dem leiblichen Auge da lagen; als wäre der natürlichste Freund auf die natürlichste Art von der Welt plötzlich zum Feinde geworden, und sey das Heil nur von der Seite zu erwarten, woher man bis jetzt seinen Untergang gefürchtet hatte. Die Welt war aus ihren Angeln gehoben; es entstanden Völkerwanderungen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen. Völker, getrennt durch Sprache, Neigung, und bisher bestandenes Interesse, wetteiferten, die Pläne des Einen zu befördern, der, indem er sein Ziel verfolgte, alle

übrigen vergessen machte, was ihr Ziel eigentlich gewesen war, und jetzt sey. Ihre Kraft ward die seinige, sein Wille der ihrige, und jeder der durch Neigung oder Gewalt verbündeten Fürsten sah nur sein Interesse, wenn er seine Heere fern vom Vaterlande streiten ließ, und alle Empörungen im Rücken Napoleons verhütete und unterdrückte. Völker, die durch nichts weniger berühmt waren, als durch kriegerischen Muth und Talente zu Schlachten, erwarben sich unter Napoleons Fahnen, von seinem Geiste angehaucht, von seinem Muth gestählt, hoffend und fürchtend, die Bewunderung der Welt, und das Zutrauen und den Beyfall des Helden, der allein nur wußte, was er wollte und was geschah. Nach allen Gegenden Europa's strömten Alexander-Napoleon unaufhörlich neue Schaaren aus den verbündeten Staaten zu. Auch hier sah man Philotas, Hephästione und Parmenione, gleich denen des macedonischen Alexanders, werth geachtet im Rath und im Felde, und mit Fürstenthümern und Statthalterschaften belohnt. —

Alexander ging keineswegs planlos, unbesonnen und ohne Umsicht bey seinen Feldzügen zu Werke. Ehe er den großen entscheidenden Schritt nach Asien hinüber that, hatte er sich nicht nur der meisten bedeutenden Staaten von Griechenland versichert, sondern auch sein Erbreich Macedonien gegen mögliche heftige Erschütterungen von innen

und außen sicher gestellt. Auf feindlichem Boden stehend, war er zwar fest entschlossen, nicht zu weichen, keinen, auch den günstigsten Vorschlägen zum Frieden, die aber mit seinem großen Plan im Widerspruch standen, Gehör zu geben; aber, und eben deswegen, vergaß er nichts von dem zu thun, was der Vorsichtigste und am Siege Verzweifelnde nur immer hätte thun können. Er wußte, und vergaß es nie, wie wahr der Erfahrungssatz ist: multa belli vana. (Im Kriege ereigenet sich Vieles, woran der Weiseste und Tapferste nicht denken konnte.) Er dachte an Alles, durchdachte Alles selbst, führte auch oft Alles allein selbst aus, wenn er an der Entschlossenheit, oder Einsicht seiner Vertrauten und Bewährtesten zweifelte. Er durchzog Asien nicht wie ein Rasender, der nur Darius aufsuchte, um sich mit seinen Elephanten zu schlagen; vielmehr ließ er Abtheilungen seiner Truppen die Umgegenden in verschiedenen Richtungen durchstreifen, sich alle Seiten und den Rücken zu sichern; bestätigte Fürsten, die sich ihm unterworfen, in ihren Würden; eröffnete anderen Aussichten zu Vergroßerungen, und versprach anderen Freyheit, Handel und Reichthümer. In die eroberten Provinzen setzte er Statthalter, um sie zu organisiren, und mit seinen alten Staaten in Verbindung und Harmonie zu bringen; er schonte dabey ihre alten Einrichtungen, so viel sich mit der neuen Ordnung der Dinge vertrug, ließ sie bey

ihren Gottesdiensten und Sitten, und bequemte sich oft selbst nach ihnen. Wichtigen Plätzen gab er macedonische und griechische Besatzung. Er suchte die griechische Sprache in den eroberten Ländern zu verbreiten, um auch hiedurch eine Annäherung so verschiedener Völker zu bewirken, und er ließ sogar auf einmal dreysigtausend Perser von mehreren Lehrern in griechischer Sprache und Wissenschaft unterrichten. Seinen Soldaten gab er Feste, und war nicht nur gegen sie, sondern auch gegen ihre Verwandte im Vaterlande freigebig. Seine Fortschritte und Siege machte er auch von den entferntesten Gegenden seinen Verbündeten bekannt, um seine Feinde durch Furcht in Ruhe, und seine Freunde durch Hoffnung in Pflicht und Treue zu erhalten und zu stärken. Er bedeckte fast ganz Asien mit neuen festen Plätzen und Städten, worin er Besatzung legte, theils um die Kommunikation mit den übrigen Provinzen und dem Mutterlande zu unterhalten, theils um Empörungen vorzubeugen, und überall Anhänger zu behalten und zu erwerben. Am Kaukasus, sonst auch Paramisos genannt, baute er die Stadt Alexandrien an einem Pässe, der nach Medien führte. Verbindung und gegenseitige Unterstützung zu befördern, gründete er in dieser Gegend noch mehrere Städte, die alle eine Tagereise von Alexandrien entfernt waren, und bevölkerte sie, wie er dies überall that, mit Gefangenen,

mit griechischen Soldnern und Invaliden. In Medien, Baktrien, Sogdiana entstanden auf diese Art mehrere griechische Kolonien. Beyde Ufer des Hydaspes, der sich in den Indus ergießt, erhielten zwey Städte. In der Nähe des Indus und Hydaspes erhoben sich Nicæa und Bucephalon; und welche Vortheile gewährten ihm nicht die beyden Alexandrien für den Handel und für Behauptung der Länder, das eine am Ausfluß des Indus, das andere am kanopischen Hauptarm des Nils!

Alexander vergaß bey den wilden Scenen des Kriegs nie die Wissenschaften. Er wußte von dem an Gold und Edelsteinen reichen Salbenkästchen, daß Parmenio unter den erbeuteten persischen Schätzen gefunden hatte, keinen bessern Gebrauch zu machen, als die Schriften Homer's, die er auf allen seinen Feldzügen mit sich führte, darin zu verwahren. Als er in Oberasien stand, ließ er sich durch Harpalus die Tragödien von Euripides, Sophocles und Aeschylus, und andre Bücher schicken. Die Liebe zu den Wissenschaften verlor er auch in Indien nicht, wo im asiatischen Luxus so viele seiner glänzenden Eigenschaften ihr Grab fanden. Dies beweisen seine Liebe zu Anaxarchus, seine Geschenke an Xenocrates, und die indischen Philosophen Dandamis und Calanus. Er führte Gelehrte mit sich, die nicht nur seine Thaten beschrieben, sondern auch die gemachten

Entdeckungen aufzeichneten, sie von Asien aus ins Mutterland verbreiteten, noch mehr aber bey ihrer Rückkunft daselbst bekannt machten. Er führte auß, was er in einem Gespräch mit Craterus und Ptolemäus in Indien äußerte: „Ich werde die entferntesten Länder für alle Völker öffnen. Schön wird mir mein Tod seyn, wenn er mich bey solchen Arbeiten trifft.“ Er ließ eine Flotte in den indischen Ocean segeln, und wieder in den Euphrat einlaufen. Auch das kaspische Meer, zuweilen das hyrkranische genannt, ließ er, und zwar bloß in wissenschaftlicher Absicht, untersuchen. Seine Achtung und sein Schutz, den er Gelehrten erwies, ist von allen Geschichtschreibern nach Verdienst gepriesen. Da nach dem furchtbarsten Kampfe Theben erobert, alle Einwohner als Sklaven verkauft, und alle Gebäude, die Tempel ausgenommen, in einen Steinhaufen verwandelt wurden, schützte er durch die strengsten Befehle Pindar's Nachkommen und ihre Häuser gegen Gewaltthaten. Um Anaximenes willen widerrief er die Zerstörung von Lampsacus, wo dieser geboren war. Seinem vorzüglichsten Lehrer Aristoteles wies er nicht nur eine große Summe Geldes zur Unterstützung in seinen gelehrten Arbeiten an, sondern befahl auch allen seinen Beamten, dem Philosophen in seinen naturhistorischen Nachforschungen auf alle Weise behülflich zu seyn.

Bei der Neuheit der wundervollen Begeben-

heiten unserer Tage, und bey der allgemeinen Aufmerksamkeit auf alles, was Napoleon spricht und thut, wäre es überflüssig, in jedem einzelnen Theil des hier Gesagten die große Aehnlichkeit des alten und neuen Helden zu zeigen. Sie ist so groß, daß man oft nur die alten Namen in neue zu verwandeln braucht. Die beyderseitige Handlungsweise ist sich so ähnlich, daß man ohne weitere Reflexion auf das Urtheil kommt, daß ähnliche Pläne, von ähnlichen Geistern aufgefaßt, fast dieselben Umstände erschaffen, dieselben Maaßregeln gebieten, und dieselben Resultate mit sich führen. Wie vorsichtig, wie umsichtig ist Napoleon bey seinen kühnsten und weitumfassendsten Entwürfen! Wie auf alle die Vanabelli mitten im Laufe seiner Siege gefaßt und vorbereitet! Wie versäumt er kein Mittel, das zu seiner Zeit nützlich werden könnte! Ach! namenloses Unglück hat die Staaten getroffen, die zu sicher waren; viele wurden ein Opfer unaufgeklärter Politik, weil sie zu rechter Stunde, was jetzt ihr Interesse seyn mußte, nicht verstanden. Viele versanken in tödtliche Erschöpfung, weil ihre Kräfte, unweise angewandt, zerstörend auf sie selbst zurückwirkten. Rutheniens Alexander schützte mit der Aegide der vorsehenden Minerva seine weitausgedehnten Staaten.

Wie sehr Napoleon auf allen seinen Feldzügen das Interesse der Wissenschaften wahrnahm;

wie er nicht selten vom Schlachtfelde aus Verordnungen für öffentliche Lehr- und Bildungsanstalten erließ; wie er überall die Musen, ihre Tempel und Priester ehrte; wie seinem Heere ausgezeichnete Gelehrte von allen Fächern folgen: davon liefert sein ganzes öffentliches Leben Beweise in Menge. Aegypten, um nur an Eins zu denken, ward genommen, und bald wieder verloren; aber unverloren sind die Vortheile, welche die Geschichte, Alterthumskunde, Naturgeschichte und Geographie aus diesem kurzen Besiz gewonnen haben. Wenn Vulkane nach den ewigen Naturgesetzen seyn müssen: so ist es doch ein Glück, daß die verwittrte Lava sich für die Nachkommen der schuldlosen Unglücklichen in fruchtbares Erdreich verwandelt. Ist es gleich beweinenßwerth, daß Herculanium, Stabia und Pompeji von der Erde verschwanden: so freut sich der Alterthumsfreund doch, daß er aus dem Schooße der Erde Blüthen und Früchte griechischer Kunst und Wissenschaft hervorziehen kann.

Alexander, Herr von Asien geworden, liefert der Geschichte keine ferneren Data zu einer Parallele; denn theils trat er nicht als Gesetzgeber auf, wie Napoleon, theils ward er zuletzt ein Perser; und wenn man bis nach dem Siege von Arbela, um seiner Mäßigung, Enthaltbarkeit, Keuschheit und anderer glänzender Eigenschaften willen, den bestränkten Blick über das ungeheure

Grab zerstörter Glückseligkeit so vieler Länder und Völker hinweg zu dem unerforschlichen heiligen Wesen erhoben hatte, vor dem Leben und Tod Eins sind, und Leichengefilde des schöneren Frühlings harren: so bedauert man nun das unnütz vergossene Blut von so viel Tausenden, und das Elend der Millionen, die unter den entehrendsten Ausschweifungen ihrer Unterjocher seufzen. Man bedauert es, daß nach Alexander kein Titus kam, der nur an dem Tage glaubte menschlich gelebt zu haben, an dem er Gutes gethan, — kein Adrianus, der den von Trajanus besiegten Fürsten ihre Länder wieder gab, der lieber treue und dankbare Freunde, als hassende Sklaven haben wollte, und wie eine wohlthätige Sonne Licht und Leben in das todte Chaos verwüsteter Länder goß.

Wir wollen am Schluß dieser Skizze noch einen Blick auf die Lichtseite des Gemäldes von Alexander, dem Macedonier, werfen, und einige Züge von seiner erhabenen Denkungsart, und von den Ansichten ausheben, die er von sich, als König von Macedonien, und von seiner Bestimmung hatte. Sein Grundsatz war überhaupt nicht der eines großen Königs, daß ein genossener Augenblick mehr werth sey, als der Nachruhm eines Jahrhunderts. „Ich zähle nicht meine Jahre, sondern meine Siege,“ sagte er. „Sehe ich auf mein Glück: so habe ich lange gelebt. Die Welt ist meine Bühne. Die Gefahren des Krieges

schrecken mich nicht. Mehr Könige sind im Theater, als auf dem Schlachtfelde gestorben.“ Dieser hohe Sinn ließ ihn alle Entbehrungen und Beschwerden ertragen, unter denen oft gemeine Soldaten erlagen, und alle Schwierigkeiten, die sich seinen Planen entgegenstellten, trogen. Als nach Darius' Tode seine Macedonier den Wunsch nach Rückkehr in die Heimath ungestüm äußerten, gab er ihnen zur Antwort: „Könnte ich glauben, daß der Besitz der eroberten Länder mir sicher wäre, o! wie schnell wollte ich zu meiner Heerde, zu meiner Mutter, meinen Schwestern und übrigen Mitbürgern zurückeilen!“ Diesen unüberwindlichen Entschluß, keinen Frieden zu schließen, so lange er noch für die Zukunft Störung seiner Pläne zu fürchten habe, äußerte er am stärksten, als Darius vor der Schlacht von Arbela ihm die glänzendsten Friedensbedingungen vorschlagen ließ. Alle Länder vom Hellespont bis an den Euphrat, drehtausend Talente Silber, die Mitregentschaft über ganz Persien, und eine Heirath mit der Königstochter Statira, dieß waren die Anerbietungen, die nur ein Alexander von sich weisen konnte. Als Parmenio bey dieser Gelegenheit äußerte: „Wäre ich Alexander, ich nähme dieß an,“ erwiderte dieser: „auch ich thäte es, wenn ich Parmenio wäre.“ Und nun wandte er sich zu Darius' Gesandten, und gab ihnen den Auftrag, dem Könige zu sagen: „Zwey Sonnen könnten

ohne großes Unglück nicht zugleich in der Welt seyn.“

Mag immerhin in diesen und andern Ideen Alexanders viel Ueberspanntes und Excentrisches liegen! Wir sprechen hier nicht von Recht und Unrecht. Darüber mögen Andere ihre Stimme abgeben. Aber, wer kann dem Genie die Höhe seines Aufstiegs bestimmen? Wer ihm den Punkt weisen, wo der Gott in ihm zu wirken aufhört, und die Gränze wesenloser Bilder anfängt? Ohne an die Orakel eines Ammonischen Jupiters zu glauben, fühlt sich ein erhabener Geist etwas Anders, als Alltagsmenschen; von selbst, und von innen aus bildet sich in ihm der Glaube an sich selbst; und wird dieser vom Glück gleichsam sanktionirt: so hören wir Uebrigen eine Sprache, die wir nicht zu übersetzen, und sehen Handlungen, die wir nicht zu erklären vermögen. Und wehe dem Nachahmer!

Alexanders Geschichte ist vielen Königen zum Verderben gewesen. Sie erhob den Sinn Julius Cäsars, und stürzte mehr als einen Karl XII. ins Elend. \*)

---

\*) Mehrere Alte erzählten, daß Julius Cäsar schon als Knabe, durch Alexanders Thaten angefeuert, Pläne zur Oberherrschaft über Rom faßte. — Karl XII. trieb Kurtius Geschichte Alexanders zu Abentheuern und aus seinen Staaten.

## III.

## Ueber Ehre und Religiosität.

Der große, scharfsinnende Luther sagt in seinem Katechismus: Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Einen gleichen Zuruf sollte man an die Welt über gewisse Worte ergehen lassen, die von Hohen und Niedern so angewandt werden, daß ihr Gebrauch eigentlich ihr größter Mißbrauch wird.

Zu diesen Worten, die zur Verfälschung der Sache häufig Gelegenheit geben, rechne ich die Wörter Ehre und Religiosität, die zu keiner Zeit öfter und lauter in der Luft mögen getönt haben, als in der unsrigen.

In einem militärischen Werke fand ich ohnlängst die Warnung: man möchte Keinem das Recht geben, über Pulvergebrauch frey zu gebieten, der nicht, dem sprüchwörtlichen Ausdruck zufolge, Pulver erfinden könne. — Würde dieser Satz befolgt, wie viele würden um ihren Feldherrnrang kommen! Eben dies sollte man auf die Worte Ehre und Religiosität anwenden, vielleicht kehrten dann Ehre und Religiosität in die Herzen, wo sie eignetlich wohnen müssen, zurück, vielleicht würden sie thätlich beweisen, wenn man ihr häufiges Spiel auf den Lippen dadurch er-

schwerte, daß man allbekannt zu machen suchte, worin wahre Ehre und wahre Religiosität bestehen; zumal man auch in den alten Zeiten über den Begriff der Ehre nicht im Reinen gewesen, wie unter andern daraus erhellet, daß der Oberpriester dem Marcellus nicht erlauben wollte, die Ehre mit der Tugend in Einem Tempel aufzustellen, welches den lehrreichen Bau des Tempels der Ehre veranlaßte, in den man nicht anders als durch den Tempel der Tugend eintreten konnte.

Ohne auf den Unterschied zwischen absoluter, in strenger Pflichterfüllung bestehender, und relativer Ehre zu merken, die nur des Anscheins solcher Erfüllung bedarf, heißt Ehre in den gewöhnlichen Moralkompendien der Beyfall Anderer zu unsern Handlungen, und Religiosität das gute Benehmen in Dingen, die Bezug haben auf äußere Religionslehren und Verhältnisse. Meines Erachtens aber gehdrt solche Ehre und solche Religiosität nur zur feinen äußern Zucht, die wenig Werth hat ohne das innere unüberwindliche Gefühl für das Ehrenhafte und Religiöse, die beyde ganz und gar Gewissenssache sind, worüber Keinem das Urtheil gebührt, als diesem innern Richter allein; denn was die weltlichen Urtheilssprecher darüber sagen, trifft nur ihren Schein, der leider so häufig ohne das Seyn vorkommt, gepriesen und belohnt wird.

Ehre und Religion haben nur Statt in reinem

Herzen, und können nur richtig geschätzt werden von dem mit diesem Herzen verbundenen gesunden Verstande. Wer nicht sich selbst ehrt, wer nicht wirklich religiös ist, den macht das Urtheil Andern so wenig zum Ehrenmann, als die päpstliche Kanonisation einen alten im Geruch der Heiligkeit gestorbenen Sünder durch Setzung seines Namens in den Kalender zum Heiligen machen kann.

Vielleicht wäre es nicht unrecht, wenn man die Ehre eine weltliche Religiosität, und die Religiosität eine geistliche Ehre nannte, um sich einen richtigen Begriff von beyder Wesen zu machen. Man wird bald finden, daß sie Zwillingschwestern sind, deren Leben von dem Leben der einen und andern abhängt, daß es nur einerley Ehre, einerley Religiosität giebt, und daß man auf einen Weg geräth, der von beyden abführt, wenn man eine militärische, eine bürgerliche, eine Kirchen-, zuletzt eine Fakultäten- und Generals-Ehre und Religiosität stiften oder gestatten will. Wo der Landesherr eine andere Ehre hat, als sein Unterthan, da wird die Ehre der Nation zweydeutig. Mag dieser Satz immerhin ein wenig sonderbar klingen; sobald man, dem Recht gemäß, Lob, Ruhm, Glück, Kleiderbezeichnungen, nicht für Ehre, sondern für bloße Mittel erklärt, deren sich Andere bedienen, um der innern wahren Ehre auch ein äußeres Recht wiederfahren zu lassen, wird man ihn keinesweges paradox finden.

Es sind über das Wort Ehre so ganz falsche, manche sogar höchst lächerliche Ideen in Umlauf gekommen, daß es kein Wunder ist, wenn sich so viele in der Mustercharte vergreifen, und sich recht schlechte Waare statt der guten anschaffen.

Ehre besteht im Gefühl und Bewußtseyn, nichts zu thun, was den Gesetzen wahrer Sittlichkeit widerspricht; man muß daher erstaunen, wenn man oft Leute, die von der Ehre zur Ehre geboren zu seyn versichern, und auf diese geschworen haben, wider den Buchstaben der, von ihnen kaum für voll angesehenen, zehn Gebote handeln sieht, indem sie sflavisch bloß an ihren Worten kleben bleiben. Nehme man nur das Verbot des Stehlens, und sehe, wie dessen wahrer Sinn oft äußere Ehrenmänner so ins Enge gezogen haben, daß sie sich Dinge erlauben, die mancher beim Raften ertappte Dieb sich kaum verzeihen würde. Beweist das nicht, daß sie in dem Wahne stehn, Stehlen und Lügen wären himmelweit von einander verschieden und entfernt, da sie doch ihrer Natur nach Eins sind? Denn wer lügt, der stiehlt in demselben Moment, indem er lügt; man entwickle nur einigermaßen die Begriffe von beyden.

Es scheint dem Begriff der Ehre nicht vortheilhaft gewesen zu seyn, daß man sie mit Muthhaben, Tapferkeit, Gefahrentroß, so verbunden hat, als ob diese ihr Wesen ausmachten. Wer wahre

Ehre besitzt, ist sicher auch immer tapfer, und ohne Scheu vor Gefahr; keinesweges aber ist der Dreiste, der Wagehals, immer ein wahrer Ehrenmann. Jene Eigenschaften möchte ich mit der Einfassung à quatre couleurs um eine orientalische Perle vergleichen, die das Ansehn der Perle hebt, aber nicht ihren Werth ausmacht — oder mit der Inkrustation um ein Stück morschen Holzes, um dieses vor Verwitterung zu sichern. Der es genau untersucht, findet bald die Wahrheit; nur ist es manchmal schlimm, daß man das schöne, klare Stück Bernstein zerbrechen muß, wenn man das elende Spänchen oder das Insekt herausholen will.

Die wahre Ehre ist über alle fremde Belohnung erhaben, sie gnügt sich mit und an sich selbst; und es ist daher eine himmelschreyende Verfündigung an ihr, wenn die Weltlichkeit leichtsinnig mit dem verfährt, was sie mit dem Namen Ehrenlohn zu belegen sich einmal das Recht angemast hat. Wie viel Vorsicht ist also bey dem Vertheilen der Ehrenzeichen nothwendig! Wie viel Nachtheile, wie viele Kränkungen erwachsen der wahren Ehre, wenn auch nicht aus Neid, so doch aus Betrübniß über den Mißbrauch ihres Namens, und aus dem Aergerniß, daß oft das Publikum, aus bloßer Ahnung dessen, was wahre Ehre ist, daran nimmt, und durch Mißverständnisse und Mißgriffe, wodurch dem Ehrenzeichen selbst sein wirklich Ehrenhaftes genommen wird.

Als der Kaiser Sigismund glaubte, befehlen zu können, daß *nolo habere Schismam in ecclesia* für grammatisch richtig anzunehmen, da lachten die Väter des Conciliums, von denen mancher nicht besser Latein als der Kaiser mag gewußt haben; die es aber mit der Sprache ernstlich gut meinten, versicherten den Kaiser, daß auch ein *Semper Augustus Imperii* solches zu befehlen nicht vermdge. — Und so auch mit der Ehre, diesem köstlichsten Kleinode des Edeln, dieser korinthischen Zusammenschmelzung einer hohen Gemüthlichkeit mit gesundem Verstande und unerschütterlichem Willen.

Der Satz: alles was der Mensch hat, giebt er um sein Leben, hat es zur Nothwendigkeit gemacht, in das auf Lebenswagniß gegründete Soldatenwesen die Ehre höchstgenau zu verflechten. So wie man aber die leidige Kunst erfunden hat, den Dukaten so dünn zu hämmern, daß er zur Umgoldung eines Pferdes und seines Reiters hinreicht, und durch diese Dukatenverdünnung den Geschmack am Vergoldungsluxus und manche Armseligkeit veranlaßt hat, so scheint es auch dem Ehrbegriff im Soldatenwesen ergangen zu seyn.

Alle diese Verirrungen und Verkünstelungen sollen uns aber nicht abhalten, an das große Palladium der Fürsten und Völker, die Ehre, zu glauben, und die wahre zum Polarstern, besonders des Dienstlebens, aufzustellen. Ein großes

Unglück, wenn Schicksalswolken ihn dem Lebenspilger verdecken; — eine arge Schande aber bleibt es für den, der ihn nicht von andern Sternen unterscheiden lernt, oder gar die Augen vor seinem Lichtstrahl verschließt.

So wenig nun Tapferkeit, Uneigennutz, Großmuth, die wahre Ehre ausmachen, so wenig besteht die wahre Religiosität in Kirchengängen, Sonntagsfeyer, Mildthätigkeit. Freylich machen, nach dem Sprüchwort, Kleider Leute, aber Menschen macht die Garderobe nicht; wenn indessen sich Jemand einbilden wollte, er könne der Menschenwürde unbeschadet unbekleidet öffentlich erscheinen, hätte man nicht Ursache, an seinem Menschenverstande zu zweifeln? Die Versicherung Christi, daß der, der die sichtbaren Menschen nicht liebt, unmöglich den unsichtbaren Gott lieben könne, läßt sich treffend auf die Religiosität anwenden, und ich habe von der wahren Religiosität dessen eine schlechte Meinung, den ich das Aeußere der Religiosität nicht achten sehe. Eine Regierung, die auf Religiosität hinweisende Befehle giebt, aber Dinge thut, die dem A B C der Religiosität entgegen sind, scheint nur ihren Widerspruch mit sich selbst dem Volk zu verrathen, und wie sehr solche Wahrnehmungen das Gehorsamsblut verschlimmern, mag ich hier nicht auseinandersetzen. Wahre Religiosität ist jene Gottseligkeit, von der Paulus sagt, sie sey zu allen

Dingen nütze, und habe die Versicherung dieses und des zukünftigen Lebens, — mit dem Zusatz: dieses sey gewißlich wahr, und ein theures werthes Wort. Diese wahre Religiosität, die nicht im Aeußern liegt, noch davon abhängt, und deren Charakter indelebilis in einer innern Anhänglichkeit an das göttliche Wesen besteht, entspringt aus der festen Ueberzeugung von dessen Heiligkeit, und macht das Gefühl vom Unschicklichen eines jeden bösen Gedankens und jeder nicht guten Handlung so lebhaft, daß man sie von sich zu entfernen sucht.

Durch unterlassene weitere Ausbildung dieser natürlichen Neigung zu Gott, werden die Menschen irreligiös, und durch eine auch dem Leichtsinrigen unvermeidliche Erinnerung an das Daseyn einer solchen Neigung werden sie abergläubisch, welches sich mit der Irreligiosität sehr wohl verträgt. Wer aber diese Naturneigung nicht sorglos behandelt, dem wird jenes Gefühl für die Gottheit endlich so natürlich, daß er sie in sein ganzes Leben mischt, und dieses dadurch eine so feste Stimmung erhält, daß es aller Mißthune unfähig wird, oder sie bey dem leisesten Anklange gleich für Mißthune erkennt, und davon abläßt.

Die wirkliche Religiosität scharft die Empfindung für alle Pflichten dergestalt, daß man vom Geiste derselben durchdrungen wird, nicht bey dem Buchstaben des ihre Uebung befehlenden Gesetzes

stehen bleibt, sondern letzteres eigentlich im Geist und in der Wahrheit befolgt.

Religion und Konfession machen den Organismus der Religiosität; sie selbst aber ist der Geist, der jenem zum Theil noch Thierischen zur wahren Geistigkeit verhilft, und so zum Leben, das aus Gott ist, stärkt.

Manche Sektenstifter haben eine Ahnung von der Nothwendigkeit und Schönheit eines religiösen Gemüthszustandes gehabt, haben sich aber an ihm vergriffen, indem sie ihn, der ganz individuell zu seyn scheint, methodisch zu machen, und ihn auf gewisse allgemeine Regeln und Gebräuche zu führen, an selbige ihn binden, und ihn zu lehren, versuchten. Der wirklich Religiöse weiß, wie er die Pflichten gegen seinen Nebenmenschen ausüben soll; Bekanntschaft mit ihrem Geiste lehrt, was es heißt: den Nächsten lieben, wie sich selbst, mithin von keinem mehr fordern, als man ihm selbst zu leisten vermag. Bey wahrer Religiosität gewinnt das ganze irdische Leben eine andere Ansicht und einen andern Werth.

Will man sich durch ein Beyspiel zum Begriff echter Religiosität verhelfen, so mache man sich genau bekannt mit dem Leben Christi, und suche den Geist seiner Lehre recht zu vernehmen, den man vergebens unter buchstäbliche Regeln zu bringen künstelt. Das Nachdenken über dieses Leben und diese Lehren führt zum Ideal der Religiosität,

dem man sodann nachstreben muß, um ein wahrhaft religiöser Mensch zu werden.

Das Ahnen der Nützlichkeit einer allgemeinen Volksreligiosität hat die Fürsten veranlaßt, ihren Wunsch, sie gäng' und gebe zu machen, laut zu äußern; allein die Erfüllung dieses guten Wunsches wird gewiß sehr lange ausgesetzt bleiben, wenn die Gesetzgeber selbst so wenig Sinn für Religiosität zeigen, daß sie den auf letztere abzweckenden Verordnungen entweder selbst entgegen handeln, oder ihre Sorglosigkeit für den äußern Religionswohlstand, der doch noch lange nicht Religiosität ist, dem Volke sichtbar werden lassen.

Sollte das Wenige, das ich über Ehre und Religiosität zu äußern versucht habe, nicht schon Jeden ermuntern, über Ehre und Religiosität täglich nachzudenken, und in sich selbst ihren Keim, der in allen Menschen liegt und nur durch Mißerklärungen verkrüppelt ward, jenen zur Ceder, diesen zur Palme, groß zu ziehen? Wie wohl würde sich unter solchem Schatten ruhen lassen! Man lasse sich daher nicht durch Gedanken an die angebliche Unfähigkeit unsers Erziehungsklima von ihrer Pflanzung und Wartung abschrecken.

Das menschliche Leben ist ein geistig botanischer Garten. Der Herr hat dem Menschen den Geist gegeben, um der Erde, die überall des

Herrn ist, zu warten, damit sie Früchte trage zur Nahrung für dieses und das künftige Leben.

Scheffner.

#### IV.

#### Der Sperling im Invalidenhospitale.

Parmentier, der berühmte französische Oekonom und Kartoffelprotektor, hat kürzlich Bemerkungen über die Tauben und Sperlinge, als zerstörende Gäste unserer Feldfrüchte, herausgegeben. Die erstern nimmt er in Schutz und behauptet, sie kratzen nie in der Erde, folglich könnten sie auch von der Saat nichts entwenden und bey der Ernte bloß Nachlese halten. Ferner würde man in einem Taubenkropf, man möchte ihn öffnen zu welcher Zeit man wolle, immer achtmal mehr Unkrautsaamenkörner, als Getreide finden, folglich brächten sie mehr Nutzen, als Schaden; an mehreren Orten Frankreichs habe man die Verbannten wieder aufnehmen müssen, weil man, seit ihrer Verbannung, kein reines Getreide mehr geerntet habe. Dann erwähnt er noch des vortrefflichen Düngers, den sie liefern, und endlich — man wird schwerlich rathen, womit er die Lobrede auf die Tauben beschließt —

endlich hält er Taubenschläge auch sehr vortheilhaft für die öffentliche Moral, weil diese Vögel das vollkommenste Bild der ehelichen Liebe und elterlichen Zärtlichkeit lieferten!

Auf die Sperlinge hingegen ist er, von Rechtswegen, übel zu sprechen. Zwar gesteht er zu, daß sie eine Menge Insekten vernichten, aber dieser Vortheil hebe den Schaden bey weitem nicht auf, denn man habe in dem Kropfe eines gefräßigen Sperlings bis zwey und achtzig Getreidekörner gefunden. Indessen wälzt er doch den Vorwurf von ihnen ab, daß sie keiner Anhänglichkeit fähig wären, und erzählt bey dieser Gelegenheit ein merkwürdiges Beyspiel, welches sich vor vierzig Jahren im Invalidenhause zu Paris zugetragen. Ein alter Invalide, der nur auf einem kleinen Karren sich herumfahren konnte, fing einst zufällig einen jungen Sperling, der eben aus dem Neste kam. Er zog ihn auf, fütterte ihn reichlich und liebte ihn gern, beschloß aber doch endlich, ihn seine Freyheit wieder zu geben. Zum Spaß hatte er ihm eine kleine Schelle um den Hals gebunden, die er auch nicht abnahm, als er ihn fliegen ließ. Der Sperling flog munter davon, doch entweder schreckte die Schelle seines Gleichen noch von ihm zurück, oder es war Gewohnheit und Bedürfnis; kurz, er kam am Abend freywillig nach Hause, setzte sich auf seines Wohlthäters Schulter, begleitete ihn auf diese Weise in seine Zelle, und

hüpfte da wie gewöhnlich in den Käfig, um zu schlafen. Seit dieser Zeit flog er beständig aus und ein, und veranlaßte nicht selten die interessantesten Bemerkungen.

Der Invalide litt oft große Schmerzen; dann wich der Sperling nicht von seinem Bette, bis der Kranke wieder frische Luft genießen konnte. So lange blieb er der aufmerksamste, gefälligste Krankenwärter, drückte durch einen ganz eignen Ton sein Mitleid aus, liebte den Leidenden, und sobald dieser entschlummerte, setzte er sich still vor sein Bett, gleichsam um Jedermann anzuzeigen, daß man den Schlummernden nicht stören solle. Bisweilen schien diese Sorgfalt ihn so ganz zu beschäftigen, daß er seine eigenen Nahrungsbedürfnisse darüber vergaß.

Er erkannte alle Invaliden schon von weitem an ihren blauen Röcken, und war gewohnt von ihnen geliebt zu werden, ließ sich aber doch nie von einem andern greifen, als von seinem Herrn. Wenn er, bey schlechtem Wetter, oder bey strenger Kälte, hinausgeflogen war, so konnte er nicht immer mit gewohnter Bequemlichkeit zurückkommen, weil man in solchen Fällen die Thüren der Invaliden zuzumachen pflegte; aber er wußte sich doch zu helfen; er lauerte bis er einen Blaurock erblickte, setzte sich auf dessen Schulter, und ließ sich so wieder hinein tragen. Desselben Mittels bediente er sich auch oft, wenn er hinaus wollte.

Im Sommer widerfuhr es ihm nicht selten, daß andere Vögel ihn verfolgten; dann retirirte er sich auf die Nütze seines Herrn, das war seine Festung, aus welcher er allen Gefahren Troß bot. Uebrigens fehlte es ihm nicht an Muth; er biß sich wohl mit sechs Sperlingen zugleich herum, und flob nur in der äußersten Noth. Eine seiner furchtbarsten Waffen für die andern war seine Schelle, an die er sich so gewöhnt hatte, daß er sich gleichsam schämte und ein Poltron wurde, wenn man sie ihm abnahm.

Einft wurde er in einem Netz gefangen; der Vogelsteller hatte ihm die Schwanzfedern und die Flügel etwas beschnitten, und ihm die Schelle geraubt. Nach zwey Tagen gelang es ihm doch, zu entschlüpfen, aber traurig und verschämt kam er nach Hause, blieb auch so ganzer acht Tage lang, verlor sogar den Appetit, und fand sowohl diesen als seine Munterkeit nicht eher wieder, bis ihm sein Herr eine neue Schelle umband.

Die Rake, die in den Sälen des Invalidenhauses lauernd umherging, war sein furchtbarster Feind. Wenn er Abends nach Hause kam, um zu schlafen, seinen Herrn aber noch nicht vorfand, so war er nicht so dumm, in seinen Käfsicht zu schlüpfen, weil Niemand da war, der die Thür des Käfsichts verschloß, und er also vor den Rakenklauen nicht in Sicherheit gewesen wäre; dann flatterte er von Bett zu Bett, bis er einen

Wachenden fand, unter dessen Schutz er sich begab.

So regelmässig er auch Abends heim kam, so geschah es doch auch bisweilen, daß er sich verspätete und die Pforten verschlossen fand; dann klopfte er mit dem Schnabel an eine Fensterscheibe, bis man ihn einließ. Des Morgens war er sehr früh auf, und benachrichtigte die Invaliden, was draussen für Wetter sey: denn wenn die Witterung schlecht wurde, so verlangte er nicht hinaus, sondern flog zu dem Bette seines Herrn und blieb da, gleichsam als ob er wüßte, daß dieser bey jeder Witterungsveränderung Gliederschmerzen bekam und er ihn pflegen müsse.

Er wußte recht gut, daß, im Kampf mit mehreren, seine Schelle ihm das Uebergewicht gab, und dieses Gefühl seiner Ueberlegenheit erweckte bey ihm eine Art von Großmuth. Ein fremder Sperling wurde einst auf dem Hofe von einer Menge seines Gleichen überfallen und gebissen. Alsobald eilte Philipp herbey (so hieß der treue Gefährte des Invaliden) und biß und klapperte so lange unter den Feinden herum, bis er sie verjagt hatte: Man sollte denken, die Schelle habe ihn gehindert, gewisse Freuden zu genießen, denen die Sperlinge bekanntlich sehr ergeben sind, und daß kein Sperlingsweibchen es gewagt haben werde, einem so geräuschvollen Liebhaber ihre Gunst zu schenken; aber es blieb ihm

auch in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig, und man hatte oft Gelegenheit, den echten Sperlingseifer zu bewundern, mit welchem er sein Weibchen liebte, und der bisweilen für seine Gesundheit fürchten ließ. Gewissenhaft theilte er seine Zeit zwischen dem kranken Herrn und seiner eignen kleinen Familie, trug der letztern reichliche Nahrung zu, und verließ sie nicht eher, bis sie seiner nicht mehr bedurfte. Nur höchst selten, in der Jahreszeit der Liebe, versäumte er die Pflicht gegen seinen Wohlthäter und blieb wohl einmal eine Nacht aus dem Hause, doch sicher fand er sich am andern Morgen wieder ein. Gewöhnlich befolgte er die Gesetze des Hauses mit eben der Subordination, als die Invaliden selbst.

Indessen war Philipp doch auch nicht ganz fehlerfrey; der größte seiner Fehler war die Eifersucht, die eines Tages seinem Weibchen beynah das Leben gekostet hätte. Vermuthlich hatte sie ihm Veranlassung zu gegründetem Argwohn gegeben, denn er riß sie plötzlich aus dem Neste, mißhandelte sie, und würde sie umgebracht haben, wenn sein Herr sich nicht in's Mittel gelegt und sie gerettet hätte. Philipp besänftigte sich nach und nach, liebte das Weibchen wieder, und führte sie selbst zurück in ihr Nest.

Sehr eifersüchtig bewies sich Philipp auch gegen einen Kanarienvogel, der nur ein Bein hatte, und um so mehr sein Mitleid hätte erregen sollen,

da er selbst einäugig war, und also wohl wissen konnte, wie einem Invaliden zu Muth ist. Aber wenn sein Herr den Kanarienvogel lieblosen wollte, so mußte er sich sehr in Acht nehmen, daß der Sperling es nicht gewahr wurde, sonst gerieth dieser in eine Art von Wuth, flog auch wohl davon, und bestrafte seinen Herrn durch ein längeres Außenbleiben.

Der Marschall Viron besaß einen prächtigen Garten in der Nachbarschaft, in welchem die Sperlinge ihm oft großen Schaden anrichteten, weshalb er beschloß, sie alle zu vertilgen; als er aber hörte, daß Philipp die einzige Freude eines alten fränklichen Invaliden ausmache, da begnadigte er das ganze Sperlingsgeschlecht, damit nicht zufällig auch dieser liebenswürdige Sperling mit getroffen werden möchte.

Parmentier beschließt seine Erzählung mit einer Anweisung gegen alle Ungläubige, welche die Wahrheit derselben bezweifeln möchten, sich im Invalidenhospital zu erkundigen, wo man ihnen dieselbe bestätigen werde.

Koheue.

## V.

## Der Flötenspieler.

## Erzählung.

„Grobian!“ rief mein gutmüthiger Fuhrmann, und ein schöner englischer Reisewagen, von einem flüchtigen Postzuge dahin gerissen, donnerte auf der Chaussee vor uns vorüber.

Es ist mir immer vorgekommen, als taxirten Fuhrleute die Menschen im Wagen nach dem Vieh vor dem Wagen. Ich will nicht entscheiden, ob sie den wahren Maasstab des Respekts gefunden haben. Vor der Extrapost haben sie einen eigenen Extrarespekt. — So war mein Jürgen froh, daß sein vorschnell nachgerufener Grobian von dem Rollen des Wagens verschlungen ward, denn was hätten wir beyde gegen Vorkreiter, Kutscher und drey Bedienten, die als Ueberfracht galten, ausrichten wollen, wenn es ihnen eingefallen wäre, ihr point d'honneur gegen uns geltend zu machen, und dadurch zugleich das point d'honneur des Herrn im Wagen zu retten? —

„Sie werden wohl aussteigen,“ fuhr Jürgen dann nach einer Pause fort, „der Schwengel ist kaput und die Achse ist auch gesplittert. Ich will Gott danken, wenn ich den leeren Wagen nach Erlau bringe. — Mein Handpferd hat von der Deichsel einen Schlag gegen den Vorderbug ge-

kriegt, daß ihm Hören und Sehen verging. — Wir müssen in Erlau liegen bleiben.“ —

Je mehr ich dieses Liegenbleiben fürchtete, um so hastiger sprang ich aus dem Wagen. — Mein Fürger ging nebenher und leitete die Pferde langsam dem Dorfe zu, welches etwa noch eine kleine Viertelstunde entfernt war.

Man reise in welcher Absicht man will, jeder Aufenthalt ist widerwärtig, zumal wenn ihn die Maschinen machen, die uns denn nur zu lebhaft daran erinnern, daß wir selbst Maschinen sind; denn das Reisen giebt dem Menschen eine Ahnung seiner geistigen Freiheit, die der Sklave auf der Galeere des Geschäftslebens und des leidigen Bedürfnisses nie gewahr wird.

Wie nun aber mir? — Ich reiste Dir, meine Julie, entgegen, Dich wollt' ich aus dem väterlichen Hause in das meine führen, wo Du mich zum Hausvater machen solltest. — Wenn ein Städter diese Blätter liest, der in seinem Städtchen die Geliebte seines Herzens fand, dem ihr Anblick, ihre Unterredung täglich ward, der — mehr dieses alltäglichen Hofdienstes müde, als von innerer Sehnsucht glühend — den Tag der Hochzeit erwartet, — er wird nicht ahnen können, was ich empfand, als es hieß: „wir müssen in Erlau liegen bleiben.“

Ueberdem hatte ich in Erlau eine Tante, die ihre Blüthenzeit in der Residenz verlebte, und

mit ihrer Erinnerung noch fest an den Mauern hing, die einst alles, was für sie wünschenswerth war, umschlossen. — Welchem Verhör sah ich entgegen! Glücklich ist, wer auf seinem Lebenswege den Tanten immer ausweichen kann; sie sind die Hemmketten am Wagen der Freude und greifen in unsere zwanglose Heiterkeit ein, wie das kalte Ceremoniel in die Herzlichkeit eines frohen Festes.

Diese Tante war die Ursache, daß ich Erlau, so nah es meinem Wohnort, der Residenz, lag, noch nicht gesehen hatte. Ich war entschlossen, mich, sobald Julie die meinige seyn würde, jeden Sommer dort aufzuhalten, denn die Gegend wurde als reizend gepriesen, und da ein appanagirter Prinz jeden Sommer dort zubrachte, so war auch für einigen Umgang gesorgt, den man auf dem Lande nur zu leicht vermißt.

So oft ich zu Julien reiste, vermied ich Erlau, obschon der nächste Weg darüber führte, um von der Tante nicht, durch Artigkeiten und Gefälligkeiten, gegen die sich so selten etwas ausrichten läßt, aufgehalten zu werden. Die Erlaubniß, auf dem Wege zur Hochzeit vorbeifahren zu dürfen, hatte ich mir übrigens durch das Versprechen ausgewirkt, auf der Rückkehr einzusprechen und ihr meine Frau vorzustellen. — Allein so sollte es mir nicht werden, die Achse brach noch vor dem Dorfe, und vier und zwanzig Stunden mußte ich

wenigstens verweilen. Es versteht sich aber von selbst, daß man in keinem Dorfe der Welt eine Achse brechen und vier und zwanzig Stunden liegen bleiben kann, ohne daß die Geschichte dieses Unfalls im ganzen Neste bekannt wird. — So war es vergeblich, mich der Tante zu verbergen, und — wie bey jedem Verlust oder Unglück — rannte ich ihm auch hier getrost entgegen, denn es giebt keine größere Marter, als so etwas gemächlich auf sich anrücken zu sehn.

Die Tante, welche, so lange sie jung war und sich in der Residenz aufhielt, immer in der Nähe des Schauspielhauses wohnte, hatte sich in Erlau ein Häuschen in der Nähe der Kirche gemiethet, die auf dem Dorfe in mancher Hinsicht die Stelle eines Theaters vertritt. — Ein paar spielende Kinder zeigten mir die Wohnung der Mamsell; denn so hieß sie vorzugsweise, als die Einzige ihrer Art.

Ich klinkte auf, die Schellen rasselten, aus seinem Korbe unter der Treppe erhob ein alter ausgedienter Mops ein unendliches Gebell, von dem er selbst nichts mehr hören zu können schien, und in einem benachbarten Zimmer schriem gellend zahlreiche Kanarienvögel. Das ganze Haus ward von diesem Lärm erfüllt, bis durch die Hofthür eine zarte, etwa zwölfjährige Brünette trat, die einen Gartenkorb voll abgepflückter Rosenblätter trug, und durch ihre

Erscheinung schon die Ruhe im Hausflur wieder herstellte.

„Mein Herr! was ist zu Ihren Diensten?“ —

Ich wünschte Mamsell L.... aufzuwarten.

„Sie hält jetzt Mittagruhe, und wir stören sie nicht gern, weil sie seit ein paar Tagen unpaß ist. — Wollen Sie indeß in den Garten treten?“ —

Ungern wollte ich der kränkelden Tante zur Last fallen, und war schon Willens zu gehen, ohne mich zu erkennen zu geben; allein es war mir schon bey dem ersten Anblick des Wirthshauses einleuchtend gewesen, daß ich da nicht wohl übernachten konnte. — Ich folgte daher der Einladung des Mädchens, welches vor mir her in den Garten hüpfte.

Aber die Unpäßlichkeit der Tante — begann ich —

„Mein Herr — Sie sind —“ fiel mir das Mädchen in's Wort —

Der Neveu der Mamsell L.... aus M.

„Mein Gott, wir haben Sie erst in vierzehn Tagen erwartet. — Ihre Frau Gemahlin —“

Noch habe ich keine Frau, ich bin auf dem Wege, sie zu holen, und — habe hier vor dem Dorfe den Wagen zerbrochen.

„Gottlob!“

Wie so?

„Ich meine nur, weil noch nicht alles im

Stande ist, Sie und Ihre Frau zu beherbergen. Wir haben recht gearbeitet, und die Mamsell hat sich dabey so angegriffen, daß ihr gar nicht wohl ward.“ —

Daß thut mir leid.

„Ja, das ist keine Kleinigkeit: die Zimmer, die Betten, das Weißzeug, die Gedecke, das Porcellan auf dem Kamin, die alten Familienbildnisse an der Wand, alles ist durch unsere Hände gegangen. — O! Mamsell freut sich recht sehr auf die schöne junge Frau — sie will ihr alle mögliche Ehre und Artigkeit erweisen — Sie kommen doch mit ihr wieder zu uns?“

Gewiß.

„Nun, für Sie soll heute schon gesorgt werden, das hat nichts auf sich — Eh' die Mamsell erwacht, hätte ich gern noch die zerblätterten Rosen eingesammelt. Helfen Sie mir doch, aber die frischen pflücken Sie ja nicht.“

Ich that's, und sie erzählte mir dabey, wie sie diese Rosenblätter in die Stadt schickten und an den Apotheker verhandelten, daß die Mamsell meine, man müsse jeden kleinen erlaubten Gewinn in Acht nehmen, und dabey ließ sie mich so manchen Blick in das häusliche Leben der Tante thun, daß ich um so mehr gerührt ward, je enger Häuslichkeit und Ziererey, Gutmüthigkeit und Sucht nach Standesgebähr zu erscheinen, dabey mit einander verbunden waren, — denn es giebt

eine gewisse Art von Lächerlichkeiten, die, mit dem Rührenden vereinigt, eine tiefe Wehmuth hervorzubringen vermögen. Bey mir wurde sie dadurch vermehrt, daß ich mir den leisen Vorwurf machen mußte, ihr in meinem stillen und lauten Urtheil oft Unrecht gethan zu haben. — Zugleich erfuhr ich, daß Ernestine, so hieß das Mädchen, die Tochter des Küsters in Erlau war, der vor ein paar Monaten als Wittwer starb und drey Töchter hinterließ, von denen meine Tante die jüngste zu sich genommen hatte.

Der Garten hatte eine angenehme Lage und verkündigte den Fleiß und die Achtsamkeit seiner jetzigen Besitzer, durch eine emsige Kultur, die überall sichtbar war. Terrassenförmig stieg er den Berg hinab, um welchen Erlau erbaut war; hier und da ragten tiefer und tiefer die Strohütten und einzeln rothe Ziegeldächer aus dem muntern Grün der Bäume hervor; in der Tiefe dehnte sich eine Aue, von einem Flusse durchschlängelt, hin, der auf der andern Seite des Dorfs einen breiten See bildete. Dies alles ward von schwarzen Nadelwäldern in der Ferne eingeschlossen. Das Wohnhaus lag auf der Höhe und über dasselbe ragte eine schöne Dorffirche hervor, welche der Prinz im gothischen Geschmacke hatte neu erbauen lassen, weil dieser Berg gerade die Aussicht von seinem Schlosse begränzt.

Ich schien mir in der Gegend zu Hause zu

seyn, und auch das innere Leben und Treiben in dem Haushalt meiner Tante war mir nicht mehr fremd, als ihre wohlbekannte Stimme durch den Garten erscholl. Es war natürlich, daß ich sogleich zu ihr eilen wollte, aber Ernestine drang darauf, daß sie mich erst melden müsse.

Dies geschah; ich trat ein, und wurde mit einer Herzlichkeit empfangen, die auf eine rührend komische Art durch altfränkische Höflichkeit beschränkt ward. Was soll ich erst erzählen, wie sie überrascht schien, mich jetzt zu sehen, wie sie auf meinen Empfang durchaus nicht gefaßt war, wie sie Sorge trug, mir Erquickung und Erholung zu gewähren, wie sie nach meinem Unfall sich so umständlich erkundigte, wo, und wie, und wann ich die Achse gebrochen hätte, und wie dann die leise Erkundigung nach meiner Braut anhub, die allmählig in ein förmliches Verhör überging, wo ich durchaus ihren ganzen Stammbaum, rechts und links bis Gott weiß wie viele Ahnen hinauf, wissen sollte, wo bald dieser Geheimerath, bald jener Superintendent genannt ward, der nun mit aller Gewalt zu unserer Sippschaft gehören mußte, und wie ich, dieser Art von Unterhaltung schon längst überdrüssig, am Ende ungehalten ward, als sie die Rede auf das Vermögen und die Mitgabe spielte, an die ich noch nicht gedacht hatte: — wer eine Tante hat, weiß das von selbst, und wer sie nicht hat, glaubt der treuesten Schilderung nicht,

daß man ein völlig ausgewachsener Mensch, ein Mann bey der Stadt oder bey dem Staate seyn kann, und doch noch immer unter der Botmäßigkeit einer Tante stehen soll, die einen seltsamen respectus parentelae heischt, und ihn auf eine so gutmüthige, aber doch so verdrießliche und langweilige Art ausübt, daß man um so mehr dabey aussteht, je weniger man mit einem Schein des Rechts dazu ein verdrießliches Gesicht machen kann. — Ich saß wie auf der Folter, denn so oft ich das Gespräch ablenkte, so oft mußte sie es leise oder gewaltsam wieder dahin zurückzuführen, wo sie mit allen ihren Gedanken und mit ihrem ganzen Interesse war.

Der Nachmittag verstrich, ohne daß ich ihn angenehm gewahr ward. — Ich schlug gegen Abend einen Spaziergang durch das Dorf vor, und machte ihn an Ernestinens Hand, denn die Tante war zu sehr mit Zubereitungen auf das Abendessen beschäftigt, zu welchen sie auch den jungen Pfarrer mit seiner Frau eingeladen hatte, die eine Tochter des vorigen sogenannten Hofpredigers war. — Ein Kind ist ein sehr angenehmer Gefährte auf einem Spaziergange durch die freye Natur; es ist naiv, und folglich wie sie, und die Kleinlichkeit seiner Aufmerksamkeit weckt oft des Städters Blick und Gefühl, welche an den Gegenständen hinstreifen. Wir hatten von fern, jenseits des Sees, den Park des Prinzen gesehn, aus

dessen dunkeln Eichengrün die weißen Säulen des Pallastes hervorrugten, und waren dann über die Gräber des Kirchhofs, der sich den Hügel hinab dehnte längs des Sees, hinaufgestiegen bis wieder zu der Kirche, wo eine herrliche Aussicht uns sich öffnete.

Ich war gestärkt durch diesen Gang, ich hatte mich selbst und meinen freyen Sinn wieder gefunden. Mich hatte das Bewußtseyn der Liebe in der ganzen Natur zu der Höhe gehoben, wo die Verwandtschaft kleinlich erscheint. Mein Geist war bey ihr, bey Julien, bey Gott!

Als wir in das Haus der Tante zurückkehrten, fanden wir die Abendgesellschaft schon beysammen — Land und Stadt unterscheiden sich sehr wesentlich darin, daß man auf jenen das Geheimniß versteht, das Leben zu verleugnen, indem man die Tage verkürzt, in dieser aber das Leben verkürzt, indem man die Tage verlängert. — Der Prediger, ein junger Mann von lebhaftem Geiste, und einer Herzlichkeit, wie ich sie jedem Landprediger wünschte, unterhielt mich zuvörderst mit dem, was auch ein Fremdling auf dem Lande interessant finden kann, dann verloren wir uns in die Literatur zurück, und wurden einig, daß man für diese nur auf dem Lande recht leben kann. Er war, wie ich vernahm, erst seit einem Jahre hier, und hatte die Tochter seines Vorgängers geheirathet, mehr aus Mitleid und Wohlgefallen, als aus

Bedürfniß eines Amtes, welches ihm bey seinen Kenntnissen und Fähigkeiten nicht entgehen konnte. Seine Gattin, eine junge schlanke Gestalt, deren Reize durch einen Zug von Schwermuth auf eine eigene Art Theilnahme zu fordern schienen, sah dem nahen Augenblick entgegen, wo sie Mutter werden sollte.

Durch unsere Unterredung war ich in Erlau fast ganz einheimisch geworden, doch schien, wie jeder, auch der kleinste, Ort seine Geheimnisse hat, über den Schicksalen des vorigen Hofpredigers ein eigenes Dunkel zu schweben, welches ich, da man es gefließentlich unterhielt, um so weniger aufzuhellen suchen durfte, da seine Tochter in der Gesellschaft war. Neugier wäre hier ein zweyfaches Verbrechen gegen Wohlwollen und gesellige Artigkeit gewesen. Vielleicht kam daher der schwermüthige Zug in ihrem Gesichte. Mir war es, als träten ihr die Thränen bey leiser Erinnerung in die Augen.

Vertrauliche Gemüther finden sich leicht aus, und da keine Hoffnung war, daß mein Wagen vor morgen Abend ausgebessert seyn würde, so nahm ich die Einladung des Pfarrers zu einem Spaziergang auf den nächsten Morgen, wo wir den Park des Prinzen besehn wollten, und auf ein Mittagsbrot in seinem Hause an. — Wir schieden, und mir ward ein Zimmer im Erker des Daches angewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## VI.

## St. Petersburg vor hundert Jahren.

Nach der Beschreibung eines Augenzeugen.

Das Bild der ersten Gestalt und Gestaltung einer großen Residenz, welche in hundert Jahren zu einem Glanz emporstieg, der ihre älteren Schwester überstrahlt, dürfte für den Beobachter im Allgemeinen schon, noch mehr aber für alle die, welche sie in ihrer jetzigen Glorie gesehen und täglich vor Augen haben, nicht ohne Interesse seyn. Dies möge die Mittheilung der nachstehenden Skizze vom alten Petersburg rechtfertigen, die wir aus einem der Makulatur entriffenen deutschen Buch entlehnen, dessen Verfasser sich bey der Herausgabe desselben, im Jahr 1718, als einen damaligen Bewohner der Kaiserstadt genannt hat. Wir lassen ihn, ohne alle weitere Einleitung, gleich selbst reden, überzeugt, daß alles Parallelisiren und Vergleichen da überflüssig ist, wo jedem Augenzeugen die Vergleichung überlassen bleiben muß; und bemerken nur noch, daß, außer einigen Abkürzungen des Originals und einer nothig geschienenen Umschmelzung der Sprache, keine Aenderung damit vorgenommen — und unsere Quelle durch nichts getrübt worden ist.

---

Nachdem der Czaar (Peter der Große) im Jahr 1702 den 12ten Oktober sich der Festung

Nöteborg (Schlüsselburg) am Ladogasee be-  
 meistert hatte, zog er sich im darauf folgenden  
 Jahr mit seiner Armee an den großen Nie-  
 strom (Neva) herunter, und nahm dort, nach gerin-  
 gem Widerstand, die schwedische Festung, Nie-  
 schanz genannt. Noch weiter abwärts, da, wo  
 jetzt Petersburg steht, bezogen die Truppen ein  
 großes Lager, so daß die Infanterie auf der finni-  
 schen und die Kavallerie auf der ingermanländ-  
 schen Seite kampirte. Hier beschäftigte den Mon-  
 archen die Besichtigung der Küsten und nahen In-  
 seln; er erforschte ihre Beschaffenheit in Person  
 und vertraute sich deshalb fast täglich auf einem  
 kleinen Boot der stürmischen See. Der erste Ge-  
 danke zur Anlegung einer Festung, aus der her-  
 nach die Residenz hervorging, entsprang bey ihm  
 um diese Zeit. Eben so schnell, als er entsprang,  
 suchte er jenen Gedanken auszuführen. Zuerst  
 wurden tausend Mann nach der äußersten Insel  
 Kutsary detaschirt, die dort für immer festen  
 Fuß faßten, ungeachtet die Schweden bey der  
 ersten Kunde davon die Aufhebung und Vertrei-  
 bung dieses Korps, nicht ohne Aussicht eines gün-  
 stigen Erfolgs, versuchten. Eine bey dieser Ge-  
 legenheit glücklich vollführte Kriegslist rettete die  
 Russen und machte jenen Anschlag zu Schanden.  
 Diese zogen sich nämlich, bey Annäherung des  
 Feindes, hinter die am Meerstrand aufgethürmten  
 Steinhaufen zurück und feuerten aus diesem Hin-

terhalt auf ihre Gegner, die sich nicht schnell genug durch die Flucht retten konnten und zum Theil in der See ertranken.

Es ist gewiß, daß von diesem Augenblick an der Entschluß des Czaars, hier eine Stadt zu gründen, bey ihm wurzelte. Er äußerte bey der Gelegenheit seine Verwunderung darüber, daß die Schweden diesen Platz nicht nachdrücklicher zu behaupten versucht, so wie auch, daß sie ihre Schanze Ternie nicht der Ostsee näher gebracht hätten. Anfangs war sein Plan, die neue Festung ganz am Ausfluß des Stromes anzulegen; bald fand er jedoch wieder Gründe für das Gegentheil, bis er endlich, unschlüssig in der Wahl, einen Mittelweg einschlug, und auf die Art Petersburg da entstand, wo es steht.

Mit Macht wurde nun noch in demselben Jahr (am 3ten May 1703) der Bau begonnen; in allen Provinzen des Reichs erging die Aufforderung zur Hülfe, und mehrere hundert Meilen weit strömten von allen der czaarischen Herrschaft unterworfenen Völkern Hunderttausende herben, um Hand an's Werk zu legen. Tataren, Kosaken, Kalmücken u. waren hier mit den Eingebornen zu einem Zweck vereint. Unglaublich scheint es, doch habe ich es selbst gesehen, daß die Erde zum Bau der Festung nur im Zipfel oder Schooß des Rocks und in kleinen Säcken auf den Schultern herbengetragen wurde; ein Umstand, der,

vereint mit der Kürze der Zeit, in welcher der Bau gefördert ward, auf die ungeheure Menge arbeitender Hände schließen läßt. Man sagt, daß allein hunderttausend Menschen, der Arbeit ungewohnt und der gewohnten Nahrung entbehrend, dabey umgekommen wären. —

Was die Festung selbst betrifft, so ist sie mehr lang, als breit, hat sechs Bastionen, an der finnischen Seite ein Kronenwerk mit Außenwerken und gegenüber Stromaufwärts ein kleines Ravelin. Innerhalb derselben stehen vier Reihen niedriger, hölzerner Häuser, worunter die meisten mit Erdschollen oder Rasen gedeckt sind, denen die Rinde von Birken zur Unterlage dient. Mitten durch die Festung geht ein aus dem Strom geleiteter Kanal, an welchem eine kleine russische Kirche, von Holz, in holländischem Geschmack, erbaut ist. Es ist im Thurm ein Glockenspiel, das jedesmal vor dem Seigerschlag gerührt wird; in Ermangelung eines Uhrwerks werden die Stunden durch Schläge an einer Glocke mit der Hand angedeutet. In derselben Häuserreihe am Kanal zeichnet sich auch eine lutherische Kirche und das äußerst schlechte Kommandantenhaus von Holz aus. Das Magazin und die Apotheke, die hier weiter folgen, sind von Stein und inwendig gewölbt. Die Festung hat übrigens nur ein Thor; außer diesem aber eine Kommunikationspforte, dem Kronenwerk gegenüber.

Im Jahr 1710 fing man auch an, die zuerst aufgeworfenen Erdwälle abzutragen, und an deren Stelle massive Mauern, mit Kasernen und Batterien, aufzuführen.

Ueber den Strom, nach der finnischen Seite zu, geht von der Festung eine schöne, etwa dreihundert Schritt lange, hölzerne Brücke, mit zwey Zugbrücken, und zu beyden Seiten des Stromes erhebt sich die vom Czaar neu angelegte Stadt — deren Beschreibung hier folgt.

An dem Ufer finnischer Seite, aufwärts, stehen einige ansehnliche Häuser, wiewohl in russischem Geschmack erbaut, worunter sich auch des Fürsten Menzikoffs Haus, von Holz, befindet. Ferner sieht man hier einige Häuser mit weitläuftigen Höfen, welche die vornehmsten Minister, einige Generale und andere Großofficianten der Krone bewohnen. An der Seite, wo der Strom sich von Ladoga herunterzieht und einen rechten Arm bildet, sind auch noch viele russische Häuser, etwas weiter hinauf zwey Militärspitäler und der evangelische Kirchhof. Jenseits des Arms befindet sich ein großer russischer Kirchhof und, in einiger Entfernung davon, ein Kloster. Am Ufer legen oft einige hundert bis tausend platte Fahrzeuge (Strusen) an, die von Ladoga, Nowogorod &c. mit Lebensmitteln und Waaren herunter kommen. Ganz in der Nähe der Festung war der große russische Markt, der aus lauter hölzernen Buden bestand,

welche in einer Nacht (im July 1710) bis auf den Grund abbrannten. Ihre Stelle nahmen nachher an allen vier Ecken des Platzes errichtete Galgen ein, der Markt aber wurde etwas mehr seitwärts, der finnischen Gränze zu, angelegt. Auch sieht man unter dem Kronenwerk ein paar Reihen elender, kleiner Hütten und Boutiquen, worin die Piroggenbäcker, Marktender und Kleiderkrämer ihr Wesen treiben. Weiter Stromaufwärts ist die russische Slobodde oder Vorstadt, worin nur ganz gemeine Leute wohnen. Hinter dem Kronenwerk, am Ufer des Stroms stehen einige lange Gebäude, die zu Gefängnissen dienen; dann folgt die bloß von Tataren, Kosaken, Kalmücken und Türken bevölkerte tatarische Slobodde, „wo man eine gar feine Haushaltung zu sehen bekommt.“

Auf der andern Seite des Stroms und der Festung, gegen Mittag, liegt die deutsche Slobodde, auch die Admiralitätsinsel genannt, meist von Deutschen und Holländern, von den fremden Gesandten und einigen Eingebornen bewohnt. Dicht am Ufer zieht sich, wohl eine Meile in die Länge, eine weitläufige Häuserreihe, die, mit geringer Ausnahme, alle in russischer Manier gebaut sind; oberhalb des Stroms stehen einige Ziegelöfen, noch von einzelnen russischen Häusern umgeben. Gleich dahinter pflegen im Sommer, während dem Aufenthalt des Czars, die Trup-

pen zu kampiren. Hier, dicht am Strom, ist auch die czaarische Residenz, ein kleines, von einem Garten umgebenes, Häuschen, in holländischem Geschmack; gleich dabey ist ein Vogelhäuschen. Vorn im Garten erhebt sich jedoch ein großes Gebäude, das für die Hofbedienung und Sr. Majestät Schiffküche bestimmt ist, und im Hintergrunde ragt ein ähnliches hervor, worin sich eine Wasserkunst befindet, die durch Räder getrieben wird; daneben ist eine kleine Menagerie. Hinter der Wasserkunst ist wieder ein Haus für die Bedienung und die Garde, die jedoch nur aus weniger Mannschaft besteht. Noch weiter rückwärts macht ein zirkelförmiges Drangeriegebäude den Beschluß. Hinter dem Garten befindet sich noch ein großes Vorrathshaus, zum Bedarf der kaiserlichen Küche. Der ziemlich ansehnliche Garten ist von einem deutschen und einem holländischen Gärtner versehen, der dabey befindliche Küchengarten aber von einem Schweden.

Hiernächst kommt man an die rechte Slobodde, am Wasser, die ungefähr ein paar hundert Schritte von der czaarischen Residenz entfernt und von derselben durch eine Wiese getrennt ist. Ein großes, sogenanntes Weinhaus ist das erste, was einem hier in die Augen fällt; es ist zwey Stock hoch und mit einer doppelten Gallerie versehen, die um das ganze Haus läuft. Doch war während meiner Anwesenheit nichts weniger als Wein darin zu

finden, „wiewohl Se. czaarischen Majestät dort zuweilen Asseembleen gehalten und traktirt.“ So wurde z. E. im Sommer 1710 der Namenstag des Monarchen, und wegen des Sieges bey Pultawa ein großes Freudenfest, darin celebrirt. Auf der obersten Gallerie dieses Hauses müssen sich zu Zeiten, um die Mittagsstunde, die deutschen Kunstpfeifer mit ihren Zinken und Posaunen hören lassen. —

Von diesem Hause etwas abwärts zieht sich eine Reihe hölzerner Häuser, nach russischer Art, worunter jedoch ein kleines in holländischer Manier erbautes Häuschen sich besonders auszeichnet, worin Se. Majestät sich den Winter über aufhalten. Nicht weit davon wohnt der Viceadmiral, Kornelius Cruys, ein Holländer, oder doch unter Holländern erzogen. Seine Wohnung besteht aus mehreren Gebäuden, von einem weitläufigen Hof umgeben, in dessen Mitte sich eine lutherisch-reformirte Kirche befindet. In Ermangelung der Glocken wird hier das Zeichen zum Gottesdienst durch die aufgezugene gewöhnliche Flagge des Admirals gegeben. Der erste Prediger bey dieser Kirche war ein Deutscher, aus Göttingen, Namens Wilhelm Toll, der aber schon 1710 zum Leidwesen seiner Gemeinde, die ihn liebte, starb. Er predigte deutsch, holländisch und finnisch. — Neben dem Viceadmiral wohnt ein griechischer Kaufmann und Kapitalist, „der

ein feines Haus hat,“ das von Holz, aber im italienischen Geschmack gebaut ist; daneben wohnt der Großadmiral, Graf Apraxin, in einem weitläufigen hölzernen Gebäude deutscher Art. Hierauf folgt das Haus des Admiralitätsraths Rykin, und dann der Admiralitätshof, der, ins Gebierte gebaut, weitläufig angelegt, mit Wall und Graben versehen ist und vier Eingänge hat. Hier werden die großen Schiffe gebaut und ausgerüstet. Gleich daneben ist eine kleine russische Kirche oder Kapelle, und dicht dabey eine Kabacke. Dann kommt die Seilerbahn, wo die großen Mast- und Ankertaue, und was sonst zur Schiffstakelage gehört, im Trocknen verfertigt werden. Noch weiter hinunter sieht man lauter russische Häuser, von Schiffs- und Bootsleuten bewohnt, und am Ende der Insel ist eine kleine demolirte Schanze. Dahinter erstreckt sich noch eine Reihe in russischer Manier gebauter Häuser, zur Rechten von Deutschen und Holländern und zur Linken von Eingebornen bewohnt, die daselbst auch einen besondern Markt haben.

Dieser Insel gegenüber, hinter der Festung, Stromabwärts, ist die Insel Wassiliostrow, woselbst der Fürst Menzikoff seine Hofhaltung angelegt. Das Haus besteht aus zwey Stockwerken, mit Seitenflügeln, und ist im italienischen Geschmack, aber nur von Balken, gebaut. Unter dem Hause ist ein Kanal aus der Newa bis

in den Garten geleitet, „damit Se. Durchl. vor der Thür gleich ins Schiff steigen können.“ An der Spitze der Insel, nach der Festung zu, stehen noch einige kleine Häuser und drey neuerbaute holländische Windmühlen. Uebrigens ist die ganze Insel ziemlich ausgedehnt und wohl zwey Meilen lang, fast durchgehends voll Gesträuch, mehrentheils mit Ellern bewachsen; es weiden darauf Vieh und Pferde, auch laufen viele Rennthiere dort herum.

Neben Bassiliosrow liegt die Peterinsel, die mit Holz und Gesträuch bewachsen ist und von Rennthieren und anderem Vieh beweidet wird. „Se. czaarische Majestät sollen sich sonst dort divertirt haben“ — (wahrscheinlich auf der Jagd?) Hinter dieser Insel liegt noch eine andere, die Nesselsinsel genannt, die zwar von einigen finnischen Bauern bewohnt, aber übrigens wüßt, voll Wälder und Moräste ist. Wenn man diese und mehrere andre, nicht kleine Inseln passirt, die alle in der Nawa liegen, so kommt man endlich an die Insel Kutseri, auf deutsch Katzeninsel; dieselbe, auf welcher die Russen, wie oben gemeldet, zuerst festen Fuß gewannen.

Auf der Mittagsseite derselben, am Ufer, sind verschiedene Häuser, dem Czaaren selbst, dem Admiral, Viceadmiral und mehreren Personen von der Flotte gehörig, auch ein Magazin, Kacke. Am Strande befinden sich zwey Batterien

von zehn bis zwölf Kanonett. An der äußersten Nordwestseite erhebt sich eine Schanze, nach dem Fürsten Menzikoff die *Alexanderschanze* genannt, welche die Insel von der Nordseite vor einem Anlauf beschützt.

Zwey alte hohe Eichen am Strande, eine in dieser Gegend ohnehin seltene Baumgattung, sind hier deshalb vorzüglich merkwürdig, weil sie der Czaar gleich Anfangs in Ehren gehalten, und mit einem Geländer einfassen, auch darunter ein offnes Lusthäuschen für sich hat bauen lassen, von wo er im Sommer sehr oft der herrlichen Aussicht in die offene See zu genießen pflegt. Unter andern haben Se. Majestät einen dieser Eichbäume aushohlen und zu einem Schrank aptiren lassen, der mit Wachstuch ausgefüttert und mit einer Thüre versehen ist, um Gläser oder sonst etwas hineinzusetzen, „welches mit der Zeit, wo es nicht ruinirt wird, eine denkwürdige Antiquität werden dürfte.“

Im Jahr 1704 wurde hier ein Wasserkaßell angelegt, welches *Kronschloß* heißt. Es steht zwischen der ingermanländischen Seite und der Insel Rutzari, mitten in der See, auf einer Sandbank, um die Mündung der Newa desto besser zu decken. Es hat das Ansehn eines runden Thurms, und übereinander drey Gänge, die reichlich mit Geschütz versehen sind. Auch liegt sowohl im Winter, als im Sommer, Garnison darin. Wie

man mir sagt, soll ein Ruffe dieß Kronßschloß angelegt und, um den Grund zu füllen, im Winter große Kasten mit Steinen ins Wasser gesenkt haben. Der ganze Bau ist übrigens von Holz und Erde; oben auf der Thurmſpitze weht eine große Flagge.

(Der Beschluß folgt.)

---

## VII.

# T h e a t e r.

---

### Ueber die Revaler Bühne.

Von einem Reisenden.

Wenn es mit dem Theatergebäude geschehen wäre, so hätten die Revaler ein recht hübsches Theater. Das Lokal ist nicht groß, aber geschmackvoll und anständig, und die innere Einrichtung, bis auf Kleinigkeiten, die nicht der Rede werth sind, ohne Tadel. Die Kommittee scheut weder Müh', noch Kosten, um das Etablissement zu heben; daß dabey zuweilen in der Wahl der Mittel fehlgegriffen wird, darf Niemand wundern. Meines Erachtens hätten die Herren Aktionärs sich aller eigentlichen Direktionsgeschäfte entschlagen und nur den ökonomischen Theil der Theaterregie- rung für sich behalten sollen. Zur Verwaltung des scenischen oder theatralischen Antheils war ein Kopf hinreichend — aber ein Kopf. Ungeachtet ein sogenannter Regisseur, in der Person des Herrn Büchner, dem man wenigstens guten Willen und die in sein Fach einschlagenden Kennt- nisse zutrauen muß, die oberste Leitung hat, so hängt er doch dabey zu sehr von seinen Obern ab, um ganz mit freyer Wahl und immer nach eigener Einsicht zu Werk gehn zu können. Man ist daher

wohl ungerecht gegen ihn, wenn man ihm alle Sünden wider den guten Geschmack aufbürden, und alles Uebel nur ihm allein beymessen will. Was für ihn spricht, ist: daß alle Schauspieler — gegen ihn sind, ihm Stolz, Partheylichkeit und Mangel an Einsicht Schuld geben. Was dagegen wider ihn zeugt, ist die wirklich oft widersinnige Rollenvertheilung und Besetzung der Stücke. Kraft- und talentvolle Männer spielen Statisten, Greise und Anfänger Heldenrollen.

Ohne dem Urtheil der Besserunterrichteten hier vorgreifen zu wollen, bleibe es ihnen überlassen, die wahre Ursache aufzudecken, warum fast alles so schief geht und so zweckwidrig ausfällt, da doch das Theaterpersonal im Ganzen nicht schlecht und der größte Theil desselben — sofern jeder an den Platz käme, den sein Talent ihm anweist — jedes nicht ganz verwöhnte Publikum befriedigen würde. Eine kurze Charakteristik des ganzen Personals möge dies näher zeigen.

---

Madame Ackermann, als ehemalige Lippert bereits sehr vortheilhaft bekannt, ist eine vorzüglich ausgebildete Sängerin, von sanfter, angenehmer Stimme, und auch als Schauspielerin in Rollen, die wenig Kraftäußerung fordern, brav. Ihr Embonpoint weist ihr jetzt das Fach der Mütter und Damen von Stande an; sonst hat sie, in der Oper, als erste Liebhaberin geglänzt.

Madame Heinze. Damen von Stande gelingen ihr vorzüglich; sie giebt sie mindestens mit Beyfall.

Madame Hoffmann ist, für das Fach zärtlicher Liebhaberinnen im Schauspiel, sehr brav; überhaupt eine gewandte Schauspielerin.

Demoiselle Hübsch hätte es, unter gehöriger Anweisung, zu etwas Vorzüglichem in der Kunst bringen können. Sie muß spielen, was ihr die Kommittee zutheilt.

Madame Krampe spielt komische Alte mit Beyfall, wobey ihre Figur ihr sekundirt und nur der oberfächsische Dialekt, den sie widerlich prononcirt, ihr nicht selten hinderlich wird.

Demoiselle Krampe, ein Hoffnung erregendes Kind.

Madame Kolbe, zärtliche und komische Alte, Mütterrollen ic. Im Ganzen gut; an einer vorzüglichen Schauspielerin geht ihr indeß noch manches ab.

Madame Maynzer, erste Sängerin und Liebhaberin in der Oper. Stimme und Vortrag sind gleich trefflich und ihre Figur und ganze Gestalt äußerst liebenswürdig. Nur müßte sie besser memoriren und sich, während dem Spiel, weniger mit Parterr und Logen zu schaffen machen, wodurch die Illusion aufs Unangenehmste gestört wird. Auch gewisse Kunstgriffe, um zu überraschen oder die Aufmerksamkeit zu fesseln, die, wenn

sie oft wiederkehren, nur nachtheilig wirken, sollte sie billig verschmähen. Dahin gehört, daß sie oft ohne Noth und aus dem Stegereif in Ohnmacht fällt; was unter andern in der *Alina* besonders auffiel.

*Madame Ohmann* ist, als erste Liebhaberin im Schauspiel, ohne gerade die Erste ihrer Art zu seyn, vorzüglich. Ihre Figur, ihre körperliche Haltung, ihr schönes, hellklingendes Organ und ihre meist richtige Deklamation geben ihr, in dieser seltenen Vereinigung, ein Uebergewicht, wodurch sie zu ihrem Vortheil besticht. Dabey ist ihr Spiel durchdacht — aber dessenungeachtet nicht immer richtig. An der Natur versündigt sie sich nicht selten und läßt sehr häufig die Wahrheit in ihrem Spiel vermiffen. Auch wäre ihr mehr weibliche Zartheit zu wünschen; zuweilen überschreyt sie sich sogar. Uebrigens geht bey ihr fast immer der Charakter der Rolle in ihrer Individualität unter, die sie, auf Kosten der ersteren, zu stark hervorschimmern läßt. Sie manierirt zu stark.

*Madame Pwko* spielt — leider — edle Mütter.

*Demoiselle Pöschel d. ält.* Jugendliche Liebhaberinnen und naive Mädchen, im Schauspiel und in der Oper, glücken ihr mitunter trefflich, und sagen ihrer Gestalt am meisten zu. Ihre niedliche Figur und Gesichtsbildung unterstützen

sie sehr; übrigens würde sie mit der Zeit etwas Vorzügliches leisten, wenn sie nicht schon alles zu seyn glaubte. Ihre Monotonie ist ihr am meisten hinderlich; sie spricht immer nur aus E moll. Stimme und Gesang sind lieblich, ohne ausgezeichnet zu seyn.

Demoiselle Pöschel d. jünger. zeigt, in kleinen Rollen, nicht geringe Anlage, die noch der Ausbildung harret.

Demoiselle Wirsing tritt wenig auf und ver-räth auch wenig Talent fürs Theater.

Herr Ucker mann für das Fach der zweyten Liebhaber im Gebrauch, aber ohne Glück. Eine Steifheit, die er weder verbergen noch überwinden kann, ist diesem übrigens fleißigen jungen Manne sehr im Wege. Seine Monotonie ist ermüdend, und seine Deklamation besteht in lauter Fragen. Er singt auch eine Art von Tenor — mit fast unmerklicher Stimme.

Herr Biensfeld spielt Dümmlinge &c. und muß aushelfen, wo er kann und nicht kann.

Herr Büchner, der Regisseur, sollte die Bühne nur selten betreten, weil ihm nur selten eine Rolle glückt. Eigentlich scheint er in keine mehr recht zu passen. Er war sonst, unter dem Namen Menschüt bekannt, am Rhein Theater-direktor. Hier wird er weder als Schauspieler, noch als Direktor reussiren. Warum stellte man nicht Herrn Arresto an seinen Platz, und ließ

diesen wackern Künstler, der schon da war, davon ziehn?

Herr Heinze giebt edle Alte, zärtliche Väter und Charakterrollen nicht ohne Einsicht, und wenn auch nicht immer ganz ohne Tadel, doch selten ohne Beyfall.

Herr Krampe, ein braver Komiker, macht auch zuweilen Intriguants, wozu er sich jedoch am wenigsten eignet, indem ihm dabey noch sein unbiegsames Organ hinderlich wird. Er thäte daher wohl, sich auf das Niedrigkomische zu beschränken. Seine Bassstimme ist eben nicht sehr angenehm, auch fehlt es ihr an Umfang. Man glaubt sehr irrig, ein Komiker dürfte gerade kein vorzüglicher Sänger seyn; ein Anderes ist es, mit verstellter, und ein Anderes, mit unzureichender Stimme singen. Uebrigens gebührt Herrn Krampe das Lob, ein denkender Schauspieler zu seyn, der seine Kunst nicht handwerkmäßig treibt.

Herr Ohmann d. ält. Dieser Mann hat eine so hohe Meinung von sich und dem, was er leistet, daß er aller Kritik den Tod geschworen und jeden Tadel seiner Person für unerlaubt, und eine Beleidigung erklärt. Dabey spricht er immer von sich und seinen Talenten, die, was die Musik betrifft, ihm Niemand absprechen wird, ohne sie gerade so erheblich zu finden, als er. Er ist z. B. ein fertiger Klavierspieler, und hat auch einige artige Liederchen komponirt und auf Pränumera-

tion drucken lassen. Als Schauspieler und Sän-  
ger aber muß ihm die Kritik einen sehr untergeord-  
neten Platz anweisen. Er steht hier weit unter  
der Mittelmäßigkeit, und das Rühmlichste, was  
bisher von ihm gesagt werden konnte, ist, daß er  
keine Rolle ganz verdirbt. \*) Die Natur hat ihn  
zum ausübenden Künstler stiefmütterlich ausge-  
steuert, und auch die sichtbarste Anstrengung von  
seiner Seite — von der jedoch bis hiezu wenig  
sichtbar ward, weil er sich schon für vollkommen  
hält — wird das ihm Abgehende nicht ersetzen.  
Er hat eine immer heißere Stimme und eine  
schwere Zunge; man versteht ihn nie ganz, auch  
bey aller Anstrengung. Sein Bass, dessen Tiefe  
er selbst beständig rühmt, ist ein tiefes R b c h e l n.  
Dabey nimmt er sich oft linksich auf dem Theater  
und weiß sich in keine Rolle recht zu schicken; wenn  
ihm auch die Kleidung paßt, so scheint er doch nie  
für die Kleidung zu passen.

Herr D h m a n n d. j ü n g., Garderobe=In-  
spektor 2c., singt den ersten Nachtwächter in der  
Oper.

Herr P i w k o spielt niedrig=komische Rollen,  
mitunter nicht ohne Beyfall, nur zu gemein —  
und alles über einen Leisten, meist auf gut Glück.

Herr P b s c h e l sollte sich nie über Bedienten-  
rollen versteigen; er ist bloß Anfänger und ganz

---

\*) S. Ruthenia, 1809. September.

ohne Talent fürs Theater, wird aber dessenungeachtet, ganz ohne Noth, zuweilen in Helden- und Liebhaberrollen gebraucht.

Herr Kunge soll vor diesem ein ganz guter Akteur gewesen seyn; jetzt ist davon wenig zu spüren.

Herr Steinbeck, Bassist und Schauspieler; sowohl in komischen, wie in seriösen Rollen brav. Er hat eine hübsche Figur, ein wohlklingendes Organ und sein Gesang ist angenehm und volltönend, seine Stimme von bedeutendem Umfang. Wie trefflich executirte er den Blaubart und mit welcher echt komischen Laune gab er den Anoll in der Müllerin. Er ist gewandt auf den Brettern und hat Stimme und Figur in seiner Gewalt. Man begreift nicht, warum dieser Mann so wenig in Thätigkeit gesetzt wird? Schade wäre es um die Bühne, wenn er sie, wie es verlauten will, verlassen würde.

Herr Berther. Ein gewandter, feiner Komiker, im Lustspiel und in der Oper, und in jeder Rolle neu. Er hat eine gute, aber etwas schwache, Baritonstimme, und den kleinen Fehler, seine Bedienten fast alle schwäbisch zu sprechen. Herr Berther wird dem ersten Theater Ehre machen.

Herr Wirsing, in Karrikaturrollen und in der Verstellung der Gesichtszüge Meister. Oft würde man ihn nicht erkennen, wenn seine gar zu eintönige Sprache ihn nicht verriethe. Spielt

dabey zärtliche Väter mit nicht immer glücklicher Anstrengung, wiewohl sein Spiel jedesmal durchdacht ist und Einsicht verräth. Greise gelingen ihm vorzüglich. Nur Intriguants sollte er nicht übernehmen und als Franz Moor dürfte er nicht mehr auftreten.

Herr Wunder ist, seine Monotonie abgerechnet, ein ganz leidlicher dritter Liebhaber; auch muß er in der Oper, der es immer noch an einem Tenoristen fehlt, ohne dies zu seyn, aushelfen; ist übrigens fleißig und zeigt viel Eifer und guten Willen.

Herr Zimmermann, erster Liebhaber im Schauspiel, und ganz dazu geschaffen. Ein schöngebildeter, junger Mann, voll Feuer und Leben, mit einem herrlichen Organ und einer kraftvollen Stimme. Nur müßte er sein Feuer zuweilen mäßigen, und sich, besonders in Heldenrollen, für Uebertreibung hüten. Wenn Thalia um ihren Liebling trauert, so geschieht es, weil er dem Bacchus huldigt, dem er fast keinen Abend ein Opfer zu bringen versäumt.

(Die Herren Richter, Hortian und Jordan sind Choristen; darum stehen sie hier in Parenthese.)

---

## T h e a t e r i n R i g a .

Nun wir Herrn Feddersen in mehreren Rollen gesehen haben, können wir erst über sein Spiel ein Urtheil fällen. Herr F. ist ein Schauspieler, der, bekannt mit all den kleinen Nüancen des Theaters, selten den Beyfall der Zuschauer verfehlen wird. Er hat ein reichhaltiges Theaterspiel, schöne Sprachorgane, die ihm zu Gebote stehn, und vor allem ein imponirendes Aeußeres, das nicht wenig zu dem Applaus beyträgt, der ihm bisher verdienstermaßen ward und noch täglich zu Theil wird; aber ein unglückliches Ziehen und Zucken der Gesichtsmuskeln, mitten in tragischen Rollen und in den ernsthaftesten Scenen, zerreißt alle Illusion gewaltsam, und giebt seinem ganzen Wesen eine tragikomische Form, die auch da, wo eben nichts weniger als dies bezweckt wird, nur zu leicht zum Lachen reizt. Daher wird es erklärlich, warum Herr F. in komischen Rollen so sehr die Lacher auf seiner Seite hat, und weshalb er den Hellersehenden im Lustspiel oder in der Posse willkommener als in der höheren Komödie ist. Die allerniedrigste Fraze wird nie von ihm durch albernes Spiel heruntergepeitscht, sondern durch bloß leichte komische Striche, die schon seine zuckende Mimik erleichtert, zur angenehmen Unterhaltung vernünftiger Zuschauer. Und eben daher wäre zu wünschen, Herr F. begnüge sich mit diesem

Theile des gewiß nicht zu verachtenden Beyfalls. — Die von ihm bisher mit Beyfall gegebenen Rollen sind der Amtmann K i e m e n in der Aussteuer von Jffland; Kaufmann R o m s in der heimlichen Ehe; der D h e i m, im R ä t h s e l, und Prokurator S p i z in dem Lustspiel: Jeder fege vor seiner Thür.

Demoiselle B e s s e l d. ält. hat sich durch ihr wahrhaft großes und meisterhaftes Spiel, als O k t a v i a, einen neuen unverwelklichen Lorbeer in den bereits errungenen Siegeskranz geflochten. Eben so schön, reichhaltig und voll des edelsten Anstandes ist ihr Spiel als Fürstin in E l i s e von B a l b e r g.

Demoiselle S c h ö n h u t h vergriff die Kleopatra in der O k t a v i a gänzlich; vollends da sie einige Tage darauf, in der heimlichen Ehe, eine alte Jungfer machte, wurde die Kleopatra äußerst komisch; und in der Scene, wo sie O k t a v i a erdolchen will, schwebte uns immer die Scene aus jenem Lustspiel vor, wo sie den beyden zankenden Damen „Moderation!“ zurief. Gewiß! ein junges, wohlgebildetes Frauenzimmer, das in unschuldigen, naiven Rollen unterhalten soll, muß nie in Karrikatur, und eben so wenig im antiken Styl erscheinen; es schadet dadurch auf lange Zeit ihrem übrigen Spiel. Uebrigens bleibt Demoiselle S c h ö n h u t h immer das Verdienst, daß sie eine fleißige und in einigen Rollen gern gesehene Schauspie-

lerin ist, und der Vorwurf, dessen wir uns hier nicht überheben konnten, trifft daher weniger sie, als die Direktion.

Man hat uns in der letzten Zeit zwey alte Stücke, die ehemals hier trefflich exekutirt und mit großem Beyfall gegeben worden sind, wieder aufgetischt: Die Verschöpfung des Fiesko, von Schiller, und die alte, sonst beliebte Jagd, von Weiße und Hiller. Das erstgenannte Stück wurde jetzt, bey der Wiederholung, zum Theil und Stellenweise gut gegeben; aber, abgesehen von allen übrigen Erfordernissen einer kunstgerechten Darstellung, so wurde es dießmal ganz besonders fühlbar, daß unser Theater für dieses große Trauerspiel zu klein ist. Auch ist Herr Schönhuth kein Mohr, zumal wenn man sich hiebey des braven Christ erinnert, der vor 23 Jahren hier diese Rolle meisterhaft spielte. So gab auch damals Herr Porsch den Fiesko unnachahmlich schön, und Koch, der Unvergeßliche, den Berina mit aller Kunstkraft und der ihm eigenen Würde. Dies ist vorbey, und wir werden eine solche Vorstellung des Fiesko schwerlich je wieder erleben!

Die Jagd, diese alte Oper, mißglückte unsern Schauspielern dießmal gänzlich, und doch war man gerade dießmal zu erwarten berechtigt, daß sie ihr Möglichstes thun und alle ihre Kräfte anstrengen würden, um das Publikum zu befrie-

digen; denn es war die erste zu dem künftigen Pensionsfond für invalide Mitglieder des Theaters bestimmte Benefiz. Nicht einer — Herr Arnold, als König, und Demoiselle Bessel d. ält., als Róse, ausgenommen — konnte einmal seine Rolle! — Wer den Veteran und ehemaligen Direktor unsrer Bühne, Hrn. Meyrer, in der Rolle des Michel ehemals gesehen, wer sich an sein wirklich braves, natürliches und gehaltreiches Spiel in dieser Oper erinnerte, den konnte diesmal sein Nachtreter unmöglich gnügen. Die schöne, rührende Scene im dritten Akt, wo sich der König zu erkennen giebt, ging ganz verloren, und der jetzige Michel machte, durch sein widerlich-komisches Zucken, durch sein öfteres Hinfallen auf die Knie, durch sein barockes Aufspringen, wobey er nie unterließ, seinen Pantoffel auf eine albern-lächerliche Weise zu verlieren, diesen ehrlichen, graden Naturmenschen zu einem Marionetten-Harlekin. — Ein anderer Korrespondent der Ruthenia hatte ganz recht, wenn er, um alles Parallelisiren zu vermeiden, das immer im Ganzen zu keinem vortheilhaften Resultat für die neue Besetzung der Stücke führen würde, der Direktion zu verstehen zu geben sucht, daß es für sie gerathener wäre, wenn sie lauter neue, wenigstens hier noch nicht gesehene, Stücke gäbe. Es ist auch unser wohlgemeinter Rath.

Endlich können wir nicht umhin, das aus-

übende Tribunal der Theaterdirektion im Namen des geschmackvollen Publikums zu bitten, den Herrn Kals in bedeutenden Rollen nicht weiter mehr auftreten zu lassen. Hat derselbe auch vor Kurzem noch auf Altona's \*) dürrem Sandboden, als Adelungen oder als Oberförster u. s. w., sein Publikum entzückt; so ist man hier doch an etwas Besseres gewöhnt, um seinem ungewaschenen Geplauder nicht höchst ungern Gehör zu leihen, zumal da ihn noch dazu sein Gedächtniß so oft verläßt. — Auch wäre zu wünschen, daß dem schön gebildeten Körper der Demoiselle W a n g e n h e i m mehr Seele eingehaucht werden könnte. Diese Dame vereinigt sonst durch körperliche Reize alles in sich, was dem Aeußeren nach zu einer Schauspielerin erfordert wird. Aber eine schöne Bildsäule bleibt immer nur — eine Bildsäule.

---

\*) So heißt ein zwischen den Rigaschen Sandhügeln gelegenes Wirthshaus, wo sich die niedere Volksklasse Sonntags divertirt.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat Februar.

---

## I.

Das Grab des Ninus.

Eine Ballade.

Hell blinkt des bleichen Mondes Schimmer  
Auf Ninus Grab und seine Trümmer,  
Wo an der Quelle Blumenrand,  
Umsäuselt von der Myrthe Beben,  
In hoher Kraft und stolzem Streben,  
Ein Maulbeerbaum voll Früchten stand.

Da drängt aus eines Hügel's Moose  
Sich durch den Marmorriß die Rose,  
Da flöhet gern die Nachtigall;  
Und in des Baumes finstern Laube  
Klagt einsam eine Wanderraube,  
Und girret in den Wiederhall.

Erster Band.

6

Einſt liebt' ein Jüngling, zart und ſinnig,  
 Die nachbarliche Schöne innig,  
 Und täglich ſtieg der Liebe Brand,  
 Denn beyde konnten mit Entzücken  
 Einander nur getrennt erblicken  
 Durch einen Mauerriß der Wand.

Erſt warfen ſie (und beyde rieſthen  
 Den Sinn) zum Scherz ſich oft mit Blüthen,  
 Dann kam des raſchen Blicks Genuß —  
 Das Wort — die Rede: — beyde brennen  
 Vor Sehnsucht bald — ſchwer wird das Trennen,  
 Das Trennen ohne Abſchiedskuß.

Ihr Auge lacht — und Blümchen nicken  
 Am Buſen ihr, er will ſie pflücken  
 Mit einem Kuß, und küßt den — Stein;  
 Von ihrem Hauch glühn ſeine Wangen,  
 Getäuſcht will er die Braut umfangen,  
 Und er umarmt den kalten Stein.

Daß dieſe nahe Ferne ſchwinde, —  
 Die Zeit des Zwanges ſie entbinde,  
 Wird bald ein Wuſch, und abgemacht:  
 Sobald die Sterne wieder blinken,  
 Einander in den Arm zu ſinken  
 An Ninus Grab, vom Baum umragt.

Zu langſam ſenken ſich den Qualen  
 Der Liebenden die Sonnenſtrahlen,  
 Doch endlich bricht die Nacht herein; —  
 Leicht wird die Thüre hingeshoben,  
 Leicht wird der Fuß zur Flucht gehoben,  
 Bald wird ſie aus den Mauern ſeyn.

Schon liegt der Eilenden im Rücken  
 Die Stadt mit ihren hundert Brücken  
 Und hundert Thoren — Babylon.  
 Getragen von der Liebe Flügel,  
 Erreicht sie endlich Ninus Hügel  
 Und ruht am Baume wartend schon.

Da naht zum Trunk der nahen Quelle,  
 Mit stolzem Tritt — der Mond scheint helle, —  
 Vom frischen Mord die Löwin sich;  
 Wild freist der Schweif — die Zunge blutet  
 Und rauchet noch — das Auge gluthet,  
 Die Mähnen wogen fürchterlich.

Bang' flieht in eine Kluft am Hange  
 Des Felsens, Thibe, doch — nicht lange  
 So folgt das Thier der Spur voll Zorn,  
 Und findet und beschäumt im Weiher  
 Mit Blut des Mädchens leichten Schleyer,  
 Entflatternd einem scharfen Dorn.

Der Jüngling kommt — er sieht die Fährte  
 Der Löwin — sieht, der ihr gehörte,  
 Den Schleyer, blutig — sieht am Baum  
 Die Spur von seines Mädchens Tritten,  
 Und wie die Löwin hingeschritten,  
 Und sinkt verzweifeln'd hin am Baum.

Je mehr die Sehnsucht ihn umwoben,  
 Je wilder wird sein inn'res Toben.  
 Sie sehn, sie sehn — das ist sein Drang,  
 Sie ewig suchen, ohn' Ermatten;  
 Ihr nach, und wär's in's Reich der Schatten,  
 Denkt er, und stürzt vom Felsenhang.

Da schlüpft (noch bangt die junge Seele)  
 Das Mädchen aus der dunkeln Höhle,  
 Und wirft das Auge fern und nah,  
 Und ruft und weint, und läuft und klettert  
 Den Berg hinan, und ha! — zerschmettert  
 Kiegt an dem Baum der Liebling da! —

„D hör' mich,“ ruft sie (— Todtenbleiche  
 Folgt diesem Ruf, und auf die Leiche  
 Senkt sich die Arme —), „Thisbe lebt!“  
 Da sammelt sich sein letztes Feuer,  
 Er hebt die Hand, er zeigt den Schleyer  
 Und blickt noch einmal auf — und stirbt.

Und stirbt — ein kalter Todesschauer  
 Ergreift ihr Herz, und aus der Trauer —  
 (Ihr Blick wird starr) — erhebt sich Wuth;  
 Sie faßt mit mörderischen Freuden  
 Den Dolch. — Er endet ihre Leiden,  
 Und aus der Wunde sprudelt Blut.

Da wandeln sich des Baumes Farben,  
 Und aus der Rinde werden Narben —  
 Die weiße Frucht wird grau wie Staub;  
 Genähret von der Liebe Wunden,  
 Erblüht' er zwar, doch wenig Stunden,  
 Und trauernd starb sein dunkles Laub.

Das ist der Baum an Minus Trümmer,  
 Umdämmert von des Mondes Schimmer  
 Am Blumenquell, am Felsenhang,  
 Da blüht aus eines Hügel's Moose  
 Der Staub der Liebenden, als — Rose,  
 Im süßen Nachtigallgesang.

---

## II.

### Finnische Sprüchwörter.

Homo sum. — Nil humani a me alienum puto.

Indem ich hier eine kleine Sammlung finnischer Sprüchwörter mittheile, mache ich nur mit zwey Worten auf ihren Werth aufmerksam. — Alle Völker hingen von je an dergleichen einfache Sprüche, unfehlbare praktische Regeln, Erfahrungssätze, freundliche Gefühle und Seufzer der allgemeinen Schwäche, die, mit und ohne Reim ausgesprochen und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, noch jetzt fast jede Begebenheit, Erzählung und Fabel des Lebens besiegeln. — Alle, geordnet zusammengestellt, würden jedem einzelnen Volk eine kleine Schule seiner Moral seyn können. — Vergessen wir nicht, daß das, was der überfüllten Phantasie unserer Zeit gemein scheinen könnte, vielleicht schon ein paar Jahrtausende im Klange seiner Affonanzen herabließ und so ganz aus der einfachen Lage, Denk- und Handlungsweise des Volks gegriffen, als sein Charakterbild und Verstandeschatz, ein sinnvoller Beytrag zur Geschichte der Humanität wird.

- 1) Kuin on etälä niin ammun  
 Kuin likellä, niin puskoo.  
 Wenn es fern ist, brüllt's,  
 Kommt's nahe, so stößt's.

---

1) Das Bild der Kuh, die aus der Ferne nach der Heerde ruft und in der Nähe sich stößt; wie die Sehnsucht nach den fernem Unfern in der Nähe sich oft in Hader verwandelt.

- 2) Ajaxens orja aittaa tekepi  
Poika polwipäiwäxenhä.  
Nur auf eine Zeit macht der Sklav den Jaun,  
Der Sohn auf's Kniealter.
- 3) Parembi kauhallinen kunnia  
Kuin hatun täysi häpiätä.  
Besser einen Löffel voll Ehre,  
Als einen Hut voll Schande.
- 4) Paremb on oman maan mustika  
Kuin wieran maan mansika.  
Besser des eignen Landes Heidelbeere,  
Als des fremden Landes Erdbeere.
- 5) Parembi py kädessä, kuin kax oxalla.  
Besser ein Haselbuhn in der Hand, als zwey  
auf dem Zweige.
- 6) Parembi tyhiä kuin ei mitä.  
Besser leer, als nichts.
- 7) Suuri pala suun repäisä  
Pieni kylläsnä pitä.  
Ein großer Bissen reißt den Mund,  
Ein kleiner hält auch satt.

2) Niedertliche Lohnknechtsarbeit gegen die eigene gehalten.  
Kniealter — so lange die Kniee nur halten — auf Zeit-  
lebens.

3) Erklärt sich selbst.

4 u. 5) Besser kleine Gewißheit, als große Hoffnung. (Man  
sieht aus diesen, wie aus allen Sprüchen, wie echt nation-  
nell und tief aus ihrer ländlichen Umgebung sie genommen  
sind.)

6) Auch ein leeres Gefäß ist besser als keins.

7) Wird gewöhnlich gegen zu gewagte Unternehmungen (als  
bei wichtigen Kontrakten u. dergl., welche bisweilen den  
Untergang bringen) gebraucht. Ein mäßiger Gewinn sat-  
tigt auch.

- 8) Koyhä elä kuin märkä pala.  
Der Arme lebt, wie das Rasse brennt.
- 9) Saanut saapaita pitä  
Käypi koyhä kengitä kiin.  
Wer's hat, hält sich Stiefeln;  
Der Arme kommt auch ohne Schuh zurecht.
- 10) Ei märellen maalen pee pallion halla.  
Ein feuchtes Land braucht wenig Frost.
- 11) Apu on ahonkin kyntö  
Lisänä mahonkin maito.  
Auch das Pflügen des siebenmal gepflügten Fel-  
des hilft,  
Auch die unfruchtbare Kuh giebt etwas Milch.
- 12) Yhtä luta wuohen sarwi  
Kaikki kalliot kiwiä.  
Auch ein Bockshorn ist Knochen,  
Alle Felsen Steine.
- 13) Kettu koiralle sugu  
Korpi haukan hemolainen.  
Der Fuchs ist vom Hundegeschlecht,  
Der Rabe dem Habicht verwandt.

---

8) Das heißt — kaum!

9) Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus.

10) Es kostet wenig Kraft, den Kraftlosen zu unterdrücken! — Nur etwas Härte dazu in unserm armen Lande, so ist es gar aus.

11) Nimm auch das Kleine mit!

12) Wenn etwa ein harter Herr das Gut verließ und man den Landmann mit dem Nachfolger trösten will, sagt er dies als sein: „Maus wie Mutter.“

13) Alle Tyrannen sind Raubthiere.

- 14) Ei syhymätä saunan.  
Ohne Juden muß man nicht in die Badstube  
gehn.
- 15) Usi kijtä, kypsi laitaa.  
Der Neuling lobt, der Reife tadelt.
- 16) Koira hauku, tuuli kauda.  
Der Hund bellt, der Wind führt's fort.
- 17) Ei hullu hywä tunne  
Ja sika suoloi suwatze.  
Der Tolle kennt nicht das Gute,  
Und das Schwein schätzt nicht das Salz.
- 18) Mene hullun kansa hastaman  
Taik wassikan kansa juoxoman.  
Geh' mit dem Tollen reden,  
Oder mit dem Kalbe laufen.
- 19) Hywä kello kuulu, paha rämpätä.  
Die gute Glocke klingt, die schlechte schnarrt.
- 20) Sanasta sana lähte  
Kipunesta mao kytöö.  
Vom Worte geht das Wort aus,  
Vom Funken schmaucht das Land.

---

14 u. 15) Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Vorwitz.

16) Gegen Verläumder.

17) Was hilft der Kuh Muskat, sie frisst wohl Haberstroh.

18) Soviel als „Nöhren waschen“ — verlorne Mühe.

19) Die gute That wird lange gehört, die böse hat schlechten Nachklang.

20) Ein Wort giebt das Andre — und zulezt Landesverheerung. Das Bild ist von der Rödung genommen.

- 21) Ei wierewä kiwi samaloitu  
Ei maan tie kaswa heinä  
Der gerollte Stein bemoos't nicht,  
Auf der Landstraße wächst kein Heu.
- 22) Kuka kylästä kylläsnä kotiin  
Tulle se huslen kottian tuopi.  
Wer vom Dorfe satt nach Hause kömmt,  
Bringt Sorgen mit nach Hause.
- 23) Oma sika, oma papu.  
Eigen Schwein, eigne Bohnen.
- 24) Tawallansa talo eläpi  
Puilla pirtti lämpiäpi.  
Jedes Haus lebt nach seiner Art,  
Jedes wärmt sich am eignen Holze.
- 25) Kenen hepo suosa, sen käsi alimaisna.  
Wessen Pferd im Morast steckt, dessen Hand  
ist am tiefsten.
- 26) Kipera on nokka kullakin kupun päin.  
Der Schnabel ist bey jedem Vogel krumm nach  
dem Kropf zu.

---

21) Wird gewöhnlich von lüderlichen Mädchen gebraucht, welche unfruchtbar und unverheirathet bleiben. Sonst auch von Menschen, die zu oft ihre Lage verändern.

22) „Vom Dorfe“ vom Gastmahl, d. h. Bewirthung verlangt Bewirthung. Wer von andern Gefälligkeiten annimmt, legt sich Verbindlichkeiten auf.

23) Wird gebraucht, wenn etwas verloren ging, aber doch in die Hände eines Verwandten fiel, und also in der Familie blieb. Ist's das eigne Schwein, das in's eigne Bohnenfeld gerieth — so wird's doch fett davon.

24) Jeder für sich.

25) Am tiefsten nämlich unter dem Thiere, um ihm wieder aufzuhelfen. Jedes hilft sich selbst am Besten.

26) Jeder sieht zuerst nach sich; wird auch als spöttischer Vorwurf gegen zu große Selbstsucht gebraucht.

- 27) Pukilla on parta  
 Waan ei panna pöywän pähän.  
 Der Boß hat einen Bart,  
 Aber wird doch nicht an den Tischkopf gesetzt.
- 28) Mikä jäp' terällä  
 Se jäp' hamaralt.  
 Was man nicht vermag mit scharfer Art,  
 Das bleibt schon mit der stumpfen gar.
- 29) Mikä tapa tallikana, se emmäsika.  
 Welche Sitte ein kleines Schwein,  
 Die behält auch das Mutterschwein.
- 30) Ei ole woista weitzettämän  
 Hambattoman lihastá.  
 Ohne Messer läßt sich die Butter nicht essen,  
 Ohne Zähne kein Fleisch.
- 31) Kuka kesellä kyllexän kyndä  
 Se joutu joulu pita.  
 Wer genug im Sommer pflügt,  
 Kann müßig Weihnacht feyern.

- 27) Gegen das eitle und geistlose Alter. „Der Bart thut's nicht!“ Verlautet oft, wenn etwa ein Streit entsteht, wer Hauswirth werden und den Vorsitz am Tisch erhalten soll.
- 28) Was nicht geschieht am grünen Holz, was will's am dürrn werden? Was Häschen nicht lernt ic.
- 29) Jung gewohnt, alt gethan.
- 30) Wenn man dem Landmann etwas zumuthet, was seine Mittel übersteigt.
- 31) Nach der Arbeit ist gut ruhn. Das Weihnachtsfest ist das größte.

- 32) Joka tynellä maka  
Se tulella souta.  
Wer im stillen Wetter schläft,  
Der muß im Sturme rudern.
- 33) Sinnes saari suoja, kun's sintäwän näke.  
So lange hat man noch Schutz von einer Insel,  
So lange sie nur noch blau aussieht.
- 34) On maata mualla  
Ilma etämpänä kiin.  
Es ist auch anderwärts noch Land,  
Noch weiter hin auch Luft.
- 35) Satain suwi tulepi  
Wuotain wuosi langiapi.  
Der Sommer kömmt unter Regen,  
Tröpfelnd fällt das Jahr.
- 36) Ei lähhys tee lientä.  
Die Verwandtschaft macht keine Fischsuppe.
- 37) On sugusa susiakin.  
In der Familie sind auch Wölfe.

- 32) Wer in guter Zeit nicht arbeitet, kämpft in der bösen oft kaum das Leben durch.
- 33) Noch ist nicht alles verloren, so lange das Auge auch nur an einer schwachen Hoffnung noch hängt.
- 34) Die Welt ist weit! Auch anderwärts ist Gottes Erde, hinter der Gränze der Qual. Zuweilen hört man dies Ewriichwort auch, vralerisch accentuirt, wenn Reisende aus der Fremde kehren.
- 35) Nur langsam reist das Gute und in Thränen das Leben.
- 36) Keine Fischsuppe, d. h. keine Umstände.
- 37) Auch Verwandte sind falsch.

- 38) Ei wäkisen wäwyxi, yli mielen ystäväxi.  
Man kann nicht mit Gewalt Schwiegersohn,  
Noch wider Willen Freund werden.
- 39) Naisen on poika naituwansa  
Emon ennen naimistansa.  
Der Sohn ist des Weibes nach der Heirath,  
Der Mutter vor der Heirath.
- o) Lähimäistänsä lempo kiin nuolo.  
Selbst ein Unthier leckt sein Nächstes.
- 41) Silloin lindu laihimilla  
Kuin on pojat pienimillän.  
Dann ist der Vogel am zärtlichsten,  
Wenn die Jungen am kleinsten sind.
- 42) Koira hywä kuoltuansa — paha eläisä.  
Der Hund ist gut, wenn er gestorben ist,  
— im Leben schlecht.
- 43) Työtä kuolewa teke  
Maalla lähtewä maka.  
Auch der Sterbende arbeitet noch,  
Aber der Abgehende schläft auf der Erde.

38) Bey jeder ungebetenen Dienstleistung.

39) Vorwurf des Mangels an Zärtlichkeit, mit welcher der Sohn gewöhnlich nach der Heirath Vater und Mutter verläßt, um an seinem Weibe zu hängen.

40) Und die Eltern sollten nicht auch die bösen unter ihren Kindern lieben? nicht ein Verwandter den andern schätzen?

41) Vertheidigung der Mutterliebe, wenn sie ihre Kleinen nicht strafen will.

42) Erst das Verlorne weiß man zu schätzen, und dem gestorbenen Feind wird verziehen.

43) Auch im Tode noch Müß und Arbeit, doch endlich auf der Muttererde Ruhe.

44) Saapi surma saunastakin

Otta owen takakin.

Auch in der Badstube faßt dich der Tod,  
Wohl auch hinter der Thür.

45) Tulle mies meren taka

Waan ei tulle turpen alda.

Es kömmt der Mensch wohl hinterm Meere  
wieder,

Doch nicht aus der Rasenbank.

46) Kiwi on kowa, rauta on karkia

Ja Jumalan sana wahwa.

Der Stein ist hart, das Eisen fest —  
Und Gottes Wort stark.

Dr. August Thieme.

44) Auch wo du dich am sichersten dünkst.

45) Rasenbank — das Grab.

46) Allgemeiner Spruch des kräftigen Gottvertrauens, das ihn stark, wie sein Stein und Eisenboden, durch's Leben trägt.

(Die Fortsetzung künftig.)

## III.

## Der Flötenspieler.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Ich trat an das Fenster. Eine heitere laue Mondnacht lachte mir entgegen. — Sollte ich sie in meinem Zimmer verbringen? Im großen Heiligthume der Natur, im magischen Dämmerlicht des Mondes schweift der Geist kühner und freyer umher, und es ist gewiß nicht eitler Wahn, daß eine solche Mitternacht von Geistern bevölkert ist, denn nur ihre Reize sind im Stande, die Glücklichen einem schöneren Wohnsitz für die alte geliebte Erde auf Augenblicke zu entziehen.

Vor der Thür saß Ernestine mit dem Hausmädchen. Sie sangen ein heiteres Lied. Ich ging die Treppe hinab, und bat sie, als ich zur Thür hinaustrat, sie nicht zu verschließen, wenn ich etwa später, als sie schlafen gingen, zurückkommen sollte. Sie versprachen es. „Wir sind sicher,“ sagte Ernestine, „uns thut Niemand etwas.“

Glückliches Land! wo der Kiegel an der Thür nichts ist, als eine bescheidene Bitte, daß der Eintretende anklopfe, nicht eine ernste Maaßregel gegen Gewalt.

Ich stieg den Hügel hinan, auf dessen Spitze die Kirche jetzt im Mondesschatten wie eine große

düstere Masse stand. Die hohen Linden rauschten, und balsamisch schwebte ihr bezaubernder Duft herab.

Aber wie ward ich überrascht, als ich um den Thurm auf die andere Mondbeleuchtete Seite trat! Es war dieselbe Gegend, die ich am Tage sah, ich trat in die nämliche Fensternische, wo ich mit Ernestinen stand, aber — kaum konnt' ich meinen jetzigen Anblick für denselben halten, den ich schon einmal genos. O! die Nacht, in welcher die Natur ihre erhabenen Mysterien feyert, ist der Augenblick, in welchem der Mensch sie sehen muß. Die Pracht des Tages verblendet sein Auge, die Mühe des Tages stumpfte seinen Sinn, in der Nacht fließt alles in zarte dämmernde Umrisse, alles schwebt in mattem Lichte, Ruhe und Erquickung träuft von Bäumen, duftet aus Blumen empor. Die gestärkte, muthigere Seele wird inniger sich jedes Gefühls bewußt, und daß im leichten Nebel schwebende Bild der Erde, welches so sanft sich in den Himmel verliert, erhebt zur hoffnungsvollen Ahnung der Ewigkeit.

Ein kühler Wind zog durch die hohen Pappeln, die von der Kirche bis zum See hinab den Gottesacker einfaßten, und schüttelte die milchweißen Blüthen von dem Flieder, der hier und da wie dicke Sträuße sich über die Grabhügel hinwölbte; der See kräuselte seine klare Fläche, und von Wolken bald verdeckt, bald enthüllt, schwebte

der Mond, und warf Glanz und irre Schatten über die ganze Gegend hin. Vom gegenseitigen Park des Fürsten, aus dessen schwarzen Wipfeln, wie ein Feenschloß, der Pallast hervorragte, tönte der melancholische zitternde Laut zweyer Waldhörner, in welchen einzelne Nachtigallen einstimmten. — Julie, Du warst mein Gedanke, und die Liebe und die Ewigkeit der Liebe!

Ich sank auf den Nasen eines Grabes nieder. Nie hat ein Fürst auf den Polstern seines Thrones sich so groß, so menschlich gefühlt. — Das Schicksal wollte nicht, daß ich heute schon an Deinem Busen ruhen sollte. Geliebte, o! wenn Du liebst, so bist auch Du hinausgeeilt in die Flur, wo der Schmerz milder, die Freude stiller und erquickender wird.

Ich würde mich schämen, wenn ich mich jetzt noch meiner damaligen Empfindungen im Einzelnen erinnern und sie hererzählen könnte. Wer seine Gefühle memoriren und registriren kann — hat keine. — Der höchste Grad der Empfindung ist eine Art von Bewußtlosigkeit.

Aus meinem Traume — denn mein Zustand glich einem Traum — weckte mich das Spiel einer Flöte, die von der einen Seite des Kirchhofs her in einzelnen Sätzen mit langen gedehnten Tönen melancholisch erklang. Die ganze Gegend schien mir, als ich die Augen bewußtvoller aufschlug, verwandelt. Eine Seele hauchte mir ihre

Empfindungen zu, ich konnte mich ihr verständigen, und suchte den Ort, von welchem der Ton herzuschallen schien.

Es war auf der rechten Seite des Kirchhofs. Mit den Ohren lauschend, mit den Augen den verschlungenen Pfad zwischen Gräbern suchend, nahte ich mich, und durch die Pappeln sah ich die Vorderseite eines Gebäudes, welches einem antiken Grabmal glich, fast gar nicht aus der Mauer hervor trat, aber hinter derselben sich noch tiefer fortzudehnen schien, wie sich aus dem Dache, von dessen Wölbung der Mond wiederstrahlte, schließen ließ. Im obern Theile, der wie eine Atticke zulief, war eine mit Gittern versehene Oeffnung, aus welcher die Töne kamen. Ich hörte dumpfe Tritte und sah ein paarmal eine junge, männliche Gestalt im Mondenschein vorüberschweben. — In einem Grabmal Musik und ein Lebender? — Das konnte ich nicht fassen; den Aufschluß erwartend, sank ich auf einen Rasenhügel neben einen blühenden Rosenbusch nieder.

Wo uns die Nähe eines empfindenden Wesens berührt, da lösen sich die Hieroglyphen der Natur in wohlbekannte Zeichen, in vernehmliche Worte und vertrauliche Laute auf. Wir fühlen uns in der Bildniß zu Hause, und ruhen auf Sand und Haidekraut wie in dem Arm eines Freundes. — Mir war, als wenn ein neuer Sinn für die Umgebungen um mich her in mir sich aufschlöße, als

ob sich ein düsterer Schleier, ich weiß nicht, ob aus der Natur über meine Seele, oder aus meiner Seele über die Natur verbreitete.

Die Phantasieen des Flötenspielers dauerten fort, und wirkten auf mich mit seltsamer Gewalt. Aber es ergriff mich mit zweyfacher Kraft, als er plötzlich in Klopstock's Lied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Geist &c.“ überging. War es die Harmonie dieser Töne und Gedanken mit dem Orte, wo ich mich befand, mit dem feyerlichen Ernste, der in der ganzen Natur herrschte, und Vorbereitung zu einem Auferstehungsfeste schien, oder war es, daß diese vertrauten Töne sich mit allem Zauber der Erinnerung an frühere Nührungen in meine Seele drängten, daß sie unter dem Geleite der Poesie bestimmte Gefühle und Gedanken erregten, die meine Seele schon längst sehnsuchtsvoll gesucht hatte und, von den Phantasieen irre geführt, nicht zu finden wußte; — es ward klar in meiner Seele und heiterer um mich her, die freye Brust schöpfte tiefen Athem, und leise sprach ich die Worte des Textes mit, denn den lauten Gesang schien die feyerliche Stille um mich her zu verbieten.

Zu früh für mich endete das Flötenspiel, und das Fenster ward hastig zugeworfen. Ich war wieder allein, und sah vergebens nach dem Orte hin, wo der gesellige Ton verschwunden war.

Plötzlich hbrt' ich im Innern fremdartige Töne, wie sie wüßt und bedeutungslos Stumme auszu- stoßen pflegen. Ein Schauer ergriff mich, und ehe ich noch entschlossen war, zu bleiben oder zu gehen, öffnete sich die Thür, die, wie die Pforte zu einem Grabmahl oder Kerker, stark mit Eisen beschlagen war.

Ein junger Mensch, dem ein dunkles Haar ordnungslos um das bleiche Gesicht hing, im nachlässigen Anzuge, trat hervor, und stand einen Schritt vor der Thür stille, unentschlossen, ob er mich anreden wolle oder nicht. In der Hand hielt er eine Flöte.

Wir sahen uns eine Zeitlang einander an, dann führte er die Flöte zum Munde und blies einige sanfte Töne.

Ich vermuthete in ihm einen Stummen zu finden, der in Seufzern die Gefühle seiner Brust aushaucht, und dem ein freundliches Instrument als gefälliger Dollmetscher dient, und redete ihn an:

„Die Flöte ist ein Instrument für die Nacht. Sie haben mich durch Ihr Spiel tief gerührt; fahren Sie fort, und lassen Sie sich durch einen aufmerksamen, theilnehmenden Zuhörer nicht stören.“

Sie tragen Leid? fragte er mich.

„Mein Kleid ist schwarz, aber ich betrauere keinen lieben Verstorbenen.“

Da sind Sie zu bedauern. Man kann ja gar nicht glücklich seyn ohne Schmerz und Thränen;

daß lustige Leben ist so langweilig. — Können Sie singen?

„Ein wenig.“

Singen Sie einmal, ich will spielen; der erste Vers heißt:

Heut blühet die Ros' auf dem grünenden Grab,  
Bald schüttelt der Sturm ihre Blätter hinab.  
Es schläft eine Rose in düst'rer Gruft,  
Es schwebt ihre Seel' auf erquickendem Duft.

Haben Sie sie gekannt? fuhr er schnell fort. —

„Wen?“ fragte ich.

Sie sitzen ja auf ihrem Grabe. Sehn Sie, — er faßte mich rasch bey'm Arm, und wies bald hier, bald dort vor sich hin, — da, im weißen Kleide, jetzt schwebt sie neben dem Flieder vorbei, immer weiter von Grab zu Grab dem See zu, wo — sie ertrank.

Ich sah ihn starr an; durch das stiere, rollende Auge blickte ich tief auf den Grund der Seele dieses Unglücklichen. —

Wenn ich auf der Flöte spiele, dann kommt sie immer hervor. Sie kennt meinen Ton und liebt ihn noch. Aber lange verweilt sie nicht, immer flüchtet sie wider den Wellen zu, die ihr schönes Leben fest halten. — Sehn Sie, sehn Sie, jetzt schlüpft sie durch die Weiden, noch einmal hebt sie sich empor, nun — leb' wohl, Sophie, leb' wohl! — Sie ist verschwunden. — Ach, wer doch bey ihr wäre!

Er sank erschöpft auf das Grab hin.

Ich lebe nur mit ihr, überall ist sie mir nah, sie flüstert mir zu, sie küßt mich im Traume, aber — im Traume nur. — Ich werde so alt jetzt, zu alt für sie, denn sie bleibt immer jung. Es kann noch lange dauern, eh' ich eine Schwadron erhalte, und vorher ist der Konsens schwer zu bekommen. — Wenn ich nur erst ausgewechselt wäre! — Können Sie mir nicht helfen?

„O! wer Dir Unglücklichen helfen könnte!“

Sie thäten es gerne? Nur an den Prinzen wenden Sie sich nicht, um Gotteswillen nicht an den Prinzen, er möchte mich gern Zeitlebens hier einkerkeren, weil Sophie — — Sie werden es wohl wissen, es ist ja weltkundig, — jeden Abend erzähle ich's den Sternen, und die blitzen es jedem Auge zu. — Er hat mir alles genommen, meine Uniform, meinen Säbel, meinen Orden, — der Thor — und die Flöte hat er mir gelassen, mit der ich die Rache Gottes wecke und seine Schande der Welt verkünde. Ach! eine Flöte für ein solches Mädchen ist wenig, aber alle Ströme laufen in das Meer, und das Meer steigt in die Wolken auf, und aus den Wolken stürzt der Regen. In einer andern Welt gehen wir alle wieder hervor, da wird er büßen, Sophie auf dem Thron, diese Flöte ihr Scepter, sein Nacken ihr Schemel — —

Als er dies sprach, erhob er sich mit einer

feltamen Raschheit und Kraft, sein Auge war zum Himmel gerichtet, die Hände andächtig empor gehoben, zwischen denen er die Flöte hielt.

Ich wollte ihn nicht stören, und schwieg. Er schien sich der Erde wieder zu nähern und ließ sein liebes Instrument erklingen. Nachher sagte er zu mir:

Wer über die Liebe nicht den Verstand verliert, hat nie geliebt.

Mich ergriff ein Schäuder. Er hatte über die unglückliche Liebe und ihre Verzweiflung ein herzdurchschneidens Wort gesagt.

Wenn Sie lieben — fuhr er fort — so lernen Sie ja bey Zeiten die Flöte, — denn es giebt Augenblicke, wo ich mir wie dies Holz erscheine. Wie ich die Flöte erklingen lasse: so ertöne ich durch die Liebe. — Das ist vorüber, und es wird mehr vorübergehen. Sie werden das dürre Holz abhauen, und statt Degen und Schärpe soll auf meinem Sarge diese Flöte liegen.

Mich jammerte die Zerstörung eines zarten Gemüths, und ich wünschte ihn auf frohere Gegenstände zu leiten. Deshalb erzählte ich ihm, daß ich Bräutigam sey, glücklich liebe, und eben jetzt die Braut heimführen wolle, daß der Zufall nur mich hier im Orte verweilt und die reizende Nacht hierher geführt habe.

Erlauben Sie, daß ich für Ihre Braut Ihnen ein Andenken mitgebe?

„Es wird ihr und mir werth seyn, obschon es von einem Unbekannten kommt.“

Eine Rose von Sophiens Grabe. Aber die Dornen stechen, und ich möchte diese kleine Knospe noch schonen. Ich habe ja nichts als dies, und es wird mir viel gestohlen. — Haben Sie ein Messer?

Ich zog mein Taschenmesser hervor, und gab es ihm. Er schnitt die Rose behutsam ab und überreichte sie mir, dann besah er das Messer genau und sagte:

Schenken Sie es mir.

Ich stellte ihm vor, wie unentbehrlich es für mich auf der Reise sey; denn einem so schweren Gemüthsranken wollte ich ungern die Waffen in den Händen lassen, die ich ihm unbesonnen überliefert hatte.

Sie wollen mir nie ein Messer geben, meine Speisen werden mir in kleine Stückchen zerschnitten vorgelegt, und ich bekomme nur einen Löffel; aber jetzt habe ich doch ein Messer! rief er frohlockend aus. — Die Flöte fiel ihm aus der Hand, er riß sich den Oberrock weit auf, entblößte die Brust, sah gen Himmel, schrie: Sophie! Sophie! und zuckte das Messer gegen sich.

Ich fiel ihm in den selbstmörderischen Arm, und suchte ihm das Messer zu entwenden.

Aber er krampfte die Faust, in welcher er es hielt, mit einer solchen Kraft zusammen, und

stemnte sich so rüstig, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, ihm die tödtliche Waffe zu entreißen. Nur daß er sich kein Leid thun könne, mußte mein Streben und meine Sorge seyn.

Er schäumte vor Wuth; das vormals bleiche Gesicht glühte, und die Augen wälzten sich auf einem festen Punkt wie Feuerräder umher. Dabey stieß er mit einem dumpfen, dem Brüllen fast ähnlichen Tone unvernehmliche Laute aus. — Ich war vom Zureden zu Drohungen übergegangen, und zu meinem Glück hatte der Wortwechsel Leute herbegezogen.

Um Gotteswillen! wo ist er? schrie eine weibliche Stimme.

In's Teufels Namen — fuhr eine männliche hinterdrein — wie ist er hierher gekommen? wer hat die Thür offen gelassen? —

Das Weib schlug die Hände über den Kopf zusammen, und stemnte die Arme in die Seite; der Kerl ballte die Fäuste und wollte wieder zur Thür hinein.

Hülfe! rief ich ihm zu, Hülfe! ich halte ihn nicht länger.

Durch die Zähne lachend, rief der Unglückliche: „ein Messer! ein Messer!“

Gott erbarme sich — rief das Weib — die Flöte! die Flöte!

Was soll die? fragte ich, und zeigte sie ihr am

Boden; sie gab sie dem Mann, und dieser fing an zu spielen.

Fast mit jedem Ton änderte sich die Gestalt des Unglücklichen; sein Auge ward ruhiger, die verzerrten Züge erschlafften, und der Krampf in allen seinen Gliedern spannte sich ab, — das Messer fiel auf die Erde. Plötzlich sanken seine Knie unter ihm ein, er fiel über das Grab hin, stieß einen tiefen Seufzer aus und lag wie ohnmächtig am Boden.

Während der Mann noch fortspielte, und ich die Wirkung seines Spiels mit Erstaunen bemerkte, wandte die Frau sich an mich, und äußerte ihre Verwunderung, wie ich einem Wahnsinnigen hätte ein Messer in die Hand geben können. „Sie müssen wohl fremd seyn,“ sagte sie.

Ich bin fremd, erwiederte ich, und der Unglückliche schien mir mehr schwermüthig als rasend. Ist er aber das, warum verwahrt man ihn nicht sorgsamer? Eben so gefährlich, als ein Messer, kann ihm jener See werden.

„Ja, man hat seine Noth mit ihm Tag und Nacht, aber es wird denn doch auch gut bezahlt, und man muß sich durchhelfen. — Ein Todtengräber — Sie wissen ja wohl — es ist wenig zu thun, und dann hat alles seine Taxe.“

„Hilf mir ihn wegbringen, Dore!“ schrie der Mann, lud den Ohnmächtigen, wie eine Leiche, gefühllos auf seine Schulter und schleppte ihn

fort; „der Spaß kann ihm das Leben kosten,“ sagte er, indem er durch die Thür ging.

„Da sey Gott vor,“ rief die Frau, — „was wollten wir anfangen!“ und warf die Thür zu; große Riegel sprangen klingend vor.

In welchem Licht erschien mir jetzt der Ort, den ich kurz zuvor für ein elysisches Gefilde gehalten hatte. — O! die Menschen sind die schöne Erde nicht werth; sie bringen sich noch täglich um das Paradies. Nicht der Engel mit flammendem Schwerdt, der Dämon in der Brust verschließt ihnen die Pforte und zaubert die lachenden Fluren in Wüsten. Aber wer ist dieser Wahnsinnige, den die Unmenschen in die Pflege des Todtengräbers gaben? — Des Todtengräbers! — Ach! sonst ist dem sehr wohl, den der Todtengräber erst in seine Pflege genommen hat.

Ich weiß nicht, ob ich dies nur dachte, oder wirklich aussprach; ich war sehr entrüstet, zumal da ich das Voltern und Reifen der Beyden durch das Fenster hörte, von welchem mir zuvor die Flöte zugetönt. — Wohl dem, der seinen Träumen die Wirklichkeit leise unterschiebt, und die Welt nie so sieht, wie sie ist!

Errathen konnt' ich aus seinen Reden das Schicksal des Unglücklichen, den die Liebe nicht in das Grab, aber doch in eine Gruft gebracht hatte. Jedes seiner Worte zeigte, daß ein liebenswürdiger Geist zerstört war, und mir war die

Vermuthung nur zu wahrscheinlich, daß der Aufenthalt hier in den Umgebungen des Todes diese Zerstörung erst vollendet hatte. — Es sind glückliche Seelen, die so wie diese lieben; denn leicht mag der Genuß eines einzigen seligen Augenblicks, wie sie ihn genießen, es werth seyn, daß man dafür den Genuß einer faden Wirklichkeit aufgibt und in süßen Träumen lebt.

Ich drückte die Rose an meine Brust, und sah mich mit einer Thräne nach dem schauerhaften Kerker um, welcher einen Gefangenen verschloß, der mir in diesem Augenblick so frey und so glücklich schien. Laßt ihm seine Flöte nur, und legt sie ihm auf seinen Sarg, wenn ihr ihn zur langen Ruhe neben seiner Sophie niederlegt.

Indem ich mich wandte, streifte mein Blick über den See, und es war mir, als schwebte auf den Wellen eine weiße Gestalt. — Der Aberglaube erzählt, daß die Todten ihre Lieblinge nach sich ziehen. Der Aberglaube ist oft rührend. — Sophie! er ist schon lange allein, seine Flöte ruft dich; und du kommst nicht, ihn dir nachzuholen.

So stieg ich den Berg hinan, von dessen Höhe ich noch einmal das fürstliche Schloß auf dem jenseitigen Ufer sah. — Ob sie von dort auch wohl die weiße Gestalt sehen, die dem unglücklichen Liebling erscheint? Ob sie dort auch die melancholische Flöte hören? — Nein! was ist Menschenleben, was ist Liebe dem Fürsten? —

Ein Fürst mit einem reizbaren Gewissen, — wie unglücklich wäre er. — Sie lassen die Trompeten schmettern, die Becher erklingen, ihre Doggen schlagen an, die Jagdlust erfüllt den Wald und die Flur, bis mit dem Körper auch das Gewissen schläft, und erwacht's am Morgen, so flüstert der Hofmann „Hypochondrie“ Ihro Durchlaucht, und verschreibt ein neues Vergnügen, den Mord einer Unschuld, einen Rausch oder eine Hezjagd.

Als ich vor der Thür meines Hauses stand, rief der Wächter gerade Eins. Ich bot ihm eine gute Nacht, lehnte aber die Unterredung über den Vorfall auf dem Kirchhofe, den er von fern vernommen zu haben schien, ab. „Es wäre viel davon zu sagen,“ meinte er. — Ich trat in das Haus, und verriegelte es von innen. Alles war ruhig; den wachthabenden Mops hatten die Frauenzimmer, wahrscheinlich aus Sorgfalt für die Ruhe der Tante, abseits gebracht.

Ich sah aus dem Fenster über die ländlichen Hütten hinab. Hier des Dorfes Ruhe und Frieden, dort des Fürsten Pracht, und zwischen beyden Gräber, eine Kirche und — der Wahnsinn. In einer beunruhigenden Reihe von Gefühlen verlor ich mich, der Schlaf floh meine Augen, bis mein Herz und mein Sinn dein Bild, o Julie, faßte, da kam Stille in meine Seele und Schlummer auf meine Wimpern.

Als ich am Morgen in das Zimmer meiner

Tante zum Frühstück trat, wunderte man sich, mich so früh zu sehen, denn man wußte mein ganzes Abentheuer und daß ich so spät zu Hause gekommen sey.

Ich erstaunte, daß, was im Schleyer der verschwiegenen Mitternacht vorgefallen war, so bekannt zu sehen; allein mein Erstaunen verlor sich, als ich hörte, daß der Unglückliche nach dem heftigsten Paroxismus so krank geworden sey, daß man in der Angst den Prediger gerufen hatte, der, als er gehört, daß ich an dem Vorfall Antheil habe, zu meiner Tante gekommen war, um mich so schnell als möglich zu sprechen.

Selbst zu ihm zu eilen, hielt ich jetzt für unerläßliche Pflicht, und aller Einwürfe meiner Tante ungeachtet machte ich mich auf den Weg.

Ihn selbst fand ich nicht zu Hause. „Er ist bey dem Kranken,“ sagte die Predigerin, „wird aber nicht lange mehr ausbleiben, haben Sie die Güte zu verweilen.“

Indem sie mir einen Stuhl bot, fuhr sie fort: „Ich will meinem Mann sagen lassen, daß er Sie hier trifft, er möchte Sie bey der Mamsell suchen.“

Ehe ich ihr Anerbieten noch annehmen konnte, hatte sie das Zimmer schon verlassen.

An jedem fremden Orte fliegt unser Blick umher, etwas zu suchen, woran sich unser Herz schließt, um sich auch an dem fremden Ort eine

heimisch zu finden, sey es ein Gemälde, ein Kupferstich, ein Buch, oder ein Hausrath von wohlbekannter Form, denn unser Gemüth hängt an Kleinigkeiten, die uns sagen können, hier hausen Seelen, die dir verwandt sind. So musterte ich das Zimmer, und ward am stärksten von einem weiblichen Bildnisse über dem Sopha angezogen, welches mit seinen großen blauen Augen sanft auf mich herabsah. Durch das blonde Haar war ein Kranz von Mayblümchen und Veilchen gewunden, die durch einen zarten Schleyer herausschimmerten; in der Hand hielt sie eine geknickte Rose, die ihre Schönheit gerade entfalten zu wollen schien. In den Zügen lag eine milde Schwermuth, auf den Wangen die Blässe des Grams; aus den Augen leuchtete das Feuer einer Liebe, die sich selbst verurtheilt.

Die Predigerin trat wieder in das Zimmer. „Wir haben sehr viel Ursache, mit aller Herzlichkeit das Schicksal und die Leiden Theodors zu theilen. Es ist in ihm eine schöne Seele zu Grunde gerichtet, und leider keine Rettung mehr. Was wir wünschen müssen, ist sein Tod.“

Den ich vielleicht beschleunigt habe.

„Ist es, so möchte dies fast unsern Dank fordern. Sie verzeihen, wenn ich über einen Gegenstand, der mein Herz nur zu nahe angeht, schweigen muß. Ich bin mit Theodor erzogen, dieß mein väterliches Haus war der Spielraum seiner

glücklichen Vergangenheit, wir wuchsen mit einander auf, und träumten mit einander von der Zukunft; es ist hier noch manches Andenken von ihm.“

Ihr Auge warf, indem sie dies sagte, einen bedeutenden Blick auf das Gemälde über dem Sopha.

Ich nahm das Wort: „Wohl jeder Reisende schmollt, sich auf seinem Wege aufgehalten zu sehen, wie vielmehr ich, der die Braut, die Geliebte heimführen will“ —

So hatte ich den rechten Gegenstand getroffen, um das Gespräch von einem andern abzulenken, der das Herz der guten Frau zu hart berührte; wir verloren uns weit von Erlau weg, und hatten uns zusammt dem Theodor beynah vergessen, als der Prediger in das Zimmer trat.

Sein mit Heiterkeit und Behmuth gemischter Blick sagte uns genug.

„Ist er?“ fragte die Frau, und scheute sich, das schreckliche Wort hinzuzufügen.

Wahrscheinlich bald — erwiederte ihr Mann. — Ich habe einen Boten nach der Stadt geschickt, um unsern Arzt zu holen, aber ehe der kommt — hat er vielleicht schon überwunden.

Die Frau weinte.

Mütterchen! sagte der Prediger sanft. —

„Nimm's für Freudenthränen,“ — schluchzte sie. — „Es war ein sehr guter Mensch. — Wie fandest du ihn?“

Außerst schwach, und — was mich am meisten sein naheß Ende besorgen läßt — bey vollkommenem Verstande. Er redet von seinem nahen Tode mit einer Gewißheit und Freudigkeit, die das innerste Herz eben so mächtig ergreift, als das, was er über seinen Zustand während des nun bey nahe vierjährigen Wahnsinns sagt. — Ich machte ihm und mir selbst Hoffnung zur Genesung, allein ich sah bald, daß die Ueberzeugung davon ihn wieder in Wahnsinn stürzen würde. So mag denn dieser Haß des Lebens wohl die Folge eines sehr bestimmten Gefühls seines nahen Endes, und die Hoffnung des Todes die Ursache seines wiederkehrenden Verstandes seyn. — Ich habe ihm versprechen müssen, ihn noch einmal zu sehen, und ich werde Wort halten.

Die Frau ergriff die Hand ihres Mannes, drückte sie und sagte: „Bring' ihm das von mir.“

Du wolltest ihn nicht sehen?

„Nein, — jetzt nicht;“ — ihr Auge ruhte auf ihrer mütterlichen Gestalt.

Du hast Recht, — antwortete ihr Mann, — ich danke dir für eine Sorgfalt, die weiter sieht als meine erste Nahrung. — Wohlthun würde es ihm; er hat nach euch allen gefragt, und als er hörte, daß Lehnchen mein Weib wäre,

schoß ein froher Strahl aus seinem matten Auge.

Sie lehnte sich weinend an seine Brust; — er umarmte sie sanft und fuhr fort: „Lehnchen, wir thun sehr Unrecht, wenn wir die vergangnen Leiden länger bewahren und beweinen, als sie sich uns selbst gleichsam gegenwärtig erhalten. Theodor war die letzte Erinnerung von einer schmerzlichen Jugend, die dir manche Thräne gekostet hat. Weine auch um ihn, weine, — aber ein neues Leben beginnt bald für dich, Mutter, dann sey jede Erinnerung zurückgeworfen, lebe in der Gegenwart, in der Zukunft, mit dem Vater, mit dem Kinde. — Ich ehre deinen Schmerz, ich liebe ihn, denn so tief du ihn fühlst, eben so tief wirst du die Mutterfreuden und die Mutterpflichten fühlen.“

Er drückte sie sanft an sich, und küßte ihre Stirn. Sie ruhte noch einige Augenblicke an seiner Brust, dann richtete sie den Kopf empor, strich sich die dunkeln Locken aus der Stirn, küßte ihren Mann und fragte dabey mit einem Ton, der den Kampf nach Fassung deutlich verrieth, unter herabperlenden Thränen, ob sie im Garten das Frühstück bereiten solle?

Er bejahte es. — Sie ergriff dann von neuem seine Hand, und sagte: „Es ist wahr, du hast durch mich alle Leiden dieses Hauses ererbt,

aber — habe Geduld mit mir, Geduld, lieber Ernst, es wird anders werden.“

Sie küßte ihn und verließ uns schnell.

„Es herrscht“ — sagte der Prediger zu mir, als wir allein waren — „in Rücksicht der Bekanntschaften eine gewisse Schickung. Mit manchen Menschen werden wir es leicht und gern, mit andern mühsam und wider Willen, bey andern wissen wir es nicht anzustellen, ihre Bekanntschaft zu machen, und wieder andere erobern Theilnahme, Zuneigung und das ganze volle Herz, wie im Sturm. — Zu diesen gehören Sie.“ Er ergriff meine Hand rasch und drückte sie.

Vielleicht — erwiederte ich, indem ich ihm seinen Händedruck mit Herzlichkeit zurückgab — giebt es Bekanntschaften zwischen Unbekannten, die längst schon gemacht sind, und nur erneuert werden dürfen.

„Nehmen wir die unsrige dafür an,“ — sagte der Prediger, indem er mich umarmte. — „Nun aber“ — fuhr er fort — „sollen Sie auch sogleich alle Rechte einer alten geprüften Vertraulichkeit genießen, denn obschon wir uns erst gestern sahen, so haben wir uns doch längst schon gekannt, und das Schicksal hat Sie selbst in die Ereignisse hingeworfen und Sie zum Vertrauten von Begebenheiten uns — fast möchte ich sagen — aufgedrungen, die Ihnen jetzt noch Räthsel sind. — Kommen Sie in den Garten.“

Er hieß mich vorangehn, nahm das Gemälde der Blondine von der Wand und trug es unter dem Arme mit.

Wir gingen durch den Garten, welcher überall verrieth, daß der Besitzer desselben ein Freund der Natur sey, und traten am äußersten Ende desselben in ein freundliches Lusthaus, wo die Predigerin uns mit dem Frühstück erwartete.

Wir setzten uns, der Prediger lehnte das Bildniß rücklings gegen einen Stuhl, sie erkannte es, und sagte: „Ernst, laß mich nicht zu lange harren, denn — hier kann ich nicht verweilen.“

Sie ging langsam den Gang hinauf und sah an der Thür sich noch mit freundlich bittendem Blick um.

„Sie ahnet unsre Unterhaltung,“ — begann der Prediger, — „die sie zu sehr erschüttern mußte. Ich will mich kurz fassen, denn auch abwesend wird sie an unserm Gespräch Theil nehmen, und dem Faden wehmüthiger Begebenheiten folgen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

## IV.

## Vertheidigung der Universitäten, als allumfassender Lehranstalten.

(Beschluss.)

Hätten die Gegner unserer Weltschulen den von ihnen vorgeschlagenen Einrichtungen einigen Anschein der Wissenschaftlichkeit geben wollen, so hätten sie bloß für die drey Hauptwissenschaften, oder Fakultäten, Besonderschulen einräumen müssen; denn, beyläufig gesagt, diese dreyfache Abtheilung der Gelehrsamkeit ist — was selbst vielen Gelehrten zu entgehen scheint — ganz urwissenschaftlich, obwohl man, indem man sie machte, mehr einem blinden Zuge, als einer bewußten Erkenntniß, folgen mochte. Das ärztliche Fach nämlich will das Wesen der Natur, die Rechtgelehrsamkeit das Wesen der menschlichen, und die Gottesgelahrtheit das Wesen der göttlichen Dinge erforschen. Alle drey Fächer beziehen sich zugleich unmittelbar auf den Menschen. Das erste betrachtet ihn als Naturwesen (Sorge für Gesundheit des Leibes); das zweyte betrachtet ihn im gesellschaftlichen Zustande (Sorge für die bürgerliche Wohlfahrt, das Mein und Dein); das dritte betrachtet das Göttliche und Ewige im Menschen (Sorge für der Seelen Heil und Seligkeit). Diese drey Verhältnisse erschöpfen alles — der Mensch als Einzelwesen, derselbe im Verhältniß zur

Menschheit, und zur Gottheit. Sie beruhen auf den Erkenntnißformeln: Einheit, Vielheit und Allheit — Räumliches, Zeitliches und Ewiges. — Hätte man also für jedes dieser drey Fächer eine besondere hohe Schule in Vorschlag gebracht, so hätte sich das noch hören lassen. Aber freylich wäre man genöthigt gewesen, um jede dieser Hauptschulen die Lehrstühle aller sogenannten Hülfswissenschaften, und in dieser Eigenschaft auch einen Lehrstuhl der beyden andern Hauptfächer, herzupflanzen. Und was hindert dann, diese letztern auch als Hauptwissenschaften in den Plan mit aufzunehmen, und jene eingeschränkten Universitäten zu wahren, alles Wissen umfassenden, Universitäten zu erheben? Nun hängt es von dem Jünger ab, welche besondere Wissenschaft er zum Mittelpunkte seines Strebens machen will. Kommt er nicht unreif an Kenntnissen und Jahren auf die hohe Schule; läßt er sich von einem weisen Manne die zu hörenden Vorlesungen anordnen, oder hat er selbst Einsicht genug dazu: so wird er auf derselben Anstalt sich zum geschickten Arzt oder Größenlehrer bilden, auf welcher ein Anderer zu gleicher Zeit die beste Vorbereitung zum künftigen Gottes- oder Rechtsgelehrten erhält. — Vorbereitung, sage ich; denn wer wird glauben, daß ein Jüngling in einem Zeitraum von einigen Jahren irgend ein Fach erschöpfen könne? In's Einzelne zu dringen,

die Wissenschaft selbstthätig zu erarbeiten, bleibt den folgenden Jahren aufbehalten. Es wäre gewiß im Allgemeinen eine Verirrung, wenn der Jüngling in der ersten Zeit seiner akademischen Laufbahn Schriftsteller werden wollte; wie ich denn aus Erfahrung weiß, daß in Göttingen schon die Bearbeitung einer Preisaufgabe Manchen in seinem eigentlichen Fach zurücksetzte. Diejenige Stille und Muße, welche zu solchen Arbeiten erforderlich ist, thut dem jungen Studirenden gar nicht Noth. Dagegen thut ihm die gesetzmäßige Eintheilung seines Arbeitens, und die Abwechslung der Lehrgegenstände äußerst wohl; auch kann mit dieser Mannigfaltigkeit eine gewisse Einheit und Ordnung im Ganzen füglich bestehen.

Wenn also ein Dichter sich über Universitäten lustig machte, und es unnatürlich fände, daß die Geistesbeschäftigung vom Glockenschlage beherrscht wird, so stände ihm dies als einem Dichter allenfalls an, als welcher am besten weiß, wie das geistige Schaffen sich nicht Zaum und Gebiß anlegen und an bestimmte Stunden binden läßt. Aber von diesem dichterischen Wesen ist hier auch zunächst gar nicht die Rede; der Hörsaal ist nicht der Ort dafür. Hier sollen nur Schätze eingesammelt werden, mit denen dann der gute Kopf fortwuchert; hier soll die Richtung eingeschlagen werden, in welcher er fortschreitet. Auch führt

es ja alles gesellschaftliche Streben mit sich, daß man sich einem gewissen Zwange unterwerfe, und was sich in den Weltschulen in dieser Hinsicht Unnatürliches findet, ist bey jeder öffentlichen Lehranstalt, auch bey den Einzelschulen, unvermeidlich und dem Ganzen zuträglich. Ziel es einem Dichtergeiste einmal ein, sich in irgend ein wissenschaftliches Fach zu werfen; er würde nicht leichter und schneller zum Ziele gelangen können, als wenn er auf einer Weltschule die dahin einschlagenden Vorlesungen besucht. Ueberhaupt wird Niemand leugnen können, daß die Universitäten zugleich die besten Dichterschulen sind, in sofern eine allumfassende wissenschaftliche Bildung in unserm Zeitalter ein wesentliches Erforderniß zu einem guten Dichter ist.

Durch Einführung der Einzelschulen würde ferner der sammtliche wissenschaftliche Verkehr sehr verringert werden. Wo jetzt eine Weltlehranstalt vorhanden ist, da würde dann etwa eine Einzelschule stehen, und wer einen solchen Sitz der Gelehrsamkeit vor und nach seiner Veränderung gekannt hätte, würde sagen müssen, daß alles wie ausgestorben sey. Die Einförmigkeit des Strebens würde die Reibung der Köpfe verhindern; keine Orden, keine Landsmannschaften, aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil es an Mitgliedern dazu fehlen würde. Dahingegen welches anziehende Schauspiel wissen-

schaftlichen Lebens und Strebens bie-  
 tet uns jetzt nicht bloß jede blühende Welt-  
 schule für sich, sondern auch die Gesamt-  
 heit der Universitäten Deutschlands  
 dar! Denn alle stehen mehr oder weniger in ge-  
 genseitigem Verkehr, welcher durch gelehrte Zei-  
 tungen, durch Versehung der Lehrer, durch Hin-  
 und Herwandern der Studirenden, durch gegen-  
 seitigen Wetteifer, selbst der Regierungen, unter-  
 halten wird. Unter diesen Anstalten herrscht, zu  
 großen Heil der Wissenschaft, eine bedeutende  
 Verschiedenheit in Ansehung des Geistes, mit  
 welchem die Wissenschaft überhaupt, — des Er-  
 folges, mit welchem dieses oder jenes Fach in's  
 besondere getrieben wird, wie auch in Ansehung  
 des herrschenden Tons und der äußern, mehr  
 zufälligen, Verhältnisse. Wie verschieden war  
 von jeher der gelehrte Geist, wie er zu Göttingen,  
 von dem, wie er zu Jena sich zeigte? Dort  
 läuft fast alles auf gelehrtes Einsammeln hinaus;  
 die reiche Bücherey mag diese Hamsternatur be-  
 günstigen. Es wird sich kaum ein Zweig der Wis-  
 senschaft und Kunst finden lassen, dessen Geschichte  
 zu Göttingen nicht geschrieben worden wäre. Ge-  
 schichtlich ist da fast alle Ansicht der Wissenschaft;  
 Gelehrsamkeit ist das Lösungswort, und dieses  
 Streben empfiehlt man unter dem Namen des  
 Reellen. Wem es also an Kenntnissen fehlt,  
 der wird in Göttingen bald die Lücken ausfüllen.

Wer das Eingefammelte ordnen, wer einen kühnerern Aufflug nehmen will, und das Ursprüngliche und Schöpferische liebt, der besuche Jena, wo die Weltweisheit von jeher ihren Sitz aufschlug. Dort Alexandrien, hier Athen. So kömmt jede Weltchule irgend einem wissenschaftlichen oder anderweitigen äußern Bedürfnisse vorzüglich entgegen. Und welches vorzügliche Bildungsmittel ist es nicht, mehrere derselben nach einander zu besuchen und, wie Thümel sagt, von jeder das Beste zu nehmen!

Noch wollen wir kürzlich dasjenige beleuchten, was unsere Gegner über die Einrichtung der verschiedenen Einzelschulen vorbringen. Um diese nützlich zu machen, fordern sie, daß zuvor manche bessere Einrichtung von Seiten des Staats getroffen werde. Wir, als die Anwalde der Universitäten, pflichten ihnen hierinnen bey und behaupten, daß eben durch bessere Staatseinrichtungen die anscheinenden Gebrechen unserer Weltanstalten von selbst wegfallen werden. Denn das Gemeinwesen hat den größten Einfluß aufs Gelehrtenwesen, und dies kann sich nur kümmerlich fortbilden, wenn jenes stockt oder gar verdorrt.

Was nun zuvörderst die hohe Schule der Gottesgelehrsamkeit anlangt, so soll sie, nach unsern Gegnern, ihren Wohnsitz nicht in einer Stadt aufschlagen, sondern in einem aufzuhebenden Kloster etwa; je weiter von den Wohnsitzen der Unsitt-

lichkeit, desto besser; nur in der Einsamkeit, sagen sie, gedeihe das Göttliche. Dort nun sollen die künftigen Geistlichen eine klösterliche Erziehung erhalten. — Allein wie unzureichend diese Bildung seyn werde, sieht man leicht ein. Der Geistliche soll der Mann des Volkes seyn, soll durch Lehre und Wandel auf dasselbe wirken; wie kann er das, wenn er das Volk nicht kennt? Und wie soll er sich diese Kenntniß in jener klösterlichen Anstalt erwerben? Tritt er mit eingeschränkter wissenschaftlicher Bildung, wie dieß der Fall seyn wird, ohne Erfahrung und Menschenkenntniß in der Welt auf, so wird er, möge seine Heiligkeit noch so strahlend seyn, zumal in einer Welt, wie die unsrige, wenig ausrichten, und von Glück zu sagen haben, wenn er sich nicht lächerlich macht. Die größten Helden des Glaubens waren auch die größten Menschenkenner, und hatten keinesweges von Jugend auf in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit gelebt und sich gebildet. Nur von Zeit zu Zeit, oder kurz vorher, ehe sie ihren Beruf antraten, gingen sie in die Wüste, um sich für denselben noch mehr zu begeistern. Es ist also gut, daß der künftige Gottesgelehrte, wie jeder andere Gelehrte, auf Schulen und Weltlehranstalten gebildet werde; es ist gut, daß er hierauf, als Hauslehrer, durch Jugendunterricht seine Lehranlagen entwickeln, und auf Herz und Geist der Menschen wirken lerne;

es ist gut, daß er in dem fremden Hause sich flug und anständig zu betragen, und hier im kleinen Kreise zu üben strebe, was er dereinst im Großen unter seiner Gemeinde anwenden soll. Die Kloster-tugend, welche nie strauchelte, weil ihr die Möglichkeit, zu fehlen, benommen ward, ist ohnehin nicht die, welche wir von dem echten Weltgeistlichen fordern; sie könnte ihm leicht zum Fallstrick werden. Daß übrigens der Gang, den bisher die Bildung unserer Geistlichen nahm, nicht verwerflich sey, geht auch daraus hervor, daß dieser Stand so viele in Hinsicht auf Geistesbildung und Wandel wahrhaft verehrungswürdige Männer aufzuweisen hat.

Um tüchtige Schulen für die Rechtsgelehrsamkeit anzulegen, sehen sich die Ankläger der Universtitäten genöthigt, auf Verbesserung der Staatsverwaltung anzutragen. Dies Letzte thun wir auch, und meinen, daß durch dieselbe die Bildung junger Rechtsgelehrten auf unsern Weltanstalten auf einmal eine ganz andere Richtung erhalten werde. Bisher bildete man sie so, wie der Staat sie verlangte und brauchen konnte. Dann aber wird besonders die Anleitung zur Ausübung, welche der Jünger zu Ende der akademischen Laufbahn erhält, eine neue Gestalt annehmen. Man wird die Jünglinge vorzüglich zu öffentlichen und mündlichen Verhandlungen geschickt machen, wenn diese eingeführt seyn wer-

den. Und was für Staatsmänner werden aus unsern Weltlehranstalten hervorgehen, wenn diejenigen, welche einst Staatsämter bekleiden wollen, gezwungen seyn werden, sich dazu geschickt zu machen, weil sie auf nichts anders mehr, als auf Fähigkeit, ihre Ansprüche gründen können! Der Staat wird dann diese jungen Weltmänner nicht auf frischer That, so wie sie die Weltlehranstalt verlassen, zu wichtigen Ehrenstellen befördern, sondern man wird ihnen, und zwar in der Hauptstadt, Gelegenheit zu der nöthigen Vorübung verschaffen, damit sie nicht bloß mit Kenntnissen, sondern auch mit Geschicklichkeit, ihr wichtiges Geschäft antreten.

Derselbe Fall tritt bey jungen Ärzten ein. Sollte der Staat die Anleitung zur Ausübung der Kunst, wie sie den Jünglingen vor ihrem Abgang von der Weltschule ertheilt wird, nicht hinreichend finden, so wird er dafür sorgen, daß in einer großen Stadt, wo ein Krankenhaus u. dergl. vorhanden ist, das Fehlende nachgeholt und Keinem die Erlaubniß zur Ausübung ertheilt werde, der nicht von einer dazu niedergesetzten Behörde außer dem Zeugnisse der Kenntnisse auch das der Geschicklichkeit erhalten habe. Dies führt mich auf die akademischen Würden. Diese sollten mit der Erlaubniß zur Ausübung in einem Fache durchaus nicht in Verbindung stehen, es sollte z. B. nicht Jeder, der als ausübender Arzt auftreten, der

öffentliche Vorlesungen halten will, erst Doktor werden, d. h. gleichsam ein Meisterstück machen müssen. Jene Würden sollten vielmehr denen ertheilt werden, welche in irgend einem Fache, als Schriftsteller, als Erfinder u. s. w. sich vor andern bereits ausgezeichnet haben, sie sollten Zeichen des erworbenen, nicht des noch zu erwerbenden Verdienstes seyn; wie dies zum Theil bey den übrigen Fächern wirklich der Fall ist. Die Verdienste des Mannes, dem sie zu Theil würden, müßten hinlänglich bewährt und weltkundig seyn; denn ein sogenanntes Examen ist immer ein unzuverlässiges Prüfungsmittel, weil die Wissenschaft zugleich eine intensive Größe ist, und weil ein Paar beantwortete oder nicht beantwortete Fragen wenig entscheiden; weil man keinen Geistesmesser hat, nach Graden abgetheilt, wie etwa einen Luftwärmemesser, und das Verdienst eines Gelehrten nicht nach Zollen angeben kann, wie die Länge eines Rekruten. Die gelehrten Würden müßten dem Verdienstvollen durchaus unentgeltlich ertheilt, und es müßte gar nicht Rücksicht darauf genommen werden, ob der Mann, welcher sich auszeichnet, sich auf dieser oder jener, ob er sich überhaupt auf einer Universität gebildet habe. Wozu solche Einschränkungen, solcher Geisteszwang? Unsere Universitäten empfehlen sich von selbst. Jene Würden müßten den höchsten Staatswürden ohne Weiteres

gleichgesetzt werden, so daß der Gelehrte seine Würdigung von Gelehrten, nicht von irgend einem Minister zu erwarten hätte.

Dieser ganze Punkt setzt es außer Zweifel, daß den Universitäten noch manches von dem Ordens- und Zunftwesen des Mittelalters anklebt. Eben so wenig zweifelhaft ist es aber, daß, wenn der Staat alle Privilegien und Körperschaften aufzuheben für gut findet, auch die Universitäten, ihrem eigentlichen Wesen unbeschadet, dasjenige verlieren werden, was an ihren zunftmäßigen Ursprung erinnert. Es scheint jedoch, daß bey solchen Veränderungen die größte Behutsamkeit anzurathen ist. — Findet man es unzweckmäßig, daß ein Rath der Professoren die eigentliche Gerechtigkeitspflege verwalte, so wird es dennoch äußerst vortheilhaft seyn, wenn fernerhin eine solche Versammlung über alles rathschlägt, was die Zucht und die übrigen Angelegenheiten der Anstalt betrifft, und wenn auch die Rechtsfälle zuerst bey ihr angebracht und dann nöthigenfalls von ihr gehörigen Orts befördert werden. Ein gleiches Bedenken habe ich über die Abschaffung der im Mittelalter eingeführten lateinischen Sprache. So vernunftgemäß übrigens die Reinigung und Alleinherrschaft der Muttersprache in meinen Augen ist, so sind doch diese Weltlehranstalten, obzwar zunächst für das Vaterland, doch zugleich für die ganze gelehrte Welt berechnet, und die gelehrte lateinische

Sprache wird daher füglich für öffentliche Verhandlungen und Anzeigen, für mehrere Vorlesungen, so wie auch für die gelehrten Titel und Würden, beybehalten werden. Um so mehr, da sonst vielleicht zu fürchten stünde, daß uns auch hier (wie nach dem dreißigjährigen Kriege in den Belthändeln) die, dieser Ehre so unwürdige, französische Sprache aufgedrungen, und selbst unsere herrliche Muttersprache verdrängt werden möchte.

Etwas Vollkommenes endlich dürfen wir, wie ich schon oben bemerkte, von diesen Anstalten, eben weil sie menschliche sind, von Menschen verwaltet und benutzt werden, nicht erwarten. Allen menschlichen Dingen klebt die Gebrechlichkeit an, die unterm Monde waltet. Durch Anführung solcher Unvollkommenheiten im Einzelnen, in der Wirklichkeit, wird man also den Beweis nicht widerlegen können, den wir bereits und hoffentlich zur allgemeinen Genugthuung geführt haben: daß die Einrichtung der Universitäten, als allumfassender Lehranstalten, vor dem Richterstuhl der Vernunft für vortrefflich zu erkennen, die von ihren Anklägern vorgeschlagenen Einzelschulen aber, als unvernünftig, zu verwerfen und keinesweges als ein Ersatz für jene anzusehen sind. Unsere Weltlehranstalten trennen die Hauptwissenschaften nur so, daß dies ihrem wesentlichen Zusammenhange keinen Abbruch thut; die Einzelschulen aber trennen sie auf eine Weise, wobey aller wissen-

schaftliche Geist zu Grunde gehen muß. Und so sind wir denn in umgekehrter Ordnung auf jene Grundsätze zurückgekommen, von denen wir in unsrer Vertheidigung ausgegangen sind. Ich würde mit diesem Schlußsteine meines Beweises auch meine Abhandlung schließen, wenn ich nicht noch einige Worte zur Vertheidigung der Weltweisheit sagen müßte, welche einer unserer Gegner auf Tod und Leben angreift und zum Urdinge zu machen sucht. Es ist mir übrigens hiebey, so wie bey der ganzen Schrift, nicht etwa bloß darum zu thun, Einen Schriftsteller zu widerlegen; sondern ich lasse mich auf seine Meinungen nur in sofern ein, als er als der Sprecher von einer ganzen Klasse von Menschen anzusehen ist. Eben dadurch erhalten diese Erörterungen erst allgemeine Wichtigkeit.

Er nennt diese Wissenschaft bey ihrem griechischen Namen, „Philosophie, Weisheitsliebe,“ und spricht ihr darauf das Urtheil. Welch ein Verfahren! Gerade, als wenn man Jemand in einem Freystaate nicht dulden wollte, weil er König oder Kaiser heißt. Wir haben uns schon im Laufe dieser Abhandlung veranlaßt gesehen, das Wesen dieser Urwissenschaft anzudeuten, wir haben sie die Seele aller Wissenschaften und bey ihrem sinnigen deutschen Namen Weltweisheit genannt. Als solche scheint sie diesem ihrem Gegner ganz unbekannt geblieben zu seyn. Er will, daß

man dieser Wissenschaft eher keinen Lehrstuhl errichte, bis sie aus Weisheitsliebe Weisheit geworden sey. Dabey scheint er Sokrates, den Weisen, im Auge gehabt zu haben, der sich nichts für seine Lehre bezahlen ließ. Freylich solche Männer, wie der wirkliche Sokrates war, würden, so verehrungswürdig sie übrigens seyn mögen, dem urwissenschaftlichen Lehrstuhl wenig Ehre machen. Mit Lebensweisheit, gesunden Einfällen und etwas Fronie ist da die Sache nicht abgethan; hier soll Weltweisheit, das Wissen in seiner Allheit und Ursprünglichkeit, vorgetragen werden. Was von uns Deutschen in dieser Urwissenschaft geleistet worden, und welches mein Wissen von derselben sey, dieß auszuführen ist hier nicht der Ort. Genug, daß ich den Vorwurf ihres Gegners, sie sey noch nicht zur Wissenschaft gediehen, mit der Frage zurückweise; ob dann die Gottesgelahrtheit, die Heilkunde, die Geschichte u. s. w. ihrer wissenschaftlichen Vollendung näher gekommen sey, als die Weltweisheit? ob nicht vielmehr diese und andere Wissenschaften ihre Begründung und Vollendung erst von der letztern erwarten? und ob es daher nicht die größte Thorheit seyn würde, diese Hauptwissenschaft ihrem Schicksal Preis zu geben, von der, als der Königin, die Wohlfahrt der übrigen abhängt? Vergebens werden wir uns der einzelnen Wissenschaften mit höchster Sorgfalt annehmen; ohne ihre

Sonne, die Weltweisheit, können sie nicht ge-  
deihen.

Man giebt zu, daß dem künftigen Gottesge-  
lehrten alles Nöthige vom Staate gereicht werden  
müsse, damit die Sorge für's Irdische seinen  
Geist nicht niederdrücke. Hat denn der Weltweise,  
der für den Staat, nicht nur für seine, sondern  
zugleich für alle andern Wissenschaften forscht und  
denkt, hat dieser keine Ansprüche auf die Dank-  
barkeit seines Volks? Erfordert sein Geschäft  
weniger Erhebung des Geistes, weniger Befrey-  
ung von nagenden Sorgen? Wer von Seiten  
des Staats nichts als Duldung für den Philo-  
sophen verlangt, der muß dieß letztere Wort in  
dem Sinn nehmen, den es lange in Frankreich  
hatte, wonach es einen Menschen anzeigt, der  
ohne Frömmigkeit, ohne Achtung für die Satz-  
ungen der Väter, gegen alle bestehenden heilige,  
weltliche, wissenschaftliche und künstlerische An-  
stalten zu Felde zieht, ihre etwanigen Mängel  
boßhaft aufdeckt, ohne den Grund derselben  
und die Art, wie ihnen abzuhelpen sey, wissen-  
schaftlich nachweisen zu können; der mehr beredt,  
als gründlich alles verâsonnirt, von den Ur-  
bildern aber, denen wir nachstreben sollen, keine  
Ahnung, vielweniger eine wissenschaftliche Er-  
kenntniß hat. Ein solcher ja bedarf nur der  
Duldung von Seiten des Staats; ob er nicht  
mehr noch dessen Verachtung verdiene, ist eine

andere Frage. Solcher Philosophen fanden sich von jeher in Frankreich viele, und es werden sich dort derselben, vermöge der Einzelschulen, noch ferner genug finden. Gott bewahre Deutschland vor beyden!

Aber leider scheint es, daß die Wunden, welche Germanien — unselige Folge seiner morschen Verfassung — vom Schwerte der Feinde empfing, nicht das größte der Uebel sind, welche es zu befeuzen hat. Sein Inneres ist gleichsam von einem Gifthauche angesteckt, und es steht dahin, ob der sonst gesunde deutsche Geist den fremden Einflüssen ganz widerstehen werde. Schon zeigen sich hie und da Spuren des Leichtsinns, der Unwissenschaftlichkeit, und selbst die stolzen Heiligthümer deutscher Wissenschaft sind nicht mehr gesichert vor der blinden Wuth. Dennoch dürfen wir nicht verzagen, da wir auch auf der andern Seite den deutschen Geist mit aller ihm eigenthümlichen Kraft und Reinheit hervorbrechen und mit heldenmüthiger Standhaftigkeit gegen das ihm fremde und feindselige Wesen ankämpfen sehen.

Ich glaube, diese Bertheidigung nicht besser schließen zu können, als mit den merkwürdigen Worten, welche Johannes Müller vor mehr als dreyßig Jahren niederschrieb, \*) und mit welchem

---

\*) S. Briefe eines jungen Gelehrten 1c. S. 318.

sein nachheriges Verhalten so schön übereinstimmt: „Wenn ich,“ sagte er, „in Regierungen wäre, würde ich in dieser Verfassung (der schweizerischen) mich weniger um die Erhaltung derselben, als um die wahre Aufklärung des Volks bekümmern; denn jene zu behaupten scheint allzuschwer; diese erobert uns Niemand ab; diese wird unser Volk in alle Welten, und überall frey hin begleiten.“

Dr. C. Christ. Traubetter.

## V.

### Peter der Große und der Gastwirth zu Memel.

#### Eine Anekdote.

Nach den Akten des geheimten Archivs: „Zarischer Majestät Reisen durch Preußen betreffend.“

Bei den oftmaligen Reisen Peters durch Preußen, waren vom Könige Friedrich dem Ersten die nachdrücklichsten Befehle ertheilt, dem Zar alle mögliche Ehre und Aufmerksamkeit, so wie gegen des Königs eigne Person, zu erweisen. Wenn seine Reise zu Wasser ging, wurden von Memel ab die nöthigen Fahrzeuge, zu Lande der erforderliche Vorspann für ihn bereit gehalten.

ten; er wurde nebst seinem Gefolge überall auf königliche Kosten bewirthet; bey seiner Ankunft und Abreise wurden die Kanonen von den Festungs- und Stadtwällen gelbset; das Militär und die Bürgerschaft paradirten unter dem Gewehr, in den Straßen u. s. w. In Königsberg richtete man zwar ein Logis auf dem königlichen Schloß für ihn ein, — das Tafelzimmer wurde mit einem Thron von rothem Sammet mit Gold besetzt geziert. — Peter verlangte aber lieber in dem am Pregelstrom, neben der grünen Brücke, belegenen Hause des Kommerzienraths und Kneiphöfischen Bürgermeisters Negelein zu wohnen, \*) und nahm jedesmal hier sein Quartier. Die Einladung auf das Schloß schlug er mit der Aeußerung aus: „daß dem Könige ja nicht nur das Schloß, sondern die ganze Stadt und alle Privathäuser gehörten.“ Aus dem Negeleinschen Hause genoß der Zar des ihn vorzüglich ergötzenden Anblicks der Schifffahrt, und vergnügte sich selbst mit Herumfahren auf einem Fischerboot.

Man war überhaupt, nach den Befehlen des Königs, darauf bedacht, in Allem dem Willen des Zars nachzukommen und mit der größten Vorsicht jeder Veranlassung zu seinem Mißvergnügen vorzubeugen. — Um so größer war die Besorgniß und um so gerechter der Unwille der preussischen

---

\*) Die jezige königliche Bank.

Regierung zu Königsberg, als ihr folgender unangenehme Vorfall kund wurde.

Peter der Erste hatte sich im Jahre 1712 in Begleitung seiner Gemahlin durch Preußen nach Pommern begeben. Im Februar des folgenden Jahres traf diese auf ihrer Rückreise in Preußen zuerst ein und nahm, wie gewöhnlich, auf der Memelschen Vorstadt bey einem Gaswirth, Namens Gottschalk, ihre Wohnung, um daselbst zu übernachten. Der Wirth war so unvorsichtig, in seiner an das Zimmer der Zarin stoßenden Kammer Tabacksgäste zu dulden. Dies räumte er im Verhör selbst ein — auch, daß der Tabackbrauch sich wohl durch die Thür in das Zimmer der Zarin gezogen und ihr beschwerlich gefallen seyn könne. Diese beklagte sich aber bey ihrer Abreise gegen den, bis an die Gränze sie begleitenden, königlichen Kommissarius: daß sie von den in der Kammer sich befundenen Gästen, und besonders von dem Wirth, so sehr sey inkommodirt worden, daß sie die ganze Nacht nicht habe schlafen können, sondern mit Auf- und Abgehen zubringen müssen. Sie habe die Anwesenden zwar durch ihre Damen mehrmals auffordern lassen, die Kammer zu räumen und ihr die Ruhe zu gönnen. Darauf hätte man aber nicht nur keine Rücksicht genommen, sondern die Unbescheidenheit gar so weit getrieben, mit den Tabackspfeifen aus der Kammer durch ihr Zimmer zu gehen. Sie habe sich darauf ge-

nöthigt gesehen, selbst aufzustehen und zu den in der Kammer befindlichen Leuten zu sagen: daß man sie nicht weiter in der Ruhe stören möchte, — worauf der Wirth aber eine über alle Maßen unverschämte Antwort gegeben.

Die Zarin verband mit dieser Anklage die Bitte um Satisfaktion und Bestrafung, um nicht nöthig zu haben, die ihr zugesetzte Beleidigung Seiner Majestät, dem Könige, anzuzeigen.

Die preussische Regierung konnte auf diese Klage, ganz natürlich, eine Vertheidigung des Gastwirths, in der er die freventliche Beunruhigung und Beleidigung der Zarin ganz ableugnen wollte, nicht Statt finden lassen. Die Regierung verfügte daher, augenblicklich ihn zu arretiren und in Ketten geschlossen, bis auf weitem Befehl, in die Festung zu bringen; verwies auch dem Amtsverweser zu Memel, daß dieses nicht sogleich nach der Ruchtbarwerdung des Vorfalles, zur Satisfaktion der Zarin, noch vor ihrer Abreise geschehen sey.

Einige Wochen darnach, am 22sten März, traf Peter der Erste, auf seiner Rückreise, in Memel ein und nahm in dem Hause desselben Gastwirths sein Quartier. Sobald er in das Haus eintrat, fragte er nach dem Wirth, und erfuhr den ganzen Hergang der Sache. Er befahl, ihn sogleich vor sich zu bringen. In Fesseln geschlossen ward der Arrestant herbeygeführt, warf

sich vor dem Monarchen nieder und bat um Gnade. Peter, der menschlich = große, fühlte Mitleiden mit dem hart Bestraften und verlangte sogleich seine Freylassung. Der Festungskommandant, Brigadier de Brion, stellte vor; daß er die von seiner Zarischen Majestät dem Arrestanten zuge dachte Gnade der preussischen Regierung berichten wolle, und hoffe, daß ihm solches zur Lindering seiner Strafe zu statten kommen würde. Peter verlangte aber nochmals, ihn sogleich auf freyen Fuß zu stellen und sagte: „Wenn ich ihm vergebe, so wird die preussische Regierung wohl damit zufrieden seyn.“ Nun wurden die Ketten des Gefangenen gelöst; dankbar warf dieser sich nochmals vor dem großmüthigen Monarchen nieder, und Peter ermahnte ihn noch mit den leutseligsten Worten, sich künftig besser zu betragen. —

Wie weit erfreulicher ist es, solchen Zügen des Edelmuths und der Menschlichkeit zu begegnen, als den blutbesprüzten Pfaden des unersättlichen Eroberers zu folgen! —

Faber.

---

## VI.

## Zur Geschichte der Deutschen.

(Ein historisches Fragment.)

Schon in frühern Zeiten mögen sich Galen und Deutsche oft bekriegt haben, bald diese, bald jene den Rhein passirt seyn, um ihre Wohnungen zu wechseln; vermuthlich trennte ursprünglich der Rhein Galen und Deutsche, und nur bey wachsender Bevölkerung drangen die letztern weiter vor. Selbst die alten Schriftsteller wissen einiges Hierhergehörige. Es ist aber alles zu schwankend, um dabey länger zu verweilen.

Das erste Hauptfactum, und zwar ein sehr imposantes, ist der Zug der Cimbern und Teutonen. Bey wachsender Bevölkerung scheint das Land manchen deutschen Völkern zu eng geworden zu seyn, bey zunehmender Kultur scheinen sich ihre Ideen vom Räuberkrieg in's Größere ausgebildet zu haben; sie lernten die Vorzüge Galliens kennen, hörten von Italien, und zogen auf Abentheuer, versteht sich mit ihren ganzen Familien, aus. Marius vernichtete sie und machte die ganze Begebenheit zur Fäsel in der Geschichte.

Cäsars Eroberungen in Gallien brachten die Römer mit den Deutschen in nähere Berührung. Sie schmeichelten Anfangs dem Herzog, König,

Ariovist (Ehrenfest), der nach Gallien herüber  
 gewurzelt war, durch einige Ehrentitel, zer-  
 fielen in der Folge mit ihm, und schlugen ihn.  
 Von nun an hörten die Kriege mit den Germa-  
 nen nicht auf. Um Gallien zu schützen, schien es  
 den Römern am besten, Germanien jenseits des  
 Rheins zu erobern, so wenig es sie an sich reizen  
 mochte. Sie schlossen im Grunde fehl, weil sie  
 weiter nach Osten immer neue und noch wildere  
 Horden getroffen hätten. Die Eroberung von  
 Deutschland gelang nur unvollständig und durch  
 voreilige Bemühung, das Land zu romanisiren,  
 ging auch das erworbene unter Varus verloren.  
 Die Römer führen hierauf mancherley Kriege,  
 meist glücklich, gegen die Deutschen, aber ohne  
 bleibende Eroberungen. Sie ergreifen ein ande-  
 res System. Deutschland, jenseits des Rheins,  
 war ihnen geblieben, auch Belgien. Mehrere  
 andere Völker rechneten sich zu den Untertha-  
 nen oder Schutzgenossen der Römer und zahlten  
 ihnen Tassak (Naturaltribut), z. B. die Friesen  
 an Ochsenhäuten. Manche standen mit den Rö-  
 mern im Bund, bekamen Könige von ihnen, und  
 bestritten ihre, den Römern abholde, Nachbarn.  
 Kurz, die Politik war an die Stelle des Erobe-  
 rungssystems getreten. Man suchte die deutschen  
 Völker jenseits des Rheins zu trennen, durch sich  
 selbst zu schwächen, legte aber dadurch den Grund  
 zu großen Gefahren. Einige Empörungen, Un-

ruhen, Kriege, veränderte Wohnsitze, bey zugenommener Bevölkerung, bringen einen Geist der Unstätigkeit unter die deutschen Tribus. Die hintern deutschen Völkerschaften dringen nach der Donau vor und bekriegen hier die Römer, die zersprengten und zerrissenen Stämme im vordern Deutschland bilden sich, man weiß nicht wie, zu drey großen Völkerassociationen. Im Norden die Sachsen vom plattdeutschen Stamm. Im Süden, oder Anfangs um den Mayn, die Allemannen (vielleicht von allerley Mannen \*), theils aus mittel-rheinischen Deutschen, theils aus Sueven (zischenden Stammes), zusammengesetzt. Zwischen beyden bilden sich aus allerley andern Völkern die Franken, die sich vom fränkischen Kreis an bis nach Batavien verbreiten, und die anfänglich durch Seeräuberey debütiren. Diese verschiedene Völkerunionen stürmten von verschiedenen Seiten auf das römische Reich los, werden oft zurückgedrängt, begeben sich nicht selten in römischen Sold, ja Einzelne aus ihnen steigen zu hohen Würden unter den immer mehr entartenden und desorganisirten Römern, das Ganze endet

---

\*) Ich möchte eher glauben, daß diese Allemannen schon lange in Schwaben gewohnt haben, von dem die Römer so lange nichts wissen; sie mochten endlich nach dem Mayn herausgezogen seyn, und hier spielen sie noch vor den Franken eine große Rolle. Sollte der Name nicht von Allmen Almeiden (Almenlied in Tyrol) herkommen?

aber zuletzt mit einer Theilung der römischen Provinzen. Mehrere deutsche Völker verlieren sich nach Spanien und Afrika, die Franken nehmen einen großen Theil von Gallien in Besitz, die Allemannen und Sachsen bleiben auf deutscher Erde zurück. Endlich schwingt sich Chlodwig (Ludwig) zum Aëinherrscher der Franken empor, stiftet das fränkische Reich, demüthigt die Allemannen und nimmt die christliche Religion an.

Unter dieser Zeit haben sich die Sitten der Deutschen merklich verändert. Sachsen und auch Allemannen blieben der alten Redlichkeit treu, aber die Franken waren ein bössartiges ränkevolles Volk geworden.

In Gallien und im transrhenanischen Deutschland war das Christenthum so ziemlich ausgebreitet.

Die deutschen Nationen lernen schreiben und schon verfaßten die Franken ihr Gewohnheitsrecht schriftlich.

Der Fürsten- und Adelstand bildete sich bestimmter aus, die Zahl der Sklaven vermehrte sich, aber vom Lehnssystem werden erst Keime sichtbar.

Der Ackerbau hat sehr zugenommen, besonders bey den Franken, das Eigenthum war bestimmter, und eine Menge neuer Gegenstände und Verhältnisse bekannt geworden.

In vielen Rücksichten spürt man schon Rückwirkungen römischer Kultur, aber, wie gewöhnlich, sind sie von der schlimmen Seite der moralischen Depravation merkbarer, als von der guten der Erhöhung des Nationalreichthums.

Das Innere Deutschland zählt schon hier und da Städte und Burgen.

Es entstehen nach und nach verschiedene besondere Königreiche, so das burgundische, thüringische.

So hatten sich denn die Deutschen aus dem rohen Zustand halbkonstituierter Völker zu der Stufe geschwungen, daß sie wirkliche Staaten stifteten. Nach dem fränkischen kam noch das longobardische Reich in Italien hinzu. Allein unter der Regierung der Merowinger sollte das Streben nach einer festen Verfassung eher Rück- als Fortschritte thun. Die Begebenheiten dieser Zeit haben auf den öffentlichen Gang der deutschen Nation wenig Einfluß. Sie zeigen ein Gemälde von Kriegen, von Verbrechen, von Schwächen, dessen Folgen Karl der Große mit starker Hand verwischte. Der ewige Kampf zwischen der Volksfreyheit der Aristokratie und königlichen Macht dauert aber noch lange fort.

Indessen sind die stillern Begebenheiten der Nation in dieser Zeit desto wichtiger.

Das Christenthum verbreitete sich und die Macht der Priester wurde immer bedeutender.

Ackerbau, Künste, Wissenschaften erreichten eine höhere Stufe.

Die Staatsverfassung und Gesetzgebung erhielt mehr Ausbildung, oder vielmehr, es bildete sich Bedürfniß nach etwas Besserem und Kapazität dazu.

Vor allen Dingen aber wurde das Lehnsystem erzeugt. Sein Vaterland ist nicht Deutschland, hier wurde es nur nachgeahmt, sondern die von Deutschen in fremden Ländern gestifteten Reiche.

Die Franken, sie können als Beyspiel statt aller übrigen gelten, machten nur den kleinern Theil der Bewohner in den eroberten Ländern aus. Die Eingebornen übertrafen sie an Zahl und Bildung. Um diese im Gehorsam zu halten, die Eroberer, besonders die Getreuen, im Genuß der Eroberung Theil nehmen zu lassen, werden ihnen nach Rang und Ansehen größere oder kleinere Güter zugetheilt. Die auf ihnen ansässigen Urbewohner werden ihnen dienstpflichtig, und nach und nach durch Schärfung der Gesetze leibeigen. Diese Güter wurden unter der Bedingung der Treue größtentheils nur auf Lebenszeit gegeben, eine gewisse Zahl unter einem königlichen Beamten, Graf, Herzog, der auch

große Güter als Muzrießung befaß, in militärischen und Regierungshinsichten vereinigt, und so entstand das Lehnsystem und die Leibeigenschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

## VII.

### Die Gräfin Dzierbiska.

Eine polnische Anekdote.

Der Graf Dzierbiski hatte zwey liebenswürdige Töchter. Der junge Prinz Czertwertinsky, dessen väterliche Güter an die des Grafen gränzten, war mit ihnen aufgewachsen, und hing von früher Jugend an mit ganzer Seele an der älteren Schwester. Beyde Familien sahen mit Vergnügen die wachsende Neigung ihrer Kinder; es war ihr Wunsch, sich durch eine Vermählung näher mit einander zu verbinden, und sie freuten sich, daß die Neigung des jungen Paares ihren Absichten entgegen kam.

Die Jahre der Kindheit und der ersten Jugend waren ohne ein merkwürdiges Ereigniß verfloßen, jeder Tag hatte die beyden für einander bestimmten Herzen enger vereinigt; der Vermählungstag war schon festgesetzt, wenige Wochen sollten noch

den nöthigen Vorbereitungen gewidmet werden, als plötzlich die Schrecken des Krieges sich auch dem ländlichen Asyl der Liebenden näherten. Die Konföderirten flohen vor den Russen; die Flüchtigen zogen zerstreut durch die Besitzungen des Grafen. Der junge Prinz, ein warmer Patriot, reißt sich los aus den Armen der jammernden Braut, sammelt seine flüchtigen Landsleute und führt sie gegen die Russen; diese siegen, sein Pferd getödtet, er selbst wird gefangen und tief in's Reich geschickt.

Vier Jahre gehn vorüber, ohne die geringste Nachricht von ihm. Man glaubt ihn todt; seine Geliebte zerfließt in Thränen. Tag und Nacht weint die Arme um den Entriessenen, bis sie endlich — erblindet. Sie klagt nicht über den Verlust ihrer Augen, nur um den Geliebten!

Es wird endlich Friede. Der Prinz erhält seine Freyheit, und eilt, um selbst der Ueberbringer dieser Nachricht zu seyn. Er kommt an, und sieht auf dem Gesicht seiner Verlobten die zerstörenden Spuren der treuesten und zärtlichsten Liebe. Sie wird ihm dadurch noch theurer, und er bittet aufs neue um ihre Hand. „Nein“ — sprach das edle Mädchen — „ich würde Ihnen nur zur Last werden. Nehmen Sie meine Schwester; sie ist schön, der Gram hat ihr Herz nicht vertrocknet und ihre Reize nicht verzehrt, wie die meinigen; sie wird Sie lieben.“ Der Prinz verwirft den

Vorschlag, er dringt in sie, er weint, er beschwört sie: — die schöne Blinde widersteht nicht länger dieser dankbaren Liebe, sie willigt ein, die Seinige zu werden, wenn seine Mutter, die Fürstin, es zufrieden seyn würde.

Aber ach! die Fürstin Czetwertinskä, die vier Jahre zuvor diese Verbindung so sehr gewünscht hatte, verschmäht es jetzt, die Blinde, ihrer frischen Reize Beraubte, zur Tochter zu haben.

Der Prinz bietet alles auf, seine Mutter zu rühren und zur Einwilligung zu bewegen. Umsonst! Sie ist unerbittlich. Der Gram nagt an seiner Gesundheit, er wird krank, man zweifelt an seinem Aufkommen. Die Furcht, ihn zu verlieren, ertroßt von der Mutter, was sie dem Flehen der Liebe verweigert hatte. Ihr Ja giebt dem Sohn seine Gesundheit wieder; er fliegt zu seiner lebenswürdigen Blinden. — Mit dem Ausruf: „Ich bin Dein, meine Freundin, auf ewig!“ stürzt er in ihre Arme. Ueberrascht vom unerwarteten, plötzlichen Wechsel, versagt der Glücklichen die Sprache ihren Dienst. Mit Hefigkeit drückt sie den wiedergegebenen Geliebten an ihre Brust; aber, ach! ihre Arme erstarren, die Kniee brechen — sie sinkt, entseelt, zu seinen Füßen nieder: das Uebermaaß der unverhofften Freude hat sie getödtet.

Sang noch kein Dichter das Schicksal dieser schönen Seele? Wahrlich, sie verdient es, der

Gegenstand eines unsterblichen Liebes zu seyn; und wäre ihr Name nicht so hart und fremd klingend, er müßte in aller Liebenden Munde seyn, er müßte das heiligste Symbol der Treue und Zärtlichkeit werden!

---

## VIII.

### Historische Kleinigkeiten.

#### 1.

Mohn ward ehemals in Deutschland häufig gebaut, so daß eine Abgabe darauf gelegt war, die noch in manchen Verzeichnissen von herrschaftlichen Zinsen und Gefällen, unter dem Namen „Magenzins“, vorkommt.

In den Messkatalogen ist der Grund zu finden, warum die Kultur dieser Pflanze heut zu Tage nicht mehr so nothwendig ist.

#### 2.

An den berühmten Schuh- und Bersmacher Hans Sachs erließ einst ein ehrsamer Rath von Nürnberg, als derselbe zu den Figuren in „Andreas Osiander's wunderlicher Weissagung von dem Babstthumb“ (Nürnberg 1527) Reime gemacht hatte, folgende Weisung: „Da

solches seines Amts nicht sey, ihm auch nicht gebühre, so sey eines ehrsamten Raths ernster Befehl, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einige Büchlein oder Reimen ausgehn zu lassen; dießmal wolle ein ehrsamter Rath die Strafe bey sich behalten, doch mit offener Hand sie nach Gelegenheit vorzunehmen.“

Vermuthlich hatten jene Reime dem Magistrat von dem Bischofe von Bamberg Verdrießlichkeiten zugezogen, und dieses allgemeine Verbot, daß der wackere Meister nichts mehr in Druck ausgehen lassen soll, veranlaßt; schwerlich aber ist es damit ernstlich gemeint gewesen. Jetzt wäre ein Verbot solcher Art grausam, da unsere Schriftsteller außer dem Handwerk des Schreibens selten ein anderes zu treiben verstehn.

## 3.

Ein Nachrichten von Rothenburg, der zu Nürnberg im Jahre 1525 eine Kindesmörderin hängen sollte, erbat sich Ihre Begnadigung unter der Bedingung, sie zu ehelichen. Sie ward hierauf losgesprochen, und von ihm geheirathet. — Wie oft er sie nachher an den Galgen gewünscht? davon schweigt die Chronik.

## 4.

Wenn im funfzehnten Jahrhundert ein Adlicher den Doktorhut annahm, so ward dadurch sein Ansehn und sein Rang erhöht. Dies erhellt aus

dem zur Erläuterung der Wormsischen Kammergerichtsordnung zu Freyburg im Jahre 1498 gemacht und in mehrern Punkten zu Augsbürg im Jahre 1500 erneuerten Abschiede, worin in dem Artikel von der Kleiderordnung jedem Adlichen, welcher Ritter oder Doktor ist, mehr Pracht gestattet wird, als denjenigen von Adel, die weder jenes noch dieses sind.

Jetzt sucht der Doktor aus Ehrsucht den Adel, und die meisten Edelleute würden sich den ehemals so ehrenvollen Doktorhut verbitten.

## 5.

Michael Rohrer, ein Bader, ward im Jahre 1524 in Viberach zum Bürger angenommen. Er liebte den Wein mehr, als er sollte. Der Rath befahl ihm deshalb einst, sich am Mittwoch, da Wochenmarkt war, und die Bauern sich öfters blutig schlugen, des Weins zu enthalten. Er hat dagegen: Ein ehrsamer Rath möchte den Bauern gebieten, sich des Vormittags zu schlagen und zu hauen, dann wolle er sie fleißig verbinden; denn es sey ihm unmöglich, den ganzen Tag unbetrunken zu seyn.

## 6.

Sogar das Bücherkaufen ward schon gesetzlich vorgeschrieben. Die Landschaft Sargans führte gegen den Bischof von Chur einige Beschwerden, zu deren Abhelfung eine eidgenössische Deputation am 3ten July 1523 zusammenkam, und unter

mehrern Artikeln folgenden festsetzte: „Zum fünften der Bücher halben: da mag ein Dechant, ob ein Priester nit Bücher het, ihne die heißen koufen; welcher Priester aber seine Bücher genussomlich het, soll man ihn nit zwingen, die zu koufen.“

Aber wann hätte ein Priester genug samlich Bücher? Vermuthlich war die Forderung an sie eben so gemäßigt, als an die Nürnbergischen Landgeistlichen, welche, einem von dem berühmten Hieronymus Baumgärtner im Jahre 1546 abgefaßten Gutachten gemäß, folgende Bücher haben mußten: Eine ganz deutsche Bibel; Summarien darüber; eine große Kirchenordnung sammt dem Katechismo; ein Agendbüchlein; einen großen und kleinen Katechismus Lutheri; eine Hauspostille; eine Kinderpredigt; zwey oder drey Singbüchlein mit deutschen Psalmen. — Wahrlich, wer mit diesen Büchern sich sättigen konnte, hatte seinen Geist an magere Kost gewöhnt! Wie manche unsrer geistlichen Herren, ungekannt und unberühmt, mögen nicht noch jetzt dieß Lob der Mäßigkeit verdienen?

## 7.

Im Jahre 1580 war es eine Landesbeschwerde der Unterthanen des Grafen Johann von und zu Nassau-Katzenellenbogen gegen ihren Landesherrn, daß er gegen Zauberer und Hexen, die so überhand nehmen, daß bald keine Frucht mehr wachse und kein Vieh erhalten werden könne, zu nachsichtig

sey. Sie erbieten sich, die Kosten des Hexenbrennens zu tragen, „wenn der Graf etwa deshalb Scheuens darob habe,“ — zu eben der Zeit, da sie über unerschwingliche Abgaben und nahrlose Zeiten klagten; gerade so wie jetzt, wo, trotz der Klagen über Geldmangel und schlechte Zeiten, die Theater und Ballsäle zum Ersticken gefüllt sind.

## 8.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zogen Engländer als Schauspieler in Deutschland umher; wenigstens deutet der Name, den sie trugen, darauf hin, daß früher von England Menschen dieser Profession gekommen waren. Im Jahre 1602 führten Engländer auf derjenigen Bühne zu Ulm, welche den Zöglingen der dortigen lateinischen Schule zu theatralischen Vorstellungen eingeräumt war, ein Schauspiel vom Propheten Daniel, der keuschen Susanna und den zwey Richtern in Israël auf, wahrscheinlich in lateinischer Sprache. Um dieselbe Zeit verfertigte der durch Herder'n von den Todten erweckte Johann Valentin Andrea zwey lateinische Schauspiele, Esther, und Hyacinthus, und gab selbst den Wetteifer mit englischen Schauspielern als Grund zu ihrer Verfertigung an. (*Anglicorum histrionum aemulatio.*) Andre mögen vielleicht noch andre Beweise dafür anführen können. — Schon lange hat die englische Nation diese Missionen von

Histrionen andern Völkern überlassen; sie giebt dem Kontinent den Anblick ernsthafterer Schauspiele.

## 9.

Als Kaiser Friedrich III. im Jahre 1474 vom Reichstage zu Augsburg auf den Reichskönvent nach Würzburg reisen wollte, wurden ihm zu Günzburg von Augsbürgschen Schmieden und andern Handwerksleuten, die an ihn zu fordern hatten, Pferde und Reisewagen angehalten, die Herren in seinem und des Erzherzogs Maximilian Gefolge gejagt, geschlagen, verwundet, mit Roth geworfen; der Kaiser mußte die Nacht hindurch sein Kammer- und Küchengeräth entbehren und sich behelfen, so gut es ging. Endlich ließ ihm der Rath zu Augsburg, zur Befriedigung dieser ungestümen Gläubiger, 1500 Gulden, andere Städte schossen gleichfalls einiges Geld vor, so daß damit die noch rückständige Schuld des Kaisers von 6736 Gulden, welche die Abgeordneten von Köln für ihn zu bezahlen versprochen hatten, aber eigenen Geldmangels wegen nicht bezahlen konnten, getilgt ward. — Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Die guten Augsburger wissen dies jetzt am Besten.

## 10.

Großnig's weiblicher Rosenorden, der vor zwanzig Jahren mehrere deutsche Schönen zu Thörrinnen und einige selbst unglücklich gemacht

hat, ist nicht die erste Schwesternschaft dieser Art in Deutschland gewesen. Zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges bestand in den schwäbischen Reichsstädten unter den Frauen und Jungfrauen des Patriciats ein Orden, den sie Rosenkreuz- oder Kränzlinorden nannten. Die von Memmingen und Ulm besuchten, einem Ordensstatut gemäß, abwechselnd alle Jahr einander. Jede derselben mußte einen Rock tragen, wozu sie seit dem letzten Jahresbesuch mit eigener Hand das Garn gesponnen hatte. Sie hatten noch andere Regeln, die aber der ehrliche, übrigens sehr genaue und ausführliche Chronist nicht anzuführen weiß. Waren die übrigen Ordensregeln der angeführten, sich in selbstgesponnenes Garn zu kleiden, ähnlich; so hat man alle Ursache zu wünschen, durch Erneuerung dieses Damenordens die heutigen Theezirkel und Kaffeekotterieen verdrängt zu sehn!

## 11.

Die Franziskaner haben in Madrid eine große, prächtige Kirche. Als sie diese im Jahre 1785 zu bauen anfangen, supplizirten sie bey dem Könige, daß ihnen hiezu die Einnahme von acht Stiergefechten überlassen werden möchte. Ihre Bitte ward bewilligt; und nun machten sie auf allen Kanzeln bekannt, daß, wer sich bey dem Schauspiel einfinden würde, auf mehrere Jahre Ablass erhalten sollte. — So weit ist es doch noch nicht

bey uns gekommen, daß die Gemeine von den Kanzeln zum Besuch des Theaters eingeladen wird, obgleich das ehmalige Eifern dagegen schon aufgehört hat.

## 12.

Um nicht verläumden zu können, nehmen die Weiber auf der Küste von Guinea den Mund voll wohlriechenden Wassers, wenn sie in Gesellschaft gehn. — In Europa ist das nicht der Fall. Man besprengt sich hier mit wohlriechenden Wassern, um von dem übeln Geruch, in den man Andre bringt, nichts zu empfinden. —

Einige Völker in Amerika tragen die Weinkleider unter dem Arm, oder in den Händen. — Unsere Elegants tragen die Hände in den Weinkleidern.

---

## IX.

# T h e a t e r.

---

### Ueber das Rigasche Theater.

Von einem Reisenden, — aber nicht von einem reisenden Schauspieler. \*)

Daß das Rigasche Theater, nach der neusten Katastrophe, in der Regel besuchter als je ist, ungeachtet größtentheils nur alte, bekannte Stücke wieder auf die Bahn kommen, scheint der Erfahrung zu widersprechen, nach welcher das Schauspieliebende Publikum in Riga nur durch den Reiz der Neuheit in Athem erhalten werden kann; so wie die Unzufriedenheit, die sich hie und da gegen die Direktion äußert, mit der ungeschwächten Kasse dieser letzteren im Widerspruch steht. Allein — abgerechnet, daß man hier in der letzten Zeit die gewohnten Theaterfreuden gänzlich entbehrt hatte, wodurch das Verlangen darnach nur größer ward, so ist das neue — oder wenigstens doch zum Theil neue — Theaterpersonal wohl der Hauptmagnet für die Zuschauer, die hier bloß Neues sehen wollen, und denen die neue Besetzung alter Stücke unter diesen Umständen einen neuen Genuß gewährt — der indes

---

\*) S. Ruthenia, 1809. December.

mehr in dem Vorgefühl und der Erwartung, als in der Wirklichkeit besteht. Denn, glauben wir dem allgemeinen Urtheil und der Stimme der Menge, die bey jeder Gelegenheit darüber laut wird, so war das Alte doch immer besser, als das Neue! Der gewesenen Direktion, die man sonst so vielfach tadelte und mit Vorwürfen belud, geht es in dieser Hinsicht wie manchem Verstorbenen, dessen Verdienste erst nach seinem Leben erkannt werden, — und die neuen Mitglieder des Theaters verlieren bey jeder Parallele mit den abgegangenen, deren Stelle sie einnehmen, weil man diese ein= für allemal, aus alter Anhänglichkeit, für unersetzlich hält.

Referent, kein Bewohner von Riga, und also in sofern unparthenischer, aber, wie er glaubt, auch nicht ganz unbekannt mit den hier herrschenden Vorurtheilen und dem sich äußernden Kunstgeschmack, hält es für keinen Fehlgriff, wenn er die so sichtbar zum Nachtheil der neuen Theaterglieder wirkende Vorliebe für ihre Vorgänger geradehin auf die Rechnung des Vorurtheils setzt und der Macht der Gewohnheit zuschreibt, die auch das Schlechte am Ende gut, und das Mittelmäßige vortrefflich findet. Der mit Ehren resignirte Theaterdirektor, Herr Meyrer, — ein Mann, dem Riga übrigens noch eine Krone zuwinden hat für das Verdienst, der Schöpfer und Erhalter seiner Freuden gewesen zu seyn,

indem es nicht wohl geleugnet werden kann, daß seinen Bemühungen für den erhöhten Genuß der geselligen Vergnügungen Riga's vorzüglich Dank gebührt, hatte — dies ist eben so wenig zu leugnen — während seiner ganzen Theaterleitung mit jenem Ueberdruß des Publikums zu kämpfen, der sich theils gegen die Gegenstände der Darstellung, theils gegen die darstellenden Subjekte, von Zeit zu Zeit, und immer lauter, äußerte. Aber hier bewährte sich seine Erfahrung vielleicht am meisten, und seine Kenntniß des Lokals ließ ihn voraussehn, daß die unbedingte Befriedigung des jedesmaligen Verlangens nach Neuigkeiten sein Publikum nur immer noch unbefriedigter lassen würde, indem das Neue nirgend schneller, als bey ihm, veraltet und es ihm weniger um Kunstgenuß, um Sättigung, als um Stillung eines flüchtigen Appetits zu thun war. Indem daher Herr Meyer dem Geschmack, durch seine entschiedene und feste Weigerung, eine bessere Richtung zu geben bemüht war, erndtete er Tadel statt Dank dafür. Aber man gewöhnte sich an das Alte, ohne gleichwohl immer dem Besseren darunter zu huldigen, und gewann hie und da dem Schlechteren Geschmack ab, ohne sich weiter davon Rechenschaft zu geben — aus Gewöhnung. Und so muß jetzt, bey dem täglichen Parallelisiren des Alten und Neuen, wozu die neue Besetzung der alten Stücke Veranlassung giebt, sich natürlich zu Gunsten des ersteren die Waage neigen, in die man die Fehler zu den Tugenden wirft. Gewisse Manieren und Angewöhnungen und manche Fehler in der Darstellung schienen Anfangs, aus Rücksichten, verzeihlich und waren am Ende gleichsam eingebürgert; zuletzt mit ihnen völlig eingelebt, vermißt man sie jetzt ungern bey diesem und jenem, und

rechnet ihm den Mangel eines solchen Fehlers selbst als Fehler an. So liegt oft das Mangelhafte in uns, das wir bey Andern zu entdecken glauben.

Weit entfernt, unter die Mangelhaften der abgegangenen Mitglieder eine Künstlerin zu zählen, deren Vorzüglichkeit wir selbst ehemals öffentlich anerkannt, oder den Kranz zu entblättern, den Madame Ohmann sich auf dem Rigaschen Theater, wo sie vor Kurzem glänzte, errungen; im Gegentheil überzeugt, daß sie in einigen Darstellungen nicht leicht zu erreichen sey, sind wir gleichwohl der Meinung, daß sie im Ganzen nichts weniger als unerreichbar ist, wie man zum Theil in Riga aus leidenschaftlicher Liebe für diese Künstlerin zu glauben scheint. Schon jetzt wird sie hier durch Demoiselle Bessel die ältere und mittlere, so wie durch Demoiselle Schönhuth, wechselsweise, und zwar zur Zufriedenheit der Kenner im Publikum, vollkommen ersetzt. Wir wagen sogar die Behauptung, daß die Erstgenannten ihr an künstlerischem Werth vorzuziehen sind, und die letztere, nach dem zu urtheilen, was sie schon jetzt in den ihr zugetheilten Rollenfächern leistet, zu noch größeren Erwartung für die Zukunft berechtigt.

Dies weibliche Kleeblatt vereinigt in sich, — wenn man nicht bey Kleinigkeiten, meist Außerslichkeiten, stehen bleiben will, — alles, was den Verlust, den sie ersetzen, leicht verschmerzen läßt. Aber es war nun einmal diese und jene Figur in dieser oder jener Rolle hier einheimisch; man sieht, statt der befreundeten, jetzt eine fremde Gestalt; — an diesem oder jenem Ausdruck der Rede gewöhnt (unbekümmert, ob er wahr oder unrichtig), hört man jetzt eine unbekante Stimme: die

fremden Töne dringen nicht zum Herzen. Man forschet bey jedem neu auftretenden Schauspieler nach irgend einem Ueberbleibsel seines Vorgängers in der Rolle — und wäre es die widerlichste Grimasse, die er mit diesem gemein hätte: man würde sie, als einen alten Bekannten, den man sonst vielleicht nicht ausstehen mochte, freundlich begrüßen. — Das Gewohnte hält der gewöhnliche Mensch in der Regel für das Beste. Dies auf unsern Gegenstand applicirt: was Wunder, daß uns die Gewohnheit jeden Abend im Theater lästig wird? und das Neue nur dazu dient, Erinnerungen an das Vergangene zu wecken, um es zurückzuwünschen.

Wie lange sich das Bild der Lieblinge im Publikum erhält, und wie wenig, selbst bey allem Ersatz, die Zeit ihr Andenken zu schwächen im Stande ist, bewährt unter andern die Sage, die sich kürzlich in Riga verbreitete: es habe eine Gesellschaft von Damen — was um so merkwürdiger ist, und den Enthusiasmus unverdächtig macht — eine Subskription eröffnet, um Madame Dhmann, deren Rückkehr man wünscht, ohne Belastung der Theaterkasse einen Gehalt von 800 Thaler Albertus zu sichern. Die völlige Wahrheit dieses Gerüchts läßt sich nicht verbürgen; soviel ist indeß gewiß, daß darin, wenn es mehr als Gerücht wäre, eine doppelte Ungerechtigkeit nicht zu verkennen bliebe — nämlich gegen die Direktion, die außer ihrer Kasse noch manches andere zu berücksichtigen hat, und daher wohl zuerst darüber zu befragen gewesen wäre, und dann gegen die Damen vom Theater, welche seither das Rollenfach der Madame Dhmann vollkommen, und zum Theil vorzüglicher, ausgefüllt — was auch jene Damen dagegen meinen mögen. Indesß öffnet dieser übrige

gens ehrenwerthe Zug ihnen zugleich eine heitere Aussicht, und sie lernen daraus, daß die Liebe des Publikums von Dauer ist, wenn sie auch so leicht nicht — und nur mit der Zeit erworben werden kann. Eine derselben, Demoiselle Bessel die mittlere, hat bereits, nach der Vorstellung der kleinen Zigeunerin, einen aufmunternden Beweis des Beyfalls vom Publikum erhalten, indem ihr nicht nur die Ehre, hervorgerufen zu werden, sondern auch, wie es heißt, ein Geschenk von 2000 Rubeln zu Theil ward. Außerdem ist man bis jetzt mit den gewöhnlichen Aeußerungen des Beyfalls gegen die neuen Mitglieder des Theaters äußerst sparsam, wie es scheint, was, sofern dabey die Liebe zum Alten wirksam wäre, immer nur Befangenheit — übrigens viel Kaltsinn und wenig Kunstsinne verriethe. Bedürfen manche, bey ihrem bereits erkannten und öffentlich gerühmten Verdienst, wohin wir, außer den genannten Damen, nur die Herren Feddersen und Schönhuth zählen, gerade nicht mehr der Aufmunterung durch Beyfallklatschen, — was ohnehin nicht immer ein sicheres Zeichen verdienten Beyfalls ist; so ist das Publikum doch sich selbst und ihnen diese Anerkennung ihres Werths vor so manchem ihrer Mitspieler aus der alten Zeit schuldig, dem der gewohnter Weise gezollte Beyfall oft ohne Anlaß um die Ohren rauscht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## X.

## L i t e r a t u r.

(Unter dieser Ueberschrift wird die *Ruthenia* monatlich, außer den wichtigsten literarischen Notizen, eine gedranate Beurtheilung der neuesten Schriften, sofern diese fürs große Publikum Interesse haben, liefern, zuweilen aber auch Auszüge daraus mittheilen. Die Herren Buchhändler, welchen es um baldige Bekannntwerdung ihrer vorzüglichsten Neuziachen zu thun ist, werden daher ersucht, wenn sie davon eine beurt. eilende Anzeige wünschen, ein Exemplar derselben so zeitig als möglich, jedoch portofrey, an die Redaktion einzusenden.)

Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Oesterreichischen Staaten, zu Ende des Jahrs 1808 und zu Anfang 1809; von Johann Friedrich Reichardt. Erster Band. Amsterdam 1810. Im Kunst- und Industriekomptoir.

Es war zu vermuthen, daß diese Briefe als Neuigkeit des Tages bey ihrem ersten Erscheinen in unsern Zeitungen und Journälen würden angezeigt und beurtheilt werden. Die Anzeige, daß der erste Band erschienen sey, hätte erfolgen, die Beurtheilung bis zur Vollendung des Ganzen, zumal diese sich nächstens erwarten ließ, ausgesetzt bleiben können. Bey solchen Werken überdies, wie das gegenwärtige, die nicht als Kunstwerke auftreten wollen, und eigentlich nicht für das Publikum geschrieben sind, lassen sich detaillirte Schilderungen der Aufnahme, die der Verfasser auf seiner Reise fand, und der gebildeten Zirkel, die sich ihm öffneten, nicht ohne Unbilligkeit tadeln. Wem könnte es denn auch sogar lästig und langweilig seyn, der Erzählung beizuwohnen, die ein kunst- und weltkundiger Mann von dem gesellschaftlichen Leben einer der ersten Städte Europa's und ihrer ganz ausgezeichneten Liebe und Aus-

übung der gemüthlichsten aller Künste den Seiznigen macht? Und konnte er anders, da ihm der Zutritt in diese Häuser gestattet wurde, davon unterrichtet seyn? Wie wirklich unwerth wäre er desselben gewesen, wenn er sich, seines eigenen Werths unbewußt, dafür halten könnte! Die Ostentation, die ihm deshalb in einigen Recensionen zur Last gelegt worden, möchte denn doch also wohl nichts weiter, als die Unbefangeneheit eines Mannes seyn, der, des Zutritts in angesehenen Häusern gewohnt, es für keine Ruhmredigkeit hält, dessen in sofern zu erwähnen, als er ihm Gelegenheit verschafft hat, eine Merkwürdigkeit kennen zu lernen, deren sich wenige andere Städte in der Welt in so ausgebreitetem Maaße werden rühmen können, als Wien.

Gar sehr wird auch diese Meinung von Prahlucht durch die seltene Gerechtigkeit des Verfassers, die er andern großen Künstlern wiederfahren läßt, widerlegt. Und wie edel und rührend ist nicht der Enthusiasmus, mit dem er z. B. Haydn's und Beethoven's erwähnt!

Uebrigens giebt es der tief eindringenden Urtheile und Raisonnements über die Kunst und ihre Ausübung in diesen Briefen so viele, und die Erzählung alles dessen, was dem Verfasser des Bemerkens werth schien, ist so ungesucht und lebendig, daß weder den Kunstfreund, noch den, der eine angenehme Unterhaltung sucht, diese Lektüre gereuen kann.

## XI.

## Korrespondenz.

Aus einem Schreiben aus Siberien.

Folgender Brief aus den Kolymenschen Bergwerken, 5000 Werst vom Druckort der Ruthenia, und von einem talentvollen jungen Deutschen Arzte, der unmittelbar aus seinem Vaterlande dort hinreiste und alles mit frischem Auge und warmem Herzen noch sieht, dürfte auch schon als kleine Einleitung einer künftig weit gehaltvollern Korrespondenz das Interesse manches Lesers und den Wunsch erregen, in irgend einem russischen Journale mehr solcher Briefe aus allen fernen Provinzen des Reichs vereinigt zu sehn.

Sarnaul am 10ten December 1809.

S. T.

Nach manchem Pferdewechsel sitze ich denn hier in dem so verschrieenen Siberien, trinke so gut mein Glas Punsch, als in Deutschland, und begreife noch nicht recht, wie ich eigentlich hierher gekommen bin. Ich glaubte, wenigstens halb gefroren oder geschunden, und von beständigen Lebensgefahren umgeben, hier anzukommen, und die ganze Reise war doch nur eine Spielerey und gilt auch hier für ungefähr so viel, als wenn bey uns der Kaufmann eine Messe bezieht. Die Tschermissen, Tschuwaschen, Tataren, Baschkiren, Wotjaken, Völker, die ich im Vorüberfliegen sah und

die man in Deutschland für halbe Menschenfresser hält, geben dem Reisenden so wenig auffallende Seiten, daß er sie kaum von den Russen unterscheidet; der Ural ist so wenig hoch und steil, daß man nach Asien hinübereutcht, fast ohne es zu merken, und dort — trifft man wieder russische Sitten und Gegenden, wie in Europa. Wir endeten die Reise von Petersburg in zehn Wochen, und würden diese nicht gebraucht haben, wenn wir nicht vierzehn Tage in Moskwa, fünf in Kasan und sieben in Katharinenburg verweilt hätten. Der Winter überfiel uns in der Mitte des Oktobers so schnell, daß wir den gefrorenen Irtsch schon ohne Gefahr mit Wagen passiren konnten und oft bis 25° Kälte hatten, vor deren Wirkung mich ein kirgisischer Schafpelz sicherte. Am 30sten Oktober kamen wir in Barnaul an. Das Außere des Orts ist unfreundlich — lauter Ein Stock hohe Balkenhäuser, mit Brettern gedeckt, aber das Innere desto bequemer. Jeder hat leicht selbst sein Haus, und auch das meinige hat seine drey Stuben, Küche zc., Hof, Stallung und Gartenplatz, und ist außer mir und meinen Leuten und Pferden noch mit einem Hühnerhund, einer Nachtigall und einigen unschuldigen Tarakanen bevölkert. Alle Lebensmittel sind so außerordentlich wohlfeil, daß das Pfund Fleisch 2 Kopeken, das Pfund Roggenmehl 1 Denuschke, das Pfund Waizenmehl 1 Kop., ein Birkhuhn 5 Kop., ein Pfund Fische 3 Kop. zc. kostet. Theurer sind wohl ausländische Artikel; aber da man sie von Moskwa und Irbit verschreibt, kommen sie nur wenig höher, als in Petersburg. Uebrigens lebt man hier so gesellig, als an andern Orten. Wir haben in fünf Wochen sieben Välle gehabt und Boston und Lhombre gespielt, wobey ich noch „Lustig meine Sieben“ ein-

geführt. Ob wir aber gleich jährlich große Karavane mit Silber und Gold nach Petersburg schicken, so hat doch Niemand Geld außer seiner Gage, die er verthut. Bleiben wir auch von der gelehrten Welt getrennt, so sind uns dafür auch Krieg und Nahrungsorgen nur dem Namen nach bekannt. — Zu meiner nächsten Gesellschaft gehören einige Officiere, welche deutsch sprechen und nicht ohne Kenntnisse sind; außerdem gewöhne ich mich täglich mehr an die braven Russen, lerne ihre Sprache, und finde manche angenehme Unterhaltung bey ihren Töchtern. Summa: Es gefällt mir hier, und mancher deutsche Landsmann würde gern hier leben und, seine Familie bey sich, sich nicht wieder zurücksehnen. — Naturhistorische und andere wissenschaftliche Nachrichten erwarte jetzt noch nicht von mir. Noch verhüllt mir das Eis die Wellen des Dby, und die Natur schläft unter ihren 30 Frostgraden ihren langen Winterschlaf. Laß den Frühling erwachen, und ich werde Dir reiche Beute schicken &c.

### Druckfehler im Januarheft.

- S. 22 Z. 15 statt Vanabelli, lies: Vana belli.  
 — 32 — 2 st. ecclessia, l. ecclesia  
 — 64 — 2 v. u. st. Rutsery, l. Rutsary.  
 — 71 — 4 v. u. st. Kenschüt, l. Kenschüb.  
 — 73 — 12 v. d. st. heikere, l. heisere.  
 Abend. Z. 7 v. u. st. den, l. die.

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t M ä r z.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

Bei der Abreise der königl. preuß. Majestäten  
von Königsberg nach Berlin.

Seuch in Frieden dahin, edelstes Fürstenpaar,  
Das nicht köstlich Gestein, oder des Goldes Prunk,  
Noch Trabantengefolge,  
Noch Triumphe, noch Lobgesang,

Zur Verehrung bedarf: innerer Größe voll,  
Jeden Schimmer verschmäht; nicht in dem slavischen  
Kniefall, nein, in der Liebe  
Freier Bürger, sich glücklich fühlt!

Erster Band.

12

Reuch in Frieden dahin, wo Dir den Königsthron,  
 Jüngst verherrlicht durch ihn, Friedrich der Einzige —  
 Ehrfurcht noch in der Asche  
 Allgebietend — hat aufbewahrt!

Siebenfältig erhebt sich an der günstigen  
 Hand der Mutter Natur Preußens Metropolis,  
 Die den Fürsten der Brennen  
 Einst die funkelnde Krone gab;

Unvollendet, doch stolz, spiegelt im Hase sich,  
 Wo durch Felder von Eis seine geharnischten  
 Krieger führte der Heros,  
 Ihre thürmende Königsbürg;

Vielfach windet der Strom, bildend die Inselstadt,  
 Buntbewimpelt sich durch: fernester Völker Fleiß,  
 Fremder Sonnen Gewächse  
 Führt Pregellda den Enkeln zu;

Und der spiegelnde See, freundlich von winkenden  
 Erlenschatten umkränzt, und von gefälligen  
 Lustgehägen und Häusern,  
 Nie von Spiel und Gesange leer;

Und die Fluren ringsum, strohend von Halmenfrucht;  
 Und der trauliche Park, welchem Luise's Tritt  
 Amaranthen entlockte,  
 Sind nicht Wonne der Edlen sie?

Nach entzog ihr die Kunst gänzlich das Antlitz nicht:  
 Neugeschaffen durch sie, steigt Melpomenens  
 Tempel aus den Ruinen;  
 Und die Huld des Monarchen weckt

Jeden schlummernden Keim, daß er zur würdigen  
 Menschenbildung gedeiht. Siehe, wie frisch befrängt  
 Albertina die Musen  
 In das Heiligthum eingeführt!

Doch, bescheiden, entsagt, holdestes Fürstinnenpaar,  
 Deinem Götterbesitz — ach, zu bald! — Königsberg;  
 Giebt das heilige Kleinod —  
 Doch mit Thränen und Schmerz — zurück.

Reuch in Frieden dahin! — Aber bey'm Jubelklang,  
 In dem schmeichelnden Arm ihrer beglückteren  
 Jüngern Schwester, gedenke  
 Mit holdseliger Fürstinnenhuld

Der verwaisteten Stadt an der bestürmeten  
 Bernsteinküste! Sie weint, wie des Eridanus  
 Töchter hier um den Jüngling. \*)  
 Also steht sie: Allwaltender!

---

\*) Unsere Ostsee ist der Alten Eridanus, dessen Nymphen um  
 Phaeton so viele Thränen vergossen, die, zu Bernstein ge-  
 ronnen, noch jetzt die Küste bey Königsberg merkwürdig  
 machen.

Treuſte Balsam herab in die verwundeten  
 Herzen, welche des Volks mehr, denn das eigene,  
 Leid empfinden! Beschirme  
 Mit demantenen Schilde Sie

Und den blühenden Hain, welcher den Thron umkränzt,  
 Daß des lohnenden Glücks, wie es die Tugend giebt,  
 Noch dem spätesten Enkel  
 Beispiel bleibe das Fürstenpaar!

R. G. Bock.

## 2.

Poesien von Dr. L. Fr. Liepmann, genannt  
 Junker.

(Die nachfolgenden Stücke sind Proben von einer Sammlung  
 mehrerer desselben Verfassers, die an einem bequemen Ort ungetrennt  
 erscheinen werden.)

## I. Glosse.

## Thema.

Ruft ein Ton vom Feld herüber,  
 Grüß' ich immer einen Freund.  
 Spricht zu mir, was weinst Du, Lieber?  
 Sieh', wie Sonn' die Liebe scheint.

Lied.

Will kein Klang gelind' und leise  
 In den Busen niedersteigen?  
 Herrscht des Todes starres Schweigen  
 Durch der Tage gleiche Kreise?  
 Ach, in der gewohnten Weise

Zieh'n die Bilder stumm vorüber,  
 Und ich schaue oft hinüber  
 In die Ferne still und trübe,  
 Bis mit holdem Laut der Liebe  
 Ruft ein Ton vom Feld herüber.

Kauschten Blätter in den Winden?  
 Nein, es klang wie Silberwellen.  
 War es Flüstern klarer Quellen?  
 Können Quellen Wonn' entzünden?  
 Tönt'n Harfen aus den Gründen?  
 Nicht in Saiten Trost erscheint.  
 Dem das Inn're stets vereint,  
 Ihn vernehm' ich, den Vertrauten,  
 Und in den verwandten Lauten  
 Größ' ich immer einen Freund.

Bürnen die betrübten Klagen,  
 Daß ich nimmer Heil erschau,  
 Hör' ich freundlich: weile, traue;  
 Will in Nacht das Herz verzagen,  
 Ruft es männlich auf zum Wagen;  
 Schwand das schnelle Glück vorüber,  
 Sagt es tröstend, blick' herüber;  
 Fließen Thränen von der Wange,  
 Tönet es mit mildem Klange,  
 Spricht zu mir, was weinst Du, Lieber?

Treibt ein unbestimmtes Sehnen  
 Dich den Stürmen zu des Lebens,  
 Wird die Lust des regen Strebens  
 Auch die Stürme wohl verschöner,  
 Und in den getreuen Tönen  
 Steht Dir nah' ein ferner Freund.

Hast Du einsam oft geweint,  
 Nächtlich in den trüben Stunden,  
 Sieh', schon ist die Nacht verschwunden,  
 Sieh', wie Sonn' die Liebe scheidt.

## II. Madrigal.

(Nach Tasso: Quando miro le stelle etc.)

Bei goldner Sterne Blinken  
 Sprich' ich: wohnt Liebe droben,  
 So löse sich das Band, in das ich eingewoben;  
 Womit die zarte Seele,  
 Von der Natur umwunden,  
 Durch mächt'ge Liebesknoten ist verbunden.  
 Wenn schön're Lichter winken,  
 Wenn sich aus Deinen Blicken  
 Auf mich ergießt ein seliges Entzücken,  
 So wünsch' ich, daß doch fehle  
 Das streng're Band, das ferne  
 Mein Sehnen trennt von euch, ihr Augensterne.

---

## II.

## Die Ableitung des Saimasee's.

Die vielen gemeinnützigen Entwürfe, welche die Zeit unserer jetzigen Regierung auszeichnen, haben durch ihren wohlthätigen Einfluß auf die meisten Provinzen des Reichs, schon manchen stillen Menschenfreund ermuntert, die Summe derselben auch für die seine zu vermehren. Einer dieser braven Männer, der verstorbene Kollegienassessor von Lawast in Neuslott, suchte auch unserm Finnland eine neue unermessliche Nahrungsquelle zu eröffnen, indem er mehrere Jahre hindurch die Ufer des riesigen Saima bereiste, um seine Ableitung zu berechnen, und eine Verbindung zwischen ihm und der Ostsee möglich zu machen. Er starb früher, als das Großfürstenthum Finnland mit dem alten russischen Antheil vereinigt wurde, und theilte mir kurz vor seinem Tode dies wichtige Projekt so ganz in seiner Ausführung mit, daß ich mich verpflichtet halte, es jetzt der öffentlichen Prüfung im Auszuge mitzutheilen, ohne irgend etwas Wesentliches davon abzuschneiden. Unser Patriot war fest davon überzeugt, daß dieser Plan früher oder später ausgeführt werden müsse.

Er geht zuerst davon aus, daß Neu-Finnland, bey so viel Ueberfluß an Materialien mancher Art, doch noch so mancher Vortheile einer ausgebildeten Industrie entbehren müsse. Besonders

erwähnt er hier die beträchtliche Eisen-, Kupfer- und Blei-Adern, welche in den Seen der Kirchspiele Kerimäki, Saeminge, Kesalax, Parikala, Kuokalax, Kautjärwi, Lappwesi, Sekjärwi, Jor-nais, Kuopio, Kides, Thomaszjärwi, Peljärwi und Ilmanz zu finden sind. Ein großer Theil dieser Orter liegt aber entweder unmittelbar oder doch nahe am Saima, der sich mehrere hundert Werst weit erstreckt, wodurch bey einer eröffneten Kommunikation des Saima mit der Ostsee der Erz- und Holztransport durch das ganze innere Finnland doppelt erleichtert würde. — Die Wasserfälle der Bäche und Flüsse aber, welche in den Saima fallen, sind gleichsam von der Natur zur Anlegung der Bergwerke und ihrer Rädergänge gebildet, und bedürften nur einer geringen Nachhülfe der Kunst, um für jenen Zweck die wichtigsten Vortheile zu ziehn und für die aufgewendeten Kosten reichlich zu entschädigen. \*)

---

\*) In den Kirchspielen Imbilax, Suistamo und Serdobol giebt's, außer den durch den ehemaligen hiesigen Kriegsgouverneur B. Meyendorf bekannt gewordenen Erzen, auch noch Blei-, Kupfer- und Schwefelgänge und reinen Kalkstein von der besten Art, und die Lage dieser erzhaltigen Felder ist nicht weniger vortheilhaft, als die der obenbenannten, da sie entweder dicht am Ufer des Bodoga oder nur einige Werst davon liegen, und zwar in Gegenden, wo auch an Waldungen und Strömen kein Mangel ist.

Bei diesen Nachforschungen über die Metallgänge ist Herr von Tawast besonders durch den Notar des ehemaligen königlich-schwedischen Bergkollegiums Cederwald unterstützt worden, der sich für diesen Gegenstand sehr nützlich machen könnte.

Die vorzüglichsten Gründe, welche für diese Wasserkommunikation sprechen, sind folgende:

- 1) Würde dadurch eine sehr zahlreiche Menschenklasse, die bisher aus Mangel an Gewerbe, oft mehrere hundert Werst von ihrer Heimath, vergebens Arbeit und Brod suchten, hier Gelegenheit erhalten, die unermesslichen Felder und Moräste, von denen Finnland noch bis jetzt so wenig Vortheil zog, mit mehr thätigem Ernst abzuleiten.
- 2) Würde der Proviant-, Geschütz- und Ammunitionstransport aus Petersburg direkte in's Innere Finnlands ein bedeutender Vortheil für die Krone seyn, und auf der andern Seite wieder von hieraus die Residenz eine vielfach leichtere, wohlfeilere und doppelt reiche Zufuhr an Lebensmitteln, Bau- und Brennholz 2c. haben können.
- 3) Fällt die Boox bekanntlich bey Rerholm in den Ladoga, und von da durch die Nawa in die Ostsee. Aber die Strömung der Boox ist mühsam, klippig und durch enge Schleusen (als die bey Imatra) so gestemmt und aufgehalten, daß der Saima davon, besonders in Wasserjahren, übermäßig anschwillt, und sowohl dem Lande viel nutzbares Feld ersäuft, als auch die alten Moräste immer wieder überschwemmt. Würde daher der Saima durch einen Kanal gerade nach der Ostsee abgeleitet, so dürfte das Wasser desselben ansehnlich fallen, und die Boox würde gar keinen, oder nur einen sehr geringen Abfluß nach dem Ladoga

behalten, wodurch auch dieser beträchtlich viele und Petersburg mit so mancher Newaüberschwemmung verschonen würde. 4) Diese Kommunikation würde den Handel und die Industrie des ganzen Landes mehr beleben. Fabriken würden aufstehn und sich leichter erhalten, und manchen Landschaften, als Sawolax und Karelien, die bis jetzt mit keiner Seestadt in Wasserverbindung standen, dadurch der Verkehr mit der Ostsee erleichtert werden. 5) Würden der Saima, der Ladoga und mit ihnen viel andere bedeutende Wasser niedriger, so würden alle Moräste und Untiefen, womit diese Seen umgeben sind, schneller ausrocknen und brauchbares Land werden. Wenn der Saima, Ladoga und die Wooy daher nur einen Faden von ihrer jetzigen Höhe verlohren, so wäre für ein Jahrhundert neuer Ackerraum, den die so schnell wechselnde Bevölkerung Finnlands immer mehr bedarf.

Auf diese Vortheile hinsehend, stellte Tawast seine mehrjährigen Berechnungen und Nachforschungen an, und gelangte zu folgenden Resultaten, die ich hier um so pünktlicher wiedergebe, je wichtiger sie gerade durch ihre lokale Genauigkeit werden, und je mehr zu erwarten steht, daß, bey der allgemeinen Aufmerksamkeit auf jeden Theil der Wasserkommunikation des Reichs, auch dieser Beytrag vielleicht einer besonders ernstern Prüfung unterworfen wird.

Der Kanal könnte am schicklichsten in der Vorstadt von Wilmenstrand, an einer Stelle, wo die Natur schon selbst eine Niederung gebildet, seinen Anfang nehmen, von da eine Werst lang durch lockere Erdhügel bis nach Armila am Wiburgischen Wege, und von hier wieder vier Werst über einen Morast zwischen Thalais und Kaurala nach dem See Hanhijärwi, und endlich aus diesem See über den Morast Kafosensuo etwa zwey Werst weit nach dem Bache Pullinjoki geleitet werden, welcher wieder durch den See Hapajärwi mit einem andern Bache in Verbindung steht, der sich unter dem Namen Orpää unter dem Gute Freudenhof bey Wiburg in's Meer stürzt. Dieser Bach bedürfte denn der Reinigung von Steinen und einer Erweiterung.

Ein anderer Bach, der aus dem bekannten großen Moraste Konnunsuo entspringt, bey der Heimath Kawala im Wiburger Kirchspiele vorbeyst, fließt und unweit der Stadt in eine Bucht der Ostsee fällt, möchte zu diesem Zweck nicht minder dienlich seyn, indem jener große Morast hiè und da sich dem Saima bis auf einige Werst nähert und kleine Erdengen bildet, die leicht durchstochen werden könnten.

Würde indeß der Wasserfall zwischen der Ostsee und dem Saima bey Wilmenstrand zu hoch befunden, daß die umliegenden Ländereyen durch Ueberschwemmungen gefährdet würden, so wäre

zur Verhütung hinreichend, den Kanal mit einer Schleuse zu versehen. Leicht würde auch in diesem Falle der Ladoga mit dem Saima in nähere Verbindung gebracht, indem zwischen beyden der große Pyhäjärwi see liegt, der, achtzehn Fuß höher als der Saima, nur durch eine Viertel Werst lange Strömung in ihn fällt. Der Pyhäjärwi liegt zwar auch höher als der Ladoga, aber nicht beträchtlich, indem der Fluß Sawajoki, der aus einem Morast neben dem Pyhäjärwi entspringt und neun Werst von Serdobol, am großen Kexholmischen Wege, nur einige unbedeutende Wasserfälle enthält. Dieser Fluß wäre zu obigem Zweck zu reinigen und zu erweitern, der Morast mit dem Pyhäjärwi näher zu verbinden und das wenige Land zwischen dem Pyhäjärwi und dem Saima, entweder bey obiger eine Viertel Werst langen Strömung oder bey der Kesalaxschen Kirche, durchzustechen; bey welcher letztern eine Bucht von Pyhäjärwi bis nahe an einen kleinern Landsee sich erstreckt, der wieder durch Moräste und Niederungen nach dem Purwesti (einem Theil des Saima) seinen Ausfluß hat. Hier möchte die ganze Distanz zwischen dem Saima und Pyhäjärwi etwa zwey bis drey Werst ausmachen. —

Weiter in Finnland hinauf wäre, in der Gegend von Warkaus, eine Distanz von etwa einer Viertelwerst, und in der Gegend von Idensalmi ein Erdrücken von einigen Wersten, zu durchbre-

chen, wenn man auch zwischen den Kuopioschen und den Ostrobotnischen Gewässern, und also durch das ganze obere Finnland, eine Wasserkommunikation für nöthig befinden sollte. —

Das Vaterland danke dem Todten, was er uneigennützig im Leben that!

Dr. A. Thiem e.

### III.

#### Der Flötenspieler.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der Unglückliche, den Sie in dieser Nacht unter Gräbern fanden, und welcher jetzt selbst dem Grabe so nahe zu seyn scheint, heißt Theodor von \*\*\*. Die Familie ist alt; sie hat ihren Namen durch Verdienste, zumal solche, die man nur durch Nichtachtung des eigenen Lebens und Blutes erwirbt, in die Jahrbücher unseres Vaterlandes unauslöschlich eingegraben, und sich auch durch Künste des Friedens, die den Segen schaffen, welchen das weise und muthig geführte Schwerdt schützen soll, ehrenvoll hervorgethan. Aber das Alter der Familien macht ihr Glück nicht. Die besten Güter hatte der Stolz der Vor-

fahren in ein paar Majorate vereinigt, um den Namen theilweise im Glanze zu erhalten, während die Mitglieder dem größern Theile nach, und oft die verdienteren, darbtten. Theodor stammt aus einem Geschlecht jüngerer Brüder ab, sein Vater starb auf dem Schlachtfelde, die Wittve blieb mit mehreren Kindern nach, wovon ein Sohn zu einem Oheim nach \*\*\*land ging, der die Fremde dankbarer gegen sein Verdienst gefunden hatte, als die Heimath, ein zweytes in das Kadettenhaus, und Theodor in dieses Haus aufgenommen wurde; denn der voriger Besitzer desselben war mit einer Schwester seiner Mutter verheirathet. Theodors Vater war als Stabskapitän gefallen; seine Wittve forderte eine Pension. Allein ihr Mann hatte wohl das Verdienst, aber nicht den Rang dazu; sie mußte sich mit einer Kleinigkeit behelfen, die durch Beyträge der Familie, zu welchen die Majoratsherren das Wenigste zuschossen, vermehrt, kaum hinreichend wurde, sie und ein paar Töchter zu ernähren.

So war Theodor, mit den Töchtern seines Oheims, — denn ihm waren keine Söhne zu Theil geworden, — von der frühesten Kindheit aufgewachsen. Die Schwester seiner Mutter that alles, ja vielleicht mehr für ihn, als die leibliche Mutter, welche mehrere Söhne besaß, gethan haben würde; denn sie entbehrte den Besitz eigener Söhne um so schmerzlicher, da sie auch des Gat-

ten Erbtheilen im theilnehmenden Herzen trug, der sich mit desto innigerer Liebe an den theuren Neffen schloß, und jeden Augenblick, den sein sehr beschäftigendes Amt ihm frey ließ, auf die Bildung des Knaben verwandte. Auch war er wahrlich ein Knabe, des kundigsten Bildners und seiner treuesten, aufmerksamsten Fürsorge würdig; denn früh entwickelte er die herrlichsten Anlagen des Geistes, die mit den klarsten, kräftigsten Trieben des Herzens und mit einer heitern Unbefangtheit des Willens vereint waren. Seine schönen Kräfte spielten so frey und göttlich in der ihn umgebenden kleinen Welt, als wäre sie ein Daseyn, das er für sich erst bildete, oder auf welches er, wie aus reinerem Aether in eine dunstige Atmosphäre, herabsah.

Um ihn spielten seines Oheims Töchter; Lehnen, meine Gattin, mit ihrem häuslichen, sorgsamem Sinn, ließ keinen Augenblick vorüber, wo sie dem, in welchem sie den Bruder liebte, sich durch kleine Dienste, im Spiel oder im Ernst erwiesen, gefällig erzeigen konnte. Er liebte sie, wie eine Schwester. Aber ganz ein anderes Gefühl zog ihn zu Sophien, der jüngern, hin; eine eigene Art von Scheu und Ehrfurcht, eine stille Gluth, die hervorzuleuchten fürchtet, ein ernster Eifer in allem, was er für sie thun durfte, zeichnete sein Benehmen gegen diese Schwester vor dem gegen die ältere aus, wo er sich wohl öfter Lau-

nen und Eherz erlaubte, und in allen Aeußerungen der Vertraulichkeit und Zuneigung freyer und sorgloser war. Dies alles war den Eltern nicht fremd, oder konnte es doch nicht ganz seyn. Ich will nicht entscheiden, ob man es nicht achten wollte, ob man es durchaus übersah, oder ob man es vielleicht mit Absicht wenigstens nicht hinderte. — Meine Frau hat mir gesagt, daß es ihr immer geschienen, als sähe die Mutter die Uebereinstimmung zweyer Herzen gern, die ihr so werth waren, als wünsche sie eine Vereinigung ihrer Schicksale durch die Liebe.

Aber diese Mutter sollte nicht erleben, was sie wünschte, — nein, sie sollte nicht erleben, was geschah; darum nahm sie der Himmel mitleidig hinweg vor den Schicksalen, die sie vielleicht verhindert, gewiß nicht überlebt hätte. — Ich habe sie nicht gekannt, aber nach allem, was ich höre, muß sie eine Frau von zartem Gefühl, edler Gesinnung, und einer klaren heitern Ansicht des Lebens gewesen seyn, die nur eine Folge der Zufriedenheit mit sich selbst, und des Bewußtseyns einer ununterbrochenen und ganz erfüllten Pflicht ist. Noch jetzt, obschon sie fast zehn Jahre todt ist, segnen die Bewohner des Orts ihr Andenken, und in ihrer Familie selbst erinnerte man sich ihrer nur mit einer Art von Religion. Ihr Name übte eine sittliche Gewalt über alle aus, denen sie einst näher war, und für immer über alles theuer

und unvergeßlich bleiben mußte. — Der Vater Dorn heirathete nicht wieder. Er war nicht mehr Jüngling, und durfte seiner funfzehnjährigen Tochter, jetzt meine Gattin, welche die Mutter früh zu den Geschäften des Hauses angehalten hatte, die Führung der Wirthschaft anvertrauen. Auch mußte ihm sein Verlust unerseßlich seyn, obschon er ein Mann war, an dessen Herz der Stolz mehr Ansprüche hatte, als die Liebe, dem es angenehmer war, wenn man seinem Kopfe schmeichelte, als wenn man seinem Herzen Gnüge that. Er war ein Mann von seltenem Geist und von einer außerordentlichen Kraft, Gewandtheit und Schnelligkeit im Arbeiten. Nicht selten ließ er es merken, daß er für eine andere Sphäre des Lebens sich geboren fühle, besonders wenn ihm die Alltäglichkeit, das immerwährende Emerley der Pfarrgeschäfte, zumal in dieser kleinen Landstadt, drückend ward. Er strebte, in die Hauptstadt versetzt zu werden, er wünschte es auch der Erziehung seiner Töchter wegen, für welche er bisher so thätig war, allein sein Wunsch schlug fehl. Der Prinz selbst wirkte entgegen; er band ihn, dessen Unterhaltung und Umgang ihm werth war, durch eine Zulage.

Eben dieser Prinz, des Königs Bruder, der, wie Sie wissen, fast ununterbrochen sich hier aufhält, hatte seinem Stolze schon früher dadurch geschmeichelt, daß er ihm den Titel eines Hof-

predigers gab, obschon diesen sonst nur die Geistlichen von der Konfession des regierenden Hauses erhalten. — Dorn, der selbst zuerst Schlingen um sich gelegt hatte, konnte sie dann nicht mehr zerreißen, als er es gern gethan hätte.

Eitelkeit und Sucht zu glänzen, hatte alle seine Schritte geleitet. Sie war es, die ihn die arme Tochter einer altadelichen Familie zur Gattin erwählen ließ, eine Wahl, die zu seinem Heil so glücklich ausschlug, als wohl nie eine aus gleichem Grunde. Sie leitete die Erziehung seiner Kinder, deren es durchaus nicht an irgend einer Art von Bildung fehlen sollte, wie sie die Welt und der Zeitgeist von Mädchen verlangen, die unter ihren Gespielen hervorglänzen sollen. Die Hofhaltung gab dazu Gelegenheit; sowohl bot sie den Unterricht in manchen lebenden Sprachen, als auch in der Musik und im Tanze, den einige Mitglieder der fürstlichen Oper und des Ballets ertheilten. Dies alles hatte schon bey Lebzeiten der Mutter seinen Anfang genommen und dauerte fort, da ich, als Hauslehrer, Genosse dieser Familie ward.

Denn über den losen, leichten Künsten, über der Bildung zu dem bloß Ergötzenden und Glänzenden, wollte Dorn, selbst ein durchaus gründlich gebildeter Mann, nicht die ernsteren Kenntnisse, die den Kopf erhellen, und das Herz stimmen, versäumt wissen. Bis her hatte er seine

Kinder, und auch Theodorn, welchen er den fordernden Verwandten nicht zurückgeben wollte, in diesen wissenschaftlichen Gegenständen unterrichtet; nach dem Tode seiner Frau aber, sey es nun, daß er sich ungern in dem Hause sah, in welchem er sein Theuerstes vermifste, oder, daß jetzt, da die Liebe sein Herz nur durch die Kinder ansprach, der Ehrgeiz entschiedeneren Gewalt über dasselbe bekam, jetzt rief er mich als Lehrer in sein Haus, und übertrug mir Geschäfte, welche er bisher selbst verwaltet hatte. — Die Geschäfte an sich waren nicht leicht, schwieriger wurden sie noch durch die Art, wie er sie verwaltet hatte, denn er war ein kundiger Erzieher, ein trefflicher Lehrer, davon überzeugten mich eben so sehr die Kenntnisse seiner Zöglinge, als vorzüglich die Art, wie sie sie anzuwenden wußten.

Die Zeit, welche ich damals in Dorns Hause zubrachte, gehört zu den genußreichsten und interessantesten Perioden meines Lebens; sie ward für meine Zukunft entscheidend. Dorn selbst war ein durchaus gebildeter Mann, er hatte in früheren Jahren einen Prinzen des regierenden Hauses auf Reisen begleitet, und mit ihm die wichtigsten Städte und Länder Europa's gesehen. Seine Unterhaltung war immer hinreißend, durch den Glanz des Vortrags, oder die Lebhaftigkeit der Diktion, die er in einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen ganz beherrschte, oder auch durch

Wahrheit der Gefühle oder der Ideen. Dabey besaß er eine Anmuth des Umganges, die, wenn wir ehrlich seyn wollen, sich nur unter den Großen erwerben läßt, und die ich einer steten Hingebung unter einer steten Selbstbeherrschung nennen möchte. Dieser Charakter, welcher mit einer angenehmen Eigenthümlichkeit in seine Schriften überging, war es, was ihm auch in der Literatur ein großes Publikum erworben hatte, und ihn zugleich immer in der Nähe des Hofes hielt, wo er sehr gelitten, fast möchte ich sagen angesehen, war, aber — sich auch nicht wenig damit wußte.

Seit dem Tode der Mutter war Dorn seltener als sonst zu Hause, und dann auch nicht immer für die Seinigen gegenwärtig, bald hielt ihn Besuch, bald die Lektüre ab, der er sich jetzt mehr als sonst hingab. Dies hatte die natürliche Folge, daß meiner Zöglinge Vertraulichkeit sich von ihm abwandte, und mir zu Theil ward, der sich täglich mit ihrem Unterrichte beschäftigte, und fast ununterbrochen ihren Umgang theilte. Dieser Garten und seine Wartung wurde uns jetzt übertragen, denn der Vater betrat ihn selten am Morgen, und sonst nur, wenn es ihm schicklicher schien, einen Besuch im Garten zu empfangen. Lehnen besorgte das Haus, und hörte meinen Vorträgen zu, Sophie und Theodor waren es, für die ich eigentlich leben, und auf welchen ich

als Lehrer wirken sollte. Um das Hauswesen bekümmerte sich der Vater nur, wenn der Tisch für Gäste zu besorgen war, oder wenn ihm Lehnchen die Wochenrechnung vorlegte. Doch behandelte er das Letztere minder wichtig.

Es konnte nicht fehlen, daß ich auf diese Weise der Vertraute aller Herzen, der Kenner aller Verhältnisse ward. Bald entdeckte ich, — nein, ich entdeckte nicht, — denn nur das Verborgene, das, was sich verbergen will, kann und muß man entdecken — ich sah die holde Uebereinstimmung der Gemüther Theodors und Sophiens, die innige Zuneigung, die sich für Jeden verständlich und klar aussprach, nur ihnen selbst nicht auszusprechen schien. Ach! es ist über allen Ausdruck erhaben, wie sich die fromme Liebe solcher Seelen, in deren kindliches Gemüth noch keine Ahnung von Schuld kam, so frey und doch so schüchtern, so innig und doch so unwillkürlich und absichtslos, so wahr und doch von Andern so bezweifelt, mit einem Worte, so in der Glorie der Kindlichkeit, Unschuld und Naivetät äußert, und wie alle diese Aeußerungen, wie sie gegeben, auch wieder empfangen und gewöhnlich mißverstanden werden, ohne daß sich die Liebenden im Ganzen mißverstehen. Sie tragen einß für das andere den Himmel im Herzen, sie öffnen dem Geliebten die Aussicht in das Paradies, und fürchten, daß er sie nicht bemerkt, oder wollen nicht errathen,

was das treibende Gewölke enthüllte. Solche Herzen verstehen sich, wie sich selige Geister verstehen, der Sprache der Lippen bedarf es nicht. — Wirklich hatten Theodor und Sophie noch nie einander ihre Liebe entdeckt.

Die stille Seligkeit, in welcher diese Beyden ihr Leben hinträumten, hat mich damals oft entzückt, so idealisch-rein genossen sie Gefühle und Zeiten im Voraus, für welche sie nicht reifen sollten. Wohl ihnen! sie haben den Himmel auf Erden gesehen; die schöne Täuschung, — ach! — sie ward ihnen furchtbar zertrümmert.

Es hat mich oft mit tiefer Wehmuth erfüllt, wenn ich die Wege übersah, welche das Schicksal mit Beyden ging, und doch ist es am Ende nicht bloß gerecht, es ist milde und gütig gewesen. Seltsam mischt sich in unsere Forderungen an geistigen Genuß ein Verlangen, sie so dauernd zu machen, als den Körper, so wie wir auf der andern Seite verlangen, daß die Kraft des Körpers immer der Lebhaftigkeit unserer Begierden entsprechen, und wir ahnen gar nicht, daß wir den doppelten Antheil der Freuden und des Genusses begehren, wollen es nicht wissen, daß beyde Arten so selten vereinbar sind. — Aber der Mensch ist ungenügsam in Absicht der Gegenwart, undankbar und vergeßlich in Hinsicht der Vergangenheit, und macht eben darum übertriebene Forderungen an die Zukunft. — Der kind-

liche Sinn der Menschen ist verschwunden, sie werden hier nicht das Himmelreich finden. — Ich weiß wohl, daß die Gewohnheit abstumpft, aber die Leiche eines Kindes hat mich, so oft ich sie auch aus Amtspflicht begleiten muß, immer mit einer besondern Theilnahme erfüllt. Es ist die lieblichste Gestalt des Todes, der Jüngling hat die Fackel lächelnd umgestürzt, der Vorhang ist mitten im süßen Traume gefallen, die herben Scenen der Noth, des Schmerzes, der Begierde und selbst des Lasters haben die Engelgestalt nicht entweicht, sie ist sanft zu der Vollendung übergegangen, die auch wir bey dem Anblick eines todtten Kindes gläubig hoffen. Jedem Menschen ward sein Maas der Wonne und des Schmerzes, es ward allen gleich, nur daß sie es nicht alle zu genießen verstehen; und wohl dem, der den Becher des Lebens als Kind geleert hat, dem der Tod wie ein Gespieler erscheint, welcher ihn zu Tändeleien auf einer andern Flur abrufft, ehe Sorge und Pflicht ihn fester an das Leben knüpfen, als Sehnsucht, Freude, Liebe und Genuß. — Doch so gut ward es den Unglücklichen nicht, sie sollten den tiefsten Schmerz mit einemmal empfinden, plötzlich die Welt ihrer Hoffnung vernichtet sehn, und unter ihren Trümmern begraben werden.

So wuchsen die Töchter Dorns heran, und Theodor reife unter ihnen vom schmuckten Knaben zum trefflichen, vielversprechenden Jünglinge.

Lehnchen mit ihrem stillen häuslichen Sinne, mit der Anspruchlosigkeit ihres ganzen Wesens, die dem Vater nicht zusagen wollte, zog mich unendlich an; ich glaubte in ihr das Wesen gefunden zu haben, welches im Stande wäre, das ganze Glück eines Landgeistlichen — für welchen Stand ich mich immer fester entschied — zu machen. Doch schwieg ich von den süßen Hoffnungen und Wünschen meines Herzens, denn wie hätte ich es wagen dürfen, die Augen zu der Tochter des Hofpredigers Dorn zu erheben.

Was mich abhielt, mich meiner Geliebten zu entdecken, die Furcht vor Mißbilligung unserer Gefühle, welche die Quelle manches häuslichen Elends hätte werden können, da das folgsame Gemüth der Tochter wahrscheinlich nachgegeben; das war ein Gedanke, der in Theodors Seele nicht kommen konnte. Die Unbefangenheit der Unschuld giebt eine Sicherheit im Handeln, die demjenigen fremd ist, der die Schuld, wenn auch nur dem Namen nach, kennt. Theodor sah die Verhältnisse des Lebens mit so sorgloser Freyheit an, und ward in dieser Ansicht so glücklich erhalten, daß er die Träume der Kindheit mit in die blühende Jugend hinüber nahm, und nichts anders glaubte, als daß das Leben sich immer so glatt und rein fortspinnen würde, wie der Faden seiner Kindheit durch väterliche und mütterliche Finger gelaufen war.

Die Zeit war da, wo die Liebenden getrennt werden sollten. Theodor, jetzt vierzehnjährig, ward durch die Gnade des Prinzen, welcher Dorn sehr wohlwollte und den schmucken Knaben liebte, als Junker in einem Husarenregiment angestellt. Der Befehl, welcher ihn auf seinen Posten in die Garnison rief, erschien; er war hoch erfreut, als ihm der Prinz Uniform, Rüstung und Pferd schenkte, und mit dem Schmucke seines neuen Berufes bekleidet, schien er sich mit einemmal ein Mann; so viel Ernst, Ruhe, Sicherheit lag in seinen Worten, in seinem Thun. Er ritt zu seiner Mutter, um von ihr Abschied zu nehmen, und kehrte von da, um nach wenigen Tagen in die Residenz abzugehen, zu uns hier zurück.

Es war am Abend vor seinem Abschiede, wir hatten in dieser Laube alle zusammen gegessen, die Unterhaltung war abgebrochen, ernst und kalt gewesen, besonders hatte der Hofprediger, der sich gleich nach dem Abendessen zu Ruhe begab, sehr wenig Theil an derselben genommen, als Theodor mich und seine Niesen noch zu einem Spaziergang im Mondlicht einlud. „Es ist vielleicht der letzte Abend, den ich mit Euch, Ihr guten Seelen, verlebe; es ist die letzte Bitte Eures Bruders, schlägt sie mir nicht ab.“ Die Mädchen waren bereit, ich hatte nichts dawider; Theodor sprang fort, seine Flöte zu holen, und kam uns in der Nähe der Kirche bald nach.

Wir gingen eine gute Weile unter den hohen Linden, welche die Kirche umgeben, und Theodor weckte mit seiner Flöte das Echo im Schloß, dessen Töne über den See zu uns herbehten. Kein Gespräch, jeder in sich selbst verloren, den Abschied vorempfindend, oder verstimmt durch die Unterhaltung, die man schon den ganzen Abend vermist hatte, und nun nicht zu finden wußte oder nicht suchen wollte.

Der Abend war nicht freundlich, eine rauhe Herbstluft wehte über dem See, jagte Wolken an dem Monde vorüber, verwirrte sein schwimmendes Bild im See, und wühlte hie und da dürres Laub auf. Theodor hatte sich auf einen nahen Grabhügel gesetzt, lud uns neben ihm zu sitzen ein, blies in immer kürzern Modulationen, unser Gespräch erwartend, welches der Ungeduldige immer durch neue Musik unterbrach, dann legte er die Flöte neben sich, und, wie zu einem großen Unternehmen Athem schöpfend, fing er an:

„Ihr wißt und seht nicht, oder wollt nicht sehen und wissen. Hat der Vater mit Dir, Sophie, seit heute nicht über etwas Besonderes, Wichtiges geredet?“ — Als sie es verneinte, fuhr er fort: „So muß ich denn sprechen, denn ich kann nicht fort von hier, ehe es von meinem Herzen herunter ist. Bis jetzt gehörte meiner Mutter das Vorrecht, zuerst von alle dem unterrichtet zu seyn, was in meinem Herzen vorgeht, darum

ritt ich zu ihr, und ich habe ihr gesagt, daß ich Dich liebe, Sophie,“ — hier ergriff er ihre Hand mit Feuer, und das Mädchen fuhr, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen, — „und daß Du mich liebst.“ —

Theodor! — rief Sophie zwischen Angst und Freude.

„Willst Du es leugnen? kannst Du es, wenn Du wolltest? — Nie wirst Du mir den Glauben nehmen, daß Du mich liebst, Deine Liebe ist mir gewiß, wie mein Leben. Soll ich zweifeln, weil Du es mir nie sagtest? Habe ich Dich doch nie gefragt. — O! wer dem Worte traut, der glaubt ungültigen Zeugen, die wahre Liebe bedarf des Wortes nicht, sie ahnet ihre Gewährung mit Zuversicht, sie weiß, daß sie geliebt wird, weil sie liebt, und so liebt, und nur mit dieser Liebe leben kann.“

Sophie warf unwillkürlich ihren Arm um seinen Nacken; Lehnchen, wie von Angst und Ahnung getrieben, schloß sich näher an mich.

„Das habe ich zuerst meiner Mutter gesagt,“ — fuhr Theodor fort, — „denn sie hat mich unter ihrem Herzen getragen, und was ich in dem meinen trage, soll ihr nicht fremd seyn.“ —

Und was sagte sie? — lächelte Sophie, so neugierig als liebevoll. —

„Sie pries mich selig und sich glücklich, daß des Sohnes Herz so früh die entscheidende Wahl

so zu seinem Heil getroffen. Weinend hing sie an meinem Halse, ich an dem ihrigen, Du hast das beste Mädchen gewählt, sagte sie, Gott segne Dich! — Ach! es waren die ersten Freudenthränen, die ich meine Mutter weinen sah, ich verstand sie.“

Auch in seinem Auge bebte eine Thräne, in welcher der Mond sich spiegelte; schluchzend fiel ihm Sophie in den Arm. Die gute Mutter! stammelte sie.

„Nicht so Dein Vater, theure Sophie,“ fuhr Theodor fort, den Sophie bey diesen Worten plötzlich aus ihren Armen ließ. „Was meine Mutter mir von ihm androhte, ist erfüllt. Kalt, mit einer erheuchelten Herzlichkeit, nahm er meine Bewerbung an, sprach dann viel von meinem guten Herzen, das er schätze, von meinen Kenntnissen, die mir allerdings Aussichten gewährten, dann aber wieder von meiner Armuth, die mich zum Soldatenstande zwingt, von der Ewigkeit der militärischen Laufbahn, die Anfangs mit dürftigem Solde vergelte, und erst im Alter vielleicht den Krüppel wahrhaft lohne; ferner, von Deinen Ansprüchen, Sophie, von seinen Planen mit Dir, die er mit Gottes Hülfe durchzuführen gedenke, von dem geringen Unterschiede unsers Alters, und daß er nie zugeben würde, daß eine seiner Töchter einen andern Mann wähle, als welchen er erkohren, zumal in so früher Jugend, die an Kindheit

gränze, wo Wahl und Verpflichtung nur zum Verderben Beyder ausschlagen könnten.“

Sophie seufzte, und Lehnchen, tiefaufathmend, nahm meine Hand.

„Ich antwortete ihm darauf,“ — erzählte Theodor weiter, — „daß ich ihm mich dankbar verpflichtet halte, daß ich, nachdem ich meiner Mutter mein Herz aufgeschlossen, die mich mit Freudenthränen gesegnet, auch ihm mich entdecken zu müssen geglaubt, daß aber alle seine Einwürfe mich nicht schreckten, daß ich mit meiner Liebe ihm troste, daß doch geschehen werde, was Gott wolle, denn Gott sey die Liebe, und die Liebe allmächtig wie Gott. — Als er darauf von mir verlangte, Dir, Sophie, mein Herz und meine Hoffnung zu verschließen, mit Dir nie davon zu reden, Dir nie davon zu schreiben, da erklärte ich ihm rund heraus, daß seine Forderungen an meinem Gehorsam über die Gränzen der Natur gingen, daß ich nicht gehorchen könne, nicht wolle. — Wahrlich, nie glaubte ich, Dir, Sophie, sagen zu müssen, daß ich Dich über alles liebe, und daß Deine Liebe allein das Glück meines Lebens mache, denn ich war überzeugt, Du wissest das längst, aber in dem Augenblicke, wo er mir es untersagte, trat mir die Nothwendigkeit, nicht länger zu schweigen, so einleuchtend vor die Augen, daß ich den Abend nicht erwarten konnte. — Ich habe gesprochen, einmal, nie wieder, ihr habt's gehört,

ihr seyd Zeugen für oder gegen mich; Du, Sophie, wirst dies Geständniß nie wieder hören, Du kennst mein Herz, folge dem Deinigen.“

Bei diesen Worten hatte er sich mit einer eigenen Kraft erhoben, er stand in einer mir bis dahin an einem Jünglinge seiner Art unbekanntem Würde da, und streckte die Rechte betheuernd empor, während die Linke auf der Geliebten ruhte, die sich innig an ihn schmiegte und ihr Gesicht an seinem Busen barg.

Wir saßen überrascht und verwundert da; des eigenen Busens Gefühl band die Zunge des Lehrers.

Jetzt richtete Sophie ihr Haupt empor, ergriff Theodors Rechte, sah ihm heiter in's Gesicht; wie Veilchen strahlten ihre blauen Augen durch den Thränenthau. Er legte seine Hand auf seines Mädchens Herz, und sagte: „Fühlst Du?“ — „Theodor! — so, ewig!“ lächelte sie. Entzückt sank er ihr in die Arme zum ersten Kusse heiliger Liebe. Helene umschlang Beide, schwesterliche Freudenthränen im Auge, auch ich umarmte alle, und drückte auf Helenens Mund jetzt den ersten Kuß einer stummen Liebe.

Theodor, bestimmt und kräftig, gewann zuerst das Wort wieder. „Nun ist alles gut,“ — sagte er, — „Du bist wahr und wirst es immer seyn. Was kümmert uns sonst? Den Vater zu bewegen, zu zwingen, so weit es durch eigenen

Werth geschehen kann, das ist meine Sache. — Ich weiß, daß ich ihn nicht hintergangen habe.“

Wir gingen nach Hause. — Am Morgen sehr früh stand Theodors Pferd gesattelt vor der Thür. Sein Reitknecht besorgte das Gepäck. Man erwartete ihn zum Abschiede im Garten. Er kam spät, umarmte mit Ehrerbietung, aber ruhig kalt, den Oheim, der ihn bis an die Pforte begleitete, wo die Pferde hielten. Nachdem er schon von allen Abschied genommen, und im Begriff war, zu Pferde zu steigen, kehrte er noch einmal zu Sophien zurück, umfaßte sie, und indem er den letzten Kuß auf ihre Lippen drückte, rief er aus: „Sie ist mein, bey Gott! sie ist mein!“ —

Schwärmer! rief der Oheim mit einem Lächeln, in welchem mehr Verachtung lag, als der Jüngling verdiente.

Theodor schwang sich aufs Pferd. — Er hat Sophien nicht wieder gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## IV.

## Zwey Sittengemälde Roms. \*)

Aus dem Ammianus Marcellinus.

Von Ammianus Marcellinus Schriften ist uns zum Glück gerade der wichtigste Theil aus dem Strome der Zeit gerettet. Die dreyzehn verloren gegangenen Bücher können nur Auszüge aus andern Geschichtschreibern enthalten haben, aber von Konstantius, Gallus, Julianus, Jovianus, Valentinianus und Valens spricht er als Augenzeuge, und erzählt nur das nach, was er von andern glaubwürdigen Männern erfahren hatte. Damals hatte das Christenthum schon den römischen Thron bestiegen, aber die Macht eingewurzelter Superstitionen ließ den Baum des Erkenntnisses noch nicht die erwünschten Früchte tragen. Ammianus, noch der altrömischen Religion zugehan, schildert mit seltener Unpartheylichkeit die Tugenden und Laster der Anhänger beyder Religionen, und als einem Manne, der hohe Ehrenstellen im Militär und am Hofe bekleidet, und seine letzten Jahre als Schriftsteller in Rom zugebracht hat, können wir ihm glauben, wenn er von seinem Standpunkte aus ein Gemälde der Sitten seiner Mitbürger entwirft. Daß Rom

---

\*) Das erste Sittengemälde ist aus Buch 14, Kap. 6. Das zweyte aus Buch 28, Kap. 4.

damals eine fertige Leiche und der Auflösung nahe war, begreift jeder, wenn er auch gar nichts von den wilden, auf das Reich einstürmenden Völkern wüßte, die auch nur das Todtengräberamt dabey zu verrichten hatten.

### Erstes Sittengemälde Roms unter Konstantius. Jahr 353.

Um Rom zur Hauptstadt der Welt zu erheben, machten die Tugend und das Glück, zwey in der Regel nie freundschaftliche Gottheiten, einen ewigen Friedensbund; ohne diese Vereini- gung hätte die Stadt nie den hohen Gipfel von Vollkommenheit erreicht. Noch jetzt, in ihrem Greisenalter, wird sie als Königin in allen Erd- theilen geachtet, und überall ist der ehrwürdige Senat und der Name des römischen Volks ein Gegenstand der Verehrung. Aber dieser herrliche Glanz wird durch die Schlechtigkeit Einiger ver- dunkelt, die nicht bedenken, wo sie geboren sind, sondern, als ob das Vaterland ihnen einen Ablass für alle Laster ertheile, in Verirrungen und Aus- schweifungen aller Art versunken sind. Denn wohl mit Recht sagt der Dichter Simonides, daß ohne ein ruhmwürdiges Vaterland Niemand im wahren Sinne glücklich leben kann. Einige dieser Unwürdigen meinen, sich der Nachwelt durch Ehrensäulen zu empfehlen, und bemühen sich mit Hitze darum, als wenn bewußtlose

eherne Kunstwerke ihnen höheren Lohn geben könnten, als das Bewußseyn, tugendhaft und rechtschaffen gehandelt zu haben. Man sieht sogar vergoldete Statuen. Diese Ehre erhielt zuerst Aelius Glabrio, als er durch Klugheit und Tapferkeit Antiochus besiegt hatte. Wie schön es aber sey, diese Erbärmlichkeiten zu verachten, und die hohen und mühevollen Stufen des wahren Ruhms hinanzuklimmen, hat Hesiodus gesungen, und Cato durch die That gezeigt. Da er gefragt ward, warum ihm allein unter so vielen Andern keine Ehrensäule gesetzt sey? antwortete er: es ist mir lieber, wenn die Rechtschaffenen sich wundern, daß ich diese Ehre nicht erlangt habe, als daß sie sich in's Ohr zischeln, warum ich sie wohl erhalten haben möge; dies halte ich für ein Unglück.

Anderer setzen ihre höchste Ehre in ungewöhnlich hohe Kutschen und in Kleiderpracht; sie schwitzen unter der Last von Obergewändern, \*) die am Halse fest anliegen und mit Gürteln zusammengehalten werden; denn das feine Gewebe ist der Winde Spiel. Mit beständigem Händenspiel

---

\*) Lacerna. Früher wurden sie bey schlechtem Wetter über die Tunika und Toga geworfen, und bestanden aus dichtem Tuche. Sie schlossen an Schultern, Brust und Bauch fest an, und bloß der Kopf steckte hervor. Die Römer änderten die Moden sehr oft. Da im vierten Jahrhundert die Togas fast ganz abkamen, hatte man Lacernen von feinem, oft durchsichtigem Stoff, die offen waren.

schlagen sie das Gewand auseinander, daß man die Bordüren und Purpurstreifen der Tunika besser sehen könne, und alle die mit farbigen Fäden eingewebten Thiergestalten besser in's Auge fallen. \*) Andere erzählen bis zum Ekel, und ohne daß Jemand darnach fragt, mit wichtiger Miene, von ihrem unermesslichen Vermögen, und übertreiben die jährlichen Einkünfte ihrer fruchtbaren Ländereyen, die sie überflüssig von einem Pol bis zum andern zu besitzen prahlen. Traun, sie wissen nicht, daß ihre Vorfahren, denen Rom seine Größe verdankt, nicht durch Reichthümer glänzten, sondern durch Großthaten im Kriege, und sich weder durch Schätze und Lebensweise, noch auch durch Kleidung, von dem gemeinen Soldaten unterschieden. Durch Tapferkeit ragten sie über alle hervor. Der berühmte Valerius Publicola ward durch eine Beysteuer seiner Freunde beerdigt, und auf Kosten des Staats wurde Regulus dürftige Gemahlin mit ihren Kindern ernährt, und Scipio's erwachsene Tochter, deren Blüthe in die lange Abwesenheit ihres Vaters fiel, stattete der Senat, das Verdienst ehrend, aus.

---

\*) Die Tunika war der Hauptanzug, und an ihm die meiste Pracht verschwendet. Sehr oft waren seine Goldbleche darauf genäht, und unten lief ein weiter Purpurmantel herum. Es war auch eine Erfindung dieser Zeit, allerlei Thiergestalten, Landschaften und Gruppen in die Kleider einzuweben oder einzusticken. Fromme Christen wählten dazu biblische Geschichten.

Aber wie ist es nun? Trittst du als Fremdling zu einem aufgeblasenen Reichen in's Haus, um ihm, selbst ein Ehrenmann, deine Aufwartung zu machen, so wirst du Anfangs den erwünschtesten Empfang erhalten, viel wird man dich fragen, so daß du endlich zu Lügen deine Zuflucht nehmen mußt; \*) und da du nie das Glück gehabt hast, von ihm sonst schon gekannt zu seyn, wirst du dich höchlich wundern, daß ein so großer Mann dich Kleinen so angelegentlich ehrt; ja, es wird dir leid thun, daß du nicht schon vor zehn Jahren nach Rom gekommen bist, wo einem so viel Gutes erzeugt wird. Traust du aber der Leutseligkeit zu viel, und kommst auf die erhaltene Einladung morgen wieder; so kannst du nur in einem Winkel stehen, Niemand kennt dich, Niemand weiß von dir, dein gestriger Gönner sinnt hin und her, und kann sich lange nicht besinnen, wer du seyst und von wannen du gekommen. Wirst du aber endlich erkannt, und unter die Hausfreunde aufgenommen, und hast du drey lange Jahre ihm die Aufwartung gemacht, und kommst einmal nach einem Außenbleiben von drey Tagen wieder: so mußt du gleiche Schmach ertragen. Niemand fragt, wo du gewesen, oder ob du gestorben warst? Du bringst dein ganzes

---

\*) Weil Einer mehr fragen kann, als hundert zu beantworten im Stande sind.

Leben vergeblich damit zu, den Stock geschmeidig zu machen. Wenn aber von Zeit zu Zeit ein großes und verschwenderisches Gastmahl gegeben wird, oder die Austheilung der Sporteln \*) vor sich gehen soll: so wird ängstlich Rath gepflogen, ob man bloß die, welche Aehnliches gethan haben, oder auch einen Fremden einladen soll. Und ist endlich der Beschluß für die Einladung gefaßt: so wählt man die aus, die vor den Häusern der Wagenrenner \*\*) Nachtwache halten, oder Profession vom Würfelspiel machen, oder magische Künste verstehen wollen. Gelehrte und rechtschaffene Männer scheut man, als Unglück bringend und gefährlich. Hierzu kommt noch, daß die Namenrufer \*\*\*) gewohnt sind, für Geld dergleichen Ehre und Geschenke zu verkaufen, und deswegen sehr oft niedrige und unedle Menschen einschleichen.

---

\*) Sportulae waren Geschenke an Geld oder Schwaaren, welche die vornehmen Römer an ihre Klienten austheilten. Man schickte die Speisen denen, die man nicht gern zur Tafel ziehen wollte, in's Haus, oder setzte sie in die Hausthüren.

\*\*) Das römische Volk war ruhig, wenn es nur Brodt und Schauspiele hatte. Am leidenschaftlichsten hing es an den Wettrennern. Jede der vier Faktionen hatte ihre Anhänger, die oft sogar vor der Wohnung der Begünstigten schliefen, um einen Beweis ihrer Anhänglichkeit zu geben.

\*\*\*) Nomenclatores. Die vornehmen Römer hielten sich Sklaven oder Freigelassene, welche ihnen die Namen der Klienten oder Anderer sagen mußten. Diese erhielten zuletzt auch das Geschäft, diejenigen aufzurufen, die zur Mahlzeit oder zu den Geschenken zugelassen werden sollten.

Die Verschwendung bey den Tafeln, und die verschiedenen Künste, die Sinnlichkeit zu kitzeln, übergehe ich, um nicht weitläufig zu werden, und wende mich zu denen, die sich auf den öffentlichen Plätzen und gepflasterten Straßen umher treiben, und ohne Noth eilig und hurtig sind. Gleich denen, die ein Diplom vorzeigen, sich der öffentlichen Pferde \*) bedienen zu können, schleppen sie ganze Schaaren von Gesinde, wie Käuherbanden, hinter sich her, wobey nicht einmal der Handwurst zu Hause gelassen ist. Viele Damen ahmen den Herren nach, und schwärmen in verdeckten Sänften in den Straßen umher. Und so wie erfahrne Anführer im Kriege an die Spitze die Tapfersten in geschlossenen Reihen stellen, nach ihnen die Leichtbewaffneten, dann die Schützen, und zu allerlezt die Reserve: so sieht man auch hier die Aufseher über das müßige städtische Hausgesinde den Zug ordnen; ein Stäbchen in der Hand ist das Zeichen ihrer Würde. Und ist die Losung zum Aufbruch gegeben: so zieht an der Spitze des Fahrwerks die ganze Weber- und Stickerzunft einher, hieran schließt sich die verbrannte Dienerschaft der Kochkunst, und hernach bunt durch einander das übrige Gesinde, mit

---

\*) Publici equi. Leute vom Hofe hatten das Recht, wenn sie in Geschäften des Fürsten verschickt wurden, Frohndienste und Vorspann zu verlangen. Die Provinzialen litten durch diese Einrichtung oft nicht wenig.

dem müßigen Pöbel, der aus der Nachbarschaft zusammenläuft. Den Zug beschließt eine Schaar Verschnittener von gelber Farbe und mit verzerrten Gesichtszügen, die Greise voran, hinter ihnen die Knaben. Wohin man sich wendet, trifft das Auge auf solche Elende in Menge, und man verabscheuet das Andenken jener Semiramis, die zuerst zarte Knaben entmannen lehrte, und dem ewigen Naturgesetze, das die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts wollte, Gewalt anthat. \*).

In einigen Häusern, die sonst als Sitze ernster Musen berühmt waren, sieht man jetzt nichts, als geschmacklose Possenspiele, und sie erkönen von Liedern und dem Geklingel musikalischer Instrumente. Statt des Philosophen holt man einen Sänger, statt des Redners einen Meister schlüpfriger Künste; die Büchersäle sind, wie Gräber, auf ewig verschlossen; man verfertigt Wasserorgeln, große Wagenähnliche Lauten, Flöten, und den weitläufigen Apparat zum Schauspiel. In der neuesten Zeit ist es so arg geworden, daß man vor Kurzem wegen befürchteten Brodtmangels in Rom alle Ausländer über Kopf und Hals verjagte, und die Freunde freyer Künste, ohne sie zu Athem kommen zu lassen, herausstieß,

---

\*) Fälschlich legt man diese Erfindung der Königin Semiramis bey. Uebrigens war die Kastration schon vor Moses Zeiten bey mehrern Völkern im Schwange.

während man die Pantomimisten, und die sich für jetzt dafür ausgaben, beybehielt, und an die dreystausend Tänzerinnen, ihre Ehre und Direktoren nicht einmal dachte. \*)

Wohin wir blicken, sehen wir Weiber mit gelocktem Haar, die in der Ehe schon dreymal Mutterfreuden hätten genießen können, bis zum Ekel über die getäfelten Fußböden hinschwebend, in schwindelnden Kreisen sich drehen, um auf unzählbare Weisen Gegenstände vorzustellen, welche Theaterdichter gedichtet haben.

Es ist bekannt, wie zu der Zeit, da Rom noch der Bohnsitz aller Tugenden war, viele von Adel durch alle Arten von Gefälligkeiten gebildete Ausländer an sich fesselten. Jetzt aber hört man nichts als das elende Geschwätz, alles sey schlecht außer Rom, nur Kinderlose und Unverehelichte verdienen Achtung, und es ist unglaublich, wie mannigfaltig die Aufmerksamkeiten sind, die man ihnen erweist. \*\*) In Rom, als einer Weltstadt, müssen natürlich die Krankhei-

---

\*) Der Tanz war ein Geberdentanz, worin man mit Händen und Füßen, Geberden und allerley Bewegungen, alte Sagen, oder Gegenstände des gemeinen Lebens, oft sehr schlüpfrige und alles sittliche Gefühl beleidigende, vorstellte. Der Mimus war eine Farce. Der Chor sang den Tänzern vor, und ein Chordirektor gab mit den Händen, Füßen, Cymbaln, oder auch mit einem eisernen Linial, sowohl für die Tänzer, als den Chor, den Takt an.

\*\*) Weil man sie zu beerben wünschte. Solche erhielten auch am leichtesten die Stimmen zu den höchsten Ehrenstellen.

ten viel fürchterlicher wüthen, als anderwärts, so daß die ganze Kunst der Aerzte dagegen nichts vermag. Man hat also auf Mittel gedacht, daß man seinen Kranken Freund nicht selbst zu besuchen braucht. Man ist auf ein noch wirksameres Verwahrungsmittel gegen die Ansteckung verfallen, und läßt die Boten, durch die man sich nach dem Befinden des Kranken erkundiget hat, nicht eher wieder in's Haus kommen, als bis sie sich durch ein Bad gereinigt haben. So sehr fürchtet man sich vor Krankheiten, die ein fremdes Auge sah. Bey aller dieser Aufmerksamkeit aber werden sie doch oft betrogen, denn nicht wenig Kranke, wenn sie zur Hochzeit eingeladen werden, wo man ihnen Geld in hohler Hand reicht, entfernen sich lieber eiligst nach Spoleto. \*) Dies ist die Lebensweise der Großen.

Aber die Leute vom niedrigsten und ärmsten Pöbel bringen die Nächte in den Weinbuden zu, oder stecken unter dem Schatten der Verdecke, die Catulus zuerst, Campanische Weichlichkeit nachahmend, über das Amphitheater ausspannte. Einige kämpfen beym Würfelspiel bis aufs Blut,

---

\*) Dies geht auf die Kniffe der Erbschleicher. Bey Erlangung eines Amtes, bey Hochzeiten und andern festlichen Gelegenheiten pflegte man Geschenke, sportulae, auszutheilen. Daß man die Kinderlosen, die man gern beerben wollte, nicht vergaß, läßt sich leicht denken.

und betäuben durch widerliches Gekreisch die Ohren; Andere, und dies ist die Lieblingsbeschäftigung, braten an der Sonne und schmelzen vom Regen, indem sie, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bis auf die geringste Kleinigkeit alle Vorzüge und Fehler der Wettrenner und der Rosse untersuchen. Es bleibt gewiß ein Wunder, wie ein zahlloses Volk, als sey es besessen, mit Angst und Zittern nur an den Ausgang der circensischen Spiele denkt. Und wer könnte sich wohl einbilden, daß bey einer solchen Stimmung etwas Merkwürdiges und Wichtiges in Rom werde unternommen werden?

Richter.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## V.

Ein Wort über deutschen Geist und ein  
deutsches Museum.

Die Schatten der Abgeschiedenen, die Manen der Helden, der Geist der Nationen — diese alle sind, sprechen die Ungläubigen, Gebilde der frommen Liebe, die seit uralter Zeit die willigen Gemüther mit der Wünschelruthe statt des Scepters beherrschte. — Ist dem also? Müssen wir diese Heiligthümer dem unheiligen Sinn Preis geben? Vor dem Himmel der Seligen ist aufgepflanzt das flammende Schwerdt der Kirche, daß auch der Zweifler ahnet, auch der Abtrünnige fürchtet. Den Tempel des Nachruhms beschützt, als ihr Gebiet, die Geschichte, jenen erleuchtend mit reiner Klarheit, gleich einer andern Sonne in ewiger Dauer stehend über wechselnden Zeiten. Aber das Nationale ist gemeinsames Eigenthum, der Geist ist das Erbstück, das wir zu empfangen haben als Söhne unserer Väter, wenn nicht die Folge der Geschlechter auf den körperlichen Proceß der Zeugung, wenn nicht die bürgerliche Verbindung auf die gemeine Nothwendigkeit der Sicherung zurückgebracht werden soll. Darf nun einem Gute, um das Jahrtausende erworben, ehe es erworben, darf dem deutschen Geist in der Bedrängniß des Augenblicks entsagt werden? Sollte das Gold des echten Charakters, das schon mehr denn einmal

aus der Gluth einer zusammenstürzenden Welt lauter hervorgegangen, diese Feuerprobe nicht bestehen? Ist endlich der Sinn, der Rom vernichtete und Rom erneute, der die Hanse band und das Papstthum lösete, der Burgen brach und Bürger schuf — ist dieser Sinn vergänglichler Art?

Wir betrachten die Frage als beantwortet; nicht als ob wir einstimmiges Urtheil vermutheten; nicht als ob wir unsere Sache gesichert glaubten vor dem leugnenden Hohn der Weltfinder, deren Lust es ist, auch dem Gott die sterbliche Ferse abzugewinnen, deren Fähigkeit, an dem Hohen die Makel zu finden, die es eigne für ihre Richterstätte — aber Verschiedenes ziemet verschiedenen Zwecken; anzuregen genüge hier; anderen Orten bleibe es überlassen, zu erwägen. Und wie Vieles ist nicht zu erwägen? Wie mancher Anstoß zu entfernen? Denn werden nicht Einige, unwillig über die unzeitige Mahnung des Geistes, der nicht der ihrige ist, sprechen: Ein Gespenst ist's, das durch die Nacht zieht, in Qual quält, vor Pein peiniget? Werden Andere sagen: Eure Weisheit ist gleich der Merlin des Alten, der in schmähhlicher Gefangenschaft, die von allem allein ihn überraschte, seine Persönlichkeit zum Hohn in Worte verwandelt sieht, seine Unsterblichkeit in ungehörten Wahrheiten, ungelöseten Räthseln abrollen läßt? Dritte endlich, hinweisend auf die Schlachtfelder der Geschichte, möchten erklä-

ren: daß Begonnene mußte enden, daß Erfonnene mußte sein Ziel finden, dem Gewonnenen drohete Verlust; die Ströme der Nationen folgen in weiteren und engeren Kreisen dennoch alle dem ewigen Gesetze der Rückkehr. Griechenland entschlief, Rom fiel; so bescheidet denn auch euch. Laßt ruhen die Todten. Laßt an die Stelle des Volks den Menschen treten. Wendet den Geist, den wir wohl anerkennen, auf allgemeine, auf Weltzwecke; das ist Gott gefällig, und Menschen erspriesslich.

Jenen würden wir erwiedern: so ihr ihn in euch trüget, den Geist der Wahrheit und Kraft, würde euch sein Erscheinen nicht befremdlich noch lästig seyn; den Tumult des Marktes zwar fliehet er, den suchet ihr; deshalb möget ihr ihn nimmer erkennen. — Den anderen: Wohl ist zerfallen, was scheinbar unser, des römischen Reichs deutscher Nation, Körper war, seine Heiligkeit ist zu Grunde gegangen — denn es war die einer Reliquie — wie jeder Götzendienst; aber das Entkörperte ist selig, frey ist der Geist, ewig das Wort. Zu jenem Weisen zogen, erzählt die Sage, gewaltige Herren und edle Frauen, und vernahmen gläubig den großen Spruch von kommenden Geschlechtern. Mag auch das deutsche Land, so es euch gefällt, ein Grab heißen; jedoch ein leuchtendes, aus welchem die Welt die Weissagungen der Weisheit und Wahrheit, die Zauberlehre

andächtig empfangen wird, wie Zeit zur Ewigkeit, wie Ewigkeit zu Zeit werde. — Den Verständigen endlich ein ruhiges Wort: Es gab zu jeder Zeit Leute, die ausschließlich über dem Vergangenen, dem Zertrümmerten brütend, klagten; dieselben sind es, die mit gleicher Fertigkeit einem Fürstenthron eine Standrede, und einem Rabenstein ein Klagedicht bringen. Diese stehen auch jetzt mit der Leichenposaune bey dem Umgestürzten, daß sie — wir wollen es euch verrathen — gering achteten, wie es bestand. Man soll des Leidtragenden nicht spotten, aber man darf erinnern, daß das Geschlecht der Klageweiber jederzeit ein gedungenes gewesen. Werdet ihr Germanien mit der himmlischen Palme des evangelischen Christenthums, mit dem Eichenkranz jeglicher Tugend geschmückt, zu der Jahrhunderte schon sylbenstechenden und tonspizenden Hellas, werdet ihr sie zu Roma mit der gebrochenen Mauerkrone gesellen wollen? Ihr werdet nicht; vielmehr freudig mit uns erkennen:

Das hebt uns über sie!

---

Man schelte nicht diese verschiedenen, unverbundenen Ansichten. Sie sind ungleichen Einsichten, unähnlichen Gemüthern, wie ein großes Publikum sie darbeut, abgesehen und bestimmt; aber welche der wohlgesinnte Leser auch ergreifen möge,

ob er sein Bekenntniß zum Glauben erwärme, oder zur Meinung herabstimme, wir heißen ihn willkommen, und fragen ihn: ob er es nicht wünschenswerth finde, das Wort jener Nation von der Nation durch ein eignes Organ zu vernehmen? Ja, ob es nicht gerecht sey, zuverlässige Kunde zu nehmen und zu geben von der Eigenheit des Landes, das nun kein Fürst mehr erhebt, keine Hauptstadt darstellt, dem kaum irgend ein hastiger Zeitungsschreiber ein flüchtiges Wörtchen gönnt? Ob der Moment zu solcher Darstellung gekommen, der rechte? Wir behaupten es, allerdings. Denn es ist vorhanden der Zeitpunkt der Resignation; verstummen muß unwürdiges Widerbellen, da es gilt, die Gegenwart mit ruhigem Blick zu durchschauern, die Zukunft mit Gott ergebenem Sinn zu erharren. —

Es mögen also eintreten alle guten, rechtlichen deutschen Männer, so viele ihrer sind, die diesen Namen tragen und verdienen mögen, in einen geweihten Bezirk, wo man den ernsteren Musen reine Opfer bringen wird, um von ihnen als Gegengeschenk zu erflehen die himmlische Gabe der klaren Rede und des ruhigen Urtheils über die Angelegenheiten — nicht des Tages — sondern der Nation; sie mögen mitwirken, die Wissenden, als Zwischenredner in den Verhandlungen, die hier den Augen der Welt vorgelegt werden sollen; andere, durch freundliche Empfänglichkeit für den

wohlgemeinten Spruch; alle endlich, das hofft man, durch fromme Wünsche für das Gedeihen des friedlichen Werks, denen der Gott des Friedens sich nicht versagen wird.

Wir sprechen von dem vaterländischen Museum, das, begünstiget von vielen der Ersten, unterstützt von manchen der Besten, „einige Freunde, rechtschaffene deutsche Männer,“ mit der Mitte dieses Jahres eröffnen werden. \*) — Wie man dem großen Gegenstande entsprechen wolle? einfach; denn eben der große Gegenstand liebt nicht das große Gerüst. So wird auch das Wenige, das hier von der besondern Anordnung der Schrift, nach den Vorfähen der Herausgeber folgt, mehr bestimmender als erweiterender, vielmehr erklärender als reizender Art seyn.

Einmal also sollen fern seyn: Streitsucht, Klatschgeist, Städterey, Notizenjagd, Verhöhnung des Zeitalters, endlich — fons ille malorum! Kannengießerey. Gestern und vorgestern, diese Zwitter von Gegenwart und Vergangenheit,

---

\*) Redaktoren der Zeitschrift werden seyn Herr Dr. Julius und Herr Dr. Zimmermann (beyde zu Hamburg), zu deren Charakteristik, wie sie in den oben angeführten Worten ihr bescheidenes Selbstgefühl gegeben hat, wir hinzu fügen müssen: wissenschaftliche und geistvolle Männer, von denen der erstere die Natur, der andere das Alterthum zum vornehmsten Gegenstand seiner Bemühungen gemacht hat. — Das Museum wird erscheinen bey Fr. Perthes in Hamburg. Näheres von der Einrichtung besagt der von den Buchhandlungen ausgegebene Prospektus.

sind nicht erwachsen für dieses Tribunal, wo reifliche Reflexionen zu erspriesslichen Urtheilen geübt werden sollen. — Die Historie dagegen (neue Ansichten, wohlthätige Erinnerungen, Untersuchungen und Abhandlungen deutscher Art) gehört zu den wesentlichen Gegenständen des Museums; ferner: deutsche Wissenschaft und Kunst, das Palladium deutscher Nation, in Abhandlungen und fortlaufenden Berichten; sodann deutsches Leben in Zügen und successiven allgemeinen Uebersichten des Zustandes deutscher Menschen, so weit es ihrer giebt, von den Ausflüssen der Wolga, bis in das westlichste Land, wo der Ausgewanderte dem wilden Eingebornen Amerika's die nachbarliche Hand reicht — Verwaltung und Kunde von Staaten, wie ihre Gesetzgebung — endlich, was die innere Geschichte der Nation, wie sie die Verarbeitung aller jener Bestandtheile ergeben würde, vollendet: der zeitliche Stand der Kirche, nach den verschiedenen Konfessionen in ihren wechselseitigen Begränzungen und Verschlingungen, wie Deutschland sie einschließt; erwogen mit Ehrfurcht vor dem Heiligen, jedoch ohne Scheu.

Wenn es gewiß ist, daß den äußern Umständen einige Gewalt über den Geist zusteht, so möchten wir sie auch begünstigend für dieses Unternehmen nennen, und sagen: daß es unter einer guten Konstellation ans Licht tritt. — In wenigen

Worten: Die Zeitschrift erscheint in Hamburg, in der Stadt, die noch neuerlich ein großes Kaiserliches Wort zum bleibenden Aysl für bürgerliche Freyheit erklärt hat. — Den Verlag hat Fried. Vertheß übernommen. In der schönen Zeit, da die junge Kunst und die wiedergeborene Wissenschaft die Lust der Großen, den Schmuck der Frauen, den Stolz der Völker ausmachte, war der Mann, der die schüchterne Muse zuerst in die Welt einführte, der von neuem der Nacht des Alterthums das Licht abzwang, ein solcher Mann war ehrenwerth und geehrt. Nun ist es anders, der Krämergeist hat dieses schöne Verhältniß vernichtet; und wenige sind nur, würdig der großen Genossenschaft des Aldus, der Stephani, Plantin's, und aller jener Cinquecentisten des Buchhandels. Unter diesen aber zeichnet sich der oben genannte aus; er, der Freund aller der Besten, der Vertraute von Claudius, Fr. H. Jacobi, Nicolovius (dem Staatsrath), Fr. L. Stollberg, giebt dem Schriftsteller und dem Publikum eine schöne wechselseitige Gewähr; denn der treffliche Bürger, der helle Kopf, der lebenswürdige Mann kann nur das Gute wollen, nur das Rechte befördern.

---

So viel von dieser Sache. Denn schon fürchten wir, zu viel gesagt zu haben für beengte Hei-  
maths liebe, die uns ungebührliche Anmaßung

Anderer Rechte vorwerfen, und zürnend fragen möchte: Was will das Fremde in unseren Kreisen? Aber Ruthenia wird mit ihren echten Bekennern der ältern germanischen Schwester freundlich die Ehre des Wortes gönnen; ja, sie wird mit dankbarer Erinnerung die Hand annehmen, die so oft schon ihre köstlichsten Blüthen darbrachte, glänzend in Majestät und Schönheit in dem Dialekt dieses Reichs; und es ist —

Lieulich  
 Hold und erfreulich,  
 Wenn einträchtiglich  
 Schwestern beysammen sind.

So laffet uns denn mit dem frommen Wunsch beschließen, daß dieses Beysammenseyn im Geist der bleibende Zustand werde der erneuerten Welt, und daß die Nationen durch ehrendes Vertrauen und freundlichen Verkehr auch der letzten Frucht genießen mögen des heiligen Vermächtnisses, welche ist, daß es keine Barbaren giebt in dieser neuen besseren Zeit.

Dr. L. Fr. Liepmann, gen. Junker.

## VI.

## Einige Worte am Grabe eines edlen Mannes.

(Auf Verlangen.)

Auß dem Grabe steigt dem Auge der Sterblichen sichtbar die hingefunkene Gestalt geliebter Freunde nicht wieder empor, als nur, wenn Phantasie den leichten Schatten bildet, den Erinnerung gleichsam mit den aufgesammelten Lichtstrahlen des entschwindenen Geistes beseelt, und so sich das Andenken, dies Pantheon in der Menschenbrust, bildet. Es ist freylich besser, in warmen Herzen der Nachwelt, als in kaltem Stein fortzuleben, doch der Nachruhm wie der Nachruf einer lebenden Stimme wird immer schwächer, je weiter ertönt, und da sind Felsenwände wohl schön, die den Wiederhall zurück bringen, und die Laute verstärken und forthallen lassen, länger als die Stimme lebt, die den Wiederhall weckte. Solche Felsen sind Grabmäler und ihre, die Namen verstorbenen Personen nachsprechenden, Steinwände, wenn sich nämlich das Andenken an wahre Tugend und Verdienst dabey stellen kann, und der Nachwelt das bekräftigt, was der Stein spricht.

Meinem russischen Vaterlande, und vorzüglich der Provinz, in der ich geboren, darf ich nur den Namen eines kürzlich Verstorbenen, Sr. Excellenz des russisch = kaiserlichen

Herrn wirklichen Geheimenraths, Senateurs und mehrerer Orden Ritters, Karl Baron von Heycking, nennen, und jeder Freund der Wahrheit und des Verdienstes stimmt mit mir darüber ein, daß sein Andenken nicht schwinden sollte, so lange das Wahre und Gute, das Handlungen aussprechen, höher gilt, als dasjenige, welches bloße Demonstration ohne lebendes Urbild zeichnet. Wahrheit, Ehre, Recht und Pflicht waren die Elemente seines Geistes, und sie zusammen bildeten den starken energischen Charakter aus, den kein widriges Schicksal beugen, kein Glück verderben und selbst das höchste körperliche Leiden nicht erschüttern konnte. Kur-land weiß es, wie Heycking, der unbestechliche Vertheidiger seiner Rechte in dem ehemaligen Polen, von zwey Herrschern Rußlands geschätzt, zur höchsten Richterwürde des Reichs erhoben, nun jene Rechte zu bewahren strebte, welche die mächtigen Monarchen ihres Schutzes würdig gefunden hatten. Die Schriften sind bekannt, mit denen Heycking für die Gesetze seines Vaterlandes sprach. Die Freymüthigkeit, mit der er Wahrheit bekannte, die Präcision und Klarheit, mit der er sie zu sagen wußte, die unerschütterliche Redlichkeit, mit der er das Ziel verfolgte, das Pflicht und Ueberzeugung ihm vorsteckten, und sein heller durch so viele Kenntnisse ausgebildeter Geist, welcher ein schönes Gemälde bilden diese Eigen-

schaften zusammen, werth des Andenkens, werth aufgestellt zu werden, da, wo jedes Volk die Bilder seiner Helden bewahrt, in die Gallerie der Geschichte, und so in die Seelen künftiger Generationen.

Wenn die gegenwärtige Zeit, durch Gewalt, oder durch momentanen Schein betrogen, solche Gemälde hinstellt, die es nicht verdienen: die Nachwelt sieht wohl, wenn die frischen Farben vergangen sind, und verweist das so erbleichte Verdienst aus den usurpirten Hallen; doch Heyckings Bild wird bleiben, und die Zukunft, vielleicht schon die nächste, muß und wird es noch höher stellen, als wir es jetzt erblicken. Doch ich besinne mich, daß ich keine Biographie jetzt zu schreiben habe, daß mein Vaterland Heycking genug kennt, und die Darstellung seines unvergeßlichen Werthes nur die Wiederholung der Gedanken ist, die jeder redliche Kurländer, der ihn genug und richtig kannte, nothwendig haben muß. Zu seinem Grabmahl möge mich jetzt jeder seiner Verehrer begleiten und, mit mir vereint, auf einige Worte sinnen, welche würdig die Ueberschrift des Steines bilden sollten, der den Staub des verewigten Freundes der Wahrheit und der Pflicht verschließt.

Das große schöne Werk der Lebensgeschichte eines hochverdienten Mannes hat jetzt der Tod geschlossen; ein paar Zeilen auf seinem Grabe

mögen als Zueignung gelten, mit der die lebende Welt das Ganze der Nachwelt und der Unsterblichkeit übergibt. Doch wer berechtigt mich, hier als Sprecher aufzutreten? wie darf ich unberufen an das Grab des ausgezeichneten Mannes treten und ausrufen:

Wer hilft mir in den Stein die Worte hauen,  
Die dieses Edlen würdig sind?

Ich darf da antworten, daß ich meine Berechtigung zu diesem Aufrufe von dem Verewigten selbst, als auch dessen nächsten Verwandten, empfang. Heycking war mein Freund, und ich gestehe frey, daß es Stolz ist, mit dem ich es sage, Er war mein treuer, von mir mit unbegrenzter Verehrung geliebter Freund. Schon die Abschiedsworte an mich, die er mir wenig Wochen vor seinem Tode schrieb, enthalten meine Legitimation, ich schreibe sie hier buchstäblich hin, es sind Worte des verehrten Mannes, und einst, wann ich (so oft in meinem Leben von der Menge verkannt und falsch beurtheilt), wann auch ich einst in den Staub sinke für meine Freunde und Geliebten, Blumen auf mein Grab:

C'est des bords du Cocythe, que je  
Vous adresse, mon aimable ami, cette let-  
tre, pour me rappeler à Votre souvenir et  
pour Vous prier de me le continuer *et ultra*.  
Comme je sens dans ce moment-ci double-  
ment la vérité de ces vers du Virgile français!

„Quel homme vers la vie, au moment du départ,  
 Ne se tourne et ne jette un triste et long regard  
 A l'espoir d'un regret, ne sent pas quelque charme,  
 Et des yeux d'un ami, n'attend pas quelque larme.“

Et pourquoi n'oserais - je pas espérer que l'amitié ne jettat sur ma tombe une fleur dont le charme de la Poésie remplacerait l'intérêt d'un sujet très simple et sans nul éclat.

Meinen Beruf, eine Grabschrift für diesen meinen verstorbenen Freund aufzufinden, habe ich so hoffentlich erwiesen, doch nicht die Kraft, sie seiner würdig zu vollenden. Einige Inschriften habe ich versucht, doch alle gnügen mir nicht, und ich wünschte ausgezeichnete Worte für den ausgezeichneten Mann. Mehrere, die ich geschrieben, setze ich hier hin; der Leser urtheile selbst. Da ich nicht Befriedigung meiner Eitelkeit beabsichtige, sondern etwas Besseres aufzufinden wünsche, weil der Gegenstand das Beste verdient, so wage ich hier in dem gelesensten Journal meines Vaterlandes folgende Aufforderung bekannt zu machen, die ich an alle Verehrer Heyckings und an die Freunde des Vaterlandes richte:

mir, nämlich in zwey Monaten von dem Tage an, wo dieser Aufsatz im Druck erscheint, Projekte zur Grabschrift des verewigten Heycking zu übersenden; um die Auswahl der Besten werde ich einen Mann ersuchen, dessen

literarisch großen Werth ganz Europa anerkennt. Derjenige, dessen Projekt gewählt wird, erhält von mir ein Porträt des Verewigten in Kupferstich, der zu Kauf nirgends zu haben ist. Eine Prämie, die ich allein nur im Kreise meiner Landsleute und der hiesigen Freunde der Literatur anzubieten wagen darf; eine Prämie, die dem Manne mehr als Gold gelten wird, den Heyckings Verdienst zu einer, seiner würdigen, Grabschrift begeistern konnte. Wer hier concurriren will, sendet die Projekte nur unter meiner Adresse ein.

Vielleicht gelingt es mir, die Hoffnung dazu habe ich noch nicht aufgegeben, Nachrichten genug zu sammeln, um meinem Vaterlande eine biographische Skizze von dem Leben meines verewigten Freundes zu übergeben. Selbst das Gefühl, den Gegenstand nicht würdig genug bearbeiten zu können, sollte mich nicht abhalten, den Versuch zu wagen. Wenn am Grabe Johannes von Müllers Nationen mit Ehrfurcht weilen, weil er mit der höchsten Kraft und Fülle des Geistes die Geschichte seines Landes schrieb; sollte da der Mann nicht auch Interesse verdienen, der für die Rechte seines Landes handelte, sie vertheidigte und bewahrte, und so selbst in die Geschichte desselben eingriff? Für den Kurländer wenigstens kann, auf Heyckings angewandt, nichts

anders, als ein solches herzlichcs Interesse, vorausgesetzt werden.

Ulrich Freyh. v. Schlippenbach.

---

Versuchte Inschriften auf Heyckings Grab.

Der Gerechtigkeit nur gabst Du Dein irdisches Leben,  
Ein unsterbliches giebt sie Dir nun wieder zurück.

\* \* \*

Ehrend das Recht und die Pflicht, erwarbst Du die  
Kranze der Ehre,  
Aber den herrlichsten reicht nun die Unsterblichkeit Dir.

\* \* \*

Der Glaube und die biedre Treue \*)  
Aus längst entschwundner alter Zeit,  
Sie folgen Dir jetzt zur Unsterblichkeit  
Und flohen, so wie Du, die neue.

\* \* \*

Vaterland, Tugend und Recht, der Freund ist Euch  
allen geschwunden,  
Nimmt von dem Himmel jetzt Lohn, den er auf  
Erden nicht nahm.

\* \* \*

Vaterland! klage den Freund, der treu Dir die Rechte  
bewahret,  
Und Du bewahre die Pflicht nimmer vergessenen Danks.  
Schlippenbach.

---

\*) Der Wahlspruch des Verewigten war: Fidem antiquam servabo.

---

## VII.

## T h e a t e r.

## R e v a l e r B ü h n e.

Ein regelmäßiges, stehendes Theater ist hier im Ganzen noch etwas Neues, und bey dem geringen literarischen Verkehr mit dem Auslande hat man hiesigen Orts von Theaterkritiken noch so wenig eine Idee, daß es unter diesen Umständen wirklich gewagt scheint, sich über die Revaler Bühne freymüthig zu äußern, oder ihre öffentlichen Produktionen öffentlich die Musterung passieren zu lassen. Die Schauspieler selbst, die überhaupt aller Kritik abhold zu seyn pflegen, — bekanntlich gilt das von den Mittelmäßigen und Schlechten in der Regel — tragen eines Theils das Ihrige bey, den patriotischen Kunstseifer des hiesigen Publikums, das dem größten Theil nach mit dem Theater zufrieden ist, weil seine Erwartungen gemäßigt sind, zu unterhalten. Es lohnt daher kaum noch, unsre theatralischen Schaustellungen und Schausteller kritisch zu beleuchten. Mancher von diesen hat sich selbst schon unter aller Kritik erklärt — indem er, statt durch eine gründliche Würdigung oder Antikritik dem angeblich mit Unrecht erlittenen Tadel zu begegnen, dagegen nur Ausbrüche des Zorns und der Leidenschaft laut

werden läßt, und sich in Drohungen erschöpft, die seine Schwäche vollends verrathen; oder glaubt ein solcher sich etwa über aller Kritik erhaben? Das Gefühl wirklichen Werths äußert sich auf eine ganz andere Weise, und wahres Verdienst verachtet den Tadel, ohne sich dagegen zu erheben. Nur die Schächer in allen Fächern sind eifersüchtig auf den Schimmer, der die Schwachen blendet; sie lieben die Dunkelheit, in der sie, gleich faulem Holze, leuchten, und bellen die Sonne an, die ihre Gebrechen zu Tage bringt. Und so bestätigt sich denn auch hier die zur Regel gewordene Erfahrung: daß der den Tadel am wenigsten verträgt, der ihn am meisten verschuldet.

Ohne daher auf eine eigentliche Kritik der hiesigen theatralischen Vorstellungen einzugehen, von denen man im Ganzen eher zu viel, als zu wenig sagt, wenn man sie immer nur für halbgelungen erklärt, wollen wir jedoch, um keine Lücke in der hiesigen Theaterchronik zu lassen, die neuen Vorstellungen der letztverfloffenen Monate nachhaft machen. Die wenigen allgemeinen Bemerkungen, die sich uns dabey von selbst aufdringen, soll uns hoffentlich kein Billigdenkender verübeln. Wir gehen daher zuerst in das alte Jahr zurück, und nennen daraus folgende Stücke:

Die Urseliner = Nonnen, eine Oper aus dem Französischen in zwey Akten. — So wenig sinnvolle Opern es giebt, so sehr dürften sie alle

doch von dieser an Sinnlosigkeit übertrossen werden. Ein betrunkenener Gärtner, ein ebenfalls trunkenener Postillion, eine alte, zum Ekel kokette Pfortnerin, eine verblendete Webrissin und ein als Nonne verkleideter Student geben die Hauptingrediensien zu dieser höchstschmacklosen Schüssel ab. Herr Krampe dankte den Beyfall, den er, als Kapuziner, in diesem Stück erhielt, vorzüglich seinem westphälischen Dialekt, der die Täuschung sehr erhöhte. Herr Pisko war, als Postillion, ganz auf seinem Platz, und Herr Werther behielt, in der Rolle des Gärtners, auch im Kausch die Gränzlinie des Anstands im Auge, wofür ihm um so mehr Lob gebührt, als gewöhnlich bey solchen Anlässen Uebertreibung bis zum Ekel Statt findet.

Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen, Lustspiel in fünf Akten von Kozebue, hat hier eben keine beyfällige Aufnahme gefunden — vielleicht weil es zu witzig ist? Man sagt allgemein: es sey ein versalzenes Gericht, viel Witz und wenig Handlung darin. Wir suspendiren unser Urtheil über diese Vorstellung, nicht aus Besorgniß, den Verfasser — sondern vielmehr die Schauspieler böse zu machen.

Die Mohrin, Schauspiel in vier Akten von Ziegler, fand dagegen allgemeinen Beyfall. An Madame Ohmann, welche, als Toni, vorzüglich genannt zu werden verdient und diese

Rolle meisterhaft durchführte, tadelte man jedoch — wie uns dünkt, nicht ohne Grund — daß sie zu bizarr gekleidet war. Herr Zimmermann, als Georg, Herr Wirsing, als Lord Fleelwell, so wie Madame Calve, als Luise, trugen durch ihr Spiel nicht wenig zur guten Aufnahme des Stückes bey.

Ein Vorspiel, Thaliens Opfer genannt, das, am Geburtsfest des Monarchen, den 12ten December gegeben wurde und einen hiesigen Schauspieler zum Verfasser haben soll, erhielt hier großen Beyfall. Vermuthlich hat jedoch dabey mehr der Patriotismus, als der Kunstgeschmack der Zuschauer, zum Vortheil dieser unbedeutenden Kleinigkeit entschieden, der übrigen aller ästhetische Werth abgeht. In der Mitte des Theaters war das durchaus nicht getroffene Bild des Monarchen aufgestellt, vor welchem Thalia (Madame Ohmann) die Opferflamme anzündet; hierauf führt sie sämtliche Mitglieder des Theaters, die schwarz und weiß gekleidet waren, herein, um ihre Wünsche vor dem Altar laut werden zu lassen. Das ist der ganze magre Inhalt. Die Diktion war wo möglich noch magrer, und an den sogenannten Jamben spürte man nichts Versartiges. Einige dabey gesungene Lieder wurden unter die Zuschauer vertheilt. Es bestätigte sich bey dieser Gelegenheit, daß es nicht so leicht ist, als man gewöhnlich glaubt,

Festlichkeiten dieser Art mit Geschmack und Kunstsinne anzuordnen.

Philipp und Nanette, eine niedliche kleine Oper, nach dem Französischen, gefiel sehr und wurde im Ganzen auch gut ausgeführt — obgleich bey einem leeren Hause. Besonders nahm sich Herr Wunder, als Husarenofficier, sehr vortheilhaft aus. Den meisten Applaus erhielt Herr Krampe als Martens, Demoiselle Pöschel als Nanette, und Madame Uckermann als Babet, so wie Herr Werther als Silberstern.

Am Schluß des Jahres fand es sich, daß seit Eröffnung der Bühne 145 Vorstellungen gegeben waren. Verlassen werden dieselbe Herr Steinbeck und Demoiselle Hübsch, \*) von welchen es heißt, daß sie zur Bühne des Herrn Arreßto gehn, die derselbe für Kurland zu etabliren sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber das Rigasche Theater.

(Fortsetzung.) \*\*)

Lessing sagt irgendwo: man kann sich auch in den Irrthum hineinstudiren. Und das bewährt sich nirgends mehr, als bey dem Theater. — Das

---

\*) Demoiselle Hübsch hat bereits in Mitau, als Armandine in der Oper „Je toller, je besser,“ debütiert. d. Ned.

\*\*) S. Februarheft.

Wohlgefallen des Publikums an Einzelnen, seinen Lieblingen, das sich in lautem Beyfall vor der Bühne äußert, verführt die Letzteren, ihn ihrem Kunstwerth zuzuschreiben, ungeachtet es oft nur durch äußere Vorzüge, durch mitunter gefällige, aber nicht immer lobenswerthe, Eigenthümlichkeiten u. erregt wird; und so geschieht es, daß mancher nicht Fehlerlose, statt an seiner Besserung zu arbeiten, in einem ihm wohlthuenden Irrthum beharrt und sich wohl gar noch Kunstgebreechen aneignet, die er von Haus aus nicht kannte. Nie sollte sich der Schauspieler herabwürdigen, den Forderungen des Zuschauerhaufens zu gnügen, und sich dem Geschmack des Publikums affkommodiren. Und doch geschieht es nur zu häufig!

Man hat sehr oft die Bemerkung gemacht, daß die alten Mitglieder des Rigaschen Theaters durch das lange Beysamenseyn sich untereinander sowohl, wie ihr Publikum, kennen gelernt hätten. Dies hat seine Richtigkeit, aber nicht sein Gutes. In eine gewisse Vertraulichkeit ausgeartet, führte gerade diese doppelte Bekanntschaft zur Vernachlässigung von der einen, und zu einer Nachsicht von der andern Seite, die der Kunst nachtheilig ward. Eins fügte sich gleichsam in das Andere; und diese Uebereinkunft, die beyden Theilen wohlthat, schadete dem Ganzen. Die Wirkung davon äußert sich jetzt bey der neuen

Besezung der Stücke, und zwar auf eine Weise, die dem Geschmack der Zuschauer nicht immer Ehre macht. Wir wollen indefs nicht behaupten, daß unter den alten Theatergliedern nicht mehrere, und vielleicht die meisten, noch immer sehr brauchbar wären; einige darunter (z. E. die Herren Porsch und Arnold) sind sogar vorzüglich. Allein zugestehn wird Jeder, der mit eignen Augen zu beobachten im Stande ist, daß dieser und jener, durch den unbedingten Applaus verbohnt und wissend, daß das Publikum es mit ihm nicht genau nimmt, seinerseits mit diesem es auch nicht immer genau zu nehmen pflegt. Mancher leistet jetzt sehr häufig nicht mehr, was er zu leisten noch im Stande ist; mancher ist dagegen das nicht mehr zu leisten im Stande, was er vor zwanzig Jahren vermochte, und entzückt dessenungeachtet nicht minder — neben seinen neuen Mitspielern vielleicht noch mehr, wie damals; so sehr ist er der Liebling des Publikums, und hat sich daran gewöhnt, es zu seyn, wie dieses an ihn sich gewöhnte.

Es scheint daher ein Hauptverstoß der neuen Direktion, und zwar ein Fehler gegen sich selbst zu seyn, daß sie ihre neuen Akquisitionen so wenig in neuen Vorstellungen und fast durchgängig in solchen Rollen producirte, die hier bereits früher von andern gesehen worden sind; so wie es ihr denn überhaupt im Publikum zum Vorwurf gemacht

wird, daß sie seither im Ganzen zu wenig Neues auf die Bühne gebracht hat. Die kleinen, mitunter nicht immer erlesenen, Piecen kommen hier nicht in Anschlag. So ist z. B. seit der Wiedereröffnung der Bühne nur ganz kürzlich die erste neue Oper (Ein Tag in Paris) zum Vorschein gekommen, ungeachtet gerade Musik und Gesang hier vorzüglich kultivirt und geliebt werden, und überhaupt dieses Kunstfach in Riga unter seinen zahlreichen Verehrern die meisten Kenner zählt. Was also unter diesen Umständen bey den Verheißungen der Direktion auch am meisten von ihr berücksichtigt und nach denselben vorzüglich erwartet werden mußte, ist am wenigsten realisirt worden, wohl aber in der Oper manche bedeutende Lücke noch immer sichtbar. Es fehlt sogar an einer eigentlichen ersten Sängerin, wenn man Demoiselle Pauser, die, bey allem Werth, gewiß selbst nicht mehr die Ansprüche aus einer früheren Periode geltend machen wird, und Demoiselle Bessel die ältere, die — ihre eminenten Vorzüge, als Schauspielerin, übrigens in Ehren — eine treffliche Kammer Sängerin ist, aber für die Bühne eine zu schwache Stimme hat, nicht dafür nehmen soll. Auch Herr Arnold wird, seines anerkannten musikalischen Werths unbeschadet, nicht mehr für einen ersten Liebhaber in der Oper gelten wollen; dagegen ersetzt ihn gleichwohl Herr Koloff, bey aller Jugendlichkeit und vielversprechenden Anlage,

noch lange nicht. Herr Wessel hat eine angenehme Baritonstimme, und ist in Absicht des Gesanges Herrn Werther, dessen Rollenfach er in der Oper ausfüllt, vorzuziehen; aber sonst wird er ihn immer nur zur Noth ersetzen. Herr Feddersen ist, unsers Erachtens, mehr Schauspieler als Sänger; so reicht z. B. sein Gesang in der Rolle des Wasserträgers, trotz seines einsichtsvolleren und reichhaltigeren Spiels, nicht hin, seine Vorgänger in dieser Rolle, die Herren Elmenreich und Ohmann — besonders den ersteren — vergessen zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### Theaternachrichten aus Riga.

Zwey ausgezeichnete Vorstellungen haben vor Kurzem auf unsrer Bühne geglänzt. Ein neues Lustspiel von Kotzebue: „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen,“ ward in einigen ausländischen Blättern so verschrieen, daß auch unser Publikum mit einem Vorurtheil gegen das Stück, und mehrentheils nur von der Neugierde getrieben, das Theater besuchte. Aber wie angenehm wurde man getäuscht und überrascht, in diesem genialen Produkt ein treues, lebendiges Gemälde der Thorheiten unserer Tage zu finden, bey

dem daß *ridendo corrigere mores* ohne Zweifel unserm deutschen Moliere vor Augen schwebte. Welches Leben! welche *vis comica*! welch attisches Salz! Welcher echte Witz sprudelt darin! Bergeblisch lauschte man auf einen der Fehler, die jene Blätter rügten. Sollte auch hier etwa eine unerbittliche Hand hin und wieder etwas weggeschnitten und mit neidischer Vorsicht eine saftreiche Arterie von dem gesunden Körper getrennt haben, so ist ihm dadurch immer wenig von seiner Kraft genommen. Umsonst sucht Engherzigkeit und Schriftstellerneid Kogebue's großes Talent zu verkleinern! Ihm wird es wie Voltaire und Beaumarchais gehn: erst nach seinem Tode wird man seinem Verdienste huldigen. Das fühlen selbst die Herren M — und Konsorten, drum nagen sie unaufhörlich mit stumpfem Zahn an den Früchten seines Geistes; sie verschlangen diese, wenn sie könnten, damit davon nichts auf die Nachwelt käme — die übrigens von ihnen nichts wissen wird.

Auch unsre Schauspieler schienen sich das Wort gegeben zu haben, um zur Vollendung des Ganzen zu wirken. Herr Feddersen, dieser brave und allgemein geschätzte Künstler, hatte die Rolle des Herrn von Pelz, die, wenn sie in die Hände eines minder einsichtsvollen Schauspielers oder eines die Uebertreibung liebenden Komikers gefallen wäre, leicht den Unwillen des Gebildeten hätte reizen können. Der Dichter hat diesen Cha-

rafter mit grellen Farben gezeichnet, und wahrscheinlich in seiner Nähe das Original dazu gefunden; übrigens ist er durchaus gehalten und wahr. Nur etwas übertrieben, oder auch nur unter dem wahren Leben gegeben, würde er zwar, wie Hamlet sagt, die Unvernünftigen zum Lachen reizen; aber den Vernünftigen anstößig seyn. Herr Feddersen hat ihn tief durchdacht und mit einer barocken Wahrheit dargestellt, so daß ihm der Hauptantheil an dem Gefallen dieser nicht zum Gefallen geschaffenen Rolle gebührt. Gleich nach ihm verdienen Herr Dittmarsch d. ä., als Pankratius Wachtel, Herr Loos, als Magister Schundrian, und Herr Porsch, als Lebefrost, genannt zu werden, die alle das Ihrige zum Gelingen dieser Vorstellung treulich bestrugen. Aber nicht weniger trefflich war das Spiel der Demoiselle Schönhuth und Demoiselle Bessel d. m. — erstere als Heloise und diese als Pauline.

Die zweene der oben erwähnten Vorstellungen war: Ein Tag in Paris; komische Oper in drey Akten, aus dem Französischen, mit Musik von Nicolo Isouard. Nicht leicht hat eine Musik gleich bey der ersten Aufführung eine solche Sensation gemacht, als diese; so viel Gefälliges, Schönes, Harmoniereiches trifft sich nicht immer vereinigt und ist uns lange nicht zu Theil geworden. Vorzügliche Erwähnung verdient das Ensemble in den gewiß nicht leichten Finales, beson-

ders im zweyten Akt, wo die Handlung äußerst vertheilt ist und nur durch rasches Ineinandergreifen die kleineren Parthieen zu einem vollständigen Gemälde zu vereinigen sind. Man denke sich eine große Versammlung, wo Pharao, Rouge et noir etc. gespielt wird, wo eine Dame am Klavier musicirt, eine andere eine Romanze singt, ein dritter hüpfet und springt, verschiedene Gruppen tanzen, trinken, gähnen &c., während dem die Musik ohne Unterbrechung fort schreitet: wenn dabey keine Stockung vorfällt, Jeder gleichsam zu Hause ist, dann kann man die Ausführung einer solchen Scene gewiß gelungen nennen. Herr Kolloff und Demoiselle Bessel d. ä. sangen ein schmelzendes, herzergreifendes Duett! Herr Arnold sang und spielte meisterhaft; Herr Feddersen ließ keine Nuance in seinem Spiel verloren gehn, und behauptete seinen Charakter bis ans Ende. Die Chöre waren gut einstudirt, und wurden mit Pünktlichkeit und Akkuratesse ausgeführt. Die Oper selbst hat allgemein gefallen, und wird unserm Publikum ferner gewiß noch oft einen angenehmen Genuß gewähren.

---

## Theater in Mitau.

Seit langer Zeit haben wir wieder den Genuß eines Schauspiels. Herr Arreßto \*) — als dramatischer Schriftsteller und Künstler rühmlichst bekannt — hat, laut einer Annonce, auf die Aufforderung mehrerer angesehenen Personen vor wenigen Monaten eine Bühne in Libau etablirt, die er für die beyden Hauptstädte Kurlands stabil zu machen gedenkt. Es wäre um so mehr zu wünschen, daß dieß Unternehmen seinen Zweck nicht verfehlen möchte, da wir seither, außer der Rigaschen Theatergesellschaft unter Herrn Meyners ehemaliger, rühmlicher Direktion, gewöhnlich nur von höchst erbärmlichen Gesellschaften unterhalten wurden. Die gegenwärtige unterscheidet sich in jeder Rücksicht von den vorhergegangenen, und zeichnet sich in manchem Betracht vor diesen aus, wenn sie auch jetzt, im Werden begriffen, nicht schon als vorzüglich gerühmt werden kann. Sie zählt einige recht gute, uns vorher unbekannte, Glieder, und andere, uns von ehedem als höchst mittelmäßig bekannte, stehen gleichsam neugeschaffen da. Von den ersteren nennen wir ganz besonders Herrn Albert, dem wir nur weniger Gelenkigkeit in den Armen und mehr Ruhe in seinen Bewegungen wünschen, so

---

\*) Früher in Hamburg, dann Direktor des deutschen Hoftheaters in St. Petersburg, und zuletzt in Neval.

wie Madame Brose, die, in Mütterrollen, so viel wir sie gesehen, alles Lob verdient. Herr Schröter würde mehr gefallen, wenn ihm sein Organ nicht hinderlich wäre, auch fehlt es ihm in ernstern Rollen an Anstand, so wie überhaupt seine körperliche Haltung nichts weniger als sorgfältig ist. Bey einiger Aufmerksamkeit auf sich, kann es ihm jedoch nicht fehlen, da sein Spiel sonst Einsicht verräth, auch diesen Tadel zu vermeiden. Herr Arressto selbst ist als Schauspieler zu bekannt, um seiner hier noch besonders zu erwähnen. So viel ist gewiß, daß er dem Ganzen, wie sein Spiel den Darstellungen das Relief giebt.

Die bisher gegebenen Vorstellungen sind im Ganzen mit Beyfall aufgenommen worden; einzelne darunter wurden so gut ausgeführt, daß man — welches hier sehr selten ist — die Wiederholung derselben verlangte. Es herrscht darin eine Einheit, die eine geschickte Direktion auf den ersten Blick verräth. Führt das hiesige Publikum fort, die dem Hrn. Arressto geäußerte Theilnahme ihm zu erhalten, so setzt es ihn in den Stand, sein Personale gehörig zu vervollkommen, und wir könnten alsdann das Rigasche Theater zur Johanniszeit, wo die Hauptarndte für die Bühne einfällt, recht gut entbehren. Es wäre dies um so patriotischer und gerechter gegen uns selbst, da wir die Rigasche Direktion

während dieser Zeit in den Stand setzen, einem fremden Publikum eilf Monate hindurch einen Genuß zu gewähren, indeß wir für unsere gebrachten Opfer darben müssen. Bisher dachte man nicht daran; denn Herr Meyrer war hier der Gründer des Theaters, Einwohner und allgemein geliebter Bürger, und den übrigen Gesellschaften fehlte ein Mann von Kopf und ausgebreitetem Ruf. Es läßt sich daher von dem zahlreichen und angesehenen Adel Kurlands, der nicht allein die kurze Johanniszeit, sondern größtentheils auch den Winter über hier verweilt, so wie von unserm einheimischen Publikum, das Beste zu Gunsten dieser Unternehmung erwarten.

---

### N o t i z.

Auf Verlangen wird hiedurch bezeugt, daß die sämtlichen seitherigen Theaternachrichten aus Riga nicht von Herrn Pastor Broße herrühren oder ihn zum Verfasser haben, mit Ausnahme der früheren Kritiken, zu welchen er selbst sich genannt hat. d. Red.

---

## VIII.

## Literatur.

Einige Amtsbreden, bey außerordentlichen Gelegenheiten gehalten von dem Generalsuperintendenten des St. Petersburgischen Gouvernements und des Justizkollegiums Erstem Mitgliede in allen lutherischen Konsistorialsachen, Dr. L. F. L. Rheinbott. Mitau, gedruckt bey J. F. Steffenhagen und Sohn.

Diese Reden verdienen in mehr als einer Hinsicht eine empfehlende Anzeige. Sie sind bey sehr seltenen Veranlassungen gehalten, als: bey Kirchenvisitationen, bey Einweihung eines neuen Kirchengebäudes, vor Eröffnung der ersten Konsistorialsitzung des Reichsjustizkollegiums. Zwar wird nur in der ersten Rede ein Hauptsatz durchgeführt, und zeigt das Nachahmungswürdige in der Bruderliebe der ersten Christen; die übrigen sind freyer Erguß eines religiösen Gemüths, und behandeln kein eigenes Thema. Aber wie konnte der ehrwürdige Verfasser in einer Rede, zu deren Vortrage die Zeit sehr beschränkt war, einen Gegenstand erschöpfen? Es mußte ihm genügen, zunächst nur das zu sagen, was die Veranlassung gab, an irgend eine Wahrheit oder Pflicht zu

erinnern, und manche gute Gedanken und Gefühle zu erregen; und dies hat er so gethan, daß man ihm seinen Beyfall und seine Achtung nicht versagen kann. Ort und Zeit ist genau berücksichtigt, und die Gelegenheit ist zweckmäßig benutzt. Zwar ist die Sprache nicht überall gleich, doch ist sie überall herzlich und kraftvoll. Der Verfasser richtete sich, wie es die Pflicht des Redners ist, nach den Personen, zu denen er sprach. Sie ist daher ganz populär in der letzten Rede an die finnische Gemeinde, nimmt aber in den andern, die vor einer gebildeten Versammlung gehalten sind, einen höhern rhetorischen Schwung. Wenn auch mancher Ausdruck und manche Wendung anders gegeben seyn könnte, so wird man doch diese Reden nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen. Vorzüglich aber wird man von den humanen und liberalen Gesinnungen angezogen werden, die sich darin aussprechen, und die den Verfasser als Chef der Geistlichkeit so sehr verehrungswürdig machen.

Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, ist es nöthig, daselbe mit Stellen aus den Reden selbst zu belegen.

Muß man nicht Achtung haben für einen Mann, der, weit entfernt, sich zum Lobredner seines allgeliebten Monarchen aufzuwerfen, freymüthig bekennt: „ich kann nicht schmeicheln, ich will nicht schmeicheln;“ (S. 42) für einen

Mann, der „keinen andern Wunsch hat, als daß Rußlands Wohlfahrt unter Alexander durch Beförderung einer echt moralischen Denkart von Tag zu Tage gewinnen möge.“ (S. 41)

Muß man nicht Achtung fühlen für den Richter, der seinen Kollegen zuruft: „nie empöre die Wahrheit unser Herz, erkennen und ehren wollen wir ihr Recht!“ (S. 43) Der selbst zu Gott fleht: „wehre jedem selbstsüchtigen Gedanken in mir, und wenn er da ist, so laß mich seiner mich schämen, und ihn so immer weiter entfernen. Sieb es nicht zu, daß mich Anschein von gegenwärtigem Vergnügen, oder Furcht vor äußerem Schmerz irre mache und meine Gesinnung ändern.“

Muß man nicht Achtung fühlen für den Geistlichen, der seine Amtsbrüder auf die Mittel aufmerksam macht, „die Bildung und Belehrung einer verwahrloseten Menschenklasse, besser, als bisher geschehen, zu befördern;“ der ihnen dann noch die Warnung ans Herz legt: „daß sie die Versäumung dieser Pflicht vor dem großen Welt-richter würden zu verantworten haben, in einer Stunde, die uns gleich macht mit dem niedrigsten Knecht, und wo die Reue versäunter Gelegenheit, Gutes zu stiften, zu spät kömmt.“ (S. 35)

Nun noch eine Stelle aus der ersten Rede, welche die vorzüglichste ist, um den Styl des Verfassers näher kennen zu lernen. „Die ächte Freundschaft,“ sagt er, „ist die schöne Tochter dessen, was

wahr und ewig gut ist; sie wird erzeugt, wenn zwey oder mehrere Seelen sich gegenseitig bewußt werden, daß ewige Wahrheit und ewige Tugend sie über alles entzückt, und der gemeinschaftliche ewige Gegenstand ihrer tiefsten Sehnsucht und ihres innigsten Bestrebens ist. (S. 29) Wähle nur den zu deinem Freunde, der seine Ideen aus dem Schooße der unerschaffenen Vernunft in die seinige hinüberleitete, und triffst Du einen solchen, nach langem Suchen, dennoch nicht an, so hebe den Blick deines Geistes edel und stolz in die Höhe; was du suchtest und nicht fandest, wirst du dennoch sicher dereinst finden. Jenseits des Grabes tönen dir der Freundschaft heilige, ewige Harmonien, nur reinen Seelen hörbar.“ (S. 27)

B. S. G.

---

Flüchtige Uebersicht der seitherigen  
Schriften des Herrn Magisters Gar-  
lieb Merkel.

Der in Riga, als Zuschauer, nachgedruckte Hamburger Korrespondent liefert seit Kurzem auch von Zeit zu Zeit sogenannte literarische Beylagen, ebenfalls aus fremden Blättern entlehnte Notizen enthaltend, die, wie es scheint, mit eigenen oder vielmehr Originalrecensionen abwechseln sollen. Anfänglich lag ein eigenes Repertorium der Literatur für Ruß-

Land im Plan des berühmten Herausgebers, dessen Ausführung jedoch, da man darauf nicht achtete, unterblieb. Daher jene Repertorialverhaltungen, die sich von Zeit zu Zeit bey dem Zuschauer Luft machen — wir meinen die literarischen Beylagen. Eine derselben, No. 2. mit der *litera tristis*, liefert eine flüchtige Uebersicht der seitherigen literarischen Zeitschriften für Liv- und Kurland, und in der Fortsetzung (No. 3.) auch eine flüchtige Beurtheilung der Ruthenia, auf welche der Redakteur, für seine Person, sich vielleicht was zu Gute thun könnte, wenn man überhaupt auf das Lob dieses ernst- und scherzhaften Zuschauers viel zu geben gewohnt wäre. Ein paar literarische Erbfeinde von ihm, über die er darin seine apokalyptische Zornschaale ausgießt, haben indeß alle Ursache darauf stolz zu seyn, daß er an ihren Ausstellungen so mancherley zu tadeln findet. Wir brauchen übrigens nur einen zu nennen, Herrn v. Kozebue, und den Gegenstand des kritischen Zuschauereifers — es ist der Ausdruck Kartoffelprotektor (in dem Aufsatze No. IV. S. 37 des Januarhefts der Ruthenia) — um jedem den wahren Maasstab für die Beurtheilung solcher Beurtheilungen an die Hand zu geben.

Alle Zeitschriften werden von ihm kurzweg als vergängliche Kleinigkeiten charakterisirt. Man denke, wie unpartheyisch! Denn was hat er,

der berühmte Zeitblättler, selbst jemals' Anderes und Besseres geliefert? Ja, wenn die denkbar schnellste Vergänglichkeit das Symptom einer trefflichen Zeitschrift wäre, dann hätten wir ihm die vollendetsten Zeitschriften zu danken. Sein in sich selbst vergangener Ernst und Scherz, von dem nur noch das Andenken an die Bignette, ein Bündel leergedroschenes Stroh, sich hie und da erhalten hat; sein unbemerkt und ohne Aufsehn flüchtig gewordener Freymüthiger, und seine Supplementblätter zu diesem, die bald nach der Geburt gewaltsamen Todes starben, so wie die noch täglich mit dem Zuschauer todt aus der Presse fallenden Literaturblätter: sind alle diese nicht ein sprechender Beleg dazu? Ja, sogar alle seine Bücher wurden Eintagsblätter; unsre Tagesblätter aber, gesammelt, nach seinem eignen Geständniß, lesbare Bücher. Wer schrieb also besser? Wie inkonsequent!

Bisher war der Maaßstab des guten Werkes seine längere oder kürzere Dauer; der Herausgeber des Zuschauers hat, nach seinen graublauen, helldunkeln und ernstheitern Erfahrungen in der gelehrten Welt, einen neuen aufgestellt, nämlich den kürzest = kürzesten. Nach diesem wären also auch seine Werke zu messen, sofern sie noch hie und da vorhanden seyn sollten. Da wir indeß keins derselben mehr aufzutreiben im Stande sind, so wollen wir sie,

nach dem, was uns davon im Allgemeinen noch  
erinnerlich ist, der Reihe nach zu würdigen  
suchen. Eine flüchtige Uebersicht ist der andern  
werth.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### Preisaufgaben.

Die Kaiserliche medicinisch = chirurgi-  
sche Akademie, darauf bedacht, die Gränzen der  
Heilkunde zu erweitern, stellt, Kraft ihrer Stif-  
tungsgesetze folgende Preisfragen auf, und ladet  
durch Gelehrsamkeit und Erfahrung bewährte  
Aerzte zur Beantwortung derselben ein.

#### Erste Aufgabe.

Welche endemische, epidemische und erbliche  
Krankheiten herrschen vorzüglich in den russischen  
Provinzen? welche sind vorzüglich bey dieser oder  
jener in Rußland wohnenden Völkerschaft einhei-  
misch? woher entspringen selbige? worin bestehen  
ihre Eigenheiten, ihre Zufälle, ihr Ablauf und ihr  
Ausgang? von welcher Art sind sie? Wie wer-  
den sie von den Bewohnern einer Gegend ge-  
nannt? Kennt man zuverlässige Mittel dage-  
gen, welche von Aerzten oder andern Leuten  
dagegen gebraucht werden? Wie hoch beläuft

sich die Menge der Kranken dieser Art in einer bestimmten Gegend oder Völkerschaft, in einem bestimmten Durchschnitte der Zeit? endlich, wie groß ist die Sterblichkeit unter diesen Kranken nach Maaßgabe des Alters?

„Zur Beantwortung dieser Frage, nebst beygefügter Anzeige der örtlichen Verhältnisse, werden besonders die Glieder der Medicinaladministration aufgefordert. Andern Aerzten ist die Wahl der Gegend oder des Volks nach eigenem Belieben überlassen, um die oben bezeichneten Krankheiten derselben zu beschreiben. Die Zeit zur Einsendung solcher Beschreibung an die Akademie wird bis zum 1sten Juny 1812 bestimmt.“

### Zwente Aufgabe.

Welche in Rußland wild wachsende, oder in Gärten gezogene Gewächse lassen sich entweder zum Theil oder überall anstatt auswärtiger officieller Arzneypflanzen anwenden? Wo werden selbige gefunden, und wie ist der Boden, in welchem sie wachsen, beschaffen? Giebt es im russischen Reiche wilde oder kultivirte Gewächse, welche zwar fremde ersetzen könnten, aber nicht in zureichender Menge gewonnen werden? Wie ließe sich ihr Anbau vermehren? Wenn es einige auswärtige Gewächse gäbe, welche sich durch russische nicht ersetzen ließen, in welchem Boden und welchen Himmelsstrichen könnte man sie in Rußland

erziehen? Was für Wirkungen auf den menschlichen Organismus haben die zum Ersatz auswärtiger brauchbaren einheimischen Gewächse, besonders solche, welche etwa noch wenig bekannt sind, oder welche der Verfasser vielleicht zum erstenmale zum medicinischen Gebrauche vorschlägt. Worin bestehen die Heilkräfte und die Gebrauchsart derselben?

„Alles dieses muß nach einer gründlichen Theorie, und wo möglich mit eigenen oder mit Erfahrungen anderer glaubwürdiger Beobachter dargethan werden.“

„Die Zeit zur Einsendung der Antworten auf diese Aufgabe ist bis zum 1sten Juny 1811 anberaumt.“

„Zur Belohnung für die befriedigende Beantwortung dieser Fragen sind zwey goldene Medaillen, eine jede funfzig holländische Dukaten an Werth, bestimmt.“

„Die Antworten können in russischer, lateinischer, französischer, deutscher und englischer Sprache abgefaßt werden, und müssen leserlich, deutlich geschrieben und mit einer beliebigen Devise versehen seyn. Der Abhandlung wird ein auf der Außenseite mit der nämlichen Devise bezeichnetes versiegeltes Papier, welches den Namen und Wohnort des Verfassers enthält, beygelegt. Wenn die Abhandlung genehmigt worden, wird das Papier in voller Versammlung der Akademie entsiegelt,

der Name des Verfassers bekannt gemacht und die angezeigte Belohnung ertheilt.“

„Die der Belohnung würdig erkannten Antworten werden in die Schriften der Akademie eingerückt, weshalb der Verfasser nicht weiter berechtigt ist, mit seiner Abhandlung eigenmächtig zu verfahren.“

„G. zu St. Petersburg in der Konferenz der Kaiserlichen medicinisch = chirurgischen Akademie, den 13ten November 1809.“

Jakob Wylie,

Präsident der Kaiserlichen medicinisch-chirurgischen Akademie.

Johann Drlay,

derselben Akademie gelehrter Sekretär.

## IX.

Artikel aus Intelligenzblättern.

Zu vermietken.

Ein geräumiges Studirzimmer im Hause eines hiesigen Gelehrten, der nicht mehr Zeit hat, zu studiren, da er kürzlich in einem großen Amte angestellt ist, das reiche Einkünfte giebt.

## Verloren.

In einer Theegesellschaft bey Madame S. hat Jemand der Anwesenden die Zunamen von drey Personen gefunden. Die Eigenthümer können sich bey Unterzeichneten melden; indessen sind die ehrlichen Namen sehr beschädigt, indem zwey sehr zerrissen und einer ganz zertreten ist. Doch war letzterer noch zu erkennen, und einer aus der Gesellschaft will bemerkt haben, daß er der Demoiselle Z. aus dem Ridicule gefallen ist. —

Einer altadelichen Familie aus F. ist ein Freyherrntitel verloren gegangen; wer ihn auf Reisen und in Gedichten wieder findet, und davon Anzeige giebt, erhält ein Douceur von zwey guten Groschen. —

Man hat von dem Halse eines Kanonikus einen Stern fallen sehen, den ein Unbekannter aufgenommen und sich angehängt hat. Dieser wird ersucht, das Gefundene im Hôtel de Dieu No. 15. abzugeben.

## N a c h r i c h t.

Wer bis hiezu für diesen Jahrgang der Ruthenia die Pränumeration noch nicht erlegt hat, erhält diese Zeitschrift nicht eher weiter zugesendet, als bis er da, wo er die Bestellung darauf gemacht, auch die Zahlung dafür geleistet haben wird. Dies zur Nachricht für alle die, welche der Fortsetzung vergeblich entgegen sehen. Mitau, den 1sten März 1810.

Expedition der Ruthenia.

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t A p r i l.

---

## I.

Bruchstücke aus „Peter's Burg.“

Doch welch Getön von heil'gen Zungenchören,  
Den Hochgesang voll großer Harmonien,  
Hör' ich die wilde Fluth des Tags beschwören,  
Hör' ich aus jenen Spiegelsäulen ziehn?  
Sch' ich nicht Wandrer auf die Kniee fallen  
Und Kreuze schlagen über ihrer Brust,  
Dann wieder siehn und stiller weiter wallen,  
Und andre näher ziehen unbewußt?  
O das sind der Kasanschen Mutter Propyläen,  
Der Kunst Triumphbau in Ruthenia's Rom,  
Der sich ob der Balläste majestät'sche Höhen  
Mit Majestät erhebt, wie Peters Dom!  
Das ist der Rumpf aus Cordowala's Adern,  
Der Säulkolos aus Nikolai's Gut,  
Aus Fennia's Eis gebau'n die lust'gen Quadern,  
Hier anzuzünden heil'ger Peter Gluth.

In einem Ring von Erz steht jede Säule  
 Fest, wie der Glaub' im Ruffenbusen steht,  
 Woraus einst Perun seine Donnerkeile  
 Für der Slawänen rauhes Volk gedreht.  
 Da war das Eisenalter der Barbaren,  
 Wo jetzt das goldne für den Enkel tagt;  
 Da kämpfte noch Bladimir mit den Götzenschaaren,  
 Des hobes Bild dort mit dem Schwerdte ragt,  
 Und der, ein Heiliger, zum Himmel wie zum Siege  
 Dem Volk voranging und das Kreuz erhob,  
 Ein Stern der Nacht, und um des Reiches Wiege  
 Der Künste heil'ge Kränze wob! —  
 Wie haucht so süß Arabia's Weihrauchsoden  
 Nun aus dem ehrnen Flügelthor hervor,  
 Und hüllt im Heiligthum den Spiegelmarmorboden  
 In einen dämmerduft'gen Aetherflor! —  
 Wie fließt der Priester Echo in dem weiten  
 Gewölbe: „Herr, erbarme Dich!“ so weich  
 Dahin wie stillgetragne Lebensleiden!  
 Wie zieht's, dem Trost der ew'gen Liebe gleich,  
 „Erbarme Dich!“ empor des Herzens Sehnen!  
 Wie bricht der Vasse majestätische Fluth  
 Sich matter zwischen klaren Silberönen  
 Und dämpft sich, wie des Lebens Troß, in Thränen,  
 Wenn feyerlich ein Mensch im Sarge ruht!  
 Die Hoffnung wiegt sich „Herr, o Herr, erbarme!“  
 Auf Menschenstimmen, — mehr als Orgelton  
 Der Gottheit würdig, — und in seine Arme  
 Nimmt die Geduld des Glaubens frommer Sohn!

O, wenn hier alles Volk in Andachtsfülle  
 Die Stirn am Boden preßt, gefaltner Hand,  
 Und der geringste Sklav, nur Gott verwandt,  
 Hinaufsteigt glaubend aus des Leibes Hülle;

Wenn jede Lippe von des Altars Schwellen  
 Den Staub mit feufferheßen Lippen küßt,  
 Wenn jede Kerze einen Seel'gen grüßt  
 Und Thränen in der Väter Härte quellen;  
 Wenn alle Wimpern sich zur Kuppel drängen,  
 Wo durch den Himmel Engelgruppen ziehn  
 Und goldne Ampeln dämmernd niederglühn,  
 Die, gleich den Sternen, überm Grabe hängen; —  
 Da greift mich Wehmuth und der Große Schauer,  
 Da bebt mein Aug' im Strahlentanz der Sterne,  
 Da schlägt mein Herz in aller Chöre Ton,  
 Da steigt mein Herz an jeder Säulenmauer  
 Empor zum Himmel in der Zukunft Ferne  
 Und in dein höhres Heiligthum, Religion! —

---

Dort ragt auch Er, der unbefiegte Wilde,  
 Der Völkerrührer, der Europa droht!  
 Ihr kennet ihn, — er winket noch im Wilde,  
 Im Sturmschritt seinen Gardien: „Sieg und Tod!“ —  
 Suwarow ist's mit troziger Gebehrde  
 Und goldnem Helm auf krausem Nackenhaar,  
 Und stemmt mit kühnem Blick und links gezücktem  
 Schwerdte

Den festen Schild auf seinen Kronaltar.  
 Sieh', wie sein Denkmahl mit geheimen Grauen  
 Und tiefer Huldigung der Russe ehrt!  
 Der Marmor wird vom Sturm der Zeit verzehrt,  
 Doch wußt' er sich ein größres zu erbauen  
 In seiner Heere Brust, das unzerstört  
 Die alte Kraft erhält, Suwarows festen Willen,  
 Den hohen Riesenmuth in niedern Hüllen!

Doch näher zieht der Heldenvölker Kern,  
 Die schönsten Stämme aller Tannenwälder.  
 Es schrillt die Pfeife, Trommeln donnern fern  
 Und türkisch Blech durchwirbelt Ares Felder.  
 Trompeten schmettern und Centauren bäumen  
 Sich mit heroischer Gestalt empor,  
 Die wilden Tartarhengste scharren, schäumen,  
 Und Wirbelwolken stürzen vor!  
 Wie malte hier Natur mit stärkern Tinten  
 Der festen Muskelwangen dunkle Gluth!  
 Gram wird zur Schwermuth, in Begeistrung schwinden  
 Der Liebe Blicke, und der Zorn in Wuth!  
 Kennt ihr das Heer der Starken, wie sie schmachten  
 Nach grausem Ruhm und der Gefahren Lust?  
 Krieg ist die Fülle ihrer haar'gen Brust,  
 Und ihrer scharfen Klängen Schnsucht — Schlachten!  
 Kennt ihr sie ganz, vor denen jüngst mit Schrecken  
 Und Neid Europa aus dem Schlase fuhr,  
 Die von der Nawa aus zum Süd die Schwerdter  
 strecken  
 Und Ketten schütteln über Asia's Flur?  
 O glaubt — es wird durch dieses Volks Titanen  
 Noch mancher Frevel dieser Zeit gerächt,  
 Die heil'ge Nemesis führt ihre Fahnen  
 Und macht durch sie der Erde Herrn zum Knecht!  
 Dann ehr' uns Gott den Krieg! aus dieser Ebbe Stille  
 Steigt fürchterlich empor die Kraft der Fluth!  
 Des Ostens Löw' erhebt sich mit Gebrülle  
 Und fñhlt den Grimm in alter Feinde Blut!  
 O eine höh're Macht ist's, die zum Streit der Waffen  
 Setzt in die ew'ge Schlachtposaune stößt!  
 Zu einem Riesenkampf ward dies Geschlecht erschaffen,  
 Und wo die Kraft in Schlassucht sich gelöst,  
 Da soll sie ihre Sehnen wieder spannen  
 Und neues Leben durch den Tod ermannen.

In diesem Raum strömt oft in stiller Nacht  
 Das trunkne Volk heran, in lust'gen Höh'n  
 Der Feuerwerke bunte Flammenpracht  
 Mit hunderttausend Augen staunend anzusehn. —  
 O dieser Eine Wunsch: „zu sehn!“ wie mag  
 Er doch so manche Sorge, manche stille Pein,  
 Nach manchem schwülen mühevollen Tag,  
 An einem solchen Abend noch zerstreun.  
 Viel tausend kammerschwere Herzen stehn  
 Mit hier, herangewälzt in allgemeiner Fluth; —  
 Doch ach! so lang sich diese Purpursonnen drehn  
 Und Rußlands Name glänzt in weißer Feuergluth,  
 So lange nasse Augen die Raketen sehn,  
 Die feurig, wie des Lebens Hoffnungen, hinan  
 Zum Himmel rauschen, ehe sie in Rauch  
 Und Nichts verschwinden, wie des Hoffens Bahn,  
 So lange schweigt des Herzens Kummer auch;  
 Und kein gewalt'ger Edler drängt hier mehr  
 Den armen Bettler weg, der einen Platz begehrt,  
 Denn er ist Mensch — und hat ein Herz wie er,  
 An dem des Lebens stiller Gram gezehrt.

---

Komm, fühle nun des Wandrers heiße Schläfe  
 Und nimm ihn selbst in grüner Gondel auf,  
 Du heil'ge Nereva, Kaiserin der Ströme,  
 Die, wie Elisabeth, mit stillem ernstem Lauf  
 Und deutscher Tiefe, wie der Nordwest Seele,  
 Bescheiden und doch immer Majestät,  
 Mit Mond und Sonne und mit allen Sternen  
 Durch dies Getümmel still vorübergeht.

Jüngst sahest Du noch diese Silberwoge  
 Mit grünem Schollenglas sich überziehn,  
 Und auf dem blankgefegten Marmel flogen  
 Die Söhne Albions auf schlankem Stahle hin.

Der Eisberg thürmte sich mit bunten Fahnen,  
 Um den ein grünes Fichtendach sich zog,  
 Wo himmelab auf spiegelglatten Bahnen  
 Die Jungfrau in des Jünglings Schoosse flog;  
 Und Damen lenkten rings an seidnen Schnuren  
 Ihr wälzend Schlittenroß, gehüllt in Silbermoor,  
 Und frosterfrischte Engelbäckchen fuhren  
 Aus manchem warmen Schlittensfutter vor;  
 Doch heil'ger feyerte auf starkem Jännereise  
 Die Klerisey des Jordans alte Weise.

Ein Kreuzzug war's, ein glänzendes Gewimmel,  
 Die Priester sah man, Gottes Boten, nah'n,  
 Und ihr Gewand war wie gestirnter Himmel.  
 Des Thrones Kinder zogen all' voran, —  
 Laut trug der Glocken tönendes Getümmel  
 Des gläub'gen Volkes Hoffnung himmelan,  
 Und es bestreute unter Feyerpsalmen  
 Den Winterweg mit grünen Tannenpalmen.

Und in geweihter Hand zu diesem Psalmenschalle  
 Sieht man empor die heil'gen Kerzen loh'n,  
 Sieht man der Jungfrau'n Königin, die Heil'gen Alle,  
 Des Himmels Meister und des Kreuzes Sohn!  
 Das Volk stürzt hin in Einem Niederfalle,  
 Denn Alle grüßt die heil'ge Hostie schon,  
 Und drüber wehn der bunten Wimpeln Flammen  
 Wie Fahnen der Unsterblichkeit zusammen.

Und alle Dächer, Zinnen, Wälle decken  
 Die hauptentblösten Frommen. Fernab sieht  
 Das Auge sich der Krieger Reihen strecken,  
 So weit die Nawa ihren Spiegel zieht.  
 Feh't salutiren all' der Regimenter Hecken  
 Mit Donnerschüssen, wenn die Quaste sprüht

Und Kranke, feuchtend Glieder Stirn und Wangen,  
Der heil'gen Fluth geweihte Tropfen fangen.

Und was sie hier erdürsten in dem Bild der Quelle,  
Ist Durst der Zeitlichkeit zu Gott hinan.  
Sie waschen dort ihr Aug' im Thau der Welle,  
Und sieh', ihr inn'res Aug' wird aufgethan.  
Im Bad der Liebe wird der Sünde Hölle  
Zum Tugendhimmel, und der fromme Wahn  
Bereint in Einer Tauf', in Eines Glaubens Bunde  
Ein Volk als Bürger zweyer Vaterlande.

Doch sieh', wie aus des Ladoga verborgnem Schooße  
Sich unverstegbar stürzt der Stromgeist vor,  
Zum kurzen Leben nur, doch zum erhabnen Loose  
Zu öffnen hier des Handels Riesenthor.  
Er trägt ein Kaiserthum auf seinen Rücken,  
Auf seinem Nacken spielt ein Mastenbain,  
Und all' die Purpurwimpel, die das Haupt ihm  
schmücken,  
Sie führen hier des Lebens Pomp herein.  
Doch dort vertheilt er seine mächtigen Gewässer,  
Wo der Matrosen wildes Hurrah brüllt,  
Wo dröhnend rollen hunderttausend Fässer,  
Und sich die Börse mit den Frachten füllt,  
Wo dämpf ein Chaos wildverworr'ner Sprachen  
Durch Pfeifen und durch Schifferglocken heult  
Und, Bruderarm um Bruderarm geschlagen,  
Der Nord und Süd der Erde Schätze theilt;  
Denn aus den hundert hohen Borden fluthen  
Italia's Tön' und Büsten fröhlich vor.  
Es taumeln span'sche Mönche zwischen Juden,  
Dem Lappen reicht die schwarze Hand der Mohr.  
Du siehst den Mahagonywald in gleichen Räumen  
Bey Deutschlands Büchern und bey'm Cyperwein,

Vor Bären Englands schlanken Gaul sich bäumen,  
 Auf Finnlands Gänse schelten Papagayn; —  
 Das Rennthier siehst Du mit dem Elephanten  
 In Ruh' hinweg nach Einem Stalle ziehn,  
 Und durch der Nordwelt schwarze Hüte wandten  
 Hier, stolz, die weißen Turbans hin.

Doch Tüchlein wehen fern, die Lieben grüßen,  
 Es halt das Freudenecho der Kanonen.  
 Sie sind's, die Brüder: und die Thränen fließen, —  
 Ein großes Wiedersehn soll große Trennung lohnen,  
 Und zu den Füßen seines theuren Herrn  
 Sinkt Krusenstern  
 Und reicht Neptunus Dreyack ihm aus allen Zonen!  
 So mag die Fluth im ew'gen Wechsel kreisen,  
 Beharrlichkeit erreichte stets ihr Ziel!  
 Groß ist des Herzens edles Qualgefühl,  
 Mit dem wir uns durchs Unermess'ne reißen;  
 Uns allen ist ein ew'ger Orient versprochen,  
 Wir landen auch dort in Aurora's Pforten an!  
 Wohl, wer zur neuen Welt den Brüdern neue Bahn  
 Durch dieser Zeiten Sturm und Nacht gebrochen —  
 Auch er wird unter Thränendank im Hafen  
 Des Lebens mühevollen Kampf verschlafen.

---

Du landest, Schifflein, jezt an jenem grausen  
 Kanonenwall, wo hoch der goldne Festungsthurm  
 Im Felsen steht, um den die Fluthen brausen,  
 So schlank und riesenkühn und fest in jedem Sturm,  
 Des Herrschers Bild, der Landschaft Stern, wohin  
 Die Straßen all' ihr offenes Auge neigen,  
 An dem des Wand'rers Blicke im Vorüberzieh'n  
 So gern empor zum reinern Himmel steigen.  
 Stets aufgethan ist dort des Tempels Thor,

Daß jeder Fremdling hier von Erdengröße  
 Betrachtung sammle in der Särge Chor,  
 Und Thronen und das arme Leben messe!  
 Hier liegt der Rest der höchsten Erdenmacht,  
 Der Staub, vor dem die Welt in Staub sich bog,  
 Der einst mit Kraft aus seiner alten Nacht  
 Sein Volk in diese lichten Tage zog.  
 Wie haltt so klagend an der Felsen Fuß  
 Die Woge noch um ihren strengen Ahn,  
 Den ew'gen Peter, dessen Genius  
 Dem Reich der Größe Pforte aufgethan,  
 Auf dessen Sarg, des Vaterlands Altar,  
 Die Enkelwelt sein heilig Bild von Gold  
 Anbetend legt, als jüngst das Jubeljahr  
 Ein Säkulum auf seine Brust gerollt. —  
 Auch die daneben ruhn im Hermelin,  
 Sie haben das gesalbte Haupt gebeugt  
 Mit allen Kronen tief zum Moder hin,  
 Für die der Tod nun seinen Kranz gereicht!  
 Und ach! von aller Länder Riesenland,  
 Von dieses Reiches ungeheurem Raum,  
 Das doppelt einst Europa's Gränz' umspannt,  
 Blieb ihnen hier des Sarges Spanne kaum,  
 Doch unser blieb ihr schönes Thatenchor,  
 Das sammelt sich um ihre Särge nun —  
 Und manches Aug', gehüllt in Thränenflor,  
 Soll dankend auf dem kalten Marmor ruhn.

Doch dumpfer auf den hohlen Quadern hallen  
 Die Tritte hin! Rings Stille nur, wie Tod und  
 Grab.

Von wenig bleichen Heil'genlämpchen fallen  
 Nur schwache Strahlen in die Dämmerung herab;  
 Und dies gebrochne Farbenlicht der Kerzen  
 Kämpft zweifelnd an der Tempelwand hinan,

Wie in dem Leben um getäuschte Herzen  
 Des Irrthums Nebel und des Zweifels Wahn; —  
 Und rings an des Gewölbes grauen Mauern  
 Seh' ich des Schlachtfelds schreckliche Trophä'n,  
 Und in den Kupfertrommeln rauscht's mit dumpfen  
 Schauern,

Die ihre Rosschweiffahnen überwehn.  
 Am roth'gen Schlüsselbund gesprengter Pfortenrie-  
 gel

Steht dort Dezakows grauser Namenszug, —  
 Dort hängt das Brod, das einst auf Praga's Aschen-  
 hügel

Suwarow der Sarmat' entgegen trug.  
 Und düst'rer will mein düst'res Aug' sich trüben,  
 Denn dieser Streitart altes Blut ist dennoch Blut,  
 Und ist noch neu im Herzen mancher Lieben,  
 In denen nie der Schmerz um das Verlorne ruht.

Seh' ich der Franken goldne Adler blihen,  
 Ist mir's, als ging's zu Eyla's Grust hinaus,  
 Als hauchten jezt noch unter dieser Speere Spizen  
 So manche Reih'n ihr armes Leben aus.

Dall' die Fahnen sind ja aufgehoben  
 Aus einem rothen Meer von Bruderblut!  
 Sie hörten all' der Sterbenden Gebet, das Toben  
 Zerrißner Menschen und den Fluch der Wuth!  
 Sie hörten alle hinter ihren Rücken  
 Den Ruf der Mutterstimmen aus der Heimath Flur,  
 Sie sahn der Bräute Händeringen, sahn die Krücken  
 Der Lazareth's auf der blut'gen Spur!  
 Und ihre Legionen sind vernichtet!

Des Menschenelends Denkmahl, sehn sie da.  
 Doch ist noch nicht der große Zwist geschlichtet,  
 Ihn endigt nicht der Schlacht Victoria!  
 Erst wenn Jahrtausende zur Grust sich neigen,  
 Wird eine ew'ge Friedensstunde schlagen,

Der Liebe Phönix aus des Hasses Asche steigen  
 Und himmelan die neue Menschheit tragen,  
 Und all' den Staub von den zerstreuten Beinen  
 Zu Einem großen Liebeschor vereinen. —

Hinan denn über Blut und Todesgraun  
 Durch dunkle Stufen zu des Himmels Höhn,  
 Wo überm Graube heitre Wolken blaun,  
 Einsam vom hohen Thurm herabzusehn.  
 Dort wiegt im Giebel dieser Wolkensäule  
 Der stille Geist sich in der reinern Luft,  
 Und hört nur dumpf auf, wie aus tiefer Gruft,  
 Der Menschenwogen ferneres Geheule.  
 Und freyer in die große Ferne blickt  
 Das Aug' hinaus, wo Finnlands Holmen schwimmen,  
 Wo Wasliostrow zwischen Bäumen nickt,  
 Und hin nach Kronstadt tausend Flaggen glimmen.

— — — — —  
 — — — — —  
 Sieh', hundert bunte Parks und Fürstenvillen ziehen  
 Sich hin am Heerweg; unter Bäumen blühen  
 Dort, wo so gern mein deutsches Auge ruht,  
 Der deutschen Brüder stille Kolonien,  
 Die einst Kath'rina in die Gränzen lud — —

— — — — —  
 — — — — —  
 O könntest Du hier mit mir tiefer schaun  
 Ins Herz der Stifte all', die rings ins Aug' Dir treten,  
 Die so viel Krankenbetten wie Altäre baur! —  
 Dann sähest Du des Thränendauks Gefühl,  
 Dann hörtest Du's in diesen Sälen beten,  
 Für einen Engel, der vor allen Städten  
 In dieser gründete der Menschlichkeit Asyl.  
 „Maria!“ tönt es dort in allen Hallen,  
 „Maria!“ wenn die Wittwen niederfallen,

„Maria!“ wenn das Hungers Thräne weint,  
 Wenn sie in Frost hinausgejagte Waisen  
 Mit lieber Mutterhand in stillen Kreisen  
 Nun um die Gluth der warmen Flamme eint.  
 Und welcher Lohn, der sie auf ihrer Höhe traf? —  
 Was giebt dem seltenen Herzen stillen Frieden?  
 Was läßt den edlen Willen nie ermüden?  
 Was wiegt ihr Kaiserhaupt in sanften Schlaf?  
 Allein die Hoffnung des gestreuten Samens,  
 Der Liebe Opfer, die sie dargebracht,  
 Des Findlings Wiegenlied von ihrem Namen  
 Und der Gebete Segen, die um Mitternacht,  
 Wenn alle Donner dieser Straßen schweigen,  
 Für sie noch in die dunkeln Wolken steigen.

— — — — —  
 — — — — —  
 — — — — —

Da drüben in des Riesenschlosses Hallen  
 Sah ich wohl oft von einer Pfeilerwand,  
 Im Funkenmeer von spiegelnden Kristallen,  
 Ein hohes kaiserliches Fest entbrannt.  
 Kaslow'sky's Takte unter Messingschlägen  
 Hört' ich im Paukenrausch vom hohen Chor,  
 Und Sternmilchstraßen zogen mir entgegen,  
 Und Sirius leuchtete den Straßen vor.  
 Dort hat der Mensch in seiner Maske Hülle  
 Erst seines Lebens Maske abgelegt!  
 Dort spricht sich freyer aus des Worts geheimste  
 Fülle,  
 Das er am Tag' mit goldner Wage wägt.  
 Dort ist der Mensch mehr Mensch, — in freyerer Ge-  
 behrde  
 Spricht er zu unbekanntem Brüdern nur allein, —  
 Der Böse darf in seiner Larve böser werden,  
 Der gute Engel freyer, edel seyn.

Ein Auferstehungsabend hat es mir geschienen,  
 Wo körperlos sich nur die Seelen nahn;  
 Doch deuten uns die Träume dieser Bühnen  
 Den Wunsch der schönern Wirklichkeit nur an ---!—

— — — — —  
 — — — — —  
 — — — — —

Doch tief da unten tönt der Fall der Hämmer,  
 Der Münze Stempel auf das Barrengold,  
 Das in Sibiriens verborgenstem Gefämmer  
 Die Aermsten dieses Reichs zur Sonne aufgerollt, —  
 Die, eine Schattenschaar, im Kettenstahl,  
 Im dunkeln Schacht mit ihrem Lämpchen wallt,  
 Wo ihrer Seufzer unermessne Zahl  
 Um ihrer Gräber Zauberschätze hallt;  
 Wo nur der Thränen Fluth, kein Sonnenstrahl,  
 Den alten Schnee der finstern Nächte thaut,  
 Und ew'ge Reue in tantal'scher Qual  
 Nach den verlornen Paradiesen schaut.  
 Doch dort auch aus der Nacht blüht Hoffnung vor  
 Und baut den Kettenträgern goldne Himmelsbrücken.  
 Sie heben ihre wunden Knöchel roth empor,  
 Und ihre Ketten fallen hin in Stücken.  
 Ein großes Wort zerbricht ihr Kerkerthor,  
 Ein Lebenswort im Tode löst die Banden:  
 „Christ ist erstanden!“ —

Er ist erstanden! alle Glocken hallen,  
 Und dieser Wall voll Feuerschlünde spricht!  
 Zum hellen Tag entbrennt die Osternacht, — es  
 wallen  
 Die Frommen hin, wo's aus den Tempeln allen

Ertönt: „Gelobt sey Gott, der uns des Glaubens  
Licht

In dieses Lebens Dunkelheit ließ fallen!“ —

Und wenn sich Brust an Brust die Feinde wieder  
fanden,

Dann spricht der Kuß der Liebe: „Christus ist  
erstanden!“

Er ist erstanden! Seelen ziehen durch die Lüfte,  
Das Schlachtfeld sproßt empor im jungen Grün.  
Es fernern Auferstehung rings des Kirchhofs Grüste,  
Vorüber schleifend laute Klagen ziehn.  
Dort liegen wimmernd die verwaisten Herzen,  
Bepflanzen jedes Grab mit heil'gen Kerzen,  
Und mit dem Trost: „Christ ist erstanden!“ stehn  
Aus ihren Tiefen der Verzweiflung Schmerzen.

Und die Nawa spaltet den kristallinen Spiegel,  
Und die Meve hebt sich aus der Fluth empor.  
Ueberm Thurmwald zieht des Süds Geflügel  
Und die Insel deckt ein Beilchenflor.  
Alle Lüfte tönen, alle Zweige rauschen,  
Küsse siehst Du, bunte Eyer tauschen,  
An Altären fromme Kinder knieen,  
Und mit blitzendem Gespann die Fürsten und Ba-  
fallen

Nach Kath'rienenhof ins erste Mayengrün  
Aus den dumpfen Marmormassen wallen.

Aller Farben magisches Gegaufel  
Siehst Du dann, wenn diese Festzeit naht.  
Rühn auf steigt und sinkt die Osterschaukel,  
Wie das Glück mit seinem Wechselrad;

Manche Herzen schweben d'rin und kosen  
 Ewig nah und fern, und werfen sich mit Rosen,  
 Suchen ewig sich mit Blumen, Blick und Wort,  
 Können — wie die Besten — nimmer sich erreichen,  
 Doch die Seelen drehn sich um einander fort,  
 Bis sie aus dem Rad des Lebens steigen. —

Dr. August Thieme.

## II.

### Zweytes Sittengemälde Roms unter Valens- tinianus. Jahr 371.

Der Prätor Ampelius verordnete durch ein Edikt, daß kein Weinkeller vor zehn Uhr Vormittags geöffnet werden, kein Sarkoch außer den bestimmten Stunden gekochtes Fleisch feil bieten, und kein Mann von Stande sich auf öffentlicher Straße essend zeigen sollte. Nicht nur diese und noch ärgere Unanständigkeiten, sondern eine große Menge unheilbarer Gebrechen und Laster belasten Rom; und kehrte auch Epimenides selbst noch einmal von den Todten zurück, so würde es ihm an Entsündigungsmitteln für diese Stadt fehlen. Zuerst will ich die Fehler der Vornehmen, und hernach die des Volks, in leichten Umrissen, und wie im Fluge, schildern.

Einige, durch den Glanz ihrer Namen berühmt, glauben die Sterne zu berühren, wenn sie Neburrer, Fabunier, Pagonier und Gerionen heißen, und andere ehrenvolle Namen berühmter Vorfahren tragen. Andern, strahlend in seidenen Gewändern, folgen mit lärmendem Geräusch eine Menge Sklaven, als würde Jemand zur Hinrichtung aus der Stadt geführt, oder, um nichts Dmindses zu sagen, als marschirte ein Regiment Soldaten mit ihren Anführern vorüber. Sind nun solche Herren, jeder mit einer Begleitung von funfzig Dienern, ins Badehaus getreten; so fragen sie mit wildem Geschrey: ist sonst Niemand von uns hier? Erfahren sie, daß plöcklich irgend welches unbekante Gesindel, eine ehemalige Netze aus der Hefe des Stadtpöbels, oder irgend eine feile Dirne angekommen ist, so strömen sie in die Wette zusammen, und erheben schmeichelnd und streichelnd die fremde Waare, wie die Assyrer ihre Semiramis, Aegypten seine Kleopatra, die Karier ihre Artemisia, und die Palmyrener Zenobia. Und solche Dinge treiben die, bey deren Vorfahren Manilius vom Censor aus dem Senat gestossen ward, weil er am hellen Tage seine Frau in Gegenwart der Tochter geküßt hatte!

Einige von ihnen pflegen, wenn Jemand sie ansprechen will, wie erbohte Ochsen, den Kopf

seitwärts zu drehen, und lassen sich von ihren Schmeichlern Hände und Kniee küssen; sie glauben, es wäre für diese überschwänglich genug, um glücklich zu leben. Sie behaupten, ein Fremdling, dem sie vielleicht auch noch Verbindlichkeiten schuldig sind, habe alle mögliche Artigkeit genossen, wenn man ihn fragt, welcher warmer oder kalter Bäder er sich bediene? und wo er eingekehrt sey?

Sie sind überhaupt strenge Verehrer aller Tugenden. Sobald sie also erfahren haben, daß neue Kasse und Fuhrleute zu den Wettfahrten ankommen werden, stürzen sie ihnen schnell entgegen, beschauen und fragen eben so begierig, wie einst die Vorfahren, als Castor und Pollux durch die Nachricht von dem über Perseus erhaltenen Sieg die Stadt mit Freude erfüllten.

Müßiggänger und Schwächer verkehren fleißig in ihren Häusern, und beklatschen beyfällig mit mancherley Schmeicheln jedes ihrer Worte. Ihr Witz gleicht dem der Schmarotzer in den Komödien, welche den ruhmredigen Soldaten noch mehr aufblähen, und ihm allein die Eroberung der Städte, die gewonnenen Schlachten und die Niederlage von so viel tausend Feinden zuschreiben, und ihn den Heroen an die Seite stellen. Eben so bewundern sie den Bau der Säulen, ihre hohen Kapitäle, und die prachtvolle Musivarbeit an den

Wänden. \*) Das ist übermenschlich! Das ist göttlich! rufen sie aus. Werden Fische, Vögel und Haselmäuse \*\*) auf die Tafel gebracht: so fordert man eine Wage, um sie zu wägen. „Wie groß! wie groß! So etwas hat man noch nicht gesehen!“ Es ist ein Ekkel, diese Ausrufungen so oft wiederholt zu hören. Kommen nun noch ein dreyßig Notarien mit Büchern und Schreibtafeln dazu, um die Zahl der einzelnen Stücke zu beglaubigen: wahrlich! so scheint nur noch ein Professor der Beredsamkeit dem Ganzen zu fehlen.

Einige verabscheuen die Wissenschaften, wie Gift. Juvenal und Marius Maximus sind ihre Lieblingslektüre, sonst nehmen sie bey ihrer tiefen Muße kein anderes Buch in die Hand; warum? darüber kann ich nicht urtheilen. Sie sollten billig allerley lesen, denn hier ist von vielen Seiten Ruhm zu erwerben; sie sollten an Sokrates denken, der im Gefängniß kurz vor seinem Tode noch ein Gedicht von Stesichorus lernen wollte, und auf die Frage, was dies ihm einen Tag vor seinem Tode noch nützen könne?

---

\*) Wände, Decken, Fußböden wurden en mosaïque gearbeitet, mit verschiedenfarbigen Marmorstückchen, durch deren künstliche Zusammensetzungen Figuren entstanden, ausgeschmückt.

\*\*) Glires, Haselmäuse, Siebenschläfer? Sie wurden mit Eicheln, Nüssen und Kastanien gemästet.

antwortete: damit ich noch um etwas weiter die Welt verlasse.

Neußerst wenige unter ihnen fällen ein gerechtes Urtheil über Vergehungen. Bringt ein Sklave das warme Wasser etwas zu spät herein, so bekommt er dreyhundert Peitschenhiebe. Bringt er aber mit Vorsatz einen Menschen um, und man bringt auf die Bestrafung des Verbrechers, so sagt der Herr weiter nichts, als: was ließ sich von so einem Bösewicht, Ehrlosen und Laugenichts Besseres erwarten? Sollte irgend einer meiner Leute künftig sich dergleichen unterstehen, der soll gezüchtigt werden!

Es ist jetzt guter Ton geworden, einem Fremden eher zu verzeihen, wenn er den Bruder dessen, der ihn einladet, todtschlägt, als wenn er die Einladung zu einem Gastmahl ausschlägt. Ein Senator sieht es als einen schweren Verlust seines Vermögens an, wenn Jemand nicht kommt, der nach reislicher Ueberlegung eingeladen war.

Viele von ihnen, die etwas entfernte Landgüter besuchen, oder mit fremden Kräften Jagden anstellen, oder auf bunten Gondeln vom Avernier See, besonders im schwülen Sommer, nach Puteoli oder Cajeta gefahren sind, glauben, Reisen gemacht zu haben, wie Alexander der Große, oder Cäsar. Wenn trotz der vergoldeten Fliegenwedeln sich doch eine Fliege auf das seidene Gewand setzt, oder durch eine Ritze des über-

gehaltenen Sonnenschirms doch ein Sonnenstrahl durchdringt: so klagen sie, daß sie nicht am Nordpol geboren sind. Besuchen sie das Bad Silvanus oder die Mamaischen Heilbäder: so trocknen sie sich in der feinsten Leinwand ab, und suchen unter den aus der Presse genommenen Kleidern die schimmerndsten aus, — denn sie führen so viele mit sich, als zur Bekleidung von eilf Menschen hinlänglich wäre; — und ist man endlich wieder angezogen, so pflanzt man nach gewissen Regeln die Ringe auf die Finger, die man vor dem Baden, um sie nicht zu benezen, dem Sklaven in Verwahrung gab. \*)

Kommt einer einmal vom Hofe nach Hause, so spricht er viel von seinen Thaten, seinem Ansehen. Schweigend sitzt alles, seiner Rede horchend, um ihn her. Er aber erzählt von wunderbaren Dingen viel Angenehmes, und erdichtet häufig dazu, was ihm gut dünkt.

Einige unter ihnen, doch nur wenige, wollen nicht gern Hazardspieler heißen, und hören sich gern Würfelspieler nennen. Der Unterschied ist hier etwa, wie zwischen Dieb und Räuber. Doch man muß es gestehen, obgleich zu Rom alle

---

\*) In diesen Zeiten legten nicht bloß die Damen, sondern auch Männer, ihre Kleider in die Presse. Auf zierliche Faltenlegung ward sehr gesehen; daher hatte man eigene Kleiderfalterinnen, gleichsam Plätterinnen. — Manche trugen bis sechzehn Ringe. Man hatte Garnituren von Sommer- und Winterringen.

Freundschaften lau sind; so bestehen doch die Spielfreundschaften, die gleichsam bey ruhmvol-  
len Schweiß erworben, und durch eine über-  
schwängliche Zärtlichkeit fest geknüpft sind. Man  
sieht Leute dieser Art so einträchtig zusammen  
leben, daß man sie für das Brüderpaar der  
Quintilier halten sollte. \*) Daher sieht man  
auch manchen Unadlichen, der aber in alle Ge-  
heimnisse des Würfelspiels eingeweiht ist, wie  
einen Cato Porcius, dem die Prätur verweigert  
ward, mit affectirter Ernsthaftigkeit einhertreten,  
weil bey einem festlichen Mahle oder in einer  
Gesellschaft ihm ein Proconsular vorgezogen wor-  
den ist.

Einige belauern, wie im Hinterhalte, reiche  
Greise, oder auch andere, die ehe- und kinderlos  
sind, oder auch solche, die Frau und Kinder  
haben — denn hierbey wird kein Unterschied  
beobachtet — und locken sie durch wundersame  
Ueberredungsmittel, ihr Testament zu machen;  
und sehen sie endlich ihre Wünsche erfüllt, so  
reißt auch plötzlich der Lebensfaden der Erblasser.

Ein Anderer, der ein kleines Hofamt hat,  
schreitet mit steifem Nacken einher, sieht seine  
alten Bekannten nur über die Achsel an. Man

---

\*) Zwen Brüder, die in ihrem ganzen häuslichen und öffent-  
lichen Leben unzertrennt waren, gemeinschaftlich die höch-  
sten Ehrenstellen bekleideten, und auf einmal vom Kaiser  
Commodus getödtet wurden.

sollte glauben, Marcellus kehre als Sieger von der Eroberung Syracusa's zurück.

Viele unter ihnen sind starke Geister und glauben keine Götter im Himmel; aber sie gehen nicht auf die Straße, essen nicht, wagen auch nicht, sich zu baden, bis sie vorher ängstlich im Kalender nachgesehen haben, in welchem Zeichen die Sonne oder der Mond steht. \*)

Ein Anderer, wenn er sich vor seinem beschwerlichen Gläubiger nicht mehr retten kann, nimmt seine Zuflucht zu einem kühnen, alles wagenden, Fuhrmann, \*\*) und läßt jenen als Giftmischer vor Gericht verfolgen. Der kommt dann nicht los, bis er die Handschrift zurück gegeben und viel Unheil erlebt hat. Ja, damit ist es noch nicht genug; der ehemalige Gläubiger kommt nicht eher aus dem Gefängnisse, als bis er eine Handschrift von sich gestellt hat, daß er der Schuldner seines Schuldners sey.

Von einer andern Seite treibt eine Frau, Tag und Nacht diese Ränke schmiedend, ihren Mann,

\*) In den römischen Kalendern waren die Tage angemerkt, an welchen etwas mit oder ohne guten Erfolg unternommen werden könne.

\*\*) Die Wettrenner im Circus theilten sich nach der Farbe in vier Faktionen. Die grüne und meerblaue waren die begünstigsten. Die Anhänger jeder Faktion wählten sich die Farbe derselben für ihre Kleidungen und Geräthschaften. Je mehr Anhang sie hatte, desto mächtiger war jede Faktion.

sein Testament zu machen, und der Mann dringt in die Frau, daßselbe zu thun. Beyde Theile suchen sich einen Rechtsbeystand; der eine arbeitet im Schlafzimmer, der andere im Speisesaal; beyde bemühen sich, eine günstige Stimmung hervorzubringen. Priester werden geholt, die Nativität zu stellen, wer von beyden den andern überleben und beerben werde. Die Dpferthiere weissagen dem Manne hohe Ehrenstellen und seiner reichen Frau baldiges Ende; der Frau zeigen sie an, daß sie zum nahen Begräbniß ihres Mannes bey Zeiten Anstalten treffen möge. — Kurz, es geht in Rom, wie Cicero sagt: Man erkennt im menschlichen Leben nichts für gut, was nicht Nutzen bringt; man liebt die Freunde, wie eine Waare, am meisten, von denen man die größten Vortheile zu erhalten hofft.

Jener kommt bescheiden und auf Socken zu dir, wenn er etwas borgen will. Wirst du ihn mahnen, die Schuld zu bezahlen: so wird er aufgeblasen auf Cothurnen schreiten, daß man glauben möchte, er sey von Herkules Geschlecht. So viel von dem Senat.

Wenden wir uns jetzt zu dem geschäftlosen müßigen Pöbel. Hier finden wir einige auch unbeschuhet, die auf ihre Namen, als ruhe eine Wichtigkeit auf ihnen, nicht wenig stolz sind. Ihr ganzes Leben bringen sie beym Würfelspiel, in Weinkellern und Bordellen, bey Schmause-

renen und Schauspielen zu. Der Circus ist ihnen Tempel, Haus, Gesellschaft, mit einem Worte, das höchste Ziel aller ihrer Wünsche. Man sieht sie auf öffentlichen Plätzen, auf den Kreuzwegen, Straßen und bey Zusammenkünften in gedrängten Gruppen sich zanken und schimpfen, indem der eine dies, der andere das behauptet. Ist etwa ein Graukopf unter ihnen, dessen Ansehn gilt, so schreyt er laut: bey meinem weißen Haar! bey meinen Runzeln! länger kann der Staat nicht stehen, wenn bey dem nächsten Wettrennen nicht jeder seinen begünstigten Renner zuerst aus den Schranken hervorstürzen, und mit seinen Rossen dicht um die Meta lenken sieht. \*) Bey dieser eingerissenen Tagdieberey sieht man dann, wenn der ersehnte Tag der circensischen Spiele anbricht, ehe noch der erste Strahl der Sonne sich zeigt, wie alle stromweise und stürzend, und schneller noch, als die zum Wettlauf bestimmten Wagen selbst, zusammen laufen. Verschieden sind die Meinungen und Wünsche für den Ausgang. Schlaflos bringen viele in Angst und Besorgniß die Nächte zu.

Von da geht man ins Schauspiel und pfeift die Schauspieler aus, die sich nicht vorher den niedrigsten Pöbel durch Geld erkaufte haben.

---

\*) Die größte Geschicklichkeit des Wagenführers bestand darin, daß er so nahe, wie möglich, mit dem Riemenpferde an die Meta fuhr, ohne sie zu berühren.

Fällt dieser Lärm einmal weg, so giebt man ein Seitenstück zu Tauris, \*) und schreyt mit gräßlichen Verwünschungen: Fort mit den Fremden! Wie ganz verschieden ist dieß alles von den Grundsätzen jenes alten römischen Volks, von dessen Witz und Artigkeit man noch jetzt so viel zu erzählen weiß! Sonst pflegte man sich durch dazu gedungene Leute recht viel Beyfall klatschen zu lassen. Statt dessen ist es jetzt Mode geworden, dem Schauspieler im Nachspiel, \*\*) dem Jäger im Thiergefechte, dem Wettrenner und den Schauspielern jeder Art zuzurufen: Von dir mag er lernen! Dieß geschieht bey jedem Spektakel, von hohen und niederen Magistratspersonen, ja auch von Matronen. Was aber eigentlich gelernt werden soll, versteht keiner anzugeben.

Viele von dieser Klasse, nur immer auf volle Mastung bedacht, und durch den lieblichen Duft der Speisen und die freischenden Stimmen der Weiber, die vom frühesten Hahnenschrey an sich mit Pfauenkehlen hören lassen, angelockt, stehen auf den Zehen um die Töpfe herum und nagen an den Nägeln, bis die Speisen sich abkühlen; Andere sehen, während noch gekocht wird, auf

---

\*) Tauris, die heutige Krimm, wo man die fremden Ankömmlinge der Diana opferte.

\*\*) Exodiarius. Nach den ernsthaften Tragödien war gewöhnlich ein lustiges Nachspiel.

das halbbrohe Fleisch so scharf und stier hin, daß man glauben sollte, man sähe Demokritus lebhaftig vor sich, wie er mit den Anatomikern in den Eingeweiden der Thiere forschet und lehrt, wie die Nachwelt die innern Krankheiten behandeln soll.

Richter.

---

### III.

#### Der Flötenspieler.

Erzählung.

(Beschluß.)

Dorns ganzes nachheriges Betragen erläuterte das Wort „Schwärmer,“ welches er dem Jünglinge nachgerufen. Er achtete des Bundes zweyer Herzen fast gar nicht, denn auf der einen Seite war er seinem Plane gänzlich zuwider, auf der andern fürchtete er den Widerstand solcher Gemüther, wie er sie zu kennen glaubte, gar nicht. Er hat nie von dieser Scene wieder gesprochen, er erlaubte Sophien einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Theodor, ohne jemals auch nur die leiseste Neugier oder gar Verdacht zu äußern.

Ich mußte mit Recht vermuthen, daß meine Entlassung aus dem Hause nahe seyn würde, und

bemühte mich um eine andere Hauslehrerstelle, die sich ganz meinen Wünschen gemäß hier in Erlau bey einem fürstlichen Kammerrathe fand, denn so blieb ich meiner Helene nahe. Als ich Dorn dies ankündigte, äußerte er mir, daß dies ganz gegen seine Absicht sey; daß er mich nicht entlassen haben würde, indem er wünsche, daß ich den wissenschaftlichen Unterricht mit Sophien fortsetze und ihn zuweilen in seinen Amtsgeschäften ablöse. „Lehnchen,“ sagte er, „ist von beschränktem häuslichen Sinne, ihr ist nur wohl in der engen Scene weiblicher Beschäftigungen, wie sie Sitte und Nothwendigkeit von längst her festsetzen. Ihr will ich jetzt das ganze Hauswesen überlassen; Sophie mit ihrem hellen Verstande ihrem raschen Streben zur Bildung und Vielseitigkeit, mit ihrem feinen Kunstsinne, soll sich ganz für die große Welt bilden und nur diesem Zwecke leben, über niedrige Dienste hinweg gehoben. Aber ihre Bildung soll gründlich seyn, nicht Glasur und Firniß, der den rohen Stoff schlecht verdeckt, und da wäre immer für Sie hier genug zu thun gewesen. — Ungern werde ich Sie entlassen. Ist es nicht noch zu ändern?“

Ich kann mein Wort, das ich dem Kammerathe gegeben, nicht zurücknehmen, — antwortete ich, — aber ich bleibe ja hier, eine Stunde täglich, oder mehr, werde ich der liebenswürdigen Sophie gern widmen, und was mein Beystand

im Predigen betrifft, so erwarte ich nur Ihre Befehle.

„Sie sind gütig,“ sagte Dorn darauf, „Sie bieten mir alles an, und entziehen mir doch gerade das liebste, Ihren Umgang. Doch auch dieser wird ja nicht unterbrochen, und vielleicht genießen wir ihn sorgsamer, haushälterischer, wenn er uns nicht mehr täglich und stündlich zu Gebote steht. Sehen Sie auch in Zukunft mein Haus wie das Ihrige an, und seyn Sie versichert, daß ich Sie gern zu meinen liebsten Hausgenossen zählte und zählen werde. — Noch eins. Wie wäre es, wenn Sie sich ordiniren ließen? Das Recht der Nachfolge an meiner Stelle verschaffte ich Ihnen leicht, denn die Gemeine hört Sie gern, und der Prinz will mir sehr wohl. — Freylich ist es eine kleine Sphäre des Lebens, in welche Sie eingehen, mir hat sie nie genügt, ich bin hier nur Augenblicke lang glücklich gewesen; indessen, fragen Sie darüber Ihr Herz, Ihre Plane und Wünsche. — Lange werde ich es nicht mehr machen. Sehe ich nur meine Kinder versorgt, so scheidet ich gern von einem Leben, das nie die Reize für mich hatte, nach welchen ich mich sehnte. — Meine letzten Hoffnungen ruhen auf Sophien, könnten die je getäuscht, vernichtet werden, so würde ich es nicht überleben.“

Und dieser Hoffnung gab Dorn sich mit Leidenschaft, mit einer Art von Verzweiflung, irgend

anderswo Genuß zu finden, hin. Auch Sophie, die jetzt in immer vollerer Blüthe der Schönheit prangte, schien den Schmerz des Vaters am Leben mitzufühlen, und überließ sich um so williger seinen Wünschen und Planen, je seltener sie einen Schimmer der Freude über sein Gesicht hinfliegen sah. Mit Eifer widmete sie sich den Wissenschaften, vorzüglich lebenden Sprachen, deren sie mehrerer kundig war und mit seltener Anmuth redete; außer dem Klavier, welches sie mit eben so viel Kunst als Geschmack spielte, griff sie auch in die Laute, und ihr Gesang, von diesem romantischen Instrument begleitet, bezauberte die Zuhörer, — zumal, wenn sie ein Lied der Schwermuth sang, wie sie selbst es oft dichtete. — Dann, ihren theuern Entfernten feyend, gewann ihr ganzes Wesen eine Glorie, in der Pracht der Unschuld schritt die herrliche, mit allen Reizen des Lebens und der Welt geschmückte, Braut einher, und schien der Welt nicht mehr anzugehören, die sie durch ihre Gegenwart entzückte.

Denn so ernst sich auch Sophie jeder Bildung hingab, welche der Vater wünschte, so schien sie es doch nur zu thun, um ihm gefällig zu werden. Ihr eigentliches Leben war ihre Liebe zu Theodor. Dies weiß ich zu gut, dies sagten mir ihre Lieder und andere kleine Aufsätze, die sie mir oft zur Durchsicht gab, dies ihr steter Briefwechsel mit Theodor, der übrigens auch dem Vater kein Ge-

heimniß war. Er duldete ihn anfangs, weil er nie fürchtete, von dieser Seite seine Plane gestört zu sehn, nachher, weil er sich verpflichtet hielt, der Tochter, die alle Kräfte ihres Geistes seinem Genuß widmete, wenigstens ihr Herz als freyes Spiel zu überlassen; denn ein Spott, den er einmal bey Tische über diese Korrespondenz hinwarf, überzeugte ihn, daß Sophie in dieser Hinsicht frey seyn wolle, daß ihre Liebe ein Heiligthum sey, das auch nicht einmal von einem Lächeln des Vaters entweiht werden dürfe.

So gewährte Sophie den in unsern Tagen so seltenen Anblick eines Mädchens, welches Erziehung und Kunst mit allen Reizen der Sitte und des Umgangs geschmückt haben, welches überall den Zoll artiger Huldigungen empfing, und, von alle dem nicht gerührt, in ihrem Innern ein eigenes Leben lebte, und sich nur nach der Zeit zu sehnen schien, wo es allen diesen äußern Puz wie einen Tand wegwerfen dürfte, um in einer reinern himmlischen Natur hervorzutreten. — Sie hätte die Eitelste seyn können, seyn dürfen, und war es nicht. So wandelt die Liebe die Natur, auch die innerste des Geschlechts, um.

Gleichwohl, wenn man sie in den Konzerten des Prinzen singen und spielen hörte, wenn sie eine lange Reihe von Tänzern in leichten Sprüngen hinunterhüpfte, oder in den Armen eines Jünglings wälzend dahinslog, und alle Blicke der

Männer bewundernd, die der Weiber beneidend ihr folgten, hätte man glauben sollen, sie lebe nur dafür, den gemeinen Naturen gleich, die nur Sinn für platte Eitelkeit und jeden auch gemeinen Kitzel haben. — Wie oft mag ihre Seele, ihr Herz weit von den Scenen entfernt gewesen seyn, an denen der Körper Theil nahm? Aber der Vater war nah, der Vater empfing die Schmeicheleyen, die sie zurückzuweisen verstand, und der Vater hatte — das wußte sie — nur diesen Lebensgenuß.

So verschwanden ein paar Jahre, da kam die Gemahlin des Prinzen aus der Residenz hieher, um ein paar Sommermonate hier zu verleben. Die fürstlichen Eheleute hatten, wie das nicht selten geschieht, einander in Jahren nicht gesehn, auch nahten sie sich jetzt einander nicht aus innerem Herzensbedürfniß. Die Prinzessin hatte von den reizenden Anlagen gehört, die ihr Gemahl hier gemacht hatte, und mehr diese als seine Person galt der Besuch. — Man gab ihr glänzende Feten, Sophie Dorn war die Krone derselben. Die Prinzessin gewann sie lieb, fast immer mußte sie in ihrer Nähe seyn, ja, sie kam sogar hierher, sie zu sich abzuholen, und Dorn war unaussprechlich glücklich, sein Haus durch die fürstliche Gegenwart so hoch geehrt zu sehn. — Als die Prinzessin nach der Residenz zurückkehrte, erklärte sie, daß der Umgang der schönen und geistreichen

Sophie ihr so zum Bedürfniß geworden sey, daß sie sie mitnehmen müsse. „Sie soll wie meine Tochter bey mir leben,“ sagte sie zu dem Vater, und der Vater willigte fröhlich ein.

Die bürgerliche Pfarrerstochter am Hofe der Prinzessin war eine unerhörte Erscheinung. Alles brannte sie kennen zu lernen, denn nur ihre Vorzüge konnten die Wahl derselben rechtfertigen, und die Fürstin war als geistvolle Dame bekannt; es ließ sich viel von der Wahl ihrer Vorliebe erwarten, sie hatte nie das Verdienstlose ausgezeichnet. — Dorn sah seine Tochter schon als Hofdame angestellt, und den Makel der Geburt durch ein Diplom, welches auch ihn in den Adelsstand erhob, getilgt. — Gott weiß, wohin sonst noch seine Blicke schweiften.

Das Gerücht, mit seinen hundert Zungen, weiß es doch zu vermeiden, die unangenehme Nachricht vor das Ohr dessen zu bringen, den sie zunächst angeht. Dorn war in der Residenz, um sich an dem Glanze der Tochter zu weiden; aber ihn erreichte die Nachricht von dem nicht, wovon die ganze Stadt sprach, daß nämlich der Kronprinz um seine Tochter die Schlingen der Begierde werfe.

Doch hatte Dorn während seiner Anwesenheit in der Residenz durch die Güte seines Charakters, ungeachtet der Lächerlichkeiten, denen seine Eitelkeit ihn preis gab, so viel Theilnahme

gewonnen, daß nach seiner Rückkehr mehrere Briefe ohne Namen einliefen, die ihm von dem gefährlichen Verhältniß seiner Tochter Winke gaben, und den Rath enthielten, sie so schnell als möglich zurückzurufen. Es waren die Besorgnisse engherziger Menschen, die eine Sophie nicht fassen konnten, und jedes Verhältniß des Lebens aus dem niedrigen Standpunkt ihrer Gemeinheit betrachteten.

Gleichwohl wirkten diese Warnungen auf Dorn vielleicht um so stärker, weil sie ohne Namen einliefen. Er dachte ernstlich daran, Sophien zurückzurufen, wußte es aber durchaus nicht anzufangen. Die Lage war eigen; auch die leiseste Besorgniß der Vaterliebe mußte eine Fürstin beleidigen, deren Haus ein Heiligthum der Tugend war, wie das Lustschloß ihres Gemahls ein Heiligthum des Leichtsinns, der Genießlichkeit und Wollust. Er schwankte lange, oft mißtraute er den Nachrichten, die ihm Namenlos zukamen, denn Sophiens Briefe schwiegen, und Sophie war durchaus vertraulich gegen ihn. — Allein Sophie fühlte sich auch, in dem klaren Aether ihrer Liebe zu Theodor, erhaben über jeden irdischen Angriff.

Ein Krieg, der unerwartet ausbrach, bewirkte, was Dorns Klugheit unmöglich schien. Der Prinz hier erhielt das Kommando eines Armeekorps, der Kronprinz zog mit dem Vater in das

Feld, und die Prinzessin, der die öde Residenz mißfiel, die sich überdem von dem Schauplatze des Krieges entfernen wollte, bezog dieses Lustschloß ihres Gemahls; ihre Schätze brachte man in die nahegelegene Festung G.

So kam Sophie zurück, und Dorn, welcher ihren Umgang so lange entbehrt hatte, gebrauchte seine väterliche Sehnucht zum Vorwande, sie wieder in sein Haus zu nehmen. Eigentlich wollte er sie sich wohl nur auf den möglichen Fall einer Rückkehr der Prinzessin nach der Residenz sichern, denn hätte er sie auch hier am Hofe gelassen, so hätte er sie schwerlich zurückbehalten können. — Ungern willigte die Prinzessin in die Wünsche des Vaters, doch gab sie seinen Bitten nach. Jetzt ward der linke Flügel des Hauses Sophien eingeräumt, die Fürstin schmückte ihn auch mit geschmackvollen Möbeln, denn „sie mußte ihre Tochter ausstatten,“ sagte sie.

Sophie war nun sehr oft am Hofe, und auch die Fürstin nicht selten im Pfarrhause. Dorn, der seine Tochter jeder möglichen Gefahr entzogen, und auf dem geraden Wege zu dem glänzendsten Glücke sah, lebte selige Tage. Seine Familie schien ihm schon dem Hofe verwandt, und von diesem unzertrennlich.

Indeß endete der Krieg so schnell, als er plözlich ausgebrochen war. Der Regent hatte durch Politik seinen Zweck erreicht, und er schonte gern

Menschenblut. So stand er in Ansehn, daß er nun drohen durfte.

Er hatte vielleicht die wichtigsten Folgen für Theodor. Für eine Auszeichnung in einer Schlacht hatte er einen Orden erhalten, und war, nun achtzehnjährig, Kornet geworden. Er focht unter den Augen des Kronprinzen, und wußte die Gerüchte der Residenz. — Der Prinz soll ihn zuweilen mit Sophien geneckt haben.

Die Truppen kehrten mit den Zweigen des Friedens in ihre Garnison zurück, der Prinz auf sein Lustschloß, und seine Gemahlin, die sich ungern ihm nahe befand, nach der Residenz. Sophie blieb beym Vater.

Theodor foderte sie jetzt zur Gattin, nicht allein vom Vater, auch von dem Regenten. Sie ward ihm von beyden Seiten für jetzt abgeschlagen, denn beyde Theile hatten kein Vermögen und sein Sold war karg. Er soll auf Unterstützung und Fürwort der Prinzessin gerechnet haben. Sein Schmerz ergoß sich in Briefen an Sophien, „um Dich habe ich mein Leben gewagt, nicht um den Stern, der das unruhige Herz, über welchem er schwebt, nicht beglückt.“ — Sie theilte sein Gefühl, doch sprach sie ihm Muth durch Versicherungen unwandelbarer Treue zu.

Indeß war der Prinz zurückgekehrt; das laute frohe Leben begann wieder, und Erlau ward wieder belebt. Doru, dem Hofe noch verbunden,

trat in die alten Verhältnisse zurück, war selbst zu jeder Zeit gern gesehen, noch mehr in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Tochter. Dem Prinzen, der die französische Sprache sehr liebte, fiel es ein, in Gesellschaft der Hofleute französische Dramen aufzuführen. Ein kleines freundliches Theater ward erbaut, geschmackvoll verziert, und eine reiche Garderobe angeschafft. Es fehlte an Schauspielerinnen; Sophie ward eingeladen, Theil zu nehmen, und sagte zu, mehr vom Vater beredet, als aus Neigung für ein Vergnügen, woran sie von jeher Geschmack gewonnen. Gleichwohl glänzte auch hier ihr Talent eben so sehr, als ihr Körper. In allen ihren Darstellungen lag Geist, Tiefe des Gefühls und eine Eleganz des Umganges, wie man sie nur bey Hofe sieht und sich zu eigen macht. Sie entzückte die Kenner und gewann alle Herzen.

Diese Vergnügungen hatten im Winter begonnen. Im Frühlinge kam der Kronprinz hierher. Der Fürst stellte ihm seine Bühne vor, der Prinz sah Sophien wieder, die er in der Residenz schon angebetet hatte. Auch er ward Mitglied des kleinen Theaters, und ämsiger, als je, ward diese Liebhaberey betrieben, seit man sah: daß der Thronerbe daran Geschmack fand; denn alles schmeichelt den Launen der Erben eines Sitzes, von welchem sie so reichlich lohnen, so empfindlich strafen können, zumal, wenn der Erblasser, wie

hier, betagt ist. Der Prinz verschwendete in neuen Verzierungen und Kleidungen, die für ein Stück, in welchem er selbst auftreten wollte, bestimmt waren.

Sophie hatte die Rolle der Heldin in diesem Trauerspiel erhalten; fast täglich mußte sie nach dem Schlosse, um bey den Proben gegenwärtig zu seyn, und geschah dies nicht, so fand sich der Kronprinz hier ein, um mit ihr zu lesen, und sich über das Spiel seiner Rolle von ihr belehren zu lassen. Später haben viele von denen, die an der Darstellung dieses Schauspiels Theil nahmen, und bey den Studien und Proben gegenwärtig gewesen, versichert, daß die entschiedene Neigung des Prinzen für Sophien durchaus Niemanden mehr hätte zweifelhaft seyn können. Dies läßt sich auch vermuthen; denn die Großen, nie gewöhnt, ihre Leidenschaften zu verhehlen, äußern die Liebe, wie sie es nennen, um so dreister, je mehr sie durch die Herablassung ihres Geschmacks das schuldlose Opfer ihrer Begierden zu ehren glauben. Sophie ahnte von alle dem nichts, oder sie glaubte sich in der Würde der Unschuld über jeder Gefahr erhaben. Sie genoß jede Freude des Umgangs, aber keine gewann ihr Herz, welches das Bild des Einen, für welchen es schlug, treu bewahrte. — Vielleicht, daß sie auch mehr dem Vater sich hingab, und Heiterkeit oft äußerte, wo sie sie nicht empfand.

Am Tage vor der Aufführung des Stückes sandte ihr der Prinz ein kostbares Geschenk. Es war eine reiche Kleidung, wie sie sich zu der Rolle einer Amazone paßt, die sie in dem Stücke zu spielen hatte, begleitet von einem Wehrgehent, welches mit Diamanten überall besetzt war. Niemand ahnte, daß dies von dem Kronprinzen käme, Jeder hielt es für ein zur Garderobe des Fürsten gehöriges Stück; allein der Tag der Aufführung selbst belehrte Sophien eines Andern. Der Kronprinz entzückt, sie in diesem Glanze zu sehen, bat sie, diese Kleinigkeit als ein Andenken des schönsten Tages seines Lebens anzunehmen.

Das Schauspiel ward mit einem unvergleichbarem Glanze gegeben. Sophie spielte mit unendlicher Wahrheit, Kraft und Grazie. Der Kronprinz gab die Rolle eines Anbeters von Sophien mit einer Leidenschaft und Gluth, die über seine Gefühle keinen Zweifel ließ. Das Stück ging mit dem glänzendsten Erfolge vorüber. Sophie war die Königin des Tages.

Nach geendigtem Schauspiel erwartete die Künstler und einen ausgewählten Theil der Zuschauer ein prächtiges Abendessen im Ballsaal des Fürsten, wo sich auch die Kapelle einfand und zum Tanz aufspielte. Eine wilde Fröhlichkeit hatte sich aller Gemüther bemeistert, die Schauspieler waren in ihrem Kostüm geblieben, setzten außer der Bühne ihre Rollen noch fort, so daß

eine geistreiche Mascherade entstand, und ein freyer bachantischer Geist, von den ausgesuchtesten Weibern beflügelt, sich der Gesellschaft bemächtigte.

Es schien, als solle dieses Lebens kein Ende werden; denn als der Morgen zu nahen begann, waren mit einemmale Phaëtons und Karossen aller Art, auch Pferde bereit; man brachte so, von Fackeln umleuchtet, in wildem Getümmel und unter lautem Jubel die Gesellschaft nach Hause.

So hatte man auch Dorn und Sophien begleitet, und hier trat fast die ganze Gesellschaft ein. Die Zimmer, welche Dorn bewohnte, waren bald mit den buntesten Gestalten gefüllt; Sophie, ermattet und erhitzt, hatte sich zur Ruhe begeben. Schnell war mitgebrachter Wein aufgetischt; fremde Bedienten wirthschafteten wie im Hause ihrer Herrschaft; man jubelte, man sang, und überließ sich jeder Laune um so freyer, da Männer unter Männern sich keinen Zwang glauben anlegen zu dürfen. Lehnchen, so oft der Vater sie auch rief, wagte es nicht, von ihrem Erkerzimmer herabzukommen, und der Vater gab ihren Vorstellungen nach. So dauerte der Lärm bis die Fackeln vor dem Morgen erblaßten. — Den Prinzen hatte man nicht bemerkt; er soll, nachdem er Sophien aus dem Wagen gehoben, gleich wieder zurückgekehrt seyn.

Spät ward alles im Hause wach. Erst ge-

gen Mittag erschien Sophie, bleich, erschöpft. Sie schien von den Lustbarkeiten des vorigen Tages ermattet, sprach wenig, seufzte oft tief, klagte über Kopfwch und legte sich noch vor dem Mittagessen wieder nieder, aber sie schlummerte nicht. Gegen Abend hat man sie schreiben gesehn; den Brief hat, wie man nachher erfuhr, eine Freundin, die Tochter eines fürstlichen Sekretärs, besorgt. — Ihr hatte sie auch das Wehrgehent der Amazone geschenkt. — Früh ging sie wieder zu Bette.

Am folgenden Tage erschien sie nicht. Man pocht an die Thür. Keine Antwort; Niemand öffnet. Helene, für die Schwester besorgt, entdeckt dem Vater, daß Sophie nicht erscheine, und auf das Pochen keine Antwort erfolge. „Sie bedarf der Ruhe,“ antwortet der Vater. — Die Thür konnte nicht geöffnet werden, denn inwendig steckte der Schlüssel. Dies schien beruhigend; aber Helene, von Angst getrieben, die sie sich nicht zu erklären weiß, läuft in den Hof, findet ein Fenster des Hinterzimmers offen, ruft, — aber wieder keine Antwort. Sie entdeckt eine nahliegende Leiter, steigt mit leichter Mühe durch das Fenster in das Zimmer, und — findet die Schwester nicht. — Von Schreck und Ahnung gejagt, stürzt sie, die Thür von innen halb bewusstlos öffnend, mit der Bottschaft in des Vaters Zimmer. Sie kehren zurück, sie trauen ihren Augen

nicht, aber es ist wahr, es bleibt wahr, Sophie ist verschwunden.

Man forschet im Hause; Niemand hat sie gesehen, Keinem hat sie eine Sylbe gesagt. Man hört, daß sie der Tochter des fürstlichen Sekretärs einen Brief gesandt; man läßt sie kommen, und diese sagt aus, daß sie ihr einen Brief an Theodor zur schleunigen Besorgung geschickt, weil sie nicht Zeit haben würde, ihn selbst zu bestellen. Helene, trostlos, läßt mich rufen; sie fürchtet, ohne zu wissen, was sie fürchten soll; Allen ist das Verschwinden unerklärlich; denn warum sollte Sophie, des Vaters Lieblingskind, die Krone der Stadt und des Kleinen Hofes, eine Lebensbühne verlassen haben, auf welcher sie glänzte? wohin sollte sie gezogen seyn? Dorn saß in dumpfer Erstarrung da; er, der keinem seiner Kinder sein Vertrauen entzog, der auch der Kinder Vertrauen ganz besaß, sah sich mit einemmale getäuscht, getäuscht von der, die seinem Herzen und seinem Stolze zugleich das theuerste Gut der Erde war.

Doch immer hoffte man noch die Rückkehr Sophiens; man währte sie auf einem Spaziergange, obschon einsam Lustzuwandeln ihre Neigung nicht war, und es immer auffallend blieb, daß sie, wie augenscheinlich war, den Weg aus dem Fenster genommen.

Man sandte Kundschafter aus; aber keine Nachricht! Nur der Todtengeräber wollte sie sehr

früh des Morgens über den Kirchhof nach dem See zugehen gesehen haben. Der Abend kam. Sophie fehlte; die Nacht verschwand Allen schlaflos.

Gegen Abend hatten Lehnchen und ich, ohne Vorwissen des Vaters, uns in Sophiens Zimmer geschlichen. Die Amazonenkleidung lag auf ein paar Stühlen, sonst alles in der größten Ordnung. Ihr Schreibpult war verschlossen. Sollte sie keine Nachricht zurückgelassen haben? — Nirgends eine Spur. — Wir schämten uns, ihr Pult öffnen zu lassen.

Ich hatte die Nacht als Gesellschafter des bekümmerten Vaters durchwacht. Am Morgen werde ich eiligst nach Hause gerufen. Ich finde den fürstlichen Gärtner, der mir entdeckt, daß man Sophiens Leiche, im See treibend, in der Nähe des japanischen Lusthauses gefunden; man bittet mich, die Familie darauf vorzubereiten. „Im Schlosse sey Alles bestürzt, der Kronprinz, der an diesem Morgen nach der Residenz zurückkehrte, sey der Leiche, die man ins Schloß getragen, noch begegnet und vor Schreck einer Ohnmacht nahe gewesen. Der Prinz, dem der Unglücksfall dadurch bekannt geworden, wünsche die ganze Sache zu bedecken; man glaube und behaupte, daß Sophie einen unglücklichen Fall gethan haben müsse. Die Leiche werde heute Abend zur Bestattung dem Trauerhause über-

liefert werden; der Leibarzt habe sie für todt und unrettbar erklärt.“

Wie wohl ungern, gehe ich mit dieser Nachricht zu Dorn; ich mußte eilen, denn schon flog das Gerücht mit dieser Bottschaft dem Hause zu.

Erlassen Sie mir die Schilderung einer Scene, die keine Worte ganz darstellen.

Jetzt ward Sophiens Schreibpult eröffnet; allein nirgends eine Nachricht von der Ursache ihres Entweichens, ihres Todes! Wir waren Alle überzeugt, daß wir dieses Unheil dem Zufall zuschreiben mußten.

In der Nacht des folgenden Tages ward die schöne Leiche bestattet. Wenige Freunde folgten; eine stille herzliche Trauer füllte die Herzen Aller. Das Volk drängte sich hinzu, um die schönste Blume, die unter ihm blühte, noch einmal zu sehen. — Einige murmelten: sie hat sich ersäuft.

Nach einigen Wochen hören wir, daß Theodor, der seine Garnison heimlich verlassen hat, in ein Tollhaus eingesperrt ist. Er war in die Residenz gekommen, hatte sich bey der Parade dem Kronprinzen nahe gedrängt, die wüthendsten Insulten gegen ihn ausgestoßen, dann Hand an ihn gelegt und ihn auf der Stelle gefordert. — Er war ergriffen; das Gericht hatte ihn mitleidig für toll erklärt. — Mannigfaltig sprach das Gerücht über die Ursache dieses Wahnsinns. — Einige

Jahre nachher ward Theodor der Familie, auf ihr inständiges Bitten, überliefert. — Dorn war indeß gestorben, der Prinz hatte den Thron bestiegen.“

Hey diesen Worten trat die Gattin des wackern Geistlichen in die Laube. „Theodor läßt Dich rufen,“ sagte sie, „er soll, wie ich höre, seiner Vollendung nahe seyn.“

Der Pfarrer ging, und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir traten in sein düsteres niedriges Zimmer. Er lag auf dem Bette, fast ganz entkleidet. Er rang nach Worten, aber es fehlte die Kraft. Mich schien er zu erkennen, denn er sah mich mit einer strebenden Freundlichkeit an. Nachdem der Geistliche den Kerkermeister und seine Frau entfernt hatte, ergriff Theodor seine Hand und führte sie an die Weste, mit welcher er bekleidet war. „Ich fühle Papiere,“ sagte der Pastor, „ich werde sie in Acht nehmen.“ — Theodors Gesicht ward heiterer, er legte den Kopf auf das Kissen. — Der Pfarrer betete herzlich, menschlich.

Mit einemmal, wie von Krämpfen geschüttelt, erhob sich Theodor, rief: Sophie! und sank in den ewigen Schlaf nieder.

Wir standen von beyden Seiten um sein Bett. Der Geistliche legte segnend die Hände auf sein Haupt, und schloß ihm mit einem Kusse die Augen. — Wir weinten herzlich.

Mit meinem Taschenmesser trennten wir dann eine Naht der Weste auf, und es fand sich ein halb zerriebener, fast erloschener Brief:

Theodor!

Ich darf Dich nicht mehr lieben, ich darf nicht mehr leben. Wenn Du dieses liest, bin ich nicht mehr. — Ich bin Deiner unwerth. — Der Kronprinz — Gewalt, — unerhörte schaamlose Gewalt, — während die Gefährten des Verbrechers um meinen Vater tobten, so daß er das Geschrey der hilflosen Tochter nicht hören konnte. Ich darf nicht leben, ich bin entehrt. Er weiß es, der mich entehrte und die gefühllosen Gehülfen seiner Schandthat. — Du sollst wissen, warum ich sterbe. — Wir sehn uns wieder, wenn ich die entehrte Hülle weggeworfen. Ewig

Deine

Sophie.

## IV.

## Ein Ehemann und seine Frau.

(Nach dem Französischen.)

Nun, Madame, heute gehe ich dran, die Rechnungen Ihrer Lieferanten zu bezahlen. Da stehen die Beutel. Sie sehen, daß Sie allein mehr verthun, als ich, meine Kinder und Leute zusammen.

Reden Sie immerhin, mein Herr, ich werde Ihnen nicht antworten; alles lasse ich Ihnen heute hingehen. Ein Ehemann, der bezahlt, kann nicht bey guter Laune seyn; es giebt deren, die nicht zahlen und doch brummen. Hier ist zuerst die Rechnung des Parfümeurs; aber, Sie wissen, wir haben, so zu sagen, beyde Theil daran; denn jedesmal, wenn Sie auf gut Glück ausgehen, kommen Sie zu mir, um sich mit wohlriechenden Wassern zu begießen, und dann leeren Sie alle meine Flaschen aus.

Der Parfümeur wird bezahlt, Madame; nun weiter.

Hier ist die Rechnung der Mamsell Mathieu, die Sie als Erfinderin jenes Wassers kennen, das den Teint immer lebhaft erhält. Sie selbst haben es mir empfohlen, und ich mußte wohl auf Ihre Empfehlung Rücksicht nehmen.

Das merke ich an der Summe.

Jetzt überreiche ich Ihnen die Rechnung meiner Modenhändlerin. Daß Sie mir keinen Heller

davon streichen. Die Frau ist eine ausgezeichnete Künstlerin. Nicht Jedem steht sie zu Dienst. Es ist ein Spottpreis, um den sie ihre Waaren giebt, und sie hat mir zugeschworen, daß, wenn der Gemahl handeln wollte, sie nie das Geringste mehr für mich arbeiten würde.

Läßt sich so etwas wohl befürchten, Madame? Können Sie glauben, daß ich es wagen werde, auch nur eine Bemerkung bey dieser Rechnung zu machen? Nein, dazu ehre ich die Künste viel zu sehr.

Weiter: Für meinen Friseur.

Sehe ich recht, drey Thaler für jedesmal? Das ist ein wenig zu viel.

Bedenken Sie, daß er jedesmal eine volle Stunde bey mir zubringt.

Waren Sie aber nicht tausendmal schöner, als Sie noch selbst ihr Haar kräuselten?

Damals gefiel ich Ihnen auch ungepuzt, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich Ihnen jetzt, selbst mit Hülfe der Kunst, weniger gefalle. Den Friseur müssen Sie bezahlen.

Wenigstens gewiß nicht zu dem Preise, den er verlangt.

Er kömmt ja aber in einer Kutsche angefahren.

Mag er zu Fuß kommen.

Vergessen Sie nicht, daß nur er allein es versteht, mir das Haar, meinem Gesicht vollkommen

entsprechend, zu ordnen; daß des Abends, wenn er mir die Löckchen ringelt, Jedermann mich liebenswürdig findet; daß er wohl zwanzigmal selbst an Ihrem Tituskopf die schönsten Massen geformt hat, und daß Sie ohne ihn gewiß oft sehr schlecht gepuzt erschienen wären.

Gebe ich alles zu; dennoch erhält er nur zwey Thaler.

Nun folgt die Rechnung meines Schneiders. Sie dürfen nicht mehr als die Hälfte bezahlen, denn ich bin im Begriff ihn abzuschaffen.

Um einen andern, der noch theurer ist, anzunehmen, nicht wahr?

Richtig, aber einen geschickteren —

Im Stehlen, wahrscheinlich? und doch muß man gestehen, verstand es dieser auch nicht übel.

Diese Rechnung empfehle ich Ihnen ganz besonders — mein Ankleider.

Was? Ihr Ankleider?

Sie wissen ja wohl, der Mensch, der mir das Schnürleib anlegt.

Der Ihnen das Schnürleib anlegt? Sie haben ja zwey Kammerjungfern.

Das sind ein Paar Gänse.

Ich würde noch etwas Uergeres seyn, wenn ich eine Mannsperson für diesen Dienst bezahlte.

Geben Sie her. Ich kannte Ihre Ungerechtigkeit im Voraus, und werde ihn selbst bezahlen.

Wey der Rechnung des Schuhmachers aber werden Sie doch nicht knausern?

Lassen Sie einmal sehen. Siebenhundert und dreyßig Paar Schuhe in einem Jahre; freylich zwey Paar Schuhe täglich für eine Frau, die niemals geht, sind nicht zu viel. Ihre Kammerjungfern, die nichts zu thun haben, laufen an Ihrer Stelle herum.

Hier, mein Herr; fahren Sie nur fort mit Ihren beleidigenden Bemerkungen.

Was sehe ich! Rechnung des Artiste décorateur; was verstehen Sie darunter, Madame?

Welch ein Neuling sind Sie! Es ist der Zeichner, der auf der Bibliothek für mich arbeitet; der nach den Antiken alle jene modernen Kostümes kopirt hat, die mir so viel Ehre gebracht haben. Entrüsten Sie sich dieses Umstandes wegen nicht. Vielleicht verdanken auch Sie es diesen Zeichnungen, daß Sie Aufmerksamkeit erregen. Die Berühmtheit der Frau trägt mehr, als Sie glauben, zu der des Mannes bey.

Es ist nicht mehr als billig, daß ich den Herrn Dekorateur bezahle; aber eins kündige ich Ihnen im Voraus an, Madame: ich bin nun gerade berühmt genug, und das nächste Jahr zerreiße ich seine Rechnung.

Wie es Ihnen gefällig ist. Bezahlen Sie ihn mit Undank; er wird nicht der Erste seyn, dem es so geht. Uebrigens arbeitet er für den Ruhm,

und wenn ich ihm nichts gäbe, so würde er doch immer für mich zeichnen. Er hat es mir oft gesagt, daß er in ganz Paris keine fehlerfreieren Formen zu finden wisse, als die meinigen.

Du lieber Gott! Wenn doch alle Ihre Künstler eben so dächten; wenn alle nur für den Ruhm arbeiteten und Sie, Madame, für Ihre Formen und nicht für mein Geld bedienen wollten! Denn ich bekenne es Ihnen aufrichtig, daß mein Beutel durch Ihre Formen schon gewaltig zusammengeschrumpft ist.

Recce.

---

## V.

### A r i s t i d e s.

Von den Todten soll man nichts Böses reden. Aber ich nehme einen alten Todten in Anspruch. Die Aegypter zogen mit Recht die Todten vor Gericht, indem sie am Grabe eines verstorbenen Königs in der Leichenrede desselben ihn lobten oder tadelten. Daß Grab darf keine Ausfaat der Sünden unter die Lebenden seyn; geht unsre Kritik nicht zu den Todten hinaus, so entrinnen

wir ihr mit Einem Sprunge ins Grab. Ist es was Geringeres, in Widerlegungen der Systeme unsrer Väter, diesen den Verstand abzusprechen, als auf ihrem Grabe eine Censur ihrer Sitten zu halten?

Aristides hieß schon Jahrtausende hindurch der Gerechte. Daß er dieser war, konnte durch Thaten datirt seyn. Seine Moralität läßt sich nicht datiren, und es kann dieselbe von seinen spätesten Nachkommen, wie von seinen Zeitgenossen, beurtheilt und darüber abgesprochen werden. Ueber sein Leben müssen wir seinen Zeitgenossen glauben; aber über seine Gesinnungen dürfen auch wir zweifeln und Prüfung halten. War er nur bürgerlich gut, so stand er an der Schwelle zur Tugend, und nicht schon in ihrem Kreise; und kam er nicht in ihren Kreis, so war in seiner bürgerlichen Güte seine Bestimmung von ihm ganz umgangen. Auch steht nach aller Menschenkunde die Legalität mit der Moralität oft in umgekehrten Verhältnisse, und sie spiegelt uns in ihrer Geradheit eine Unnöthigkeit der guten Gesinnung vor. Der Mann, welcher den Aristides, ohne ihn zu kennen, und bloß, weil man ihn den Gerechten nannte, zur Verdammung aufzeichnen ließ, konnte sich auch wohl rechtfertigen. Nicht zu gedenken, daß Themistokles (s. Plutarch) den Aristides eines Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigte, so hatte jener Mann politisch Recht

und moralisch nicht Unrecht, daß er den Aristides verdammt; ja, da kein Mensch über alle Erziehung hinaus ist, so that er daran pädagogisch gut. Der Ruf des Aristides war eine Herabsetzung des ganzen Volks, als habe dessen ganze Gerechtigkeit sich von ihm weg und in Einen Mann geflüchtet. In der Volkstimmung war dieser Mann schon ein Monarch, und Alle waren unter ihm. Sein Ruf war eine verführerische Decke, hinter welcher er Laster üben durfte, denen man nicht beykommen konnte, weil sie keinen Glauben fanden. Und daher war ein Exil für ihn eine Erziehung zu dem Glauben, mit der Legalität sey noch nicht die Gesinnung in ihrer rechten Stellung.

Prof. Lehmann.

## VI.

## Der Tod der Kröte.

Eine Frühlingskantate. \*)

## Recitativ.

V'rfroch'n unt'r modernd Papier,  
 Das sich zu 'ner Insel zusamm'ng'ballt, —  
 Schwarzumfloss'n von schimmelnder Tint'nlaugē —  
 Hat sich, mit giftfunk'nd'm Auge,  
 (Von abgeschrieb'n'n Federn, statt des Schilf's, um-  
 wallt,)

V'rfroch'n unt'r modernd Papier  
 Ein g'waltig breites litterärisches Thier.

## Solo.

## Die Kröte.

Platsch! Platsch!  
 Was prellt da auf den Sumpf, Sumpf, Sumpf?  
 Koatsch! Koatsch! — —  
 Dumpsf, dumpsf, dumpsf  
 Wird es mir im Innern, auch fühl' ich Grimmen:  
 Harter Vers! um dich verdauend zu verdauen,  
 Muß ich ein wenig Galläpfel kauend kauen,  
 Und zur Bewegung durch den Tintenskyz schwimmen.  
 Platsch! Platsch!  
 Koatsch! Koatsch!

---

\*) Auf Veranlassung einer Neujahrskantate, über welche unlängst ein hochfahrender Kritiker, eines Avoströphs wegen, den Stab gebrochen; — woraus sich auch hier die Avoströphe erklären.

## Recitativ.

Stolz duckt die Kröt' empor,  
 Und bläst und schnappt nach Fliegen,  
 Und hochentzückt lauscht ihr Ohr.  
 Welch ein Gesang! — Hier meckern Ziegen,  
 Dort grunzt, voll mütterlicher Tugend,  
 Die dickste Sau, (ein Ideal für Jeden, der da subelt,)  
 Unquiett von Poesie und sel'ger Ferkeljugend. —  
 Der Frühling naht, die Quelle sprudelt;  
 Wohin man horcht, da wird gedudelt und gedudelt!  
 Ernst schau't die Kröte himmelwärts,  
 Und quakt und laicht und — nudelt,  
 Und nudelt Ernst und Scherz!

## Arie.

## Die Nachtigall.

Von Zweig zu Zweig sing' ich mein kleines Lied,  
 Nur kurze Zeit, so lang' die Rose blüht,  
 Und ungesehn;  
 Denn wer mich fühlt, der wird mich auch verstehn,  
 Doch stört man mich, so hebe ich die Schwingen,  
 Und höre auf zu — singen.

## Recitativ.

Seht doch den dicken Vogelsteller,  
 (Breit ist der Flieder zwar, doch breiter noch sein  
 Bauch,)  
 Wie er hervorlau'rt hinter'm Strauch!  
 Er schnellst, — o wär' er etwas schneller! —

Und watschelt froh herbey und hebt den leeren Teller. \*) — —

Die Nachtigall ist fort! ist fort!  
Und ließ von sich nur etwas Anders dort.

### Chor der unbekanntten Geistesobern.

Was ist denn das? Wir müssen's recensiren!  
Die Nachtigall ist's nicht, das kann ein Feder spüren.  
Was denn? — Ein Theil und nicht das Ganze. —  
Allegorie? poetische Figur?  
Das nicht! — Es ist (denn fiel's ihr nicht vom  
Schwanze? —)  
Ein Apostroph poetischer Natur.

### Ariette.

#### Die Nachtigall.

Krümm' Dich nur, Du fetter Kleiner!  
Um den Schnabel um und um,  
Wie ein Apostroph so krumm;  
Denn mein Schnabel hackt wie einer!  
Krümm' Dich nur, Du fetter, kleiner,  
Armer Recensentenwurm!

### Recitativ.

Die Kröte knurrt: droh flattern alle Blätter,  
Die Spinne webt sich fester um den Stab,  
Die Sonne ärgert sich und geht verdrießlich ab;  
Ach! morgen giebt es sicher schlechtes Wetter!

---

\*) Bekanntlich werden mittelst eines aufgestellten Tellers die Nachtigallen gefangen.

## Duett.

Zeitungschreiber A. und B.

- A. Was heißt schlechtes Wetter, was?  
 B. Schlechtes Wetter, das heißt: naß.  
 A. Keine Naße ist ja Regen,  
 Ist ja wahrer Himmelsfegen!  
 B. Regen hin und Regen her,  
 Deine Zeitung ist doch leer!  
 A. Deine Zeitung liefert Wasser,  
 Das in Hamburg fiel, Du Wasser!  
 B. Deine Zeitung stiehlt Sentenzen —  
 A. Um, was Du schriebst — zu ergänzen.  
 B. Was die andern Neues sagen,  
 Bringst Du nur gestickt, gestickt  
 Uns zu Markt, und abgetragen.  
 A. „Schlechtes Wetter“ steht im Argus.  
 B. Knurr' nur, knurr' nur, Cynikus!

## Bravourarie.

## Die Kröte.

Will mich hinrappeln unter den Nesselbusch,  
 Husch! husch!  
 Lieb' nicht das Gefunkel,  
 Und da ist's dunkel, dunkel, dunkel!

## Chor der Frösche.

Schön ist die Skriblerblume mit dem durchsichtigen  
 Lumpenblatt;  
 Schön ist die Nessel in ihrer umstachelten Größe;  
 Aber schöner ist deine gelbgesprenkelte Haut,

O du, der Kröten Holdseligste!  
 Brefekerey, Koag, Koag!  
 Brefekerey, Koag, Koag!

Kröte.

Mich bläht sehr stark  
 Des Stolzes Quark, Quark, Quark!

Chor der Frösche.

Dein Haupt ist breit, dick und läuft eckigt zu,  
 Wie schön bist du!  
 Dein Auge ist roth in giftgeschwollner Ruh,  
 Wie schön bist du!  
 Dein Gang ist der Gang einer trächtigen Kuh,  
 Wie schön bist du!  
 Deine Stimme übertrifft die Stimme des Uhu,  
 Wie schön bist du!  
 Nur eines fehlt dir, du Schönster der Schönsten: —  
 Die Größe. — Du bist ganz außerordentlich klein,  
 Sonst könnte nichts Schöneres und Vollkommners  
 seyn!  
 Brefekerey, Koag, Koag!

Duett.

Der Chorag der Frösche, und die Kröte.

Chorag.

O sprich, du armer Tintenmolch, was fehlt  
 Dir denn? du drehst dich ja konvulsivisch um und um?

Kröte.

Mich quält, mich quält

Der Ruhm, der Ruhm, der Ruhm.

D würd' ich doch die jämmerliche Kleinheit los,  
Und groß, recht groß, recht ungeheuer groß!

Chorag.

So blas' dich auf und sauge an der Luft,  
Und halte hinten an, sonst wird's zu Zeitungsduft.

Kröte.

Das will ich thun, und wenn ich auch zerplatze!

Chor der Frösche.

D schön! du wächst, du wächst, schon gleichst du einer  
Kaße.

Nur Muth! nur Muth! Koag! Koag!

Kröte (sich immer mehr aufblasend).

Und nun? und nun?

Chor der Frösche.

Ein wahrer Dachs!

Kröte.

Und nun? und nun? und nun?

Chor der Frösche.

Nur vorwärts ohne auszuruhn! —

Da sieht man, was die Kraft vollbringt,

Und wie der luft'ge Ruhm durch alle Poren dringt!

Nur zu! nur zu!

Schon brachtest du,

(Wenn man nicht in Erwägung zieht den Pöfel,)

Beynah' es bis zum Esel!

(Die Kröte bläht sich immer mehr auf.)

## Chorag.

Was seh' ich? Jupiter! Merkur und heil'ge Nox!  
 Was seh' ich? Aus der Kröte ward —

(Die Kröte plagt eben in vollendeter Aufgeblasenheit.)

— ein transparenter Dchs!

Die Letten her! Die Vorzeit Livlands her!  
 Die Supplemente! Wagenschmiere, Theer!  
 Gift hebt sich nur durch sublimirt'res Gift  
 Ins himmlische Gedüst;  
 Drum Feuer, Feuer angezündet,  
 Daß göttlich sich der Krötenbalg erhebt,  
 Als Luftballon zum Himmel aufwärts schwebt!

## Chor der Frösche.

Wie sich die Kröte hoch als Gottheit hebt und —  
 schwindet!

Ja, sicher sagt die Nachwelt, obwohl spät:

„Die hat sich rühmlichst aufgebläht!“

Brefekerey, Koax, Koax!

Brefekerey, Koax, Koax!

F. C. Drosche.

## VII.

## T h e a t e r.

## Deutsches Hoftheater in St. Petersburg.

Mit Vergnügen bemerkt der Freund der deutschen Dramaturgie, daß seit einiger Zeit das St. Petersburger deutsche Hoftheater mehr, wie man zu sagen pflegt, in Aufnahme kömmt, als vormals. Im September vorigen Jahres wurde das neuerebaute Theater im Moltchanow'schen Hause, am Schloßplatz gelegen, eröffnet, und seitdem geben dort die deutschen Schauspieler ausschließlich ihre Darstellungen. Das Innere des Hauses ist gefällig decorirt, und verräth Geschmack; nur bey Anlegung und Eintheilung der Logen hat der Architekt einen starken Fehler begangen: wenn man nämlich nicht das Glück hat, eine derselben vis à vis der Bühne zu bekommen, so muß man sich entweder, während der Vorstellung, mit halbem Körper über die Logenbrüstung hinauslegen, oder bloß hören und nicht sehen, welches Letztere denn zuweilen auch sein Gutes haben mag! — Von den Dekorationen und der Maschinerie heißt es, wie bey so vielen Theatern: perfectum est sub sole nil! Eine ernstliche Klage aber verdient die oftmalige wahrhaft schlechte Besetzung des Orchesters, und die Nachlässigkeit

der Herren Musiker, die um so mehr bemerkt werden muß, und deswegen auffallend ist, da an jenem Abend, an welchem Herr Elmenreich sein Intermezzo, der Kapellmeister, so schön gab, auch die Ausführung von Seiten des Orchesters ohne Tadel und zu allgemeiner Zufriedenheit des Publikums ausfiel, eines Publikums, unter welchem sich nicht wenig Musikkenner befanden. Man kann also, aber man will nicht immer! Das Personale ist in Rücksicht der Anzahl gar nicht schwach; möchten nur mehrere Rollenfächer besser besetzt seyn: so mangelt es z. B. an einer ersten Liebhaberin, und an einem ersten Liebhaber und Helden für das Schauspiel. Es heißt indes, die Direktion ist bemüht, diesen Mängeln abzuhelpfen. Besondere Erwähnung verdienen:

Madame Gebhard, eine brave Aktrice und gute Sängerin, die sich sehr darauf versteht, Anmuth und Gefälligkeit in ihr Spiel zu legen, und auch durchgehends gefällt. Wer sie z. B. als Fanchon \*) in der hier sehr beliebten Oper sah, wird den Eindruck ihres lieblichen Spiels und der holden Anmuth, mit der sie aller Herzen sich in dieser Rolle zu bemeistern weiß, nicht so leicht vergessen.

---

\*) Das hiesige Publikum erinnert sich bey jeder Vorstellung dieser Oper noch mit Theilnahme der unglücklichen Feuersbrunst nach der ersten Aufführung derselben unter der Direktion des Herrn Arresko, und mit nicht geringerer Theilnahme seines Verlustes als Künstler.

Demoiselle Brückl singt erste Rollen mit Beyfall; möchte sie nur zuweilen ihre schöne, volle Stimme mäßigen, und uns mehr Kunst als Kraft zeigen. Ihre Figur und ihr Anstand unterstützen ihren Gesang und ihr Spiel; auch Geschmack in ihrer Toilette vermißt man nicht, indessen wäre es recht schön, wenn sie hübsch bedenken wollte, daß sich auf keinem Bilde, an keiner Statue und in keiner Nachricht eine Spur findet, daß selbst die modernste Römerin, zur Zeit des Titus, weite Ärmel getragen hätte!

Madame Noisten besitzt ein schönes Organ und treffliche musikalische Kenntnisse. Schade, daß eine schwächliche Brust sie oft hindern mag, daß zu leisten, was sie sonst wohl zu leisten im Stande wäre! Dem Kenner wird diese anspruchslose Künstlerin immer gefallen.

Madame Dalberg, eine Junogestalt, spielt Heldinnen und Anstandsrollen. Als Klara von Hoheneichen wird ihr Niemand den ihr gebührenden Beyfall versagen; wäre sie hin und wieder nur weniger monoton, und verspräche sie sich nicht zu oft: denn wir wollen doch hoffen, daß ihr wiederholtes Berwecheln des Artikels nicht eine solche Unkunde der deutschen Sprache zum Grunde hat, daß sie z. B. (als Frau von Holmbach in „Stille Wasser sind tief“) nicht wüßte, daß man sagt, der Ball, und nicht das Ball! etc. Dergleichen anscheinende Kleinigkeiten, welches sie aber

wahrhaftig nicht sind, thun einem Talente, wär's auch bedeutender als das der Madame Dalberg, großen Schaden; denn gelingt es ihr auch, in mancher Scene sich den Beyfall des Kenners zu erwerben, und momentane Meisterin von den Gefühlen der Zuschauer zu werden; nur ein solcher Schnitzer, — und das ganze, so mühsam aufgeführte Gebäude ihrer Kunst zerplatzt wie eine Seifenblase, und noch mehr: sie wird lächerlich! —

Madame Ewest. Eine bedeutende Schauspielerin für das Fach zärtlicher Mütter und komischer Alten. Immer zeigt sie die denkende Künstlerin, ihre Rolle sey bedeutend oder nicht. Sie wird, wie sie es verdient, vom Publikum sehr geschätzt.

Madame Raffka spielt und singt auch. Ihre Figur ist erträglich, so wie ihr Gesang mittelmäßig, das ist aber auch alles! Ihr Organ ist so undeutlich, daß man selten versteht, was sie sagen will. Sie läuft, tanzt und springt überdies auf der Bühne herum, daß der Zuschauer glauben sollte, sie spiele neben ihrer Rolle noch eine andere. —

Madame Lindenstein, der Vater Dvid vor langer Zeit schon das Prognostikon mit den Worten stellte: *tacitis annis senescimus*, spielt mit ihrem winzigen Aeußern, in welches sie durchaus keinen Anstand zu bringen weiß, Liebhaberinnen,

naive Mädchen, muntere Rollen, und neulich gar — die Königin Kleopatra. (!) Wir wollen sehr gern glauben, daß sie vor Zeiten manche Rolle nicht verdorben haben mag, aber — die Zeiten unsrer Großmütter sind ja nicht unsere Zeiten! — Madame Lindenstein hat wohl nie gelesen, was Kozebue irgendwo von der liebenswürdig bescheidenen Künstlerin, Madame Adamberger in Wien, erzählt? Dieselbe konnte sich nur auf dringende Bitte desselben entschließen, die Gurli in seinen Indianern noch einmal zu übernehmen, weil ihr Haupteinwand war: sie sey für diese Rolle nicht mehr jung genug! Entzückt von ihrem schönen Spiel, rief sie das Publikum nach Endigung des Stücks heraus. Die große Künstlerin verneigte sich bescheiden und sprach das einzige Wort: gewesen!! Sie spielte nachher nie wieder diese oder eine ähnliche Rolle. —

Eine Demoiselle Lindenstein tritt auch in Anfangsrollen auf; und — aller Anfang ist schwer. —

Herr Gebhard. Erste Liebhaber, Helden, singt auch in der Oper. Wenn Herr Gebhard will, so vermag er nicht wenig; woben ihm eine angenehme Figur und ein schönes männliches Organ, das von den widrigen ausländischen Dialekten so ziemlich befreyt ist, nicht wenig unterstützen. Schade, daß er zuweilen so schlecht

memorirt, und dann im glühendsten Fluß seiner Rede entweder ein wenig stottert, oder ein plattes Wort einflickt! — Den Landjunker, in Kozzebue's Lustspiel gleiches Namens, greift er sehr wahr, und ich wünschte dem Verfasser das Vergnügen, sein Kind so wieder zu sehen. Herr Gebhard wußte in dieser Rolle sehr gut das Gleichgewicht zwischen Einfalt und Biederfinn, unverdorbenem Gefühl mit linkschem Benehmen zu halten; er gab uns keinen Tölpel, wie sich das wohl mehrere Schauspieler erlaubt haben, sondern den gutmüthigen Dorfs Junker, der höchstens auf seinem Gute seinen Mann vorstellen kann, aber für die Residenz nicht paßt.

Herr Ruditsch ist jetzt abgegangen. Der Kenner wird den Verlust dieses denkenden Künstlers bedauern. Helden- und Charakterrollen waren sein Hauptfach, doch spielte er auch gutmüthige und polternde Alte mit Glück. Sein Spiel gründete sich auf Studium der Natur und der menschlichen Leidenschaften. Möchten doch Manche von ihm gelernt haben, wie man Würde in sein Spiel legt! —

Herr Lindenstein, erster Komiker. Sein großes Talent für dieses Fach ist entschieden, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet: in gewissen Rollen ist er einzig. Uebrigens kann man ihm nicht mit Unrecht Einöbnigkeit und Einförmigkeit in Spiel und Sprache

Schuld geben. Dagegen hat er sein Aeußeres in seiner Gewalt. Selten wird wohl ein Künstler von seinem Publikum so geliebt werden, wie hier Herr Lindenstein; indessen ist es doch nicht ganz recht, daß Herr Lindenstein, im Bewußtseyn, daß alles gefällt, was er thut, zuweilen — die Pritsche mit auf die Bühne bringt!

Herrn Zeibigs Talente, als Musiker und Sänger, sind zur Gnüge bekannt und hinlänglich bewährt.

Herr Satzenhoven ist ein guter Sänger, spielt auch zweyte Liebhaber und muntere Rollen; in der Oper gefällt er mehr als in bloß rentirenden Stücken.

Herrn Elmenreichs Gesang, Musik und Spiel sind hinlänglich bekannt! —

Ein Herr Schulz ist, er mag spielen, welche Rolle er nur immer will, verbindlich, und hat dabey in seinem Vortrage eine gewisse Frömmigkeit, die uns an das Abendsegenbeten erinnern könnte. Nur mit komischen Rollen wolle uns der gute Mann verschonen, die giebt er gar zu komisch!

Herr Arm and spielt eine wahre Rollenmixture, die, wie sonst der Theriak bey den Apothekern, aus neunzig verschiedenen Ingredienzen zusammengesetzt ist: z. B. Liebhaber, Stutzer, wie der Selifour, Intrigants, dann wieder den Gemahl der Johanna von Montfaucon, dann gar den

Pastor in den Jägern u. s. w. Wie diese Olla Potrida bey der gänzlichen Vernachlässigung der Natur, die ihn wahrlich nicht zum Schauspieler stempelte, ausfällt, möge Jeder sich selbst abstrahiren, und gehört eher in Baumgärtners Magazin wundervoller Begebenheiten und schrecklicher Ereignisse, als in die Ruthenia.

Herr Ewest ist ein großer Mann, in körperlicher Hinsicht, mit einem schnarrenden Baß, und spielt Alte, auch Hülfßrollen; — da, wo seine Figur hinpaßt, ist er nicht ganz verwerflich, aber — das trifft sich selten.

Wenn ein Regiment aufmarschirt, so befindet sich hinter der Fronte natürlich auch Troß. Dessen giebt's eben so bey jedem Theater, und — folglich auch hier. Ihn zu nennen wäre überflüssig,

— 3 —

---

### Ueber das St. Petersburger deutsche Theater.

(Briefauszug.)

Das deutsche Theater hat in der Person des Herrn Etatsraths v. Riesenka mpf, welcher dem Kaiser durch seine Verdienste bekannt ist, einen neuen Direktor erhalten. Die allgemeine Achtung und Zuneigung, die er sich von jeher durch Kopf und Herz und durch Aeußerungen

eines biedern und rechtlichen Charakters erworben hat, lassen den glücklichsten Einfluß auf das hiesige deutsche Theater erwarten, wenn dieser vortreffliche Mann uneingeschränkt nach seinem Geschmack, seiner Uneigennützigkeit und Liebe zur Ordnung handeln kann; welches ein jeder von den Schauspielern gern bezeuget, die zum Leidwesen des Publikums die hiesige Bühne verlassen wollen. Zögern Sie also, ein Freund der Thalia, hieher zu kommen, bis es dem neuen Direktor gelingt, die lange vor ihm unzufriedenen Schauspieler durch Ueberredung zu fixiren, oder neue zu bekommen, deren Talente den Talenten derer entsprechen, deren Abgang vom hiesigen Publikum bedauert wird, da sie als Lieblinge gern gesehen wurden. Denn Herr und Madame Gebhard, so viel sie auch in ihrem Fach leisten, dürfen deshalb nicht ausschließlich auf jenes Prädikat Anspruch machen, wie der Korrespondent des Freymüthigen A. v. B. in Nr. 46. u. 47. behauptet; und es bleibt der unpartheyischen Kritik überlassen, ob diese Auszeichnung nicht auch andern Schauspielern gebühre; z. B. der lieblichen Tochter Melpomenens, Madame Dalberg, oder den zum hohen Komischen erzogenen Söhnen Thaliens, Elmenreich und Sazenhoven. Das Publikum, nicht immer kompetenter Richter über Kunst und Künstler, dürfte nur dann vernommen werden, wenn es sich in allen Individuen vor dem

Tribunal des richtigen und wahren Kunstgefühls rechtfertigen könnte; so lange bleibt die Kritik, welche nach Grundsätzen der Aesthetik in ihren Urtheilen verfährt, der einzige, gültige Richter über die Produktionen der Kunst, und die, welche sie kultiviren. Aber die Kritik wird auch ihre Forderungen nicht überspannen, vielmehr ihre Erwartungen oft herabstimmen müssen, und so z. B. nicht bey jedem Schauspieler das seltene Talent eines Roscius oder Garrik voraussetzen. Wenn man im Allgemeinen wünschen muß, daß jede auch noch so gerechte Rüge mehr sanfte Belehrung, als strengen Tadel enthielte, so kann man doch in einem Fall nicht genug Strenge fordern, nämlich: wenn ein Schauspieler sich nicht die Mühe giebt, seine Rolle gehörig zu memoriren und am Soufleur wie ein Kind am Busen der Säugamme hängt. —

Das Haus des neuen Direktors, Herrn Etatsraths v. Niesenkampf, ist der Tempel der Freundschaft und des guten Geschmacks, worin er und seine liebenswürdige Familie die schönsten Ornamente sind; indem seine ernstesten Geschäfte eines Generalsekretors des Senats der Grazie des geselligen Lebens keinen Abbruch thun. Obgleich ich nicht die Ehre habe, dort eingeführt zu seyn, so ist darüber doch nur eine Stimme im Publikum, so wie in Absicht der Hochschätzung, die dem trefflichen Manne gebührt.

Hier haben Sie, m. Fr.! über den jetzigen Zustand des Theaters, so wie über die Personalität seines neuen Direktors eine Nachricht zur Befriedigung Ihrer Neugier, die der obenangeführte Artikel des Freymüthigen bey Ihnen erregte. Uebrigens irrte jener Korrespondent auch darin, daß er, statt des Hofraths Schmidt, den Doktor Maune als Unterdirektor bey dem deutschen Theater anstellte.

---

### Mitaisches Theater.

Um in den Augen der Welt — bestimmter: des Publikums — eine neuangehende Schauspielersocietät zu heben, muß der Stifter derselben, so wenig wie nur möglich, den forcirten Direktor, der gar zu leicht in einen farcirten ausartet, spielen; denn sonst ist es bald um die Achtung aller geschehen. Ist der Chorführer ein sich selbst wüthig schnellendes Springmännchen, so wird auch die schönste Kunst am Ende zum närrischsten Kastagnettentanz; obwohl das doch noch besser ist, als wenn der Kastagnettentänzer zum Schauspieler travestirt, und somit ein rührendes Ifflandisches Stück dem Publikum mitunter lustig vorgesprungen wird.

Herr Arresto, selbst ein anerkannt guter Schauspieler und Schauspieldichter und, aus

diesem Grunde, feiner Menschenbeobachter und Weltmann, ist keinesweges in diesen Fehler verfallen. Nicht sowohl Er, sondern vernünftige Theatergesetze dirigiren das Ganze, und Er ist nur, ohne alle weitere Prätension, das erste, gehorsamste und andern zum Beyspiel unaußgeblasendste Mitglied. Das erste Gesetz dieser Verbündeten ist ein moralischer Lebenswandel. Daher kommt es denn auch, daß selbst die boshafteste Zunge nichts gegen sie aufzubringen vermag: ein Vorzug, der nur wenig Direktionen zu Theil ward.

Behmüthig wäre es freylich, in den hohen Ruinen eines alten ehrwürdigen Felsenschlosses (wie dies oft in der vergänglichlichen Welt der Fall ist) eine kleine jämmerliche Winzerhütte angebaut zu sehen, wo hin und wieder zwar noch eine korinthische Säule stände, aber nichts tragend, nichts stützend, als höchstens ein zerstöbertes — Strohdach, und wo durch die zerfallenen Fensterbogen der Kunst etwa ein gieriges Wieselchen, mit feurigen Augen, raublüftern hinauschaute, als ob das ganze Felsenschloß nur in Trümmern daläge, um ihn und nur ihn zu nähren: — ein Gedanke, der Jedem so nahe liegt, wenn er auf den rühmlichen Eifer des Stifters unsrer schönsten Freuden, ja dadurch auf den Beförderer der Moralität für das größere Publikum, Herrn Meyrer, den Blick zurückwendete. — Doch es

ist, zu unserm Trost, anders. Er war es, der den Schauspielerstand durch moralische Würde adelte, durch seine liebenswürdige Gefälligkeit gegen Jedermann, schätzbar, durch seine seltene Uneigennützigkeit, geehrt machte. Schröder und Meyrer werden immer als das Vorbild edler Menschen im Gedächtniß ihres Publikums leben, und selten erreicht, wohl aber niemals übertroffen werden. Herr Arreßto bemüht sich, in Rücksicht der Moralität, Gefälligkeit und Uneigennützigkeit ganz in die Fußstapfen seines allgemein geschätzten Vorgängers zu treten, und zwar nicht ohne Beyfall und Schätzung seines wahren, nicht affectirten, Kunsttalents und seiner kraftvollen, nicht imitirten, Genialität.

Niemand kann weniger erhitzt auf den Direktortitel seyn, als Herr Arreßto, und vielleicht selten ihn Jemand mehr verdienen als gerade Er. Was ist überhaupt Principalschaft, wenn man keinen eigentlichen Principalgeist hat? — Als der berühmte Tonkünstler Reichardt, in seinen Jugendjahren, bunt, theatralisch und burschikos gekleidet, mit andern frohen Gesellschaftern, unter der Anführung eines zum Führer gedungenen ehrsamem Gebirgbewohners, die schönen Gegenden Böhmens bereiste, standen alle Bewohner der Dorfschaften, wo ihr Zug durchging, vor den Hausthüren stille und schlugen die Hände über den Kopf zusammen bey dem Anblick dieser Bande, und

riefen: „daß arme junge Blut!“ — wie man ungefähr noch bey mancher unnütz übertriebenen Deklamation ausrufen könnte. Endlich lösete sich das Räthsel; denn der Dirigens dieser reisenden Kunstbrüder war der Bettelvogt aus Querlequitsch, und man hielt sie alle für einen Bettlertransport über die Gränze. O! Querlequitsch! o, Eitelkeit der Direkteurschaft! — Herr Arresto wird sicher über diese Geckengröße lächeln; wünschenswerth wäre es, daß das ein jeder Andere auch könnte!

Der wahre Principalgeist zeigt sich in der musterhaften Direktion, und die Direktion am besten in der Ausführung eines Kunstwerkes; doch per tot varios casus, per tot discrimina rerum tendimus in — Latium; einer sucht den Titel, der andere das Amt: felix possessor! — Der eine hält den ersparenden Leuchterknecht, der andere die Fackel. Sinn für die Ersparniß der Lampen aber ist noch nicht Kunstsin, und eine abgeknappte Falte an der Bekleidung Thaliens bleibt ewig — schonend gesagt — eine Arm-seligkeit.

Sey es nun, daß Herr Arresto so vorzüglich, durch wohlgewachsene Gestalten mittler Größe, vom Schicksal beglückt ward; aber man sieht hier nirgends an den Kleidungen die abgekürzte Schneiderrechnung aus allen Falten um Rache schreyen. Nichts ist widerlicher, als ein

umgemachtes Gallakleid, aus dem noch die Urform hervorguckt; nichts unausstehlicher, als ein enger, verpürzelter Biedermannsrock. Alles ist dagegen hier vollkommen und anständig.

Kürzlich ward der neue Proteus gegeben, ein Lustspiel in vier Aufzügen von Linden. Der Inhalt ist kurz dieser: Baron Lindensfeld, von Reisen so eben zurückgekehrt, verliebt sich in Emma, die Mündel Jakob Barfußes, und schmeichelt nun den Eigenheiten ihrer Anverwandten, um zum Zweck zu kommen. Gegen Louis von Barfuß ist er Archäolog, gegen Jakob von Barfuß — deutscher Mann und deutscher Saufaus, gegen Frau von Barfuß — sentimentaler Schwärmer der neuesten Klingreimerey. Und so erhält er Emma's Hand. — Das Stück eignet sich unstreitig mehr für Lektüre als Darstellung, denn es hat mehr Charakterschilderung als Handlung. Allein die Darstellung war dennoch einzig in ihrer Art; rund, ineinandergreifend, lebhaft, vortrefflich. Auch nicht ein einziger Schauspieler hat sich eines Tadel's schuldig gemacht.

Herr Arresto gab den Louis von Barfuß mit unnachahmlicher Laune und mit einer Präcision, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sein Bornehmthun, sein Alterthumstik und sein Gallo-germanismus war höchst originell. Der Charakter ward von ihm mit hoher Kunst motivirt, indem er über das Allgemeinlächerliche nur zu

satyrisiren nicht zu pasquillisiren sich bemühet — ein Fehler, in den unsre meisten Komiker verfallen, indem sie, statt allgemeine Thorheiten anzudeuten, immer nur dieses oder jenes lächerliche Individuum kopiren, und dadurch die Satyre des Dichters durch ihre beziehende Darstellung zum wahren Pasquill machen.

Madame Brose ist eine vorzügliche Schauspielerin, mit einer edeln Bildung und voll Grazie. Ihre Sprache ist rein und dabey reich an Modulationen in der Stimme. Die Nuancen, die sie selbst in ihre Rolle ohne Zwang anzubringen wußte, zeigten, daß sie auch in der neuern Lectüre kein Fremdling ist. Eine unbelesene Künstlerin, wie es deren heut zu Tage viel giebt, die ihre Rolle nur strickend lernen, und deren Darstellungen auch immer nur wie verzwickelte Zwickel in dem großen Kunststrumpf Thaliens aussehen, würde diese Rolle sicher utriert haben; Madame Brose aber gab einen Beweis ihrer Studien, und führte diese sentimentale Schwärmerin mit einer seltenen Wahrheit durch. Der Beyfall der Kenner lohnte ihr dafür.

Madame Wagner, als Emma, stand heute ganz an ihrem Platz; ihre Lebhaftigkeit war nicht übertrieben, ihr Feuer sehr interessant.

Auch Demoiselle Hübsch, als Ida, gefiel in der Liebeserklärung, durch ihren naiven Anstand,

Jedem, der ihr natürliches Spiel zu würdigen verstand.

Demoiselle Guttermann, als Sophie Maas, nahm vorzüglich alles für sich ein, und gewährt, wenn sie sich mit gleichem Fleiß fortbildet, viel Hoffnung.

Herr Albert hat ganz die Gewandtheit eines ersten Liebhabers, und war dabey ohne alle Affektation. Gute erste Liebhaber trifft man überhaupt äußerst selten an. Auch wirkliche Liebhaber sind meistentheils Thoren, wie bekannt; aber die Theaterliebhaber sind es fast immer noch in einem höhern Grade. Gewöhnlich sind sie die liebenswürdigste Ungezogenheit ganz und gar. Daher dieß Gefratsfuße, Gezippere, Husteln — die Sprache hat kaum Worte für alle diese Albernheiten — daher die unermüdeten Abänderungen der Haltung, bald en soutien, bald en matelot, und diese wohlbekannte falschgraziösen Stuhlfliegen! Herr Albert ist ein vollständiger Liebhaber, der nichts zu viel und nichts zu wenig thut. Am wenigsten, und das ist sehr zu loben, ist er, wie manche Andere, so unersättlich kußlüstern. Er ist ganz Natur; gefällig und ohne allen Zwang; erklärt seine Liebe ohne zu — schnarren, zu lispeln, oder den Mund küßlich zu spizen, und ist doch der Liebling des Kunstfreundes. Sein Baron Lindenfeld wäre, mit weniger Kenntniß und mehr Liebhabergerzerre gegeben von jedem

Andern, gewiß sehr fade ausgefallen. Dies ist doch einmal ein einsichtsvoller Liebhaber und nach dem Anblick so vieler Tollen endlich einmal eine wahre Erholung, ein wahrer Kunstgenuß.

Herr Brose ist nicht ohne Anlagen. Nur etwas mehr Mäßigung und ruhiges Spiel wäre ihm zu empfehlen; denn noch spricht er zu heftig, um nicht ahnen zu lassen, daß alles, was er sagt, nur memorirt sey, und dies und die Aengstlichkeit dabey zu verbergen muß doch die erste Sorge eines guten Schauspielers seyn. Jedes Wort muß wie ein Genius des Augenblicks aussehn. Memorirte Sentenzen und memorirter Witz sehen hingegen, wenn sie vorgebracht werden, immer aus, als kommen sie so eben aus der Presse. Uebrigens war die Darstellung des Hofraths von Willmann recht brav und, kleine Uebereilungen abgerechnet, durchweg lobenswürdig.

Herr Schröter, als Jakob von Barfuß, mit dem ewigen deutschen refrain: schenk ein, Samuel! schenk ein! gewährte dem Publikum nicht wenig Vergnügen, ohne sich dabey auch nur die kleinste Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen, indem er in reiner Deutscherheit gegen die ätherische Sentimentalität ein allerliebstes bas relief lieferte.

Um seinen Mitgliedern eine Freude zu machen, und um dadurch ihren Eifer zu exaltiren, spricht man, werde Herr Arreßto nächstens die Dikta-

via geben. Madame Brose, als Kleopatra, in diesem Stücke zu sehen, wird jedem Kenner gewiß ein hoher Kunstgenuß seyn. Wahrscheinlich wird da auch das Kostüm vernünftiger beobachtet werden, als in Riga, wo Römerinnen und ägyptische Frauen alle auf nordischrothen Schuhen einher koturnisirten, und — was das Lustigste bey der Sache, aber auch das Unbegreiflichste von dem Geschmack des Direktors war — wo alle Damen wie griechische Hetären, sage Hetären, gekleidet waren. Warum befragte er sich nicht bey Sachverständigen? Bey so viel Unkunde ist ihm auf jeden Fall Demuth zu rekommandiren. Oder glaubte er, auch die Gebräuche des Alterthums nach seinem — — Gutzünken dirigiren zu können?

Ferner: Allen Römern hing hier das Schwerdt auf der linken Seite! \*) Auf den Beuillen stand, statt der Feldherrennamen, SPOR, denn am O war das Schwänzchen vergessen, und dergleichen Unsinn mehr. Ne sutor ultra crepidam, lieber Freund! — — Die Besetzung der Rollen aber zeigte vollends von wenig Beurtheilungskraft.

Herr Arreſto hingegen, ohne den Tif zu haben, in seiner Gesellschaft ein membrum *καὶ ἐξοχόν*, vulgo Direktor par excellence zu seyn, zeigt sowohl in der Rollenvertheilung, als auch in der Art, wie er jedes Mitglied braucht und anstellt, ein reifes Urtheil und nichts weniger als — planloses Verfahren. Einen Kranz überhaupt mühsam sammeln, und dann ihn nicht zu binden verstehen und die Blumen zu ordnen, und über den eigenen Unverstand auffahren und ihn —

\*) Bekanntlich trugen die Römer das Schwerdt auf der rechten Seite.

zerpflücken, ist — was denn? — auf jeden Fall —  
 kindische Unart. Herr Arressto versteht den  
 Kranz zu binden als Meister: — man folgere  
 weiter! — —

Brose.

\*

\*

### Nachschrift des Redakteurs.

Ungeachtet wir das vorstehende Urtheil über  
 die hiesige Darstellung des neuen Proteus —  
 eines an sich langweiligen Produkts, das nur  
 durch rasches, ineinandergreifendes Spiel gehoben  
 werden konnte — völlig unterschreiben, indem  
 sie wirklich im Einzelnen durchaus tadellos, in  
 manchen Parthien trefflich und im Ganzen so vor-  
 züglich ausfiel, wie es nicht leicht immer und  
 überall der Fall zu seyn pflegt; so müssen wir  
 doch, als täglicher Beobachter des hiesigen Schau-  
 spiels, bemerken, daß hier nicht in der Regel eine  
 solche Auswahl in der Besetzung der Stücke mög-  
 lich und die Gesellschaft durchweg nicht so außerles-  
 sen ist, daß man immer und in allen Rollen etwas  
 Vorzügliches zu erwarten berechtigt wäre. Außer  
 Hrn. Arressto, als darstellenden Künstler — sein  
 unverkennbares Verdienst um die Theaterleitung  
 ungerechnet — können wir nur Herrn Albert und  
 Madame Brose, von den Vorgenannten, als  
 vorzügliche Glieder seiner Gesellschaft rühmen, und  
 mit geringen Einschränkungen das bestätigen, was  
 oben über sie von einem bewährten Kunstkenner  
 gesagt worden. Herr Schröter ist, bey aller  
 Einsicht, die er verräth, und so sehr ihm manche  
 Rolle glückt, nicht immer an seinem Platz.  
 Madame Wagner hat seit Kurzem gewiß sehr

gewonnen und zeigt durchaus viel Fleiß, auch kann man von ihr nicht geradezu sagen, daß sie irgend eine Rolle verdürbe; allein ein Haupttadel, der sie trifft, ist: allzugroße Einförmigkeit, indem sie täglich dieselbe ist. Madame Lemke (sonst Demoiselle Hübsch) passirt als Sängerin; ihre Stimme hat viel Annehmlichkeit und Rundung, doch fehlt es ihr an Ausbildung. Sonst scheint sie im Schauspiel nur für wenig Rollen geschaffen. Demoiselle Guttermann hingegen berechtigt allerdings zu großen Hoffnungen; um auf der von ihr so glücklich betretenen Bahn rühmlich fortzuschreiten, müßte sie jedoch schon jetzt das Manierirte in ihrer Aktion zu vermeiden suchen. Ihre Deklamation ist durchaus untadelhaft. Unter der Anleitung ihrer Mutter (der oben erwähnten Madame Brose) wird sie gewiß, da sie noch sehr jung ist, dereinst eine nicht gemeine Theaterzierde werden. Madame Egré hat viel Gewandtheit, und zeigt sich in jeder Rolle als eine denkende Schauspielerin. Sie ist unstreitig die Brauchbarste bey der Gesellschaft des Herrn Arresto. Ob und wie lange sich übrigens die Entreprise desselben überhaupt erhält, steht zu erwarten. Wir können ihr, besonders in dieser, jeder Art von Kunst — bis auf die Goldmacherkunst — so ungunstigen, Zeit kein günstiges Prognostikon stellen. Auch zweifeln wir, daß Kurland überhaupt der Ort sey, wo sich ein stehendes Theater, selbst mit Benutzung der Johanniszeit, die übrigens von Jahr zu Jahr unergiebiger wird, lange erhalten könnte.

---

## VIII.

## L i t e r a t u r.

Allgemeine Reise = Encyclopädie, in Auszügen aus den größeren bisher erschienenen Reiseswerken, zur unterhaltenden Belehrung in der Länder = Völker = und Naturkunde. Mit Kupfern. Leipzig, 1810. 18 u. 28 Hest.

Der Plan der seitherigen Herausgeber des Journals für Land = und Seereisen, die vorzüglichsten und interessantesten Reisebeschreibungen, die ungefähr seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienen und unverdienterweise entweder wenig beachtet oder gänzlich in Vergessenheit gerathen sind, gefälliger eingekleidet, Auszugsweise der Lesewelt mitzutheilen, die oft durch den holprigen, hölzernen Styl derselben abgeschreckt ward, sich früher mit ihnen bekannt zu machen, verdient an sich schon alles Lob, noch mehr aber die erste Ausführung desselben in den ersten beyden vor uns liegenden Hefen. Sie enthalten folgende interessante Artikel: 1) Wadströms Reise von Stockholm durch Dännemark, Deutschland und Frankreich nach den Senegalländern in Afrika, in den Jahren 1787 und 1788, aus einer Handschrift, mit dem dazu gehörigen Kupfer, welches den genannten Reisenden zeigt, wie er eben einen Negerprinzen unterrichtet. 2) Esq. Dan. Mar = Rinnen Reise nach den brittischen Inseln in Westindien, und besonders nach den Bahamainseln, in den Jahren 1802 und 1803, aus dem Englischen. 3) Des Grafen von Hoffmannsegg Reise durch Schlesien, Böh =

men, Mähren und Ungarn bis an die türkische Gränze, in den Jahren 1793 und 1794.  
 4) Le Gentil's Reise nach Ostindien, den Philippinischen Inseln, Madagaskar, Isle de France und Bourbon, in den Jahren 1760 und 1769; aus dem Französischen. Das zweyte Kupfer ist ein besonders gut ausgeführtes, kolorirtes Blatt, die Ansicht der Stadt Masstricht von der Seite des Petersberges darstellend.

Ein nicht geringer Vorzug dieses Reisetwerks ist die Gleichförmigkeit und Einfachheit des Styls; auch sind die gelieferten Auszüge von der Art, daß man, bey aller Abkürzung des Originals, nichts Wesentliches daraus vermissen wird. Das Ganze gewährt, wie es der Titel verheißt, eine unterhaltende und belehrende Lektüre, die alle Leser von Geschmack zu empfehlen ist. Uebrigens ist der Preis, nach Verhältniß, und wenn man die illuminirten feinen Kupfer mit in Anschlag bringt, sehr mäßig. (Der Jahrgang kostet bey Deubner und Treuy in Riga 7 $\frac{1}{2}$  Thlr. Alb.)

---

# N u t h e n i a,

o d e r :

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

J. E. Schröder und J. B. Albers.

---

Zweyter Band.

---

St. Petersburg und Mitau.

1 8 1 0.

Im Verlage der Herausgeber  
und

in Kommission bey Deubner und Treuy in Riga.

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee  
zu Dorpat.

# Inhalt des zweyten Bandes.

## May = Heft.

	Seite.
I. Gedichte.	
1) Elektra, Agamemnons Tochter. Von Herrn Professor Liebau . . . . .	1.
2) Der Tod. Von Herrn Prof. Dr. Frähn	6.
3) Am Meere. Vom Freyherrn v. Schlip- penbach . . . . .	7.
II. Vorschlag zur Wiederaufhebung des Stan- des der Geistlichen. Von Herrn Professor Lehmann in Königsberg . . . . .	8.
III. Der Mensch. Von Ebendemselben . . . . .	18.
IV. Blätter aus meiner Schreibtafel. Von Herrn Schulinspektor Dr. Thieme . . . . .	19.
V. Giulietta . . . . .	31.
VI. Galanterie der Griechen . . . . .	42.
VII. Unvorsichtigkeit . . . . .	46.
VIII. Theater.	
1) Nevaler Bühne. (Fortsetzung.) . . . . .	54.
2) Ueber die Darstellung der Braut von Messina in Mitau . . . . .	61.
IX. Literatur	
1) Recension einer Recension . . . . .	71.
2) Pantheon. Eine Zeitschrift für Wissen- schaft und Kunst . . . . .	77.
3) Vertraute Briefe über Oestreich u. . . . .	78.
X. Gute, alte Zeit . . . . .	79.

# J u n y = H e f t.

	Seite.
<b>I. Gedichte.</b>	
1) Klagen über den Nord . . . . .	81.
2) Heroismus . . . . .	84.
3) Der Gattin wirkliche Erscheinung nach dem Tode . . . . .	86.
<b>II. Historische Kezereyen. Von Hrn. Dr. L. F. Liermann, genannt Junker . . . . .</b>	88.
<b>III. Scanderbeg. Von Hrn. Kriegs-rath Scheffner . . . . .</b>	106.
<b>IV. Wahrheit. Von Herrn Professor Lehmann . . . . .</b>	121
<b>V. Unvorsichtigkeit. (Beschluß.) . . . . .</b>	126.
<b>VI. Der Prozeß um einen Hut. Eine wahre Anekdote . . . . .</b>	133.
<b>VII. Theater.</b>	
1) Theaterkritiken von Voltaire . . . . .	138.
2) Rigasches Theater in Mitau . . . . .	144.
<b>VIII. Literatur.</b>	
<b>Die Feyer des 4ten July 1810 in der Familie Wandor ic. . . . .</b>	167.

## J u l y = H e f t.

	Seite.
I. Elisabeth von Stromberg. Von Hrn. Dom- vicar Boß . . . . .	169.
II. Scanderbeg. (Beschluß.) Von Herrn Kriegs- rath Scheffner . . . . .	178.
III. Die Belagerung von Malta. Eine Vorle- sung. Von Herrn Professor v. Bacsko . . . . .	186.
IV. Medicinische Memorabilie . . . . .	204.
V. Suum cuique . . . . .	210.
VI. Aprophtegmen . . . . .	214.
VII. Theater.	
Rigasches Theater in Mitau. (Beschluß.)	217.
VIII. Nachrichten aus Riga über die Jubel- feyer. (Briefauszug.) . . . . .	237.

# A u g u ſ t = H e f t.

	Seite.	
<b>I. Gedichte.</b>		
1) Die Geahnete. Von Herrn Domvicar Boſt . . . . .	241.	
2) Beruhigung. Vom Freyherrn v. Schlip- penbach . . . . .	244.	
3) An die Laute. Von Ebendemselben .	244.	
4) Der Budel aus der Fremde. Eine Fabel.	245.	
<b>II. Gedanken über das Eigenthümliche des deut- ſchen Heldengedichts und der deutſchen Dich- tungsart überhaupt. Von Herrn Profeſſor Trautvetter . . . . .</b>		<b>248.</b>
<b>III. Ueber Sonntagsfeyer, mit Bezug auf die, beſonders in Kurland vorhandenen, Kir- chenfrüge. Von Herrn Paſtor Dr Richter.</b>		<b>265.</b>
<b>IV. Der häßliche Prinz; ein Märchen. Von Albers . . . . .</b>		<b>278.</b>
<b>V. Sentenzen für Buchmacher . . . . .</b>		<b>289.</b>
<b>VI. Der Papierdrache und der Pilz. Eine Parabel.</b>		<b>294.</b>
<b>VII. Theater.</b>		
1) Revaler Bühne. (Fortſetzung.) . . .	296.	
2) Theateranekdote . . . . .	306.	
<b>VIII. Literatur.</b>		
1) Jubelſchriften . . . . .	309.	
2) Krufenſterns Reiſe um die Welt ꝛc. .	313.	
3) Anleitung zur Behandlung der wichtigſten Seuchen unter dem Rindvieh ꝛc. Von Bojanus . . . . .	316.	

# K u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t M a y.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

Elektra, Agamemnons Tochter. \*)

Jungfrau'n! klaget mit mir, wein't in der Ver=  
lassenen Thränen,  
Und du, pelasgisches Land, halle die Klage  
zurück!

---

\*) Die grauenvolle Geschichte der Heroenfamilie des Pelops findet man unter andern auch erzählt in Moriz Görtes Lehre, S. 277 ff Ueber Abweichungen in den einzelnen Begebenheiten und ihrer Stellung muß man sich nicht wundern; sie finden statt, je nachdem der Neuere einem andern alten Dichter oder Mythographen gefolgt ist. Mein Führer war Euripides in seinem Orestes. Uebriaens ist hier der Augenblick ergriffen, wo Elektra die Nachricht erhält, daß sie mit ihrem Bruder Orestes gesteinigt werden soll, welches in der Folge durch Apollons Dazwischenkunft verhindert wird.

Daß, so lang' ich noch schaue das Licht des heiligen  
 Tages,  
 Jegliche Freude mich flieh', Unglück nur treffe  
 mein Ohr. —  
 Ach! wie sanftest Du tief, o Tochter des waltenden  
 Herrschers,  
 Welcher in Argos mit Macht und in Mykene  
 gebot,  
 Welchem die Schaaren gehorchten, aus Hellas Flu-  
 ren gesendet,  
 Denen Troja erlag, Ilios neigte das Haupt. —  
 Tantalos heilige Kraft, Du Freund der unsterblichen  
 Götter,  
 Wie doch lastet so schwer, was Du gefrevelt,  
 auf mir!  
 Zwar Du leidest die Schmach der ungezügelten  
 Zunge,  
 Und der schwebende Fels straft Dich mit drohen-  
 dem Fall; \*)  
 Aber in Deinem Geschlecht, — Verderben folgt auf  
 Verderben,  
 Tod nur wechselt mit Tod, Morden erzeugt  
 den Mord.  
 Pelops erwarb sich durch List die Vermählung Hip-  
 podameias,  
 Aber Denomaos sank vorher zum Ais hinab.  
 Myrtilos foderte Lohn für den treulos zertrümmer-  
 ten Wagen,  
 Und der geschleuderte fand Tod in der schäumen-  
 den Fluth.

---

\*) Nach Euripides Dichtung, Orest. v. 6 und 980 ff., schwebt  
 Tantalos zwischen Himmel und Erde, und über ihm ein  
 Fels, der stets zu fallen drohet. Vergl. Odys. 11. 521 ff.  
 und Ovid. Metam. 10, 41.

Darob zürnete sehr der spähende Argoswürger,  
 Weil ihm der blühende Sohn starb in der Tiefe  
 des Meers.

Zornvoll sandt' er darauf das Lamm mit dem golde-  
 nen Blicke,

Atreus Heerden zum Ruhm, aber ihm selber zur  
 Schmach;

Denn der Kreterin List, Aëreus, seiner Vermählten,  
 Gab es Thyestes dahin, treulofer Liebe zum Preis.  
 Und, wer kennet es nicht, das grausende Mahl des  
 Thyestes,

Das ihm der Bruder erfann, fürchterlich rächend  
 die Schuld?

Doch, wie nenn' ich sie Dir, die Frevelthat Kly-  
 tämnestras? —

Schweige, jungfräulicher Mund, rede Unsägli-  
 ches nicht. —

Aber den tapferen Vater erschlug mir der feige  
 Aegisthos;

An dem eigenen Heerd fiel er, der rühmliche  
 Held.

Mit ihm hatte die Mutter den Fallstrick selber erfon-  
 nen;

Denn der Unsterblichen Zorn hatte das Herz ihr  
 bethört.

Und sie hätten vollbracht und Argos Völker beherrschet,  
 Und verschwelget das Gut, das Agamemnon  
 erwarb;

Aber Apollon erweckte zum Rächer den edeln Orestes,  
 Meinen Bruder, er traf beyde mit schmachvollem  
 Tod.

Also sank sie dahin, die Mutter, dem Streiche des  
 Sohnes,

Welchen ihr Schooß einst gebar, den sie am  
 Busen ernährt!

Und er achtete nicht der Flehenden jammernde  
Stimme;

Denn von Unsterblichen war graunvoll verhärtet  
sein Herz.

Stets umschwebt' ihn das Bild des treulos gemorde-  
ten Vaters,

Und die Mutter erschien ihm als Verrätherin  
nur.

Ich auch wußt' um die That, und Pylades, der  
Vertraute

Seines Herzens, er half rasch ihm vollenden das  
Werk. —

Hätten wir lieber zuvor des Vaterlands Fluren ver-  
lassen,

Und unter fremdem Geschlecht, Flehende, Hülfe  
gesucht!

Mitleid wäre fürwahr den Unglücksel'gen geworden!

Denn Zeus selber beschützt mächtig des Flehenden  
Hand.

Doch nun sind wir verhaßt, und, von Göttern und  
Menschen verlassen,

Drohst beyden der Tod, Abscheu nur hat uns  
umringt.

Keiner der Argier darf uns nahen mit freundlicher  
Rede;

Denn Befleckung ergreift ihn und der Himmlis-  
chen Zorn.

Jeglicher scheuchet uns hart von der Schwelle seiner  
Behausung,

Und des Feuers Geschenk reicht er Verworfenen  
nicht.

Aber der arme Drestes, gescheucht — doch darf ich  
sie nennen,

Jene furchtbare Macht, welche die Frevelthat  
rächt?

Rasend tobet er oft, verfolgt von dem Schatten der  
Mutter,

Grauensvoll umringt von den drey Töchtern der  
Nacht.

Und, o Pylades, Du! Du meines Herzens Ge-  
liebter,

Dem mich der Bruder verlobt, weil Du stets  
Bruder ihm warst,

Dich auch schau' ich nicht mehr — es sinket die hei-  
lige Liebe,

Dir von Elektra geweiht, mit ihr in Aides  
Nacht.

Bald suchst Du sie umsonst, umsonst den Bruder  
Drestes;

Denn der Steinigung Tod trifft Agamemnons  
Geschlecht.

Also hat es beschlossen der stolzen Argeier Versamm-  
lung,

Und Menelaos, der Freund, listenreich, rettet  
uns nicht.

Lebe denn wohl, Du Geliebter! O Bruder Drestes  
des Bruders!

Leb' und vertraue dem Grab' Bruder und Schwe-  
ster zugleich!

Und hast Du ihn erhöht, den Hügel, mit liebreichen  
Händen:

Weine Thränen auf ihn, heilige Sprengung für  
sie. —

Aber du, Schatten des Vaters, den kindliche Liebe  
gerächtet,

Freundlich nimm auf dein Geschlecht, welches  
die Erde verstieß.

Liebau.

## Der Tod.

(Frei nach dem Engländer Garth.)

Dem Böbelhaufen nur dünkt der Pokal  
 Des Todes ein so herber Vermuthstrank.  
 Das Uebel, traun, wir fühlen's, liegt allein  
 In unsrer Angstbetäubten Phantasie.  
 Wir sterben? — Ist's denn etwas anders, als  
 Wir landen endlich mit dem morschen Kahn,  
 Mit dem wir Jahre lang des Lebens Strom  
 Wohl auf, wohl nieder ruderten, und nicht  
 Den Hafen fanden, der uns sicher barg?  
 Bald warf die wilde Wog' in Lüften ihn,  
 Bald schloß ein grauser Abgrund unter ihm  
 Sich auf. Von Angstschweiß troff des Schiffers Stirn.  
 Umsonst versucht er Landung. Droh'nde Klipp'  
 Umstarrte rings die Ufer. Krachend brach  
 An ihnen sich der Woge weißes Haupt. —

Wie ändert doch die Scene sich so plözlich,  
 Wenn unsre Stunde schlägt! des Sturmes Fittich  
 Senkt nieder sich. Die Woge schweigt und rastet.  
 Sanft gleitet unser Schifflin auf den Wellen,  
 Die hier es ans Gestade schaukelnd spielen,  
 Dort, wo die Ruhe wohnt, wo stiller Friede  
 Der schattenden Cypressen-Hainen Wipfeln  
 Entsäufelt. — —

Dem Tode bebt der Schuldige allein,  
 Der Fromme sehnt in seine Arme sich.  
 Der Sohn des Unglücks sucht ihn, und der Held  
 Kämpft mit ihm und geht oft als Sieger heim.  
 Nachdenken läßt des Weisen Geist des Todes  
 Nur spotten, sel'ges Nichtgefühl den Thoren. —

Die Pein der Liebenden, wenn nichts sie lindert,  
 Es lindert sie der Tod. Er öffnet dem  
 Im Kerker Schmachtenden die eh'nen Riegel,  
 Und, wenngleich ein Tyrann, giebt doch er Freiheit!  
 Frähn.

## 3.

## Am Meere.

(Ulmahlen den 25sten December 1808.)

Stolzes Meer, dich hört' ich brausen, stürmen,  
 Sah' in deinen ungemessenen Räumen  
 Hoch der Wellen fühne Fluth sich thürmen,  
 Dann mit wilden Wogen niederschäumen,  
 Und der Brandung lautes dumpfes Schallen  
 Hört' ich weit am Ufer wiederhallen.

Selbst des Sommers sonnenhelle Tage  
 Konnten Ruh' nicht deinem Innern geben,  
 Nur mit leiserm tieferseufzten Schlage  
 Mußten deine Wellen sinken und sich heben,  
 Nicht der Sonne Gluth, nicht ihrer Helle  
 Beugte sich das kleinste Haupt der Welle.

Aber welche Ruhe, welche Stille! —  
 Wer, du stolzes Meer, hat dich bezwungen?  
 Wer dich zugedeckt mit schwerer Hülle?  
 Wie ist deine Stimme jetzt verklungen? —  
 Dahin sind die thürmenden Wogen,  
 Sie starren, die Häupter gebogen,  
 In weit unermessenen Räumen;  
 Dahin ist dein Toben, dein Schäumen!

Konnte nur des Frostes Macht dich zwingen?  
 Meer, bist du ein Menschenherz?  
 Ja, vergeblich ist dein Kampf, dein Ringen,  
 Endlich weichst auch du dem Schmerz.  
 Kälte ist der Tod, und Tod und Schmerzen  
 Gehen immer brüderlich einher,  
 Wild empörte Menschenherzen  
 Brechen sie wie ein empörtes Meer.

U. v. Schlippenbach.

## II.

Vorschlag zur Wiederaufhelfung des Stanz  
 des der Geistlichen.

(An E. Erl. Konsistorium in Preußen.)

Es ist nicht meine Absicht, die Ursachen zu bestimmen, warum in den letzten Zeiten über die Künste, Wissenschaften und Ordnungen eine allgemeine Verbürgerlichung gekommen und über den Sinn zur Veredlung der menschlichen Natur, und zur Bildung der innern Menschheit sogar herrschend geworden ist, daß diejenigen Stände im Volke, denen die Menschenbildung nach der hohen Idee, nicht aber eine platte Erwerblichkeit zur Sorge anvertraut ist, sich von dieser freyen und würdigen Idee herabstimmten und in Gemeinheit

versunken sind. Mag es seyn, daß die Bürgerlichkeit, weil sie bey unsern großen Vätern zu sehr übergangen und von ihnen in höhere Bildungen untergetaucht wurde, nun Rache üben will an der Maxime der Menschenbildung, — oder mag der Zeitgeist, stuzig über unsre großen, idealischen Vortage und über die Höhe, auf welcher Bildung und Wissenschaft bey unsern Vätern standen, nun sich in den leichtern Gängen bürgerlicher Verhältnisse erholen und für die Menschheit neue Anstrengungen vorbereiten wollen, — oder mag endlich der durch den Anwuchs der Menschenzahl immer mehr verengte Erdboden unter Versagung der Lebensmittel uns den Bedarf sinnlicher Künste gar sehr angerathen haben. Gewiß aber ist es, daß die bildenden Stände unter uns selbst von ihrer Bestimmung nachgelassen und in dem Akkommodationsysteme, einem System der Herablassung von der Idee zur ungebildeten Natur, solche Maximen begünstigt haben, welche die Empyrie roher Wirklichkeiten über dem Sollen der Vernunft zum Gößen machen, das Erdenleben, so doch nur ein Mittel ist, zur Würde eines Zwecks erheben, die Bildung in einer sinnlichen Abrihtung zu thierischen Künsten untergraben, mithin die Epoche der Gemeinheit uns näher bringen, und welche den Vorwurf begründen, daß sie, indem sie die Aufklärungen ihres Berufs an die Aufklärungen einer gemeinen Sinnlichkeit

abgetreten haben, wohl selbst Schuld daran sind, wenn sie nun ohne Bedeutung dastehn, weil sie im Ströme des Akkommodationsystems nicht fortgerissen werden mußten, da sie ja eben die Stände sind, welche dieses System der Bergemeinerung nicht erst hätten aufkommen lassen sollen.

Eben so wenig bin ich gesonnen, die schädlichen Folgen des Systems einer allgemeinen Verbürgerlichung darzustellen, welche sich denn nun doch schon in einer spielenden, daher erschlaffenden Erziehungsmethode, in bürgerlichen Auflagen gegen den Staat, in der Kraftlosigkeit am Intellektuellen und Moralischen, im Verschwinden denkender Systeme, und im Sinken des wahren Geschmacks an Künsten und Wissenschaften, sattfam zu Tage gelegt haben; so wie sich in diesen Folgen der Verachtung gegen die Religion, gegen reine Wissenschaft, Schulen und gegen Ordnungsverfassungen im Volke, das Faktum einer Uebermacht der brodgierigen Bürgerlichkeit über die Menschenbildung, und einer überhandnehmenden Aufklärung der Sinnlichkeit klar genug ausspricht. Dieses Geständniß ist in allen Anstalten abgelegt, welche man endlich nun so allgemein über das Schulwesen beginnt; und jene Nation in Sünden, welche anfänglich für ihr System der Bürgerlichkeit blutete, erklärt sich in ihrer Regierung nun deutlich genug für Ordnungsmäßigkeit, Einheit und Idealität. Es haben

uns auch Unfälle genug gelehrt, daß alle Uebel für Menschen und Staaten daraus entstehn, wenn man die Erwerblichkeit über die Bildung, die Sachen über die Personen setzt, und die Menschheit im Hintergrunde des Bürgerthums umkommen läßt.

Es ist sichtbar, daß die preußische Regierung den Punkt der Menschenbildung scharf ins Auge gefaßt hat, und daß sie darin, weil sie die innere Menschheit im Volke nicht zum Mittel, sondern zum Zwecke der Bürgerlichkeit macht, ihrem Charakter treu bleibt. Eben darum aber, weil sie durch das Versunkenseyn ihres Volks in sinnlichen Betrieben gehindert ward, mit Idee und Kraft auf eine feindliche Uebermacht anzudrücken, darf sie, um das Volk aus diesem Versinken zu erheben, bey ihren Umformungen des hungrigen und leckerhaften Zeitgeistes in eine Menschengestalt von innerer Fülle und Kraft, nun nicht in der matten Mitte bleiben, als wolle sie diese Umstellung der Natur anheimstellen, sondern sie muß durch genialische Machtwürfe die wahre Stimmung und Bildung im Volke zum Durchbruche bringen. Denn der Uebergang vom Geistigen zum Sinnlichen ist eine Anstalt der Natur, und bedarf nicht der freyen Zurüstung und Anstrengung der Menschen; anders aber ist es mit dem Aufschwunge von der thierischen Gemeinheit zum Heiligthum der Idee und Geistheit. Bedurfte es

zum Verfall in eine gemeine Erwerblichkeit nur unsrer Trägheit, so wird dagegen, um uns aus dem Schutte des Brodtriebes zur Kraft der Idealität zu erheben, ein Schwung der Genialität erfordert. Die Reformen müssen eindrücken und dürfen nicht kleinlich berechnet werden, denn ihre Mutter ist die Noth und das Genie ist ihr Leitstern. Das Himmelreich muß Gewalt leiden; nur daß diese Gewalt sich nicht gegen ihren eignen Zweck kehre, den Geist verleugne und in der Hand des partheyischen Egoismus anstößig und widersinnig werde. Die Zeit geht jetzt nicht leise, sondern in harten Spuren; ihre Anstalten müssen also auch bey Bildnern von Kraft zeugen.

Der Stand der Prediger ist, im Allgemeinen und mit Ausnahme einiger Inhaber, mit den Aufklärungen des Amtes und Berufs übergeglitten zu den Aufklärungen der sinnlichen Welt, hat die Maxime der Bildung und Hinaufstimmung des Volks zur göttlichen Idee gegen die Maxime der Herabstimmung zum sinnlichen Treiben im Volke vertauscht, und ist dadurch in den Strom der Gemeinheit gerathen, welche seinen Einfluß auf das Volk eben so schwächt, als dieß eine schreckhafte Absonderung dieses Standes von andern Ordnungen thut.

Man darf wohl sagen, daß kein Stand der Prediger als eine Idee von hoher Gültigkeit bey dem Volke da sey; und die Regierung erkennt

dies an, und will diesen Stand wieder einsetzen. Da aber die Wiederherstellung dieses Standes nicht politisch, sondern moralisch ist, weil dieser Stand politisch nicht, sondern nur moralisch fehlt, und also von dem Volke ausgehn, von dem Prediger selbst begründet werden muß, so sind dazu äußere, die Kirchensachen erhebende und empfehlende Anstalten freylich nicht ungelegen, aber doch stellt sich der Regierung eigentlich diese Aufgabe dar: wie die Fortbildung der Prediger selbst veranlaßt werden könne, und welche Anstalten zu treffen sind, daß die Prediger sich wieder von den sinnlichen Weltansichten mehr losmachen und sich in einem regen Leben an die Aufklärungen ihres Amtes ergeben?

Ueber die Lösung der Aufgabe, welche die Regierung sich gemacht hat, den Lehrstand wieder aufzurichten, und seine innern Aufklärungen wieder zum Weltton werden zu lassen, treten Staat und Lehrstand in wechselseitige Forderungen gegen einander, die sich im Kreise herumtreiben. Die Mitglieder des Standes sagen zum Staate: setze du unsern Stand in Ehren, wir werden dann erst uns fortbilden können. Und der Staat sagt: bildet euch fort, so kommt euer Stand zu Ehren. Um hier nun einen Anfang zu finden und aus dem Zirkel herauszukommen, muß der Staat beyde Forderungen sich zur Aufgabe machen, und zu

seiner Forderung an die Inhaber des Standes selbst Anstalten treffen.

Ich erlaube mir die Angabe von einem Vorschlage, von welchem ich glaube, daß er ohne Anstoß hierüber zum Zwecke führen, und in die Denkart unsrer genialischen Regierung passen (und den Gedanken: aus Preußen und dem Norden ein Großdeutschland zu machen, wie einst es ein Großgriechenland gab, durchführen) könne.

Als Präliminarien setze ich hiebey zwey Bedingungen voraus, welche geradezu von der Regierung abhängen.

Erstlich: Der Prediger muß nur sein, aber kein anderes weltliches Amt haben. Das Letztere ruft ihn ganz von seinen Berufsstudien ab, und macht, daß er seine Berufsarbeit ohne ein Berufsstudium treibt. Nichts hat der Achtung des geistlichen Standes mehr geschadet, als die Trennung des Studiums von der Arbeit, wie, wenn das Amt nur so mechanisch fort abzuthun sey; diese Trennung aber muß erfolgen, wenn der Prediger weltliche Arbeiten hat.

Zweytens: Der Prediger muß keine Sorgen haben, als nur die Sorgen des Amtes und der Studien; seine Einkünfte müssen ihn nicht an den Landbau verweisen, daß er selbst ihn treibe. Der Meinung, es müsse der Prediger dem Volke näher gebracht werden, damit er das Volk auf allen

Wegen bilden könne, haben wir, in ihrer Uebertriebenheit über diese Wahrheit, daß jede Bildung im Erheben des Schülers zum Meister, nicht aber im Herniedersteigen des Meisters zum Schüler vollendet sey, es zu verdanken, daß man den Prediger in den Kreis ökonomischer Erwerblichkeiten drängte, wo sein Talent mit seinen Sitten umkommen mußten, und er dahin kam, mehr von der Wirthschaft zu wissen und zu reden, als von Bibel und Philosophie. Kein Geschlecht hat keine Priester geliefert. Ineinandermischungen der Ordnungen geben Gemeinheit und Oberflächlichkeit ab, bey welchen die reinen Kräfte der Ordnungen ganz vergehen. Und, was hierüber die Maximen der Bürgerlichkeit auch anrathen, rathen die höhern Principien der Menschenbildung ganz ab.

Um nun aber eigentlich eine allgemeine Thätigkeit der Prediger innerhalb der Gränzen ihres Amtes und Standes zu befördern, und dadurch die Reinheit dieses Standes herzustellen, der Literatur allgemeiner aufzuhelfen, und den Einfluß der Prediger auf das Volk zu sichern, damit die Bildner der Menschen auch Tongeber in ihren gesellschaftlichen Kreisen sind, dienet, wie mir scheint, eine

Synodalsverfassung der Prediger, in nachstehender Beschreibung, wovon der eigentliche

Man selbst der Verfassung zur Ausarbeitung überlassen werde.

Die Prediger theilen sich in Distrikte ab, deren jeder einen Präses aus der Mitte des Distrikts hat, welcher den Synodus zusammenberuft und in Geschäfte leitet.

Diese Synodalanstalt ist unabhängig von der Amtsverfassung der Prediger, und es ist nicht nöthig, daß der ämtliche Vorsteher eines Predigerbezirks auch ein Synodalpräses sey.

Die Verhandlungen der Synode haben Kultus, Religion, Literatur, das innere Schulwesen, Volksbildung, Modenlektüre u. dgl. zum Gegenstande, und schließen, wie politische, also auch dienstliche Unterhaltungen über den Ertrag der Ämterstellen u. s. w. gänzlich aus.

Da es anstößig ist, wenn der Lehrstand in gesellschaftlichen Zirkeln gar nicht in Rede genommen wird, weil entweder die Literatur und echte Kunst nicht im Tone stehn, oder der Lehrer den Ausdruck nicht in der Gewalt hat; so wird, zum Wiederaufkommen einer gesunden und fertigen Dratorik, die momentane Beredsamkeit der Mitglieder des Synods in freyen und unvorbereiteten Vorträgen in Anspruch genommen.

Der Synode hat zwey Behörden zur Richtung und zur Stütze seines Geschäfts. Die oberste Behörde, bey welcher die Gesetzgebung, innere allgemeine Dekonomie und allgemeine Polizey

der Synoden ist, macht ein Synodalausschuß, der sich im Konsistorium der Provinz bildet. Unter

dieser Behörde ist in der Akademie oder einer andern schon bestehenden Gelehrten-gesellschaft ein zweyter Ausschuß zur Kritik der Synodalarbeiten. Der Synod sendet die Interna an diesen zweyten, recensirenden Ausschuß ein, und die andern Protokolle an den Konsistorialausschuß.

Der recensirende Ausschuß sendet mit Zuziehung des Präses des Synods seine Gutachten über Personen und Geschäftston des Synods an den Konsistorialausschuß ein; dieser

verfügt Belobungen, Auszeichnungen und Versezungen auf den Grund jener Gutachten; damit

die Arbeiten der Mitglieder und die Urtheile über sie zur öffentlichen Wirksamkeit außß äußere Wohl der Mitglieder eintreten.

Auf solche Art, und wenn sich so eine Gelehrtenrepublik bildet, kommen die Wissenschaften in Gang, die Geselligkeit wird würdiger, die Menschheit faßt ihren Ton, und die Sitten treten unter Beobachtung. Ist ein Staat am Leibe verloren, so rette er seinen Geist und edlen Charakter.

Prof. Lehmann.

### III. Der Mensch

Ist nicht eine Gattung, sondern ein Individuum, sofern er nicht seyn soll, weil und wie ein Anderer ist; er soll immer eigen und einzeln seyn, und die Genialität ist sein Wesen, wie die Nachahmung seiner Thierheit angehört. Das Thier dagegen ist mehr eine Gattung, als es ein Individuum ist; denn es hat nicht bewußte Selbstheit.

Daraus folgt, daß es vom Menschen keine Definition giebt, sondern er sich solche durch sein Leben allererst machen muß. Denn sein Wesen, also seine Definition, ist immer im Werden; er ist nie aus, daß man von ihm sagen könne: das ist er. Wie und wenn ist er ein Vernunftthier, da er dies immer erst werden soll und er nicht ist, was er noch nicht geworden ist? Die Vernunft wird nicht geboren, sondern erworben; was geboren wird, ist unfreye Natur. Unfre Definition vom Menschen ist also eine Prolepsis und Aufgabe.

Lehmann.

---

## IV.

## Blätter aus meiner Schreibtafel.

## Der erste Vortritt des Schriftstellers.

Zu bedenkliche Zauderer wirken nur halb, verlieren die Gegenwart, für die sie geboren sind, und behalten dennoch immer den Kampf einer schwierigen Zukunft vor sich. Die bessere Kraft tritt rascher, doch nicht unbesonnen, vor, verschafft sich früher ihr Publikum, und der frische Saamen geht im frischen Boden um so schneller auf. Versäumt kommt oft das große Lastschiff zu spät in den Hafen, und andere schicken indes ihre buntbewimpelten Nachen mit leichten Frachten voraus. — „Warum,“ sagt Lichtenberg, „Dein Buch neun Jahre im Pult liegen lassen? Liegt doch das Kind nur neun Monate in Mutterleibe, — und ich sehe nicht, wie durchs Liegen etwas besser werden soll?“ — So unklassisch der Spas nun auch wäre, so hat doch dies „nonum in annum“ so viele Perioden der günstigsten Wirkung verschlungen, und so manche Kraft in Schlafsucht aufgelöst! Sollst Du aber um Sektenwahn, Neideley und gekränkten Stolz, um Partheylob und berechnete Schmähung, welche immer mit dem Dolche die literarische Welt durchwandern, die Gegenwart mit der Zukunft vertrösten? und nicht vielmehr, gewaltsam aus unentschlossener

Ruhe gerissen, dem Strom der Gelegenheit folgen? — Alle neuen, zumal bizarren, Erscheinungen, ob sie früher oder später erschienen, werden immer ihre Jagd erleiden; aber was gute Federn sind, die fliegen doch zur Sonne. Je früher man auf Dich lospocht, desto früher versprühen die unreinen Funken, desto schneller wird Dein Eisen zum Stahl. Durch den Druck nur schnellt die Feder, im Sturm nur lodert auch die gedrückte Flamme nur um so höher und alle Schlagbläume, die man Deinen Schritten entgegen wirft, sind nur Proben Deiner Ohnmacht oder bessern Kraft. Der Mensch überlebt freylich alle Tage seines Lebens leichter, als die ersten; aber wo eine lange Zukunft schon im Busen keimt, hilft sie bald diese Krämpfe überstehen und vergessen. — Laß Andere denn ein ganzes Leben verlauern, um endlich vielleicht Einen Löwen zu ziehn. Hörst Du aber eine ganze Heerde in Dir brüllen, so laß sie rascher frey; es sind doch Lwöchen und werden alle einmal Löwen! — Nur ausgeharrt! der Tropfen höhlt endlich Felsen, und redlicher Fleiß, Talent und Dauer siegen zulezt über jeden Angriff. Man lobt den Menschen ja, wie die Zeit, erst, wenn er nicht mehr ist. Schiller hieß im Anfange seiner Laufbahn gar verrückt, und Europa betet nun an — nicht seine wilden Phantasiegallopaden, — aber den Geist seines ganzen Lebens, der auf seine Zeit überging. — Noch

bist Du Jünger, der Meister wird reifen! — Der gute Feldherr aber dient von unten auf und — ist er dies — dann hat er längst dem Korporal verziehen, der ihm um ein paar Fehler im Abc der Kriegskunst einige Fuchteln gab.

### Heppiger Styl.

Die Lehre vom Einfachen wird nur ehrwürdig in den Lippen der gereiften Kraft; aber einfältig wird sie als Schild der Fabelfüchse, welche zu hohe Trauben herbe nennen, und denen Klopstock zuruft: „ich habe Freundesmitleid mit Euch!“ Man meint, weil die Kunst lang ist, kann auch der Styl lang seyn, und des schalen Gewäschs über schale Dinge ist kein Ende. Man begreift nicht, daß man sehr blühend und dennoch lakonisch, — daß man hundert Bände, und dennoch zu wenig schreiben, aber auch mit fünf Worten unerträglich werden kann, weil sie schon zu viel gesagt haben. Kein Tartarus und Minos Fall hilft mehr; — ein alexandrinischer Brand ist Noth oder eine Tinte, die vor jedem matten Gedanken von selbst zu Del würde und das Papier verdürbe. Wer aber besser, als sie, den Geist aller Sprachbildung kennt, wird nicht so einseitig ihre Antipoden, die üppigen Stylisten unsrer Zeit, richten. Jede Woge der Zeitfluth hat ihre eigne Sprache, und sie steigt und sinkt wie der Sturm und Frig-

den der physischen und moralischen Umgebung. Wo die Alten zu wenig Auswahl hatten, haben wir zu viel, und jeder bepflanzt sein Ideenparadies gern immer reicher, — dieser mit Feldblumen — jener mit heißen Gewürzblüthen. Einer trägt sie am Busen — der andere wird ohnmächtig in der Nähe des Jesmin. Dort schreiten einige mit Meilensstiefeln auf Bergspitzen nur hin, und die nicht folgen können, verlangen durchaus den langen Schleich- und Jungfernschritt durch Busch und Thal. Und doch sind es gerade jene kühnen Sonderlinge, die mit ihrem wilden Jugendfeuer so viel Gluth in Andern zünden, die der Zeit durch ihre Sprache den höchsten Schwung geben, und durch das Bizarre ihrer Darstellungsgabe nicht allein erst das Bedürfniß der allgemeinen Redeschönheit entwickeln, sondern auch, wie Richter seine Aloewälder aus der dürren Sandmark trieb, die kahlen Zweige der Wissenschaft mit neuem Blüthenstaub befruchten.

Aller Luxus spricht den Reichthum des Volks aus. Aber nicht die kraftlose Armuth, sondern freywillige Entsagung des Prunks, selbstgewählte Einfachheit des Lebens bey üppigen Vermögen wird hier Verdienst. So giebt nicht die Ohnmacht, sondern Haltung und Beherrschung der Ueberfülle nur den edelsten Styl, und zur kräftigen Einfalt gelangt nur eine geläuterte üppige Kraft, wie nur aus hohen Schaumkatarakten der

tiefe See entspringt, worin sich der Himmel spiegelt.

### Journale.

Was ich schon ausgeführter (Ruthenia, 1808, December) in einem Torso über nordisch-deutsche Literatur und den Geist der Journale sagte, wünschte ich recht oft von neuem beherzigt. Solche Blätter sind Gesammtbücher der Nation, und erheben das Gefühl des Menschenfreundes durch so manche Vorboten von Meisterwerken, die sich wie Ahnungen einer bessern Zukunft darin sammeln. Ihr Gutes ist nicht in Folio! Sie sind kein volles Fruchtfeld, aber voll einzelner herrlicher Fruchtstellen, die wie junge Rößungen für den Augenblick um so reichere Früchte geben. Je weniger wir aber deren besitzen, desto mehr sollte Eins der schöne Centralpunkt der flüchtigen Zeitprodukte werden, und alle bessern Genien des Nord's ihm einen Theil ihrer Kräfte weihn, damit wir auf der westlichen Literaturwelt, von der Neun Zehnthel uns nicht kennt, bald theurer würden.

Die schlüpfrige Bahn der Kritik, die, ohnedies hier verspätet, so gewöhnlich zu den Tempeln der Ektengötzen führt, und zu der sich so oft barbarische Kunsttrichter ohne leitendes Prinzip und ohne Einheit in Kopf und Herzen drängen, um sich gegenseitig zu entweihen und entkränzen, wollen wir gern dem Auslande überlassen, und frey vom

Joche der Partheyen, von keinem Vorurtheil geirrt, von keinem Ansehen aufgehalten, von keiner Schule überschrieen, und ohne zur Frohne irgend einer Fahne zu schwören, uns desto ruhiger bey stiller Freundesbelehrung zu einem bessern Ziel hmbilden.

Herder laß, der Widersprüche müde, im letzten Jahrzehnt seines Lebens, kein einziges kritisches Journal mehr, und kannte sie nur vom Hörensagen. Der edle Schriftsteller schreibt ja auch für keinen Sektenstaat, der ihn mit der Rücksicht des Augenblicks in Himmel und Hölle wirft, sondern für eine ideale Welt, für das bleibende Reich aller fürs Wohl der Menschheit wirkenden Geister. Wer dieses Publikum erwählt, trägt leicht dem flüchtigen Urtheil der Partheyen seine Stirn entgegen. Er erhebt sich über das Gesetz der Zeit, und lernt, wie der südliche Vogel, auch über dem trüben Himmel der Tiefe sein heimisch Lied ein. Nur mittelmäßigen Talenten geben kritische Blätter Entwicklung und Richtung. Die größeren reißen mit lieber Gewalt auch ihre Schranken mit sich fort.

#### Unbeterey und Nachahmung.

Die Vergleichung des Vorigen schon Dagewesenen zeigt uns freylich erst, wie alte Charten, neues Land; aber wer ewig nur mißt, spannt die

Segel nicht. Immer nur Muster kopiren, Phrasen sammeln, Biographien käuen, zehnmal Uebersetztes um ein paar Wendungen willen wieder übersetzen und bettelmönchisch von Schriftstelle zu Schriftstelle schleichen, ob Schiller etwa einen Gedanken von Sophokles habe &c., ist Ameisenwerk und verräth die Sklavenseele. Auch sterben die Produkte dieser Mosaiker, wie aller bloß gesammelte Registerkram, an ihrem ersten Nachfolger, der noch besser sammelt. So ist es kein Wunder, daß die Grübler mit sich selbst nicht fertig werden, da sie in der Angst des Einzelnen untergehn, immer nur nach dem Zufälligen greifen und das Ewignothwendige dabey verlieren. So spießt der Insektensammler tausend Käfer, und bricht Hals und Beine auf seinen Jagden — um die Einzelheiten alle zu haben, und ohne ein höheres Ziel, auf das er sein Naturstudium leiten sollte. So haben die Jünger Jean Pauls, — der zartesten Seele, die vielleicht je in menschlichen Körpern erschien und ihrer Zeit die ganze Sprache der Liebe und Unendlichkeit ausdrücken wollte — nur Krämpfe von ihren Diebstählen; überall matte Halbwoollust — scharfes Gewürz — und Theriaknopium, — woher denn ihr Marasmus folgt, — indeß nur der ihn in sich weiter auf die Nachwelt trägt, der den großen Kern seiner Blüthenwälder brach. Und wenn Müller, wie sein Meinsall, Fische, Schiffe und Herzen mit

sich fortrisse, und tausend gewaltige Worte, wie unter Hügeln verscharrte Urnen der Vorzeit, wieder zu Tage gefördert hätte, so bliebe doch sein früherer Styl auf einer altdeutschen Drechselbank gedreht, und jeder Nachahmer seiner Sprache würde sich aus einer schöner erhobenen Gegenwart nur wieder in eine rohe Urzeit hinunterstoßen, — ohne doch jemals ein Müller zu werden. Warum? Weil die Menge der Stümper-schüler nur Farben, Töne, Blumen und Formen, nur das Aeußere, und nicht den innern Geist erjagt, den Meister nur um so höher stellt, und statt, mit seiner Kraft verschlungen, über ihn steigen zu wollen, nun in Anbetung versinkt.

So wird auch keine slavische Nachahmung krafterweckend seyn. Das Talent schreitet immer seiner Zeit voraus; der Anbeter kehrt immer auf den alten Pfad zurück.kehrte mancher große Mann unsrer Nation, über dessen Leben so mancher Biograph sein eignes vergaß, — wieder ins Leben zurück, — er würde von neuem seine Zeitgenossen hinter sich zurücklassen. Alles Niederknien aber vor fremden Werken raubt erst den Muth zur Uebertreffung. Man stellt sie als das non plus ultra hin, und verurtheilt so sich und Andere, immer nur auf die verstorbenen Geister zurückzustarren, statt sich selbst auf ihren Schultern in die Zukunft einzubauen.

## Originalität.

Wenn wir so wenig unser nennen in dem ewig blühenden Garten der Menschengedanken, welche der Weltgeist wie Blumenstaub durch alle Zeiten und Zonen führt; — wenn alle wahrhaft große Männer, uneingedenk der eitlen Namens- unsterblichkeit, nur mit vollem unbefangenen Gemüth den Geist der Vergangenheit und Gegenwart verschlangen und — wieder von rüstigern Sprechern ergriffen und fortgetragen, sich ihrer eignen Vergessenheit freuten, sobald nur das allgemeine Gut der Menschheit dadurch vermehrt wurde, — so möchte vielleicht kein Egoismus armseliger ausfallen, als jene ängstliche Hascherey nach einer Originalität, welche sich alles allein zu verdanken scheint und, als über Welt und Zeit her entsprossen, auch das Eigene mit eifersüchtigem Eigensinn gegen die Umgebung bewacht. — Die ewige Wahrheit und Schönheit liegt aber, gleich unsrer unentbehrlichsten Nahrung, von keinen Hecken umzäunt, auf dem allgemeinen Felde des Lebens frey und offen da, und Alle sind hier eingeladen zur Arbeit und Ernte. So betrachtet der echte Gelehrte das Land der Ideen, Ihm giebt's nichts Eigenthümliches, nichts Fremdes. Das Fremde wird ihm eigen, das Eigene allgemein.

Wie stark denn auch Deine Saiten fibriren, so klingen doch immer ähnliche Töne darin. Aber

wenn Du nun einmal unter den fünfhundert Millionen Männern der Erde willst, daß die Deinen stärker durchschlagen und den eitlen Hall Deines Namens eine Zeitlang über Dein Grab tragen; so wird dies nur dann gelingen, wenn Du ganz den heiligern Geist Deiner Zeitbedürfnisse umfassest. Kein Sprung hilft da, — kein Nachschleichen, und alles, was von ihm abgeschnitten ist, kann kein Leben gewinnen. Die meisten leben in der Klage der Vorwelt, oder träumen im leeren Empyreum der Zukunft. Aber Dein Reich ist erst von dieser Welt; — die andere kommt dann von selbst. Nur wer die tausendfach hingeworfnen, zerstreuten Gold- und Silberschlacken seiner Umgebung von neuem in seinem Ofen schmilzt, kann ihr einen neuen edlern Stempel geben! — Nur wer das schönerere Echo des Gesamtgeistes seiner Zeit wird, und sie so zum höhern Handeln ruft, heißt uns ein großes Original, und das Parlament der Zeitgenossen ruft von selbst ein wenig: „hört! hört!“ —

Ὁ βίος βραχύς, ἢ δετέχνη μακρά.

Wir leben nicht mehr, wie zur Patriarchenzeit, fünfhundert Jahr. Bekanntlich sind vierhundert und funfzig davon subtrahirt; und doch ist's die Zeit allein, welche großen Menschen fehlt. Es bedürfte mancher ein Jahrhundert, und geht

in der Stunde der Blüthe dahin. Wir haben so viel ökonomische Werke, und doch so wenig über die Ökonomie der Zeit. Indessen ist die Wissenschaft größer geworden, als der Mensch, und dieser kann sein eigen Werk — die Bücherwelt — nicht mehr mit Einem Leben umfassen. Sie umfaßt ihn, und kaum hat er sich darin etwas umgesehn, so stirbt er in ihr. —

Daher der unerträgliche Zustand einer unentschlossenen Unruhe, in der unsre kühnsten Plane vor dem schon so ungeheuren Umfang der Literatur erblaffen, und niedergeschlagen hinsehn auf die unendliche Aufgabe einer Vollendung. — Wir meinen lange, daß wer am meisten wisse, auch am meisten könne, — fliegen weiter von Einem zum Andern, haben hundert Enden in der Hand, und keine Mitte, und lächeln bitter über das so breite — flache Wasser, das keinen Stern mehr malt und keinen Rahn mehr trägt.

Weil aber der Mensch nicht Alles wissen und alles seyn kann, — soll er er auch nicht Alles wissen und seyn. Eher wird er nicht tief, bis er sich selbst sein Bett gegraben. In Einer Woge kann der Taucher nur untergehn, um seine Perlen zu Tage zu fördern. Einen Punkt muß er fest halten und ihn erhellen, und aus ihm heraus die immer größern Zirkel ziehn, die alle ihre Radien wieder, ohne sie zu verwirren, auf das Centrum zurückwerfen. Wo — dieser Punkt gewählt sey,

ist gleichviel; aber nur durch eine feste Ruhe zieht er ein rundes Ganze um sich, wie die Sonne ihre Planeten. — Wie wir im männlichen Leben unsern Umgang nur auf wenig gute Menschen einschränken, weil wir doch nur wenige genießen können, und überhaupt der Guten nicht immer zu viel haben, — so wählen wir uns auch unsern kleinen Kreis in der Büchervelt, und die Unerfättlichkeit nach dem Mannigfaltigen verliert sich von selbst, je mehr wir Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekommen. —

Jetzt übereilen wir uns nicht mehr. Die bestimmte Gränze erleichtert die Mühe. Uebung thut das Uebrige und dringt, wie der gewandte Leser, mit wenigen Blicken an die Wurzel eines Werks. Die Zeit ist jetzt gewonnen — jede Stunde stürzt ihren Geist zu Einem Ziel — das Gestern treibt schon Keim, — das Morgen ist schon gefesselt und jedes Jahr trägt immer schönere Früchte. Man reißt die Augen auf: „Woher dies Alles?“ — und das leichte Geheimniß heißt: „Plan.“ —

Dr. August Thieme.

---

## V.

## Giulietta.

(Aus den Melanges de literat. p. Suard.)

In einem der felteneren, interessanteren Zirkel, wo man sich unterhält, ohne zum Spieltisch seine Zuflucht zu nehmen — wo man mit der gefälligen Freymüthigkeit spricht, die für den Mann von Bildung einen so großen Reiz hat — wo man auf nichts Anspruch macht, als — zu gefallen, und sich zu nichts drängt, als zur Belehrung, fiel einst das Gespräch auf das, was wirklich und was nur Erscheinung ist. Man suchte zu bestimmen, was beydes mit einander gemein habe, und worin es von einander verschieden sey, und wollte die Verhältnisse auffinden zwischen einem zusammenhängenden Traume und einer lang anhaltenden Betrachtung — zwischen einem begeisterten Seher und einem kalten Beobachter — zwischen dem Enthusiasm, welcher bildet und schafft, und der Prüfung, welche beweist.

Eine sehr exaltirte Einbildungskraft, behauptete ein Mitglied der Gesellschaft, spreche für die Wirklichkeit einer Sache eben so nachdrücklich, als es die Sinne nur immer thun könnten. Man widersprach ihm; er gerieth in Feuer. Man machte neue Gegeneinwendungen, als ein Officier das Wort nahm und sich äußerte, daß, seiner Meinung nach, der Satz durch eine Thatsache oft mehr Auf-

schluß erhalte, als durch hundert Beweise, und daß er, wenn man es wünsche, eine solche erzählen wolle; diese würde gewiß über die Frage, welche durch den abstrakten Wortstreit nur immer undeutlicher und unbestimmter werden müsse, einig Licht verbreiten. Er fügte noch hinzu, der Vorfall betreffe einen Kapitän von seinem Regiment; er selbst sey Zeuge davon gewesen, und alle seine Kameraden könnten die Wahrheit seiner Erzählung betheuern. Man war mit diesem Vorschlag zufrieden, und der Officier erzählte:

Nach einer blutigen Schlacht, die während dem letzten Kriege in Italien vorfiel, ward Dorville mit mehreren anderen verwundeten französischen Officieren nach Mailand in das Hospital gebracht. Die Aerzte gaben wenig Hoffnung für sein Leben, und nur die vorzügliche Geschicklichkeit derselben, unterstützt durch seine Jugend und eine sorgfältige Pflege, retteten ihn vom nahen Tode. Länger als einen Monat brachte er, seiner nicht bewußt, theils in heftiger Verstandesverwirrung, theils in lethargischem Schläfe zu. Als er wieder zur Besinnung kam, forschte er angelegentlich, wo er sich befinde, und fragte nach allen den Kleinigkeiten, die nur dem so sehr am Herzen liegen, der das verlorne Kleinod seines Daseyns wieder gewinnt, dessen Werth Niemand besser zu schätzen weiß, als wer von einer tödtlichen Krankheit zu neuem Lebensgefühl erwacht.

Die Nonne, an die er diese Fragen that, beantwortete sie ihm mit einer Bescheidenheit, als wenn sie wenig zu seiner Genesung beygetragen hätte, und doch so genau und ausführlich, als ob sie keinen Augenblick von seiner Seite gewichen wäre. Er war neugierig, die zu sehen, welche ihm über Alles so umständliche und gefällige Auskunft gab, und zog den Vorhang zurück. Man denke sich seine Ueberraschung, als er einen Engel von siebzehn bis achtzehn Jahren vor seinem Bette sitzen sah! Sobald sein erstes Erstaunen vorüber und er im Stande war, sie genauer zu betrachten, ward er besonders von einem Augenpaar angezogen, aus dem ein unverstiegbarer Quell von Seelenreinheit und Güte strahlte; und diese Augen hatte er auf einem verstohlnen Blick überrascht, der schüchtern und wohlwollend auf ihn herabfiel. Er sah eines jener gefühlvollen, überirdischen, in himmlischer Schwermuth verklärten Gesichter, die hinreißender sind und stärker fesseln, als alle Schönheit — sah ihren schlanken, leichten Wuchs — ihren edlen Anstand — die unendliche Anmuth, die über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, und um so mehr bezauberte, als die Kunst nicht den geringsten Theil daran hatte. Was aber diese Reize zum höchsten Interesse erhob, war die Nothwendigkeit, sie unter einer Kleidung zu suchen, welche die Flamme der Sehnsucht dadurch noch mehr ansachte, daß sie

das Urtheil der Verdammung über sie aussprach.

Einen solchen Himmel in dem Hause des Jammers zu finden, hatte Dorville nicht vermuthet. Sein Erstaunen wuchs, als er vernahm, daß Giulietta — so hieß sie — während seiner ganzen Krankheit sein gewartet, Tage und Nächte an seinem Bette zugebracht und dem Schlaf nur die wenigen Augenblicke vergönnt habe, in welchen ihre Sorgfalt ihm entbehrlich war — und alles dieß mit unermüdeter Geduld, und mit der liebenswürdigsten Sanftmuth und Unererschrockenheit. Ihr allein hatte er also sein Leben zu danken!

Dorvillen war eines jener Feuertemperature zu Theil geworden, die ihren Besitzern gewöhnlich Aller Herzen gewinnen, aber auch unnennbares Unglück bereiten — die sie für Alles empfänglich, aber auch die Zahl ihrer Leiden um so größer machen. Er glaubte, ihr seine Erkenntlichkeit nur dadurch beweisen zu können, daß er sich ihr gänzlich weihte; und alle seine Gefühle lösten sich in die glühendste Leidenschaft auf. Dieser überließ er sich ganz, und es däuchte ihm, als könne er nie genug das Feuer nähren, das ihr liebevolles Betragen in seinem Herzen entzündet hatte. Er wagte es nicht einmal mehr, die kleinen Dienste von ihr anzunehmen, die sie ihm jeden Augenblick aufdrang, und er wollte schon jetzt die große

Schuld, zu der er sich gegen sie verpflichtet fühlte, abzutragen beginnen. Wachen durfte sie gar nicht mehr bey ihm; so wie die Nacht anbrach, drang er in sie, sich zur Ruhe zu legen. Nur dann erst fand auch er einige Ruhe. Aber bald war diese ganz für ihn dahin, und sein Herz ein Raub der heftigsten Leidenschaft. Zwar schwieg er; denn ihr Stand forderte Rücksicht, ihre Wohlthaten schon machten ihm Ehrerbietung zur Pflicht, ihre hohe Unschuld gebot ihm Schonung. Aber nie gab er seine Liebe deutlicher zu erkennen, als wenn er sie zu verbergen bemüht war, und die Flamme schlug desto höher und mächtiger empor, je mehr er sie in sich zusammen zu drängen suchte. Er selbst bemerkte dies erst, als Giulietta plötzlich zurückhaltender wurde. Alles fürchtend, setzte er da Alles auß Spiel, und wagte ein Geständniß, daß er sich bis dahin auß strengste untersagt hatte; er sah dabey eine Antwort voraus, die ihm unendlich wehe thun würde, und da er sie erhielt, schlug sie ihn zu Boden. Giulietta's Herz blutete beym Anblick seiner Leiden; sie war im Begriff, eine andere an ihre Stelle treten zu lassen — da riß sich eine seiner halbvernarbten Wunden wieder auf, und sie blieb.

Unterdeß hatte unser Regiment in Mayland die Winterquartiere bezogen, und ich hatte Gelegenheit, meinen Freund täglich zu besuchen und an seinem Lager täglich die schöne Krankenpflegerin

zu sehn. Zeuge von allem, was sie für ihn that, wie so mancher Thräne, die sie bey dem Verband des Geliebten auf die Wunde fallen ließ, sah ich mehr, als Bende ahnten. Der Kranke war gewöhnlich stumm; aber seine Blicke waren glühende Worte, und sein Schweigen die bedeutungsvollste Sprache. Wer vermag solchen Dolmetschern, in solchen Situationen, zu widerstehn? einem so tiefen Gefühl mit so zarter Schüchternheit gepaart entgegenzustreben — wenn noch dazu eine innere Stimme für die Wahrheit alles dessen bürgt, und keinem Zweifel Raum läßt? Es hatte sich Alles gegen ihre Ruhe verschworen. Aber sie kannte Dorvilles Edelmuth, und glaubte ihre Unschuld nicht sicherer, als wenn sie ihm sie ganz anvertraute. Sie wagte den kühnen Schritt, und er that einen hohen Schwur, ihr Zutrauen aufs heiligste zu ehren. Auch war es sein aufrichtiger und fester Wille. Aber bald empörte sich sein leidendes Herz gegen die Tyranney der Vernunft; die Natur trat in ihr Recht zurück, und er widerrief sein unbesonnenes Gelübde. Vom Sturm der Leidenschaft überwältigt, bat und flehte er — vergebens; umsonst verschwendete er Liebkosungen und Thränen, ihren Vorsatz zu erschüttern. Sie erinnerte ihn an sein Versprechen, und ihrer sanften Rede widerstand er nicht. Er sank zu ihren Füßen nieder, bereute — und erneuerte seine Versicherungen für die Zukunft; er fühlte es jetzt vielleicht zum

erstemmal, daß selbst die Nichtgewährung der sehnlichsten Wünsche, die in dem ersten Augenblick so wehe that, nicht ohne Genuß für den wahrhaft Liebenden ist. Er zählte sich alle die Opfer her, die sie zu bringen gezwungen war — sie, die nicht nur gegen die stürmische Macht seiner Liebe, sondern auch gegen ihre eigene Schwäche zu kämpfen hatte. Er verhehlte sich nicht, daß sein Sieg für sie eine Quelle vieler Leiden werden müsse. In solchen Augenblicken machte er sich die bittersten Vorwürfe über sein geringes Zartgefühl, verdamnte alle seine Wünsche, und untersagte sich sogar die Aeußerung derselben. Umsonst — er sah sie wieder, und jeder gute Vorsatz war verschwunden.

Lange widerstand Giulietta den Gefühlen, die sie mit ihrem Geliebten theilte; denn sie war fromm, und dachte ihres Gelübdes und ihres unbescholtenen Wandels. Sie hatte ihre Leidenschaft besiegt; aber die Folge dieses Sieges war jener stille, zehrende Gram, der sich nicht einmal in Thränen aufzulösen vermag. Was ihr aber am meisten wehe that, war der Gedanke, Ursache zu seyn an dem Unglück dessen, für den sie so gern ihr Leben hingegeben hätte. Dieser Gedanke, der allein jedes liebende Gemüth entwaffnet und immer entwaffnen wird, entschied ihr Schicksal. Ihr gefühlvolles Herz widerstand dem Geliebten nicht länger. Aber der Augenblick, der

ihm den Himmel öffnete, stürzte sie in die Nacht der Verzweiflung. Wo sie von dieser Zeit an Jemand erblickte, glaubte sie Vorwürfe in seinen Augen zu lesen. Die unbarmherzigsten aller Vorurtheile, die ihre klösterliche Erziehung ihr einge-  
 flößt, erfüllten ihr geängstetes Gewissen mit fürchterlichen Schreckbildern, und jenes Gefühl, das sich ihrer so unwiderstehlich bemächtigt, ihr so viele Aufopferungen gekostet, — dessen Seligkeit sie nur einem Andern mitgetheilt, nie selbst genossen hatte, schien ihr jetzt das größte Verbrechen. Das Bild des Todes, welches ihr Stand und die damit verknüpften Berrichtungen ihr täglich vor Augen stellten, erschütterte ihr Inneres, und ihr sanftes, schüchternes Gemüth ward ein Raub der quälendsten Gewissensbisse. Mit jedem Tage wuchs ihr Schmerz, und ihr zarter Körper unterlag allmählig im Kampf mit so mächtigen und widersprechenden Empfindungen. Die vielen schlaflosen Nächte hatten längst schon ihr Blut erhitzt; ein Fieber ergriff sie, und goß neue Gluth in ihre Adern. Ihre Krankheit ward im ersten Augenblick für tödtlich erklärt, und in kurzer Zeit war sie ein Raub des Grabes.

Dorville hatte bisher einem jeden seine Liebe zu ihr verschwiegen; aber jetzt konnte er es nicht verhehlen, daß er mit ihr alles verloren habe. Seine Verzweiflung war gränzenlos — ihr erster Ausbruch schrecklich, und nur mit Mühe konnte

man ihn von einer gewaltsamen That zurückhalten. Jenem Zustand folgte bald ein stummer, in sich verschlossener Schmerz. Er sagte es uns, daß er ihr in Kurzem folgen würde, und daß ohnehin nur noch sein Körper unter uns wandle; ihn floh der Schlaf — er mied alle Nahrung.

Da uns sein Zustand sehr nahe ging, so ließen wir nichts unversucht, ihn demselben zu entreißen. Aber es schien, als wenn er sein Unglück nur desto mehr fühlte, je mehr Theilnahme wir ihm zeigten. Alle unsre Bemühungen blieben fruchtlos. Einst sprachen wir davon mit einem Eifer, der ihm im Grunde unmdglich mißfallen konnte, und machten ihm die zärtlichsten Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit und seine Beharrlichkeit, mit der er unsern Bitten widerstand. Uns allen standen die Thränen in den Augen. Da unterbrach er uns plözlich, und sagte: „Umsonst, meine Freunde! diese Wunde heilt nur der Tod. Einen Trost giebt es für den Unglücklichen, der seines Herzens Abgott verlor: Entfernung. Aber auch der ist mir versagt.“

Hier schwieg er. Wir verstanden ihn nicht, und erwarteten stillschweigend seine fernere Erklärung. Da sahen wir, wie auf einmal in allen seinen Zügen ein höheres Leben aufging. „Sie ist todt,“ rief er, indem er vom Stuhl aufsprang, mit unverwandtem Blick auf einen leeren Sessel deutend — „ja todt, aber dennoch ist sie hier;

ich sehe sie, wie ich Euch sehe. Sie sieht mich an; sie hört, was ich sage. Wie ich mich nähere, entfernt sie sich, aber nie verschwindet sie aus meinen Augen.“

Wir gaben es auf, ihm einen Trost aufdringen zu wollen, der vielleicht seinen Unmuth mehr, als seine Heiterkeit, befördert hätte. Kein gewöhnliches Mittel konnte bey diesem so außerwöhnlichen Seelenzustande wirksam seyn; aber der Zufall schien uns auf einmal ein ganz besonderes an die Hand zu geben. Bey einem öffentlichen Feste nämlich, das wir besuchten, trafen wir eine Menge jener Unglücklichen an, die, wie man sagt, die guten Sitten der großen Städte aufrecht erhalten, indem sie dieselben verderben. Ein Ungesähr zog meine Aufmerksamkeit auf eine von ihnen, und ich fand zu meinem nicht geringen Erstaunen die auffallendste Aehnlichkeit zwischen ihr und Giulietten. Sogleich eile ich zu einem meiner Kameraden, und frage ihn, ob er nicht Dorvilles Geliebte sehen wolle, hoffentlich ähnlicher, als das Phantom, das jenem immer vorschwebt? Seine Verwunderung glich der meinigen. Wir naheten uns dem Mädchen, untersuchten ihre Züge, und unsre Täuschung blieb die nämliche. Ein Gedanke stieg jetzt in uns beyden auf. In der Ueberzeugung, daß das Trugbild, welches unsern Freund verfolgte, der ihm entgegengesetzten Wirklichkeit weichen, und an

heftiger Eindruck auf seine Sinne den Zauber seiner Einbildungskraft lösen würde, beschloffen wir, das Mädchen wie Giulietten zu kleiden und ihm so vorzustellen. Wir nahmen daher Abrede mit ihr über diese Verkleidung, so wie über den Ort und das Zeichen zum Eintritt, und unterrichteten sie über Gang und Stellung, kurz über alles, was zu der ihr übertragenen Rolle erforderlich war.

Nun gingen wir zu Dorville. „Wir müssen abreisen,“ sagten wir, indem wir ihn in unsere Arme schlossen, „vielleicht sehen wir uns nie wieder.“ Das rührte ihn: wir gaben nicht nach, und baten es uns als einen Beweis seiner Freundschaft aus, uns auf ein Nachtesen zu besuchen. Er konnte es nicht abschlagen, versprach es, und hielt Wort. — Wir setzten uns zu Tische. Die Mahlzeit ging zu Ende, und noch hatte er kein Wort gesprochen. Jetzt lenkten wir, um die Nührung herbeizuführen, die zu einer gänzlichen Umwälzung seiner Ideen nöthig war, das Gespräch auf den unglücklichen Tag, an dem seine Geliebte ihren letzten Seufzer in seinen Armen aushauchte. Kein Wort ging über seine Lippen, aber seine Augen blickten starr vor sich hin in eine düstere Ecke, seinem Sitz gegenüber. — Jetzt erhebt er sich und streckt die Arme weit aus, als wolle er das Trugbild seiner Phantasie umfassen. In diesem Augenblick geben wir das verabredete

Zeichen: das Mädchen, ganz Giulietten ähnlich, tritt herein. Er erblickt sie, bebt, und stürzt rückwärts zusammen. „Freunde! Freunde!“ — ruft er, — „rettet mich, ich bin verloren! Ich sah immer nur Eine, jetzt seh' ich Zwey.“ — Man will ihm seinen Irrthum degreiflich machen, aber zu spät; er fällt in krampfhaftes Verzuckungen — und stirbt. Sein letztes Wort war: Giulietta!

---

## VI.

### Galanterie der Griechen.

Man macht unsern Damen den Vorwurf, daß sie nur die Kleidung der griechischen Weiber nachzuahmen, sonst aber in nichts ihnen gleich zu kommen wissen. Wie ungerecht! Das schöne Geschlecht von Athen hatte es in den galanten Künsten nie weiter gebracht, als wir diese in unsern Tagen kultivirt sehn. Als Belege zu der griechischen Galanterie folgen hier ein paar Briefe Aristanets.

A n L u c i a n.

(Arist. 1. B. 5. Br.)

In der Vorstadt ward ein Fest begangen: überall war man fröhlich, und Charidem lud

seine Freunde zu sich ein, worunter sich auch eine Dame befand, deren Name nichts zur Sache thut. Du weißt, wie galant unser Charidem ist; er hatte die Dame auf dem Markte angetroffen und sie persuadirt, mit ihm zu soupiren. Als wir alle beysammen saßen, trat unser freygebiger Wirth mit einem alten Mann herein, den er gleichfalls eingeladen hatte. Kaum erblickte diesen die Dame, als sie erschrocken auffuhr und sich schnell in ein Nebenzimmer stahl. Dorthin ließ sie den Charidem zu sich rufen, und sprach zu ihm: „Weißt Du nicht, daß der Alte, den Du mitgebracht, mein Mann ist? Gewiß hat er mein Oberkleid, das in dem Speisesaal liegt, wahrgenommen, und sich nun allerhand Grillen in den Kopf gesetzt. Willst Du mir aber das Kleid und einige Schüsseln von Deiner Tafel heimlich in mein Haus schicken, so werde ich schon Mittel finden, dem Alten etwas weiß zu machen.“ Sie schlüpfte nun fort, ich weiß nicht wie, und kam vor ihrem Mann nach Hause. Hier ließ sie geschwind eine Nachbarin holen, mit welcher sie Abrede nahm. Bald darauf kommt der Mann nach Hause — Rache schnaubend, und schreyt seiner Gattin entgegen: „Ha! Du sollst mein Ehebett nicht mehr beschimpfen!“ Er will sie durch das von ihm gesehene Oberkleid von ihrer Untreue überführen, und greift wüthend nach dem Schwerdt, als gerade zur rechten Zeit die

Nachbarin wiederkommt, und zu der Frau sagt: „Sieh', meine Liebe, hier bringe ich Dir Dein Kleid zurück, das Du mir geliehen hast, um zu einem Gastmahl gehen zu können; wir wollen nun auch die Speisen mit einander verzehren, die ich Dir mitgebracht habe.“ — Als der Alte dies vernahm, verwandelte sich sein Grimm in eine ganz andere Empfindung, und er dachte an weiter nichts mehr, als wie er seine Frau beruhigen sollte. „Vergieb mir, liebes Weib,“ — sprach er, — „ich war außer mir. Aber eine Gottheit, die Deine Keuschheit beschützt, hat eben zur rechten Zeit diese Freundin hergesandt, um Dein und mein Leben zu erhalten.“

### Stesichor an Erastoten.

(Nisf. 1. B. 9. Fr.)

Neulich ging eine Dame über unsern großen Marktplatz: sie hatte ihren Gemahl zur Seite, und hinter sich ein zahlreiches Gefolge von Hausgenossen und Sklaven. Da erblickte sie ihren Liebhaber in der Nähe und faßte plötzlich den Entschluß, ihm öffentlich ihre Zärtlichkeit zu bezeigen, ohne sich dabey dem Tadel preis zu geben. Sie that daher, als ob sie ausgleite und fiel auf ein Knie nieder; der Liebhaber sprang schnell, als ob es verabredet gewesen, zu ihr hin, und reichte ihr die Hand, um ihr aufzuhelfen, indem er seine Finger mit den ihrigen fest verschlang. Ihr Hände

zitterten bey dieser innigen Berührung. \*) Der Liebhaber flüsterte ihr etwas ins Ohr, was die Zuschauer für eine Kondolenz wegen des Falls halten mußten. Die Dame berührte ihre Finger mit dem Munde, als wenn sie sich im Fallen daran wehe gethan hätte, küßte sie aber heimlich, weil sie von dem Geliebten gedrückt worden waren; dann fuhr sie damit über die Augen, um ein paar verstellte Thränen über ihr Unglück herauszureiben.

---

\*) Das Ineinanderschlagen der Finger kommt bey der griechischen Galanterie so oft vor, als der Händedruck bey der unsrigen, und es scheint von gleicher Bedeutung gewesen zu seyn. Der Form nach ist unser Händedruck schöner und edler; aber das Singerschlingen scheint zärtlicher zu seyn, weil es mehrere Berührungspunkte darbietet.

---

## VII.

## Unvorsichtigkeit.

(Aus einem noch ungedruckten Almanach für Kinder,  
als Probe. \*)

Gestehet nur selbst, meine jungen Leser! daß ihr mehr unvorsichtig, als vorsichtig, seyd. Und wie sollte es auch anders seyn, da ihr in Allem, was ihr vornehmet, keine Ueberlegung anwendet, in vielen Dingen noch zur Zeit unwissend seyd und keine Erfahrung habt? Euer unruhiger Geist, der immer beschäftigt seyn will, und Eure mehrentheils tobenden und wilden Spiele lassen Euch nicht zum Nachdenken kommen. Der Mangel an Kenntniß der Wirkung und des Gebrauches vieler Dinge, die zwar nützlich und nothwendig sind, aber in der Hand des Unkundigen und Unbesonnenen nachtheilig werden können, setzt Euch unzähligen Gefahren aus. Euer noch zu frühes Alter hat Euch keine Erfahrungen machen lassen. Ihr habt noch zu wenig gesehen, gehört, gelesen und

---

\*) Ungeachtet dieser Artikel, seiner Tendenz nach, nicht für dies Journal zu passen scheint, so haben wir doch dem Wunsch des Herrn Einsenders, die uns mitgetheilte Probe einer von ihm beabsichtigten Kinderschrift auszustellen, um so weniger zuwider seyn können, als wir es für Pflicht halten, das einheimische Publikum auf jedes gehaltreiche vaterländische Produkt im Fache der Literatur und Kunst aufmerksam zu machen — und das hier angekündigte sich, nach der gelieferten Probe zu urtheilen, allen Kestern und Erziehern im Voraus empfiehlt. d. Red.

erlebt, als daß ihr Lehren der Weisheit, Regeln der Vorsichtigkeit und eines vernünftigen Verhaltens hättet lernen können. Um so mehr müßt Ihr es Euch zur Pflicht machen, jeden guten Rath, jede wohlgemeinte Belehrung, jede liebevolle Erinnerung und Warnung mit Dank und Folgsamkeit entgegen zu nehmen. Zwar lassen Eure lieben Aeltern und Eure rechtschaffenen Lehrer es sich angelegen genug seyn, Euch die besten Lehren zu ertheilen und Vorsicht anzuempfehlen; allein was hilft es? Ihr kleinen Menschen vergeßet bald alles Gesagte, und folget bloß Euren Trieben und Neigungen. Ist es denn wohl ein Wunder, wenn viele von Euch zu Krüppeln werden, oder gar jämmerlich umkommen? Weit eher kann man das ein Wunder nennen, daß noch die Mehresten von Euch gesund und glücklich erwachsen. Die Wenigsten unter Euch würden kaum das Jünglingsalter erreichen, wenn der liebe Gott Euch nicht besonders schützte, und nicht so manche Gefahr, in die Ihr Euch oft so unnöthiger Weise stürzet, ohne traurige Folgen vorübergehen ließe. Viele — sehr viele Kinder, ja! selbst Erwachsene, haben ihre Unvorsichtigkeit hart büßen müssen. Wüßte man alle die Unglücksfälle, die von jeher aus Unvorsichtigkeit entstanden sind; man könnte wahrlich in kurzer Zeit und mit leichter Mühe viele Bände mit Erzählungen von dergleichen traurigen Vorfällen anfüllen.

Wollet Ihr Euch vor ähnlichen Unfällen sichern: so werdet klug, seyd folgsam Euren Aeltern und Lehrern, und laßt Euch warnen. Um den Euch von ihnen ertheilten Lehren und Warnungen mehreren Nachdruck zu geben, und den lebhaftesten Eindruck, den dieselben auf Euch machen könnten, zu verstärken, mögen hier zu Eurer Belehrung, einige Beyspiele stehen, die Euch von Unvorsichtigkeiten abschrecken sollen.

### Eduard.

Eduard war ein fleißiger Knabe, der durch seine Lern- und Wißbegierde den Aeltern viele Freude machte und bey ihnen die angenehmsten Aussichten in die Zukunft erweckte. Diesen seinen Fleiß zu belohnen, feyerte der Vater einst Eduards Geburtstag. Glückwünsche, Segnungen, Umarmungen und Geschenke der Aeltern eröffneten die Feyer desselben. Aelterliche Liebe und kindliche Dankbarkeit wechselten mit einander ab. Vater, Mutter, Sohn, — alle drey waren sehr gerührt, weinten Freudenthränen und gewährten ein Schauspiel, das sich besser fühlen, als beschreiben läßt. Alle drey waren höchst erfreut und glücklich. Nach und nach erschienen Eduards Gespielen, Freunde und Anverwandten, welche schon den Tag vorher eingeladen waren. Alle wünschten Eduarden Glück; die Meisten hatten ihm ein kleines Angebinde, als ein Pfand

ihrer Liebe und Freundschaft, mitgebracht. Auch der Oheim machte ihm ein Geschenk, und zwar mit einer kleinen messingenen Kanone. Der Vater sahe es ungern, war Anfangs dagegen, und äußerte einige Besorgnisse. Doch der Oheim beruhigte ihn durch die Versicherung: „daß das Abfeuern der Kanone nicht gefährlich sey, wenn man dabey nur vorsichtig wäre,“ und noch mehr dadurch, daß er den Knaben das Laden und Abfeuern anzeigte und ihnen Vorsicht empfahl. Bis zur Mahlzeit ging alles gut. Jeder überließ sich seinem Frohsinn und erhöhete dadurch die allgemeine Freude der Gesellschaft. Nach aufgehobener Tafel blieben die Alten im Zimmer zurück und vertieften sich in ein wichtiges Gespräch so sehr, daß sie darüber die Kinder ganz aus der Acht ließen. Letztere waren während der Zeit in den Garten gegangen und hatten sich mit mancherley Spielen beschäftigt. Plötzlich machte einer von Eduards Spielgefährten den Vorschlag, die Kanone zu laden und abzuschießen. Die andern Knaben stimmten ihm bey, und machten die Anstalten dazu; allein es ging nicht, das Pulver wollte nicht zünden. Eduard ward ungeduldig, und beging die Unvorsichtigkeit, sich mit dem Gesicht niederzubücken und die brennende Kohle durchs Blasen glühender zu machen, damit das Pulver um so eher zünden möchte. In diesem Augenblick erschien Eduards Vater, um nachzu-

sehen, was die kleine Gesellschaft mache, und wurde die Gefahr gewahr, in der sein Sohn schwebte. Der Vater säumte nicht, und lief voller Angst hinzu, ihn von der Kanone hinterwärts wegzureißen; ehe er ihn aber erreichen konnte, entzündete sich das Pulver und fuhr Eduarden ins Gesicht, der mit einem Geschrey besinnungslos zu Boden stürzte. Der Knall der Kanone und das Geschrey zogen die ganze Gesellschaft und auch die Mutter herbey, welche letztere bey dem traurigen Anblicke ohnmächtig ward. Der Vater stand, wie eine Bildsäule, starr, unbeweglich und sprachlos, da. Die übrige Gesellschaft hatte alle Hände voll zu thun, um die Unglücklichen zu sich zu bringen. Es wurde gleich nach einem Wundarzt geschickt. Indessen beschäftigten sich Einige mit dem Vater, Andere mit der Mutter, noch Andere mit dem Sohne. Diesem wusch man das Blut vom Gesicht, und fand die Haut verbrannt und verletzt, doch waren die Augen, zur Freude Aller, unversehrt geblieben. Dieses tröstete die Aeltern und beruhigte sie zum Theil. Der Wundarzt kam, und besorgte das Nöthige. Eduard wurde bald hergestellt; allein die Pulverkörner waren tief eingedrungen, so daß er Zeitlebens kleine schwarzpunktirte Narben behielt. Auf die Art störte Unvorsichtigkeit die Freude des Tages, und der Dheim — schenkte Kindern keine Kanonen mehr.

## Theodor.

Theodor war ein unbändiger, wilder Junge, der eine große Vorliebe für Pferde hatte und gern futschen und reiten mochte, ob er gleich weder die erforderlichen Kräfte, noch die gehörige Geschicklichkeit hatte, ein Pferd zu regieren. Dabey war er äußerst unvorsichtig und unbesonnen, indem er sich mehr zutraute, als er wirklich verstand und leisten konnte. Ehe man es sich versah, war Theodor verschwunden, und nirgends anders als im Pferdestall zu finden. Kam Jemand gefahren oder geritten, so nahm er die Zeit wahr, in der man ihn nicht hütete, schlich sich unbemerkt aus dem Zimmer und probirte das Pferd, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob es fromm oder wild wäre, denn dieses war ihm gleichgültig. Aeltern, Lehrer und die übrigen Hausgenossen hatten ihr Leiden mit ihm; sie Alle mußten über ihn wachen, und die größte Aufmerksamkeit auf ihn verwenden. Alle ängstigten sich seinetwegen. Er durfte nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen werden. Es war ein unaufhörliches Fragen, Laufen und Suchen nach ihm. Jederzeit war man gewiß, ihn bey den Pferden anzutreffen, so unüberwindlich war sein Hang zu denselben. Der Vater schalt und drohte; der Lehrer ermahnte und warnte; die Mutter bat mit Thränen und unter Liebkosungen. Wer darauf nicht achtete — war Theodor. Allein, was geschah? Hört es, Ihr Kinder! und zittert.

Eines Tages hatte Theodor ein Bauerpferd zu Gesicht bekommen, kletterte auf dasselbe und jagte im Galopp davon. Lange konnte er es nicht aushalten, und wollte das Pferd zum Stehen bringen; aber umsonst! es merkte einen fremden und schwachen Reiter, wollte seiner los werden und zog noch mehr aus. Theodor konnte sich nicht länger halten, ward schwindlicht und — Pumps! da lag er mit einem zerbrochenen Arm. Das hatte er davon. In diesem Zustand fand und brachte man ihn nach Hause. Seinen Aeltern verursachte er dadurch vielen Kummer und Unkosten, und sich selbst die heftigsten Schmerzen bey jedem Verbande. Durch die Hülfe eines geschickten Chirurgen wurde er in einigen Wochen glücklich kurirt. Man hätte denken sollen, daß Theodor jetzt durch eigne Erfahrung klüger und vorsichtiger geworden wäre, wie die Aeltern sich damit wirklich schmeichelten. Nichts weniger! er blieb ein Fragenichts, wie er es vorher gewesen war. Nicht lange nach seiner Genesung kam ein Fremder, der mit dem Vater Geschäfte abzumachen hatte, geritten, und band sein Pferd vor der Thür an einem Pfosten an. Theodor verließ das Zimmer und wollte das Pferd besteigen. Dieses, ein junges feuriges Thier, wandte sich, schlug mit den Hinterfüßen aus, traf und schleuderte ihn ein ganzes Stück hinter sich fort. Auf Theodors Geschrey eilte der Vater herbey und

hob ihn für todt auf. Man brachte ihn mit Mühe ins Leben zurück, wusch das herabfließende Blut ab und entdeckte auf seiner Stirn ein Hufeisen abgebildet, welches er für immer behielt, auch nachdem er schon geheilt war.

(Der Schluß folgt.)

---

## VIII.

# T h e a t e r.

---

### K e v a l e r B ü h n e.

(Fortsetzung.)

Am 21sten Januar sollte hier zum Erstenmal die Postkutsche von Bocksdorf, Lustspiel in fünf Akten nach Picard, auf die Bühne kommen. Statt dessen wurde das zahlreiche Zuschauerpublikum durch Kozebue's Intermezzo — in sofern unangenehm überrascht, weil man hier die Wiederholungen nicht liebt; was bey einem kleinen Publikum, wie das hiesige, leicht erklärlich ist. Viele forderten das Legegeld an der Kasse zurück, und sahen das Theater mit dem Rücken an. Die Ursache dieser unverhofften Abänderung war eine der Madame Piwko, schon in der Probe, zugestossene Krankheit; es wäre daher immer noch Zeit gewesen, das Publikum früher durch eine Annonce davon zu avertiren. Eine Unterlassungsfünde, die allein der Direktion zur Last fällt.

Am 23sten erschien denn endlich die sehnlichst erwartete Postkutsche, worin Madame Piwko, in der Rolle der Tausendschön, von Madame Calve ersetzt wurde. Das Publikum hatte sich eben so zahlreich, wie zuvor, versammelt, fand sich aber

dießmal wieder auf eine andere Art in seiner Erwartung getäuscht — und das Stück nicht nach seinem Geschmack. Trug vielleicht die verlängerte Spannung der Neugier dazu bey? oder ist die Ursache davon eigentlich in der verunglückten Darstellung zu finden? Wir glauben das letztere, indem das Stück an sich, gut gegeben, von Effekt seyn muß und gewiß zu den besseren neuen Lustspielen zu zählen ist. Nur fordert es durchaus, wie alle französische Produkte dieser Gattung, ein rasches Spiel voll Seele und Leben. Wenn aber immer einer des andern Stichwort abwartet, oder gar erst sein Pensum aus dem Souffleurkasten herauf holt; so muß auch bey dem unterhaltendsten Lustspiel die bezweckte Unterhaltung wegfallen. Das Stück ist zu bekannt, um hier die Fabel desselben weitläufig auseinanderzusetzen. — Auffallend war es übrigens, um nur einiges zu bemerken, daß der Kondukteur der Post, alias Schirmmeister — einen Officierdegen mit dem Portepée trug! Dagegen fehlte dem Lieutenant (Herrn Ackermann) alle fünf Akte hindurch, bey völli-ger Uniform, der Degen! Vielleicht glaubte er dadurch noch mehr im Spiel genirt zu seyn, als er es ohnehin zu seyn pflegt. Die Hauptrolle, der Holzhändler Schwabmann, wurde von Herrn Krampe ungemein uttrirt; dabey zeigte er eine taktmäßige Beweglichkeit, die fast pagodenartig war. Fast bliebe uns nichts zu loben übrig,

als das unnachahmliche Gähnen des schläfrigen Bedienten, in der Person des Herrn Werthers, dem die Zuschauer, bey aller Munterkeit, unwillkührlich nachzugähnen gezwungen waren.

Am 4ten Februar: Bianca von Toredó, eine dramatische Dichtung von Winkler, in fünf Akten. Ein gewaltiges Schau- und Spektakelstück, das seine Wirkung auf die Menge nicht verfehlen wird. Es wird darin so viel gehauen und gestochen, daß auch dem kaltblütigsten Komödienliebhaber dabey Angst werden muß. Der erste Akt wollte gar nicht gefallen; der Anfang des Stückes ist überhaupt etwas trocken und lamentable. Als aber hernach der Lärm erst losging, sogar mit Truppen bemannte Schiffe zum Vorschein kamen &c., da ging die Lust in Entzücken, und dies in Beyfallklatschen über. Herr Dhm ann, König Heinrich von Sicilien, war in diesem Jagdstück der Bär — und als solcher ganz Natur und Wahrheit, übrigens unverständlicher, als jemals. Herr Wirsing schien für die Rolle des Grafen von Toredó zu kraftlos; auch hatte er so schlecht memorirt, daß ihm seine Mitspieler je zuweilen einhalfen. Dieser sonst brave Schauspieler wird mit der Zeit hinfällig und ist dabey kränklich, wie es heißt. Die Bianca wurde von Madame Dhm ann mit dem ihr eigenen Anstand und für Rollen dieser Art zu Gebote stehen-

den Zauber repräsentirt. Hätte sie doch auch zugleich die unglückliche Königin Isabelle darstellen können! denn bey Madame Hoffmann war diese nicht in ganz guten Händen. Sie entsprach, besonders gegen das Ende, gar nicht dem Charakter ihrer Rolle und verrieth darin auch nicht die geringste Würde. Sehr schön versteht sich Madame Ohmann auch noch auf die Dekoration ihrer herrlichen Gestalt — sie zeigte dies besonders im zweyten Akt, wo sie an der Spitze einer Truppschaar, mit Helm und Schild, als Amazone erscheint: alles Vorzüge, wodurch sie zu blenden weiß. Herr Acker mann, der im wörtlichen Verstande die glänzendste Rolle hatte, indem seine Kleidung von Theatergold und Tressen strokte, gab seinen Grafen von Provence unleidlich steif und eintönig, und dabey doch über alle Maßen wüthig. Sein Kommen und Gehen war immer nur ein Mord- und Zetergeschrey, so weit es ihm seine schwache Lunge gestattete. Er war, mit einem Wort, in dieser Rolle ganz unerträglich. Im vierten Akt ließ er sich vollends den Verstoß zu Schulden kommen, auf die von ihm verkannte Bianca mit geballten Fäusten loszugehen; hernach übertrieb er wieder die Beschämung, als er seinen Irrthum erkannte, und glich in dieser Attitüde einem Schulknaben, der sich ängstlich nach dem gefürchteten Präceptor umsieht. Herr Zimmermann, als Graf Soderini, war

neben Madame Dhmann der Einzige auf seinem Platz. Sein Spiel war durchgängig ausgezeichnet brav, und erhielt verdienstermaßen auch den lauteſten und allgemeiſten Beyfall.

Manche Gefechte im Stück gingen lebhaft und gut, andere aber wieder höchſt miſerabel. Auch liefen allerley Lächerlichkeiten mit unter, die die Illuſion gewaltig ſtörten — wie das bey Aufführung ſolcher großen oder Spektakelſtücke auf kleinen Theatern ſchon nicht anders ſeyn kann. So z. B. als der Graf von Provence im fünften Akt die Beſte ſtürmt, deren Beſatzung, innerhalb der Mauer fechtend, Fliegen todt zu ſchlagen ſchien! Die Mauer war übrigens kaum etwas mehr als zwey Ellen hoch; und doch läßt ſich der Graf, da er die Beſte zur Uebergabe auffordert, von dem Burgwächter weiß machen, daß ſie unüberwindlich ſey, und dadurch zur Retirade verleiten, obgleich er die Beſatzung augenſcheinlich mit den Händen erreichen und einzeln über die Mauer ziehen konnte. Das Auffallendſte aber war, daß bey der Verwandlung der Scene, durch Aufrollen des Baldvorhanges, der Zuſchauer ſich in das Innere der Burg verſetzt ſah, die außerhalb der gedachten Mauer befindlich war. Wie iſt es möglich, daß der Wald verſchwinden kann, wenn die übrigen dazu gehörigen Dekorationen ſtehen bleiben? Der Thurmwächter kommt hierauf mit der ge-

fangenen Königin über die Mauer herunter, und Robert, der Graf von Provence, erscheint mit seiner Schaar außerhalb der Festung. Man droht, die Königin zu tödten, wenn er stürmen würde; der zu ihrem Henker bestimmte Ritter hat hiezu schon einen gewöhnlichen Officierdegen entblößt. Robert stürmt, und rettet die Königin; das ist das Ende.

Den 23sten Februar: Der verbannte Amor. Lustspiel in vier Akten, von Kokebue. So neu der Titel ist, so verbraucht ist das Sujet. Die Eifersucht der beyden Ehepaare führt übrizgenß manches lustige und manches witzige Qui-proquo herbey, die jedoch zuletzt ermüden. Auch dieses Stück will rasch gespielt seyn, wenn es gefallen soll: — hier gefiel es sehr, ungeachtet das Ensemble nicht zu loben war. Von der Aufführung läßt sich daher wenig sagen. Die beyden Kinder im Stück, Franz und Malchen (Demosiellés Krampe und Werther), spielten noch am besten!

Am 1sten März wurde Vormittags um halb eilf Uhr, zum Fasching, der Zinngießer gegeben. Diese ungewöhnliche Theaterzeit hatte auch das Theater ungewöhnlich gefüllt. Aber da man hier allgemein um zwölf Uhr zu Mittag ist, so wurde das Haus um die gewöhnliche Mittagsstunde wieder leer, ehe noch das Spektakel zu Ende war: — woraus mancher den

voreiligen Schluß ziehen dürfte, daß hier der Magen dominirt und die geistigen Genüsse den körperlichen nachstehen. — Abends war im Schauspielhause Maskerade.

Am 5ten März gab Herr Kramppe, nach der Vorstellung von Heinrichs Jugendjahren, einem bekannten Lustspiel aus dem Französischen, ein Intermezzo, der Kapellmeister, worin er einzig und allein mit sich und dem Orchester sein Wesen treibt — und worüber durchaus nicht viel, oder, besser noch, gar nichts zu sagen ist.

Am 25ten März: Minna von Barnhelm von Lessing, das nicht nur immer ein Hauptstück bleibt, sondern auch in unsern Tagen überall, wo es wieder auf die Bühne kommt, als ein neues Stück betrachtet werden kann. Zur Ehre des Publikums war das Theater überaus gefüllt, allein nicht auch zur Ehre der Schauspieler. Denn in so guten Händen auch einzelne Rollen waren, z. B. Minna (Madame Ohmann), Franziska (Madame Hoffmann), Just (Herr Berther), so fehlte doch dem Ganzen Haltung und Zusammenhang, und man vermifste ein wohlgeordnetes Ensemble. Die Hauptperson im Stück, der Major Tellheim (Herr Zimmermann), hatte dem Bacchus gar zu sichtlich geopfert. Herr Piwko verwandelte den biedern Wachmeister Paul Werner in einen trivialen Spasmacher — und der Riccaut de la Marliniere, in der Ge-

stalt des Herrn Büchner, radebrechte ein uns unbekanntes Deutsch = Französisch, für welches wir keinen Namen haben. Dabey schienen die Stellungen seines Körpers nur mühsame Versuche, die Unbeholfenheit desselben zu verbergen: ein Etwas, das bey ihm die Stelle der Gewandtheit vertrat, die man von diesem Deutsch = Franzosen erwartet. — Doch genug davon! Erinnerungen dieser Art gehören nicht zu den angenehmen im Leben!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### Ueber die Darstellung der Braut von Messina in Mitau.

Die hiesigen Theatervorstellungen der neuerrichteten Gesellschaft des Herrn Arres si o haben vor der Hand ein Ende. Sie ist am 3ten May nach Libau gegangen, wo sie bis zum September weilen wird, um alsdann, hoffentlich gestärkt und mit frischen Kräften, hierher zurückzukehren. Wir wünschen ihr alles mögliche Gedeihen und können, nach dem zu urtheilen, was Herr Arres si o bisher mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, leistete, voll Ueberzeugung hoffen: daß er, nach dem am Schluß der hiesigen Vorstellungen ihm öffentlich bezeugten Wohlwollen und der ihm

gegebenen Hoffnung auf eine kräftigere Unterstützung, gewiß bey seiner Zurückkunft den Erwartungen des Publikums in einem höheren Grade zu entsprechen suchen wird, als es schon jetzt der Fall war und seyn konnte. Ihn selbst hat man immer mit Vergnügen gesehen, und in manchen Rollen hat er sich durch seine Darstellung ein bleibendes Denkmahl geschaffen, z. B. in dem von ihm verfaßten Intermezzo „die Theaterentreprieße,“ worin er eine seltene Gewandtheit zu Tage legt, und vorzüglich die Vielseitigkeit seines Talents, als darstellender Künstler, bewährt.

Mehrere der hier unter seiner Direktion gegebenen Vorstellungen gelangen über Erwartung, und waren, wenn man mit billiger Rücksicht einzelne Nebenparthieen übersieht, fast immer ein gut geordnetes — und, was die Hauptsache ist, ein gehdrig in einandergreifendes — Ganze: etwas, das nur zu häufig bey manchem Theater vermißt wird, wo die erforderliche Leitung mangelt und jeder Einzelnen daher, gleichsam für sich, seine eigene Komödie spielt; wobey der Kenner und der echte Kunstfreund, einiger einzelnen Schönheiten — oder, wenn man lieber will, schöner Einzelheiten — ungeachtet, nie im Ganzen und durch das Ganze befriedigt wird. „Ein paar Spiegelscheiben machen noch kein schönes Haus,“ sagt Lichtenberg. Und doch sollte, auf der andern Seite, einiger geringen Flecken wegen

ein übrigens im Ganzen gelungenes Tableau des Anschauens nicht werth seyn? — So richtet nur der große Haufe, der selten mehr, als den äußern Sinn, zum Anschauen mitbringt. Aber vox populi ist nicht immer vox dei — wenn man darunter nicht geradezu den Gott glaubt, der die hungrigen Raben speist ic. —

Von den obenerwähnten Darstellungen hat keine wohl im Ganzen so sehr befriedigt, als die der Braut von Messina. Je weniger die Meisten davon erwarteten, — theils aus Unbekanntschaft mit dem Stück, das man für einen Riesenspolypen, oder für einen Fels hielt, an dem jede Kunst scheitert, theils aus Mangel an Vertrauen in die Kräfte der Darsteller: desto angenehmer fand sich am Ende Jeder überrascht, und mit ganz anderen Empfindungen, als er es betreten, verließ vielleicht der größte Theil der Zuschauer das Theater.

Bekanntlich gehört dieses Drama, als solches, und als ein poetisches Ganzes betrachtet, unter die schwächsten Produktionen, die wir, in diesem Fach, dem großen Dichter danken, und ist vielleicht von allen am wenigsten dazu geeignet, auf der Bühne Effect zu machen. Desto mehr zeigt die Wirkung der hiesigen Darstellung für ihre Vorzüglichkeit. Um von dem geringen Interesse zu schweigen, daß die magere Fabel des Stücks, die bloße Schilderung von Gefühlen und der Kampf

der Leidenschaften dem gewöhnlichen Zuschauer gewährt; so ist schon die Realisirung der barocken Idee, den Chor der Alten in die neue Tragödie zu verpflanzen, dem zu Liebe das ganze recht eigentlich da zu stehen scheint, etwas Ungeheures — und all' dies lyrische Prachtgewebe, bey der Beschränkung der ausübenden Kunst, nicht repräsentabel: eine Idee, die ohnehin in der Ausführung verfehlt worden, indem dieser Chor gerade als das Gegentheil von dem erscheint, was Schiller selbst in der Vorrede so wahr und schön von dem griechischen Chor, zu dessen Charakterisirung, anführt. Er muß daher überall und bey jeder Aufführung für Schauspieler und Zuschauer ein Stein des Anstoßes gewesen seyn — den auch die Feder der streichlustigsten Theaterdirektion nicht aus dem Wege zu räumen im Stande war. Kein Wunder, daß er sogar bey der Aufführung in Weimar, unter des Verfassers eigener Leitung, verunglückte; wenigstens hat er auch da die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Man ist daher hinterdrein auf andern Theatern schon mit mehr Rücksicht zu Werke gegangen, indem man jenes wandelnde Fatum der Alten, das sich in ihren Tragödien ausspricht, den heutigen Begriffen näher zu bringen und das Publikum mit dem griechischen Chor auf die Weise zu befreunden gesucht, daß man ihn gewissermaßen mithandelnd, mehr theilnehmend, als bloß reflektirend, einführt; wodurch

er mehr Interesse gewinnt. Hiezu aber ist es nicht sowohl hinreichend, daß die Anführer allein-redend, und die Begleiter derselben oder das eigentliche Chorpersonale pantomimisirend — jedoch dieß letztere immer nur *cum grano salis*, wenn es nicht lächerlich werden soll — aufgeführt werden; sondern es ist sogar nothwendig, weil sonst auch der regelmässigste und abgemessenste Unisonus der Rede auf die Länge in ein widerliches Schulgeplärr ausarten würde.

Es war daher auch bey der hiesigen Aufführung die Anordnung getroffen, daß die Ehre mehr durch ihre Anführer repräsentirt, als im Unisono gesprochen wurden. Dieß letztere geschah nur abwechselnd hin und wieder, und zwar mit Mäßigung, da, wo die Wiederholung des Refrains einer Rede zur Verstärkung derselben diente.

Die Choranführer selbst waren in der Person der Herren Schröter und Brose ganz an ihrem Platz. Sie sprachen überall richtig und mit gehörigem Ausdruck — der Erstere jedoch mit zu viel Empfindung wie es schien; der Letztere nicht immer gehörig abgemessen, und mitunter zu lebhaft. Jede einzelne Rolle war übrigens in guten Händen, bis auf den alten Diener, mit Einschluß deßselben. Auch hatten alle so trefflich memorirt, daß der Souffleur überflüssig war: ein Hauptrequisit bey Stücken dieser Art! Dabey wurde jede Skan-

sion vermieden — was gewöhnlich nicht leicht ist. Jeder Einzelne fühlte, was er sprach, und äußerte sein Gefühl auch in der Theilnahme an der Handlung, so weit die Stelle, die er im Gemälde füllte, es erforderte. Es war ein sehr vorzügliches Ensemble! Keine Stockung in den einzelnen Parthieen, und eine Rundung, eine Präcision im Ganzen, die nur durch vielfältige Uebung unter einer verständigen Anweisung erlangt werden kann. Die ganze Darstellung macht auf jeden Fall der Direktion des Herrn Arreſto Ehre. Auch hat ihm kein Sachverständiger dies Lob versagt, und mancher vielleicht sein Verdienst um die Theaterleitung erst nach dieser Vorstellung würdigen gelernt.

Desto weniger schien er uns jedoch als Schauspieler in diesem Stück an seinem Platz. Ungeachtet der Don Casar von ihm mit aller Einsicht gegeben und nicht geradezu vergriffen wurde, so sind wir doch der Meinung, daß Herr Arreſto — mit so vielem Glück er sich auch in alle, und oft in die entgegengesetztesten, Rollenfächer zu werfen weiß — für ernste Rollen dieser Art am wenigsten geeignet sey. Er schreitet im Kothurnschritt auf dem Soccus einher! Das ist es, was wir in aller Kürze darüber anmerken können. Hoffentlich versteht uns Herr Arreſto.

Dagegen konnte die Hauptparthie im Stück in keine besseren Hände kommen. Mad. Brose

gewann, durch ihre treffliche Darstellung der Königin, den Preis: ihr lohnte der ungetheilte Beyfall Aller, die ein so vorzügliches Talent, als das ihrige, zu würdigen verstehn. Unstreitig hat Herr Arreßto an ihr, in künstlerischer Hinsicht, die bedeutendste Acquisition gemacht. Eine Schauspielerin ihrer Gattung, mit dem Anstand, der Bildung, der Wärme der Empfindung, und dieser richtigen, wenn auch zuweilen etwas stark aufgetragenen, Mimik — wird eine Zierde jeder noch so vorzüglichen Bühne, und selten bey irgend einer derselben das Fach edler Mütter und weiblicher Anstandsrollen so vollkommen ausgefüllt seyn, als hier durch die genannte Künstlerin: — eine Benennung, die ihr, vorzugsweise, vor sehr vielen Mitbewerberinnen bey andern sogenannten großen Bühnen gebührt, welche oft mit weniger Recht als Anmaßung darauf Anspruch machen — und womit man in der Regel zu verschwenderisch um sich wirft.

Dem Titel nach zwar die Hauptrolle, aber eigentlich eine sehr untergeordnete und vielleicht die undankbarste in dem ganzen Trauerspiel — Beatrice — wurde von Mad. Wagner im Allgemeinen zur Zufriedenheit der Kenner, wenn auch nicht so vollkommen, daß man ihre Darstellung für durchaus und in allen Theilen gelungen halten konnte, gegeben. Das Streben nach Vollendung, ist auch Verdienst; und wo sich dieses so

sichtlich verräth, wie hier, verdient es Anerkennung und Aufmunterung.

Noch ist uns übrig, von Herrn Albert, als Don Manuel, zu bemerken: daß seine Aktion durchaus überladen war. So richtig er im Ganzen den Charakter der Rolle aufgefaßt und durchführte; so überschrie er sich doch nicht nur an einigen Stellen, sondern bewirkte auch durch seine Tanzmeisterattitüden, daß man ihn nicht sehen mochte. Es ist, bey seinen sonst nicht gemeinen Vorzügen, Schade um ihn, daß er die unseligen Portebraß so lieb gewonnen hat, und in der geschmacklosen Manier versunken zu seyn scheint, nach welcher die Gestus der Rede schon vorauszuellen pflegen und jedes Wort von einer malenden Handbewegung begleitet wird. Eine Zeitlang schien er so ziemlich davon zurückgekommen zu seyn; oder sollte er sich vielleicht in Heldenrollen eine Ausnahme schuldig zu seyn glauben? Wir freuten uns wahrlich schon, ihn auf guten Wegen zu sehn — und erschrocken daher nicht wenig, in ihm, als Don Manuel, einen aktiven Telegraphen zu erblicken.

Da wir Herrn Albert nach dem, was er zu leisten im Stande ist, nicht in die Klasse gewöhnlicher Histrionen setzen — bey denen jede Belehrung so zwecklos, als übel angebracht ist; so glauben wir nicht zweckmäßiger schließen zu können,

als mit folgenden Worten Lessings und dem Wunsch, daß er sie beherzigen möge.

Dieser unerreichte Kritiker sagt, in seiner Dramaturgie, \*) nachdem er den Unterschied zwischen den Schauspielern und Pantomimen der Alten entwickelt und gezeigt hat, daß bey den letzteren die Bewegungen der Hände konventionell waren, und die Stelle der Sprache vertraten, deren der Schauspieler sich gänzlich enthalten mußte:

„Er (der Schauspieler) bediente sich seiner Hände also sparsamer als der Pantomime, aber eben so wenig vergebens, als dieser. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verstärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beständigen einförmigen Gebrauch ein so großer Theil von Schauspielern, besonders das Frauenzimmer, sich das vollkommene Ansehn von Drathpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer krüpplichten Achte, abwärts vom Körper, beschreiben, oder mit beyden Händen die Luft von sich wegrudern, heißt ihnen Aktion haben; und wer es mit einer gewissen Tanzmeistergrazie zu thun geübt ist, o! der glaubt, uns bezaubern zu können.“ — —

„Weg also mit diesem unbedeutenden Vortebraß, vornehmlich bey moralischen Stellen, weg

---

\*) Hamb. Dramat. (Verf. Ausg.) 2r Bd. S. 34 u. f.

mit ihm! Reiz am unrichtigen Ort ist Affektation und Grimasse; und eben derselbe Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich ekel. Ich sehe einen Schulknaben sein Sprüchelchen aussagen, wenn der Schauspieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zu reicht, oder seine Moral gleichsam vom Rocken spinnt.“

So Lessing. Aber wie viele Schauspieler — selbst auf den sogenannten großen Theatern — haben ihn gelesen?

U.

## IX.

## L i t e r a t u r.

## Recension einer Recension.

Es gewährt dem unpartheyischen Beobachter eine eigene, aber nicht immer angenehme Unterhaltung, die sich oft ganz widersprechenden Urtheile über einen und eben denselben Gegenstand einander gegenüber aufgestellt zu finden. Man bewährt sich dadurch immer mehr über die Unzuverlässigkeit der Urtheile, oder sogenannter Recensionen; und man wird endlich dahin gebracht, ein solches Blatt gleichgültig aus der Hand zu legen. Tritt aber ein Recensent ganz von der Art auf, wie ihn uns Kogebue in seinen Unglücklichen darstellt, und scheint Wahrheit und gute Sache dabey zu leiden: so ist man zu entschuldigen, wenn man einen solchen Aus- und Anfall nicht ganz mit Stillschweigen übergeht.

Eine solche Rechtfertigung verdient ein würdiger Mitarbeiter der Ruthenia um so lauter, jemehr es scheint, als wenn man selbst von hier aus das stolz herabsehende Ausland in seinem Vorurtheile gegen die Literatur der Ostseeprovinzen Rußlands bestärken wollte. — Indem ich hier ausspreche, was jedes gesund-ästhetische Gefühl im Stillen empört, versichere ich dem Herrn Redakteur, für die Aufnahme dieser Note, im

Voraus den Dank des ganzen bessern Publikums, das Herrn Thieme näher zu würdigen weiß.

O der Mode! Schönes herabzuwürdigen, um Anderes zu heben, und das Gefühl für Kunst mit Ausschließlichkeiten zu paaren. Im Südwest, wo man beschäftigt genug ist, das Innländische zu bewundern — nimmt man so gewöhnlich das Nördliche mit Kälte auf, und zieht erst den Pelz an, wenn man liest. Viele lesen ein schönes Kunstwerk mit Entzücken, aber wenn sie an den Namen des Verfassers kommen, setzen sie sich auf die Hinterfüße und fragen, ob sie auch wohl in Entzücken gerathen dürfen? — Würde manche Stimme einzeln gedruckt erscheinen — so wäre sie einzeln — Eine Stimme; aber so drängt sie sich oft in einen Kreis ehrwürdiger Gelehrten, und sucht durch ihren Wiederschein den eignen Schimmer zu erhöhen.

---

#### B e m e r k u n g.

In No. 3. der diesjährigen Hallischen Literaturzeitung findet sich eine Recension unsers nordischen Gedichts: „Finnland, von Thieme,“ die, ohne die brillante Beurtheilung in der Ruthenia 1808, Oktoberheft, damit verglichen zu haben,

besonders den Ausländer leicht irre führen könnte. Wer indessen die Verfolgungsgeschichte dieses Gedichts kennt — wird sogleich mißtrauisch gegen die Geschichte dieser Recension — die zwey Jahre nachkommt.

Freylich können die sechs Verse, welche aus der Masse von sechshundert verstümmelt herausgerissen sind, keine Ahnung geben von dem Geiste des Ganzen, und das, was man selbst hier tadelt, „das Schnarchen der Stürme — das Grunzen der Moore — das echtnordische Bild des finnischen Bades, bis zur Mäuseschwanzigen Kübe, welche kein Land so hat und kein Epitheton dem treuer malt, der sie gesehen,“ sprechen nur um so mehr für die lebendige Phantasie des Dichters, und reizen, das Ganze kennen zu lernen.

Auch giebt Recensent keinen vortheilhaften Begriff von seinen Begriffen des Versbaus, wenn er dem Dichter die Kenntniß dieses mechanischen Theils seines Werkes abspricht, indem zugleich der erste von ihm selbst citirte Vers seinen geregelten Rhythmus und volle Melodie behauptet. Wie leicht der Verfasser mit so viel hundert neuer, die Sprache bereichernden, Wörtern umzuspringen versteht, zeigt gegentheils fast jeder Hexameter. Da sich indeß das Gedicht mehr dem ernstern didaktischen, als dem leichtidyllischen nähern soll, so scheint er auch die volltönigen Spondeen mehr zu wählen, und Hexameter, wie die seinigen, findet

man nur in Baggesen und Sonnenberg, nur daß sein Vers noch zuweilen da durch seine üppige Fülle strauchelt, wo er den schönern Gedanken nicht um eine kurze Sylbe opfern will.

Aber ob der Verfasser den eigentlichen Zweck seines Gedichts, den der Recensent selbst dafür gelten läßt, nämlich: „den Charakter des altrussischen Finnlands und seiner Einwohner zu schildern — die Mängel und Unannehmlichkeiten darzustellen — zu zeigen, wie auch hier die Natur dafür entschädigt habe — wie das Volk zwar noch auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehe, aber daß die Zeit kommen werde, wo auch auf diesem Boden der Mensch sich zu einem schöneren und veredelten Daseyn erheben werde — den poetischen Sinn seiner nordischen Zöglinge für ihre Umgebung zu beleben und durch die Phantasie mit theilnehmender Vaterlandsliebe auf ihr Herz zu wirken“ — ob dieser Zweck erreicht, ob die Schilderung bis auf die kleinsten Züge wahr und treu sey; und welch ein Dichtergenie, welch eine Schöpfungs-gabe, welch ein Umfang von Sprache dazu gehöre, um die gemeine Wirklichkeit Finnlands, wie Recensent sich selbst auszudrücken beliebt, zu idealisiren, und zu einem solchen Kunstgemälde zu erheben: das übergeht er mit Stillschweigen, und fügt nur schließlich in seiner Manier hinzu: „diesen Zweck würde er (der Verfasser) weit besser und sicherer durch eine ein-

fache, prosaische Darstellung erreicht haben — und der Poesie sey eine solche Absicht, wie er erreichen wollte, durchaus fremd.“

Welche Widersprüche! Wie kann eine Absicht, wie die des Verfassers, der Poesie fremd seyn? Was hätten wir an Thomson, Haller und Kleist u. zu bewundern gehabt, wenn solche Gegenstände der Poesie fremd wären? Wie soll denn der poetische Sinn besser belebt, die Phantasie erhöht und veredelt, und wodurch kann denn kräftiger auf das Herz gewirkt werden, als durch die Poesie? Und wie hätte auch der Zweck besser erreicht werden können, als wie er wirklich erreicht ist, nämlich durch die jetzige Form des Gedichts? Keine prosaische Schilderung möchte Deukalions Kiesel so belebt haben!

Man habe also nur das Ganze vor Augen; denn es ist ein Ganzes, und im Ganzen nur soll es genossen werden, alle Auszüge aber müssen den Eindruck verfälschen. Man gehe von Vers zu Vers; und überall Gewühl, vom Moos bis zur Wolke. Was die Armuth nur sucht zum Trost, und die Ueppigkeit nützt — nichts ist unbemerkt geblieben, was das Gemälde beleben kann. Siehe die zarte Sitte der Kellen am Quell — das Bild der Mamura in der Rödung — der Uebergang vom Fels zur Säulenresidenz, von dem Nachtgemälde der Fischerey zur heiligen Kirchfahrt des frommen Volks — Imatras Don-

ner, der im Gemälde des Lebens sich löst — des Staubthiers Hülle, die sich ans Menschenherz schließt — der Jammer der Post — das Geisterartige der Winternächte mit ihren Nordlichtsverklärungen — die Jagden und der Frühlingsaufbruch mit seiner sinnigen Weihe, und tausend Stimmen und Farben, und die Julnacht und zuletzt, zur Erholung vom Seufzer des armen Lebens, die stille Einkehr in die friedliche Mooshütte des einfältig biedern Volks bey Sang und Arbeit. O die Seele senkt sich mit uns, steigt mit empor und zittert in Sehnsucht, Behmuth und Hoffnung! und wer wollte dem Dichter nicht seinen Mamurakranz gönnen? Wirklich nur ein neidisches oder verderbtes Gefühl wird den Eindruck verleugnen, den es überall erzeugen muß.

Wir aber und das Ausland sollten uns dergleichen genialischer Produkte freuen, deren unsre polarische Literatur noch so wenige aufzeigt. Auch ist über das poetische Talent des Verfassers, das sich schon so oft und vielfach bestätigt, an andern Orten bereits nur eine Stimme gewesen, und wir wünschen unsern Theils, daß dies so schnell vergriffene Gedicht im Auslande mehr bekannt würde, wohin nur erst zwey oder drey Exemplare gekommen sind, und daß der Verfasser bey einer neuen Auflage uns die schönere Fortsetzung: „die Götter Finnlands,“ wovon bereits ein Auszug erschienen, nicht länger vor-

enthalten möge, um, bey seiner so sichtlichen Fortbildung, diese nordischen Kränze ganz vereinigt zu sehen.

E.

**Pantheon.** Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von J. G. Büsching und K. L. Kannengießner. Ersten Bandes, erstes Heft.

Jetzt, wo die Politik in der Literatur an der Tagesordnung, und besonders für alle Zeitschriften eine belebende und erwärmende Sonne ist, ohne welche sie schon bald nach der Geburt vor Entkräftung sterben würden — wie wir solches kürzlich an so manchem trefflichen Journale, z. B. den Prometheus ic., gesehen haben — ist eine Zeitschrift, wie die vorliegende, welche eine bloß ästhetische Tendenz zu haben und dabey alles, was in die Politik einschlägt, geradezu von sich zu weisen scheint, eine um so erfreulichere Erscheinung. Nach diesem ersten Heft des Pantheons zu urtheilen, haben, außer den Herausgebern und Fichte, der darin eine Uebersetzung aus Camoenss Lusiade liefert, mehrere wackere Gelehrte, mehrentheils Dichter, sich die Hand geboten, etwas Vorzügliches im Fache der schönen Literatur zu liefern. Außer der erwähnten

Uebersetzung aus der *Kusiade*, die, einige Härten abgerechnet, trefflich gerathen ist, finden sich darin Bruchstücke aus einer Sammlung gehaltvoller Briefe, welche auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Oberitalien im Sommer 1808 geschrieben und von nicht gemeinem Interesse sind, mehrere in das Fach der schönen Literatur einschlagende, und andere bloß poetische Aufsätze, von theils bekannten, theils unbekanntem, aber, wie es der Augenschein lehrt, geistvollen Verfassern. Auch findet man darin in einem Anhang ausführliche Kunsturtheile und Recensionen, worunter eine Beurtheilung der Aufführung des *Edz* von Verlichingen in Berlin, von Büsching, besondere Aufmerksamkeit verdient.

Es wäre zu wünschen, daß die ungünstigen Zeitumstände dem Gedeihen dieses Journals nicht so hinderlich würden, als dies früher mit einigen andern derselben Gattung, die bald nach ihrer Erscheinung wieder aufhörten, der Fall gewesen zu seyn scheint. (Preis des Jahrgangs, bey Deubner und Treuy in Riga: 7 Thaler Alb.)

Vertraute Briefe über Oestreich u.  
Stralsund, 1810, 1r Band.

Eine übel gerathene Nachahmung der schon übel gerathenen vertrauten Briefe über Berlin, die während des letzteren französisch-

preussischen Krieges ein so großes Lesepublikum fanden. Selbst der bloße Neuigkeitskrämer erhält hier wenig Nahrung. Die wenigen Details und übrigens unverbürgten Partikularitäten aus dem letzten Kriege schwimmen in einem Meere von trivialen Reisebemerkungen, die überdies nur bekannte Dinge enthalten. Das Buch hat, mit einem Wort, keinen Plan, als den des Verfassers: damit Geld zu verdienen — was ihm wahrscheinlich mit dem ersten Theil gelingen wird. Wer diesen gelesen hat, dürfte sich schwerlich nach dem zweyten sehnen!

---

## X.

### Gute, alte Zeit.

In den Verordnungen Heinrichs VIII. für seine Dienerschaft, heißt es untern andern:

„Des Königs Barbier soll sich reinlich halten, und mit keinen liederlichen Weibspersonen umgehen, damit Sr. Majestät Gesundheit nicht Gefahr laufe.“

„Um zehn Uhr soll das Mittagessen, und um vier Uhr das Nachtessen aufgetragen werden.“

„Die Hausofficiere sollen in guter Eintracht mit einander leben, und nicht davon reden, wie sich Se. Majestät unterhält.“

„Sie sollen die Mägde, wenn sie ihnen auf der Treppe begegnen, in Ruhe lassen, weil durch ihre Unarten viel Geschirr zerbrochen wird; auch auf die hölzernen Teller und zinnernen Löffel wohl Acht haben.“

„Wenn ein Page ein Mädchen im Hause zu Falle bringt, bezahlt er zur Strafe dafür zwey Mark an Se. Majestät, und wird ihm einen Monat lang kein Bier gereicht.“

„Auch sollen die Stallknechte Sr. Majestät Stroh nicht stehlen, um ihr Bett damit auszustopfen, weil das ihnen zugetheilte hinreichend ist.“

Gute, alte Zeit! —

### N o t i z.

Auf wiederholte Anfragen dient hiemit zur Nachricht, daß jedesmal in der Mitte des Monats, den der Umschlag des Hefts besagt, ein Monatsheft dieser Zeitschrift erscheint.

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat Juny.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

Klagen über den Nord.

Im May 1810.

Schon mußten wir zwey Monden lang  
Des späten Frühlings warten!  
„Im May“ — so hofft man — „mit Gesang  
Tritt er in Feld und Garten.“

Nun kömmt der große Junge dort  
Aus Norden hergeblasen,  
Und scheucht den holden Knaben fort,  
Mit seinem tollen Rasen.

Zwenter Band.

6

In Wahrheit! auf der ganzen Welt  
 Ist solch ein Bube nimmer!  
 Trotz aller Predigt, die man hält,  
 Macht er's nur täglich schlimmer.

Kaum will das arme, kalte Land  
 Ein kleines Blümchen schmücken,  
 So kommt der Unhold hergerannt,  
 Es eilig abzupflücken.

Bald klettert er von Baum zu Baum,  
 Und wiegt sich auf den Zweigen,  
 Bald will er gar — man glaubt es kaum —  
 Die Wolken schier besteigen!

Rehrt aus der frühen Knospe Schooß  
 Ein kleines Blättchen wieder,  
 Gleich reißt der Schadenfroh es los  
 Und wirft's zur Erde nieder.

Bald läuft er hin an Berges Rand,  
 Kommt her ins Thal gezogen,  
 Bläst in das Wasser Tagelang  
 Und sprudelt aus den Bogen.

Er fauset hohl durchs junge Gras  
 Und wälzt sich auf der Erde,  
 Und freut sich seines Unfugs baß, —  
 Verscheuchet Hirt und Heerde.

Doch was er gar den Menschen thut,  
 Davon ist viel zu sagen —  
 Er schont nicht alt noch junges Blut,  
 Und find't daran Behagen.

Kommt irgend ein gefetzter Mann  
 Für sich dahergegangen,  
 So fährt er ihn gar grimmig an  
 Und schlägt ihm Ohr und Wangen.

Geht irgendwo ein hübsches Kind,  
 Mit Pöckchen um d: a Nacken,  
 Fluchs zauset sie Herr Gausewind  
 Und kneipt sie in die Backen —

Hebt's Kleid und Röckchen in die Höh',  
 Mag sie auch noch so schreyen;  
 Bey ihm hilft weder Ach noch Weh:  
 Hat er doch nichts zu scheuen!

Thät' er's bey kleinen Kindern bloß,  
 Da giebt's nicht viel zu schauen;  
 Allein er schont nicht Klein, noch Groß,  
 Nicht Mädchen und nicht Frauen.

Und will einmal zum Pfingstbier-Schmaus  
 Die alte Jungfer Base,  
 Gleich führt er sie zurück ins Haus  
 An rothgekniffner Nase.

Ja, trieb' er doch nur losen Schwank!  
 Allein er bringt Verderben: —  
 Er macht die Menschen sterbenskrank,  
 Und läßt sie auch wohl sterben.

Nicht immer legt das Handwerk ihm  
 Der Arzt, sein Spießgeselle.  
 Drum — wär' es möglich — Ungethüm!  
 Hinab mit dir zur Hölle!

## 2.

## H e r o i s m u s .

Die Art zur Hand,  
 Und alle Forken nieder,  
 Schafft freyes Land,  
 Und pflanzt nur Wein, ihr Brüder!  
 Reißt alles ein,  
 Schafft Wein! schafft Wein! schafft Wein!

Verheert das Feld,  
 Werft Gluth in alle Saaten,  
 Verheert die Welt,  
 Erleichtert's den Soldaten.  
 Nur Wein gepflanzt,  
 Und dann getanz't, getanz't!

Kein Eigenthum, —  
 Kein Reid und kein Gelüste,  
 Kein eitler Ruhm  
 Nach einer Marmorbüste! —  
 Kein Schlachtlied tönt,  
 Wo süßer Wein versöhnt.

Beypflanzt den Wall,  
 Beypflanzt die tiefen Gräben,  
 Das Unterthal  
 Mit nichts als Purpurreben;  
 Dann kommt und trinkt  
 Der Feind und — sinkt, und sinkt.

Was sehen wir?  
 Schon dehnen groß und größer  
 Die Mörser schier  
 Sich aus in volle Fässer,  
 Und Bacchus hier  
 Ist gar ein Kanonier.

Auf! und hinan!  
 Zum Sturme, theure Brüder,  
 Strebt fest hinan!  
 Und purzelt trunken nieder!  
 Mit leichtem Schuß  
 Verwundet Weingenuß.

Und fällt ihr dann,  
 Ein Opfer eurer Pflichten,  
 Wird Mann für Mann  
 Sich wohl empor bald richten. —  
 Grad' auf den Lauf!  
 Wer fällt, steht wieder auf.

Ha! wie es braust,  
 Das Schlachtgewühl im — Glase,  
 Und wie er faust,  
 Der Dampf — um meine Nase;  
 Nichts von Bardon!  
 Ich sink', ich sinke schon.

Der Gattin wirkliche Erscheinung nach  
dem Tode.

Schon sang ich fünf und zwanzig Elegien,  
Zwölf Madrigale, dreyßig Threnodien,  
Und immer voll ist noch das bange Herz! —  
Mit Nänien, mit Oden, auf der Stelle  
Ward rings umflebt, zum Himmel, die Kapelle,  
Und ach! noch tobt der Schmerz!

Schwarz wogt der Gram dahin in Zeilenflammen,  
Die Thräne fließt, die Tinte fließt zusammen,  
Und aus der Feder quillt's mit rascher Fluth, —  
Die Thräne ward zur Dichtung. — Hingeschwunden  
Bist Du! — Was blieb? — In Korduan gebunden  
Dein Geist und meine Gluth.

Doch was ist das? Ein gräßlich frohes Leben  
Fährt in den Bücherkrum; sie fliegen, schweben!  
Weh' mir! der Taback nießt, es pläzt der Topf,  
Und, ha! — die Thür' erdröhnt, die Angel knarren, —  
Wie gern entfloß' ich! — Meine Muskeln starren,  
Es schwindelt mir der Kopf.

Ihr Geist, ihr Geist! — Das kleine liebe Hänschen  
Springt auf vom Stuhl und wedelt mit dem Schwänz-  
chen,

Ach! ihres Lebens sel'ger Zeitvertreib!  
Schon kneipt es mich, schon kribbelts an den Ohren,  
Fährt grimmig mir ins Haar — ich bin verloren! —  
Bist Du es, liebes Weib? —

Der Pustflisch bricht, die Gläser geben Töne,  
 Die Tassen klirren nieder mit Gedröhne,  
 Und durch den Vorhang fährt ein rascher Riß.  
 Die Bettgardienen flattern wie die Wimpel,  
 Aus allen Ecken schallt es: Gimpel, Gimpel!  
 Das ist mein Weib gewiß!

Wie graust mich's! — Alle Schub' und Toffeln trippeln,  
 Und alle Kleider wehn, — die Nadeln knüppeln, —  
 Auf klappt von selbst das Kästchen, auf und zu,  
 Die Himmel öffnen sich, die Engel kehren, —  
 Ach! daß die Thüren doch verschlossen wären! —  
 Bist Du es, Engel, Du? —

„Ich bin's.“ — Wer rief Dich, Sel'ge, aus dem  
 Grabe? —

„Du, Träumer!“ — Ich, der ich am Trauerstabe,  
 So tiefbekümmert, als Dein Dichter schlich? —

„Ich starb ja nicht.“ — Vergebliche Gefühle,  
 Veränderung der Lust zu einem — Trauerspiele;  
 Stirb, o dann lieb' ich Dich!

Schon sang ich fünf und zwanzig Elegien,  
 Zwölf Madrigale, dreißig Threnodien,  
 Und seht, sie überwand die Qualen doch!  
 An Nänien, an Oden auf der Stelle  
 Stirbt sie gewiß. D öffnet die Kapelle,  
 Sonst sterb' ich selber noch!

## II.

## Historische Keßereyen.

Gesammelt von Dr. L. Fr. Liepmann, gen. Funke.

Wo viele Freyheit ist, da ist viel Irthum;  
Doch sicher ist der schmale Weg —

In einer Kirchenversammlung des siebenten Jahrhunderts, zu der Zeit, da man in dem Bestreben, die Einheit des göttlichen Willens zu ergründen, unwiderleglich die Verschiedenheit menschlichen Begehrens darthat, machte ein Bischof — wie die Geschichten erzählen — zur Entscheidung des heftigen Kampfes den Vorschlag: die Rechtgläubigen sollten ihre Behauptung durch ein Wunder bewähren, durch die Erweckung eines Todten. Eine Tollheit, möchte man sagen, in der Methode war ein Wort, das in seiner Einfalt ein rührendes Bekenntniß ablegte von dem Wesen der Wahrheit, welche, wie sie durchaus der Quell und die Wurzel alles wahrhaften Lebens, also auch allein die Wiederbeleberin des Todten ist. Liegt nun in dieser wiedererzeugenden Kraft das unterscheidende Merkmal, wodurch sich das Echte sondert vom Unechten, so möchten die hier folgenden Züge schon einen gewissen Werth gewinnen durch die in ihnen vorherrschende Gesinnung: als Vindikationen nämlich rühmlicher Eigenthümlichkeit, als Versuche zur Wiederherstellung der schönsten aller Denkmähler, großer und starker Charaktere und

Institutionen, die gleich hohen Säulen ihre Zeit tragen, und wenn ihre Sonne untergegangen, weit noch mit den stolzen lichten Häuptern in die Tiefe der Thäler hineinragen; wenn nicht jederzeit eben als Muster — denn nicht Alles soll nachgemacht werden — doch zur Freude der Welt. Nun möchte man zwar glauben, daß das Unvergängliche gerade am schicklichsten sich selbst ausspreche und gewähre, und seiner Natur nach nicht leiden könne von der Unbilde der Zeiten; aber sind jene hervorstechenden Höhen nicht Felsen zu vergleichen, an deren Kraft sich die lärmenden Wellen der Generationen brechen, und dennoch endlich den stillen Sieg der Verkleinerung feyern, jene zwar nicht zertrümmern, doch versandend? (Mancher, der hoch erfreut ist über das Glück, ein Enkel zu seyn, und in übermüthiger Vertraulichkeit die Hand ausstreckte nach den alten Größen, mag jedoch im nächsten Augenblick mit Schrecken gewahr werden, daß der Sturm, der das trügliche Uferland gebildet, es wieder zu zerstören drohet, und nun mit flehender Gebährde den Fuß des Unerschütterlichen umarmen: — das sind die schwankenden Urtheile über den Stand und den Geist der Zeit!) — Wenn nun bey allen dem diese Aussprüche mit einem fast veralteten Ekelnamen belegt sind, so liegt für viele der Grund zu Tage, in der von je den Bertheidigern Belials anhängenden Makel; in dem Erkühnen, von dem gemeinen Wege für alle, von dem

geraden abzuweichen — und sollte er als der kürzeste nicht der rechte seyn? — dem gebahnten vielbetretenen (dieser Vortheil ist schon mit Schillers Worten angegeben, auf welchem man mit so vielem Erfolg die große Geschichte mit dem schmalen Brod und dem schmalsten Verstande in ein Ebenmaaß gebracht hat; ja, man kann selbst das verwegene Beginnen in Anschlag bringen, gegen den Strom zu schwimmen, seitdem für jeden Stand und jedes Alter das Mittel gegeben ist, unbekümmert und bequem sich durch sämtliche Monarchien vom Strom aller Zeiten herabtragen zu lassen. — Wir gedenken uns also diese seligen Geister für einige Zeit in der Unterwelt vorderen Kreisen, wo, wie Dante berichtet, der Wohnsitz der Vortrefflichen ist, denen der Himmel Alles gewährte, bis auf die Gnade, in der Erwartung, ob ihre Meinungen diese verdienen, oder unerbittlich zu dem verwitterten Berge verwiesen werden mögen, den Astolf, der Paladin, im Monde sah:

„Dem großen Berg aus Blumen mancher Arten,  
Wohlriechend einst, doch jetzt von übeln Düften.“

Und der geneigte Leser kann sich einstweilen der Lust erfreuen, Könige und Päpste demüthig und raisonnirend vor seinem Stuhl erscheinen zu sehen, und wenn es ihm gefällt, im Voraus das Gefühl des Tages genießen, der die Jahrhunderte in eine Hülse lösen wird.

---

Joachim Hopper, ein Niederländer aus der Provinz Friesland, unter Philipp dem Zweyten Groß = Siegelbewahrer für die niederländischen Angelegenheiten in Madrid und Ritter des goldnen Vlieses, ein Mann, der in der juristischen Literatur einen geachteten, und in der Geschichte seines Vaterlandes einen unbescholtenen Namen hinterlassen hat, giebt, in vertrauten Briefen an einen gleichfalls ehrenwerthen Freund, das folgende auffallende Zeugniß vom König Philipp und seinem Verhältniß zu den Niederländern. \*)

„Gewiß, so weit ich den König kenne und sehe, werdet ihr, \*\*) wenn ihr nur im mindesten etwas Gutes und Billiges sagt, hier Alles auf diese Seite geneigt finden. — Das freylich bemerke ich, daß ich allein mit dem Herrn bey weitem freyer verhandeln kann, als ihr Alle mit dem Minister. — Natürlich geschiehet es, daß die von andern Orten kommen, geneigter zu Veränderungen und Rügen sind, damit sie doch etwas gethan zu haben scheinen. Es kann kein besserer, verständigerer, kein sorgsamere gefunden werden, als der König. Seiner höchsten Tugend und Güte gemäß, zeigt er sich bereit-

---

\*) Diese Briefe sind vor einigen Jahren aufgefunden und in Holland gedruckt worden, unter dem Titel: Joachimi Hopperi Frisii Epistolae ad Viglium ab Aytta Zuichemium, Sanctioris Consilii Praesidem.

\*\*) d. h. die niederländische Regierung.

willig, in jeden guten Rath einzugehen, und er fordert mich mit Dankfagungen auf, alle meine Kräfte für dieses Gute zu verwenden. So wie aber auch hier bisweilen die Hindernisse nicht fehlen, so seyd ihr \*) auch im Besiz, keine der heilsamen Vorschriften zu befolgen, die euch von hieraus gegeben werden.“

Ferner wird in eben diesen Briefen ein entscheidendes Urtheil über den so zweydeutigen Charakter des damals schon verhafteten Prinzen Carlos gefällt. Hopper sagt: es sey gewiß, daß man unter seinen Papieren Aufsätze gefunden habe, die eines Commodus würdig seyen, man werde ihn wohl nicht wieder in Freyheit setzen, „denn er ist, meines Erachtens wenigstens, der Gemüthsart, daß ihm nach den Worten des Psalmisten, ein Meister muß gegeben werden, damit er erkenne, daß er ein Mensch ist.“ — Endlich von der Königin Elisabeth von Valois, nichts Weibliches: Sie habe sich sehr betrübt über den Frieden mit den Hugonotten von 1568, und noch sterbend die Bitte an ihren Bruder Karl den Neunten gesandt, er möge doch endlich die Feinde des Glaubens seine Gewalt fühlen lassen. — „Was ihren Ruf betrifft, so beruhet er wohl vorzüglich auf dem Mitleide mit ihrem eingebildeten Unglück und auf Brantomé's Lobeserhebungen. Allein dieser, jederzeit hyperbolisch

---

\*) Die Niederländer.

und reich an nacherzählten Geschichten, ist es vor allen in seinem Buche von den berühmten Damen. Alle dichterischen Vergleichen, das Firmament und die Erde sind erschöpft; und wie er zu dieser Königin gelangt, muß er sich begnügen, ihre überschwengliche Vortrefflichkeit zu betheuern, und sie mit Zügen der Pracht und der Eitelkeit zu belegen. \*) — Genes gelinde Urtheil über den katholischen König wird allerdings denen missfallen, die in den rebellischen Niederländern Vertheidiger der Menschenrechte, und in dem strengen Verfahren gegen sie nichts als grausame Bedrückung sehen mögen. Doch könnte man im Allgemeinen fragen, welcher Natur die Vorwürfe sind, die dem Monarchen zur Lust fallen, dessen stets offenes Auge auf beyde Welten, nicht minder aber sein Sinn auf den Himmel gerichtet war: Sein Zug gegen England? Die größte aller Unternehmungen, wäre sie nicht die unglücklichste gewesen. Die französische Handel? in denen er, durch keine Pflichten einem fremden Lande verbunden, das Gebot der römischen Kirche als Richtschnur

---

\*) Da man großes Gefallen an Brantome's Erzählung gefunden hat, wie Elisabeth bey der ersten Zusammenkunft ihren Gemahl bestürzt angesehen, und er sie unwillig gefragt habe: sehet ihr nach meinen grauen Haaren? so wird es gut seyn zu bemerken, daß Philipp zu jener Zeit drey und dreyßig Jahre alt war. So ist er freylich nicht jener voralte Tyrann, zu welchem ihn die Tragödie gestempelt hat.

annahm und annehmen mußte. Das Verfahren gegen die Morisken? die als ehemalige Sieger eben so unleidliche als unwillige Unterthanen, und in ihrer Nationalität zu vertilgen waren. Wenn Philipp nächstdem der Einzige war, der zu jener Zeit glänzend und kräftig das gemeinsame Interesse von Europa gegen die Türken verfocht, wenn er manches Große, und vieles groß that: so wird man sich durch die unbefangene Mittheilung des redlichen Dieners bewogen finden, die Feindseligkeit der Aelteren, und die Rhetorik der Neueren, die von seiner Regierung handeln, wenigstens noch einmal prüfend zu erwägen.“

---

Gleichwie die Verleihung der Gnade und der Beehrung jederzeit für die eigenthümliche Zierde der fürstlichen Würde gegolten hat, also ist auch die heilsame Wunderkraft des Lobes nur wenigen Begünstigten vorbehalten; und man konnte sagen, daß Genie allein dürfe die Aukolade ertheilen, aus der nur Ritter hervorgehen sollen. Das Herrlichste aber ist es, wenn der Außerordentliche den Außerordentlichen anerkennt, und dann beyde verbunden, wie von doppelter Flügelfkraft getragen, in den Kreis des ewigen Ruhms steigen. So hat insbesondere Johann Müller, der Fürst der Geschichtschreiber neuerer Zeit, zwey Charaktere mit Gefallen betrachtet, und ihre Größe mit der ganzen Kraft seiner Rede, wenn gleich nur in Um-

rissen, dargestellt: der eine — das ist bekannt — Friedrich, \*) der andere Gregorius der Siebente, die man als Grund- und Schlußstein eines und desselben großen Zeitlaufes ansehen kann. — Man findet in dem Folgenden seine Urtheile über diesen Papst ausgezogen aus seinen Schriften, besonders aus zwey weniger allgemein gelesenen: Darstellung des Fürstenbundes, 1788, und die Reisen der Päpste, 1782; dann über den Geist und den Werth der Hierarchie, einen Gegenstand, der mit jenem in nothwendiger Verbindung stehet und, aus dem Buche des Lebens gestrichen, nicht minder vollkommen der Geschichte angehört.

„Die Fürsten haben von ihren Privatbeleidigungen Anlaß genommen, und Gregorius ist nun den meisten verhaßt. Allein die jenen tadeln, betrachten das menschliche Herz nicht; man wird selten anders für das gemeine Wohl entflammt, als durch empfindliches Gefühl, daßselbe sey auch uns interessant. Niemand konnte so wie der Papst ihrer Association Konfistenz geben. Seine Theologie beurtheile die

---

\*) M's einzelne Ausprüche über diesen König sind zusammengestellt in der Berlinischen Eunomia vom Jahre 1805. — Uebrigens wird der Tumult der Rhapfoden bey der Frage über das Verdienst des Historikers nicht in Anschlag kommen; es ist die Natur großer Reiche im Geiste, wie in der Welt, daß sie zerfallen, wenn das Haupt fällt. S. B. die Macedonische und Rantische Monarchie.

Kirche, seine Privatabsichten der Richter der Lebendigen und der Todten; aber wer hat wider den alldrohenden Despotismus der klügsten, der thätigsten und mächtigsten Kaiser beharrlicher und wirksamer gearbeitet? Unsere Reichsverfassung, die ihre Stärke ist in sich selbst, und in welcher Europa seine Sicherheit findet, sind wir dem Papst schuldig. Er wollte den Priesterdespotismus, dieses mag für unzweifelhaft angenommen werden, und weder geistliche noch weltliche Universaldespotie ist gut. Vielleicht aber hat jedoch jene folgenden wichtigen Vorzug. Alle Herrschaft, welche auf der Meinung beruhet, besteht nur, so lange sie erträglich verwaltet wird: Was hat es nicht gekostet, um die Welt von den Cäsaren zu befreyen? Als dem Norden der Papst nicht mehr gefiel, so entzog er sich ihm. — Gregorius war in Rom auferzogen. Als Jüngling hatte er den deutschen Hof, und in Frankreich die größten Prälaten gesehen. Er war standhaft wie ein Held, Flug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet; streng in seinen Sitten: denn er hatte nur einen Gedanken. — Die Christenheit bedurfte eines Bandes. Ein solches wurde der Kaiser. Die Deutschen und Lombarden, von seinen Verfahren bezwungen, gehorchten, obwohl unwillig; die Reichsfürsten waren seine bloßen Statthalter. Dänemark fürchtete ihn; Böhmen,

Polen und Hungarn bekamen von ihm Könige; Burgund hatte er unterworfen. Durch einen Bund mit Wilhelmen aus der Normandie, König in England, konnte er den schwachen Fürsten, welcher in Paris den verfallenen Thron Karls des Großen furchtsam besaß, unterdrücken. Ein Joch konnte der Kaiser geben. Eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückte die Völker, Gesetze, Gefühle; ausrotten kann sie und ersticken; erheben, begeistern kann sie nicht. Also bereitete Deutschland für den Occident fast heilsam scheinende Fesseln: allein ein alter Priester (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Papst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker; allen gab er seine Seele; alsdann sprach er zu den Königen: bis hierher sollt ihr herrschen. Diese Geistesverbindung, die er der Waffengewalt entgegen stellte, gründete er auf die vorgängige Verbindung der Klerisey und Mönche an den apostolischen Stuhl. Da verbot er die Simonie, weil die Priester nur von ihm fürchten und hoffen sollten. Da gebot er das ehelose Leben, auf daß der Priester ganz Priester wäre; Kinder theilten die Sorge der Hausväter. Selten vergißt ein Verheiratheter Alles für seinen Ruhm, Alles für sein Korps.

Genug Sterbliche wissen von ihrem Leben keine andere Spur zu lassen, als Kinder. Männer, die keine Mutter hätten als die Kirche, keinen Vater als derselben Haupt, welche in ihr und für sie lebten, deren Seele von der Sorgfalt für die Hierarchie verschlungen wäre, solcher Männer bedurfte die Zeit. Große Männer wurden so; den andern befahl es der Papst.“  
(S. Matth. 19, 12.)

Es folgt dann die Geschichte seiner Händel mit Heinrich dem Vierten.

„So kühn gebrauchte Gregorius der Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreyheit. Er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten als Worte, erhob er aus dem Staube in hohen unverletzlichen Rang, und er erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruhet; er brach sie. Eine andere Macht beruhet auf des Geistes Kraft und Muth: die war seine Waffe, diese gab er den Großen. Zwey oder drey müssen Gregorium verdammen; die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Uebermacht.“

Die Hierarchie:

„Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre; besser doch als Despotie. Sie sey eine leimerne Mauer,

sie ist's doch gegen Tyranny. Der Priester hat sein Gesetz, der Despot hat keines; jener berebet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, letzterer sich. Man spricht wider die Unfehlbarkeit; wer darf eine Verordnung unweise oder ungerecht nennen, und ihr Gehorsam versagen? Wider den Papst; als ob ein so großes Unglück wäre, wenn ein Aufseher der christlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyranny befehlen könnte: bis hieher und nicht weiter! — Wider die Personalimmunität; als ob ein großes Unglück wäre, daß Jemand ohne Lebensgefahr für die Rechte der Menschheit reden dürfte? Wider ihren Reichthum; als wären es die Laien gebessert, wenn der Priester mit ihnen darbt? — Wider Steuerfreyheit; die französische Akerisey giebt so viel als die Laien; — wider Usurpationen, ohne zu berechnen, was die Fürsten der Kirche zu restituiren hätten für Kriege, Bedrückungen, Kommenden, Pensionen, Reunio-  
nen; — wider die vielen Klöster, nicht wider die Vermehrung der Kasernen; — wider 60000 ehelose Geistliche, und nicht wider 100000 ehelose Soldaten. — Gregorius, Alexander, Juno-  
centius erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohete. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie, und neben ihr die Freyheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Reskripte eines

Einzigem fallen; ohne jene war nicht möglich allen Völkern einerley Gedanken einzugeben. Ohne den Papst war die Kirche gleichwie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eigenen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen mußte. Von dem an war eine Freystatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freystatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehns: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl. Von dem an konnte Jeder seinen Herrn wählen unter mehreren Fürsten: so lange die Welt einem Einzigem diente, war Freyheit nur wo Kato sie fand. — Die militärische Gewalt war in den Händen der Fürsten, die Kirche hatte eine moralische Macht. Auf daß diese jener ein Gleichgewicht halte, wurde Hierarchie und Immunität erfordert: jene weil Ordnung Stärke giebt, weil ohne den Papst, ohne Erzbischöfe und Ordensgenerale die Kirche ein unbehülflicher Haufen gewesen wäre. Diese war nöthig; wer wollte ohne Immunität einem Fürsten sagen: du bist der Mann des Todes! Die Kirche weiß nichts von Waffen, sollte sie also auch nicht fühlen. Würde war nothwendig, und Glanz war gut, aber Gold erweckte Neid; besser ist, in den Herzen derer herrschen, die

das Gold haben. — Wenn die Hierarchie mit gehörigem Verstand verwaltet worden wäre, die Prälaten würden an der Spitze des waffenlosen Theils des menschlichen Geschlechts dem bewaffneten Uebermuth ein Gleichgewicht gehalten haben. — Alle Mischung der geistlichen Macht in Welthandel, ist ein zweyschneidiges Schwerdt, das den am blutigsten verwundet, welcher es zuerst in Bewegung brachte. — Kultur des Geistes, Verbesserung der Geseze, Anstrengung des richterlichen Sinnes, das will Gott; alle Kräfte der Menschheit sollen zur Vollkommenheit steigen; es ist wider diese Ordnung und wider die Religion, daß Gott uns helfe, wenn wir selbst uns versäumen. — Denn die menschliche Gesellschaft ist wider den Mißbrauch der Waffen entstanden; die Kenntnisse erhalten sie; Gottesfurcht schien ihr edelstes Band, sie erhebt bis zu Gott, Gewalt und Eisen sind für das Vieh.“

Man ist gewohnt mit dem Namen Machiavelli den Begriff eines sonderbaren Bertheidigers sonderbarer Dinge zu verknüpfen; zur Befriedigung für solche, die diese Ansicht hegen, zur Vergleichung für andere mag hier die Einleitung des eilften Kapitels in seinem Buche vom Fürsten folgen:

„Es bleibt jetzt nur noch zu reden von den geistlichen Regimenten, bey denen alle Schwierig-

keiten sich finden vor dem Besitz; weil sie erworben werden entweder durch Tugend oder durch Glück, erhalten aber ohne eines und das andre; da sie gestützt sind durch die in der Religion alt-hergebrachten Orden, als welche alle mächtig und der Beschaffenheit sind, daß sie ihre Regenten aufrecht erhalten, auf welche Weise diese auch verfahren und leben mögen. Diese allein nun haben einen Staat und vertheidigen ihn nicht, haben Unterthanen und regieren sie nicht; und die Staaten, wenn gleich unvertheidigt, werden ihnen nicht genommen, und die Unterthanen, wenn gleich nicht regiert, kümmern sich nicht darum, und mögen weder noch können sie sich von ihnen abwenden. Allein also diese Regierungen sind sicher und glücklich.“ (Er gehet darauf über zu den weltlichen Mitteln der Vergrößerung des Kirchenstaates.)

Nur in Ermanglung eines bessern Mannes mag ich noch einmal als Zwischenredner auftreten und sagen: daß unsere Geschichte vielleicht seit einiger Zeit zuviel justificirte, um gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Oder sind es etwa bloße Wortspiele, wenn man vor der Anrichtigkeit warnt, die dem Amt des Nachrichters anflebt, und der Mehrzahl derer, die in dem großen Rathe der Lebenden über die Todten sitzen? zugiebt, daß zwar ihre stumpfen Worte wenig

verletzende Kraft haben, um so mehr aber ihre bestochene Gesinnung von dem Gifte, das sich der Meinung mittheilt, diesem wesentlichen Elemente des Nachruhms. Die Alten ehrten die Heiligkeit der Vorfahren, die belebenden Geister der erwachenden neuen Zeit das Verdienst früherer mit einer rührenden Pietät; uns aber sind in dem Beyspiel der Verletzung der Gräber einige Ausländer vorgegangen, deren Charakter sich kurz mit Splen und Spott bezeichnen läßt. Allgemeinen Angriffen kann man allgemeine Betrachtungen entgegensetzen; schilt man z. B. das Mittelalter, oder die Zeit, „in der die Menschen aus Cäsarn und Pompejern Petri, Johannes und Matthäi wurden,“ \*) so läßt sich mit den Worten des Geschichtschreibers der Schweiz erwiedern: „Gleichwie im Alterthum die Kraft und Beredsamkeit großer Seelen, gleichwie nun die Kriegskunst zu Wasser und zu Lande, so ist in den mittlern Zeiten die ursprüngliche unverstellte Gemüthsart und Verfassung der verschiedenen Völker, das Merkwürdige.“ Tadeln man die Natur jener Menschen, die oft so leidenschaftlich waren als andächtig, so sagt eben jener: „diese Menschen waren so leidenschaftlich wie wir, ihre Entwürfe aber groß und auf Dauer; ihre Furcht vor Einem, dem Allmächtigen.“ — Und endlich: allerdings soll durch die eherne Brust des

---

\*) Machiavell.

Geschichtschreibers keinerley Vorliebe, weder für Troer noch Achiver dringen; darum aber auch nicht für seine Welt. Er wird, könnte man sagen, aus dem unbewölkten Himmel seiner Zeitlosigkeit, gleich dem Homerischen Jupiter, herabsteigen auf die Gipfel des Schauplatzes und, die Wage der Entscheidung mit sicherer Hand fassend, in die eine Schale legen als Gegengewicht die Ansichten und die Natur der Dinge nicht von heute, sondern von damals; und solchergestalt werden die Höhen und Tiefen vor ihm sich ausgleichen; und selbst in dem ungeheuren Schwanken wird er ein befriedigendes Gleichmaß der Kräfte und der Bestrebungen wahrnehmen, in der Anerkennung der erhabenen Macht des Glückes, der als dem Ausdrucke des göttlichen und ewigen Principes in der Zeit alles Menschliche sich unterordnet. — In demselben haben die ausgezeichneten Männer und mächtigen Staaten, weit entfernt, sich dadurch verkleinert zu fühlen, ihren Stolz, ihre Zuversicht und ihren Trost in den abwechselnden Verhältnissen gefunden; und nicht ungern wird man vernehmen, was Machiavell, jener Born aller großen Reflexionen, in seiner tiefen Klarheit auch hierüber sagt:

„Wenn man wohl erwäget den Gang der menschlichen Dinge, so wird man oft Dinge entstehen und Zufälle sich ereignen sehen, bey denen nach dem Willen des Himmels keine Vorsicht statt finden sollte. So sagt hier

Livius: \*) Solchergestalt blendet das Glück die Gemüther, wenn es nicht will, daß seiner Gewalt gesteuert werde. Weßhalb dann die Menschen, die gewöhnlich in großen Unfällen oder Glückseligkeiten leben, minderes Lob oder minderen Tadel verdienen. Weil die meistentmale man diese sehen wird zu einem Sturz oder zu einer Größe geführt durch eine große Veranlassung, die ihnen der Himmel gemacht hat, ihnen die Gelegenheit gebend oder sie nehmend, tugendhaft handeln zu können. Das Glück thut wohl dieses: daß es einen Menschen erwählt, wenn es große Dinge veranstalten will, von solchem Geist und solcher Tugend, daß er erkenne die Gelegenheiten, die es ihm reicht. Eben also, wenn es großes Verderben veranstalten will, setzet es Menschen vor, die solches Verderben befördern. Und wenn irgend einer wäre, der dem widerstehen könnte, so tödtet es ihn entweder, oder beraubt ihn alles Vermögens, irgend etwas Gutes bewirken zu können. — Von Neuem bekräftige ich dieses als das Wahrste (dem zufolge, was durch alle Geschichten sich zeigt), daß die Menschen das Glück unterstützen können und nicht sich ihm widersetzen, sein Gespinnst verweben können und

---

\*) Bey der Eroberung Roms durch die Gallier; zu welcher Erzählung dieser Diskurs des Machiavell gehört. (Discorsi 2, 29.)

nicht es zerreißen. Wohl sollen sie nie sich verlassen; weil, ihr Ende nicht wissend, und da jenes auf durchkreuzenden und unbekanntem Wegen gehet, sie immer zu hoffen, hoffend aber sich nicht zu verlassen haben, in welcherley Glück und welcherley Mühen sie sich auch befinden mögen.“

---

### III.

#### Scanderbeg.

Selbstständigkeit ist eine so vortreffliche Eigenschaft, daß es nützlich und nöthig ist, das Andenken an Männer zu erneuern, die durch den, vermittelst der Selbstständigkeit, gemachten Gebrauch ihrer eigenen Kräfte vermochten, alle Stürme der Zeiten von sich abzuwenden. Erinnerung an sie kann vielleicht dem Werth und der Macht dieses Seelenzustandes, der vom eigensinnigen Troß und harten Absprechen sehr verschieden ist, zur allgemeinen Anerkennung verhelfen.

Was die Siccingen, Manßfelde, Götz, Bernhardt, Galen ausrichteten, ist allbekannt. Wer hat aber nicht auch von Scanderbegs Säbel gehört, der in Scanderbegs Faust Wunder

that? — Hier etwas aus der ältesten Biographie dieses Wunderthäters.

George Castriot war der zweyte Sohn Johanns, Fürsten von Epyrus und Albanien. Bey seiner Geburt im Jahre 1403 wurde von den Hofwahrsagern ihm großer Ruhm prophezeit, zumal er am rechten Arm ein, einem Schwerdt gleichendes, Muttermahl mit auf die Welt gebracht haben soll. Den Krieg seines Vaters mit dem damaligen türkischen Kaiser Amurath endete ein Friede, für dessen Haltung Johann seine Söhne zu Geißeln geben mußte. George kam also im neunten Jahre zu den Türken. Bey seiner Abreise soll ein Mann aus dem Volke gesagt haben: „Erreicht der Knabe das männliche Alter, so wird Amurath durch ihn einen Hausfeind bekommen und eine Feuersbrunst erleben.“

Amuraths erste Treulosigkeit an den Geißeln war, daß er sie Mahomets Religion annehmen ließ, bey welcher Gelegenheit Castriot den Namen Scanderbeg, d. i. Alexander, Herr oder der Große, erhielt. Sein guter Kopf erleichterte ihm das Lernen der türkischen, illyrischen, italienischen und griechischen Sprachen, und bey zunehmenden Jahren brachte er es so weit in den körperlichen Uebungen, deren Versäumung der frühe Anlaß zum Eintritt in das Gebiet der geist- und leibverderblichen Weiblichkeit ist, daß Amurath ihn näher an seine Person zog, ihn zum Sandjak machte, ihm

über 5000 Pferde den Oberbefehl gab, und ihn schon im achtzehnten Jahre nach Asien sandte, wo er die ersten Proben seiner Tapferkeit ablegte und durch sein gutes Benehmen den Sultan bewog, ihm bey einem neuen Kriege in Asien das Kommando über seine Truppen anzuvertrauen, welches er nicht minder ehrenvoll und glücklich führte.

Bey seiner Rückkehr hatte ein Scythe die Dreistigkeit, ihn zum Zweykampf zu fordern. Beyde fochten unbekleidet, und Georgs vorzüglich schöne Körperbildung vergrößerte die Besorgniß und das Mitleid der Zuschauer, bis ein glücklicher Hieb in den Hals seines Gegners ihm den Sieg verschaffte, den allgemeine Freude verherrlichte. Vom Amurath, dem er den Kopf des Scythen brachte, nahm er ungern den Siegespreis an, weil er den Kampf nur unternommen zu haben versicherte, um die Arroganz des Scythen zu demüthigen und seines Landes Ehre zu retten. Daher er denn auch, als bey Amuraths Aufenthalt in Bursa zwey ansehnliche Perser vier aus dem türkischen Heere, zum Kampf forderten, und Keiner sich dazu meldete, auf Amuraths Wink den Ehrenstreit unternahm, und abermals glücklich beendete.

Um diese Zeit war Castriots Vater gestorben, und Amurath, statt den Söhnen die Erbschaft zu überlassen, ließ ihren Hauptsitz Croja sofort in Besitz nehmen. So sehr diese Ungerechtigkeit den

jungen Scanderbeg verdroß, so suchte er doch seinen Schmerz möglichst zu verbergen, und fuhr fort, Amurath seinen Vater und Herrn zu nennen. Seines bescheidenen anspruchlosen Betragens ungeachtet, suchten neidische Höflinge ihn bey Amurath in den Verdacht eines Strebens nach Selbstherrschaft zu bringen, und wenn sie gleich dadurch nicht hindern konnten, daß Castriot zur Bekriegung des Despoten von Mysien und Syrien ausgesandt wurde, von welchem Zuge er mit gewöhnlicher Schonung der Christen siegreich zurückkehrte, so brachte doch die Besorgniß, daß ihnen endlich die Bewirkung seines Unterganges glücken möchte, ihn zu dem Entschluß, sein Heil selbst zu versuchen und sich von Amurath zu trennen, um seines Vaterlandes eigner Herr zu werden.

Diesen Gedanken verschloß er aber sorgfältig selbst vor seinen ihm ganz ergebenen Landsleuten, die ihn manchmal zu solchem Unternehmen aufmunterten, bis der Krieg in Ungarn, wo Hunniades die Türken schlug, seinen Plan zur Reife brachte. Der Streich, daß er den Geheimschreiber des Bassa nöthigte, einen Befehl an die Obrigkeit in Croja aufzusetzen zur Aufnahme eines neuen Gubernators, schlug so gut aus, daß er zum Wiederbesitz der väterlichen Stadt Croja gelangte, dem bald darauf die Einnahme aller andern Städte in Epyrus folgte. Sein immer gerechtes und schonendes Betragen gewann ihm Aller Herzen;

die Achtsamkeit, die er auf Alles zu verwenden genöthigt war, erlaubte ihm aber kaum zweyständigen Schlaf, welche Unruhe indessen seiner Gesundheit nicht schadete. Eine ersprießliche Folge seiner frühern Abhärtungen durch Fagen, Reiten, Wachen, und er konnte daher auch in der Anrede an seine Heerführer und Soldaten bey seiner Thronbesteigung sicher behaupten: ein wahrer Mann müsse sich nicht durch Feuer oder Wasser oder gefährliche Wege von der Ausführung seiner Entwürfe abhalten lassen, müsse sich aber nach Zeit und Umstände genau erkundigen und richten, und bey seinen militärischen Entschlüssen stets Rücksicht nehmen auf das, was seine Feinde dagegen beginnen könnten, so wie bey seinen Anordnungen überhaupt darauf, ob sie auch wirklich befolgt würden.

Bald nach Wiedererlangung seines väterlichen Reiches trat Scanderbeg zur christlichen Religion zurück, nahm an den Kriegen zwischen den Türken und Ungarn lebhaften Antheil, unterließ aber auch nicht im eignen Lande gute Anstalten gegen Einfälle der Türken zu treffen, ohne Furcht vor ihnen zu äußern, denn aus der Festigkeit seines Gemüths und Willens schöpfte er den eignen Muth, den er Andern mittheilte, indem er Beispiele davon selbst gab. So schickte er einmal von einer großen Menge streitbarer Menschen, die sich um ihn versammelt hatte, die mehresten zurück,

und behielt nur 8000 Reiter und 7000 Fußknechte. Vielen schien dieses Benehmen auffallend, es läßt sich aber gut erklären, wenn man annimmt, er habe es gewählt, um im Fall eines großen Verlustes in den nach Hause Entlassenen einen zahlreichen Ersatz finden, sodann den Feind, der ihn vielleicht für erschöpft hielt, von Neuem angreifen, und sich durch solche Ueberraschung zum neuen Sieg verhelfen zu können. Die mehresten seiner Siege verdankte er offner Waffengewalt; oft wandte er aber auch Kriegslisten an, sobald die genau untersuchte Lage der Dertter ihm ihre Ausführung sicherte.

Nach der unglücklichen Schlacht bey Barna, die dem ungarischen König Ladislaus das Leben kostete, wurde Amurath angerathen, den Scanderbeg förmlich zu bekriegen. Bevor er dieses that, machte er ihm in einem halb freundlichen, halb übermüthigen Ton Vorschläge zur gütlichen Auseinandersetzung, worauf Castriot antwortete: „In vorigen Zeiten hast Du mich in Gefälligkeiten übertroffen, jetzt will ich Dich übertreffen in Bescheidenheit und Bezähmung meiner Zunge.“ Beym Empfange dieser Antwort soll Amurath gesagt haben: „Du armer Mensch suchst einen großen Namenglanz durch den Tod, wir wollen Dir ihn schaffen, und Deinen Exequien selbst beywohnen, damit Du Dich nicht in der Unterwelt

beklagen darfst, man habe Dich in der Oberwelt nicht genug geehrt.“

Um die 9000 Mann, die Amurath gegen ihn schickte, war es bald geschehen; ein zweytes Korps unter Mustapha hatte ein ähnliches Schicksal, und dieser Heerführer entschuldigte seine Niederlage bey Amurath mit der Versicherung: „Scanderbegs Tapferkeit sey unüberwindlich und seine Kriegserfahrung einzig.“ Daß er nicht zu viel sagte, bezeugen Castriots Thaten, die ihm glückten, weil er nicht außs Glück rechnete, da solches Rechnen oft die Geisteskräfte träge und stumpf macht. Seine Sitte war es, Alles mit leiblichen und Geistesaugen zu untersuchen und zu überschauen, und nur kurz vor der Ausführung seine Soldaten in einer zweckmäßigen Anrede mit den Hauptzügen seines Plans und den vorzüglichsten Hülfsmitteln bekannt zu machen. Nie verleugnete er die Rechtlichkeit seiner Denkungsart, wenn man ihm Einwürfe machte, und nie erlaubte er sich Rache gegen die ihm Widerstehenden nach ihrer Ueberwindung.

Seine Siege über die Venetianer, deren unbilliges Betragen gegen ihn, ihn in eine Fehde mit ihnen verwickelte, hatten ihm einen rühmlichen Frieden geschafft, und er, dessen Schatz, wie man damals im Scherz sagte, immer auf feindlichem Boden verwahrt lag, hatte die Republik so großmüthig behandelt, daß man ihm das Bürgerrecht

in Venedig zuerkannte und ihn zum Oberfeldherrn bestellte. Alle kriegerische Glücksthaten verleiteten ihn indessen nicht zu verwegnen Uebereilungen: er schien immer etwas zu befürchten und versicherte, daß mehr Feldherren und Armeen durch feindliche Hinterlistigkeiten zu Grunde gerichtet wären, als durch offenen Kampf im Felde. Nach Möglichkeit suchte er daher die Anschläge der Feinde zu erforschen, legte in der Nähe sich selbst auf Kundschaft, und bediente sich nur in der Entfernung Anderer dazu.

Sein biederes Betragen that ihm beynahе überall gute Dienste, und sein kluger Widersacher Amurath sagte daher einst zu seinem Sohne Mahomet, der ihm anrieth, den Christen nicht Wort zu halten: „Nichts ist unter Menschen so nothwendig, als Worthalten. Treulosigkeit zerstört so gut wie Grausamkeit Reiche und Völker. Man muß durch Wohlthätigkeit und edle Gesinnungen die Menschen sich verbinden, weil durch Verhaftwerden nichts auszurichten ist, durch Milde aber die Unterthanen so gewonnen werden können, daß sie auch fremde Herrschaft willig erdulden. Ist es Sünde wider uns, wenn Feinde Weib und Kinder und Vaterland wider uns vertheidigen, oder wenn sie Bedingungen zutraulich benutzen, die wir ihnen zugestanden haben?“

Scanderbegs Erzfeind starb in der Belagerung von Croja voll Ingrim, ihn unbesiegt zurücklassen

zu müssen, nachdem er die Rache seinem Sohne Mahomet empfohlen hatte, der aber nach dem Tode des Vaters die Belagerung aufhob, und Castrioten Zeit ließ, die zerstörten Befestigungswerke wieder in Stand zu setzen.

Auf wiederholtes Bitten und Unrathen seiner Umgebungen vermählte sich nun Scanderbeg mit Donica, der schönen Tochter eines epyrotischen Magnaten, unternahm, von ihr begleitet, eine Reichsbereifung, von der bisherige Kriegsunruhen ihn abgehalten hatten; denn diesem klugen Regenten war das von Anbeginn der Welt wahr und nützlich gefundene: Schau en geht vor Glaube n, so in Kopf und Herz geschrieben, wie es in vielen zu ihrem großen Schaden ausgelöscht zu seyn scheint. Auf dieser Reise entdeckte er eine Stelle, wo das Eindringen in Epyrus keine Schwierigkeit machte, und legte da auf einem Berge ein Castel an, aus dem das Land sogleich vom etwannigen Einbruch der Feinde benachrichtigt werden könnte.

Mahomet, bisher durch andere Beschäftigungen vom Rachenehmen an Scanderbeg abgehalten, eröffnete nun den Krieg von Neuem, doch nicht zu seinem Vortheil. Der in einem Gefechte vom epyrotischen Amesa gefangen genommene Verwandte gleiches Namens wurde von Scanderbeg sehr liberal behandelt, und bey seiner Entlassung

suchte er von ihm Mahomet's Denkart und Kriegsmannier genau zu erforschen.

Das schleunige Zusammenbringen der nöthigen Soldaten bewirkte Castriot dadurch, daß er einen großen Theil seiner Zölle, besonders die auf dem Lande an bedeutende Männer als Dienstremunerationen unter dem Beding verließ, im Nothfall eine gewisse Anzahl Soldaten zu stellen und selbst mit zu Felde zu gehen, so daß es beym Kriegsausbruch nur eines fürstlichen Befehls des Oberfeldherrn bedurfte. Es schickten ihm aber auch christliche Fürsten Hülfsstruppen. In Gefechten soll er vorzüglich gesucht haben, die feindlichen Anführer zu fangen oder zu tödten, weil nach Verlust des Kopfes der Rumpf von selbst umfallen müsse.

Der Belagerung von Belgrad wohnte Castriot bey, und hatte da manchen Anlaß, mit den Zähnen zu knirschen und sich die Unterlippe blutig zu beißen, welches er bey Unwillensempfindungen zu thun pflegte. Ob ihm nun gleich in diesem ungarischen Feldzuge manches Unangenehme begegnet war, so empfingen ihn doch die Einwohner von Croja mit großem Jubel, und Mahomet sagte bey der Nachricht von den erhaltenen Vortheilen: „Scanderbeg's Armee ist geschlagen, er selbst ist Sieger geblieben;“ auch hatte die Niederlage keinesweges den Glauben an seine Unüberwindlichkeit geschwächt. Als in einem neuen Gefecht ein Feind

so gewaltig auf ihn einstieß, daß er sich bis auf den Rücken seines Pferdes bog, entstand über diesen Unfall ein Geschrey; er richtete sich aber schnell wieder auf, wollte keinem der Zuhülfekommenden das Rächen dieses Schimpfes überlassen, sondern griff den, der ihm den Stoß beygebracht hatte, selbst an, und hieb ihn nieder.

Sein Freund Moses war, nach dem bösen Beyspiel des Amesa, eines andern Freundes von Scanderbeg, zu den Türken übergegangen, kam aber nach einem über ihn erfochtenen Siege zum alten Freunde zurück, ging nach damaliger Sitte mit einem Strick um den Hals um Castriots Zelt, und wurde mit Zurückgabe seiner schon vertheilten Güter wieder auf- und angenommen. Diesem Gutmüthigkeitsbeweise fügt sein Biograph Barletius das Zeugniß seiner vorzüglichen Sittenreinheit bey, die er auch unter seinen Soldaten aufrecht zu erhalten bedacht war, um sie vor allen Ausschweifungsnachtheilen zu sichern.

Die widrigen Schicksale seiner Generale hielten Mahomet nicht ab, von neuem mit großer Heeresmacht wider den Epyroten aufzubrechen. Dieser, der den Sieg für einen Gast hielt, der sich nicht an eine Stelle binden läßt, erschreckte zwar nicht, sorgte aber mit großer Vorsicht für Alles, um Nichts fürchten zu dürfen, und wich sogar aus. Zwar befremdete dieses Ausweichen den Feind, hielt ihn aber nicht ab, überall zu plündern und

den vom Castriot abgefallenen Amesa zum Fürsten von Epyrus zu erklären. Während die gemachte Beute getheilt und genossen wurde, war Scanderbeg auf Mittel bedacht, sie ihm wieder abzunehmen; die Ausführung überließ er aber nicht fremder Hand, sondern brauchte dazu seinen eigenen erfahrenen Kopf, beritt alle Berge und Anhöhen, wählte Anführer und Soldaten, je nachdem sie zu den Ortlagen und Endzwecken paßten, ja sogar die Feldmusik wurde mit Absicht vertheilt. Ein kleiner Angriff machte die Türken aufmerksam, sie huben an zu rathschlagen, allein Castriot überfiel sie nun mit solcher Schnelle und Hefigkeit, daß mehrere tausend auf dem Platze blieben.

Castriot, der in der Schlacht den abtrünnig gewordenen Amesa gefangen genommen, zog nun in Triumph nach Croja zurück, wohin ihm eine von Mahomet mit sehr vielem Gold zur Lösung der Gefangnen abgeschickte Gesandtschaft folgte, die auch über den Frieden unterhandeln sollte, statt dessen aber nur ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Von der Beute schickte Scanderbeg manches an christliche Höfse, den gefangenen Amesa aber an König Alphons, zur Aufbewahrung, in Neapel. Auf Mohamets wiederholte Friedensanträge antwortete Castriot: „Das Schicksal zwischen uns kann nur aufgeschoben, nicht aufgehoben werden.“ Den eingetretenen Ruhestand benutzte er, sofort gute Vorkehrungen zum Besten

seines Landes zu treffen. Als König Alphons um diese Zeit starb, wurde der gefangene Amesa nach Epyrus zurückgesandt, wo er vorschlug, ihn nach Konstantinopel entfliehen zu lassen, damit er seine zurückgebliebene Gattin und Kinder retten könne, wogegen er dem Castriot alle mögliche gute Dienste dort zu erweisen versprach, und ihm nur rieth, über sein Entfliehen großen Unwillen zu äußern. Der aus Gutmüthigkeit und Gefühl für Freundschaft zutrauensvolle Scanderberg willigte ein, ermahnte ihn aber beym Abschied, seine Gesinnungen zu bessern und sich nicht selbst weiter zu täuschen. Amesa starb bald darauf in Konstantinopel.

Scanderbeg nahm auch an den neapolitanischen Händeln unter Johanna, Karl und Ferdinand Antheil. Letzterer verlieh ihm aus Dankbarkeit Trani und zwey andere Städte in Apalien, die in der Folge von seinen Nachkommen besessen wurden. Während seiner Abwesenheit hatte er die Regierung seiner Gemahlin und einigen geprüften Männern anvertraut. Siege über Franzosen und Mayländer vergrößerten auch hier seinen Ruhm, und ihrem oft hinterlistigen Betragen begegnete er stets mit einer ihm natürlichen Freymüthigkeit.

Mahomet, der Castriots Aufenthalt in Italien benutzen wollte, schickte 20000 Türken in sein Land; Letzterer überfiel diese mit nur 8000 Mann so unvermuthet, daß er nicht allein diese 20000

schlug, sondern auch bald nachher andere 30000 unter einem andern Feldherrn schlagen konnte. Nach diesen Niederlagen erschien ein neues großes Heer unter Karazabeg, mit dem Castriot unter Amurath gedient hatte. Von diesem sagte Scanderbeg: „Ich würde diesen Feldherrn mehr als sein ganzes Heer fürchten, wenn er nicht ein Greis wäre; hätte er sich doch an seinen Jugendthaten genügen lassen!“

Nachdem Karazabeg überwunden worden, fing Mahomet es abermals mit List an, schrieb an Castriot, erinnerte ihn an ihren freundschaftlichen Umgang in ihren jüngern Jahren, und schlug ihm einen Vergleich vor, in welchem er freyen Durchzug nach dem Venetianischen, ungestörten Verkehr der türkischen Kaufleute und Scanderbegs Sohn als Geißel verlangte, den er als sein eigenes Kind zu behandeln versprach — außerdem lud er Castrioten zu einem Besuche ein. Bey einer darüber gehaltenen Berathschlagung wurde Alles, ausgenommen der freye kaufmännische Verkehr, verworfen, und selbst der von Mahomet angebotene ungestörte Besitz von Epyrus der Nationalchre nachtheilig gefunden. Es kam dessen ungeachtet doch ein Friede zu Stande, der aber durch den Krieg zwischen Mahomet und Venedig bald wieder gestört wurde. Zwar suchte Mahomet den Scanderbeg zu schonen und redete ihm in Briefen sehr freundlich zu; allein der Kämpfer Christi, wie

Castriot sich oft nannte, war ganz anderes Sinnes, und schlug die wieder ihn ausgesandten Truppen sehr unfreundlich.

Nun ernannte Mahomet den Balabanus, der bey der Einnahme von Konstantinopel die Mauer zuerst erstiegen, und dafür vom gemeinen Soldaten zum Obersten ernannt war, zum Anführer des Heeres. Balaban, ein geborner Epyrote und Unterthan von Castriots Vater, sandte wichtige Geschenke an Scanderbeg, der sie aber nicht annahm, und ihm eine Hacke, eine Pflugschaar und eine Sichel zum Gegengeschenk sandte, mit dem Bedeuten, er möchte statt des Kriegshandwerks lieber zu den alten Ackergeschäften zurückkehren, welche Erwiederung vom Balaban sehr übel aufgenommen wurde. Der Großherr hatte ihm Epyrus versprochen, und er rückte nun mit 17000 Mann zu Pferde und 4000 Fußsoldaten vor, suchte aber doch von Neuem Scanderbegs Freundschaft zu gewinnen, der seinerseits die Seinigen zur Tapferkeit ermahnte und zum Löwenmuth aufzureizen suchte; das Vordringen in gewisse Engpässe ihnen aber ernstlich untersagte, wodurch indessen acht seiner bravsten Krieger sich nicht abhalten ließen, bey der Befriedigung ihrer Kampflust aber gefangen und auf Mahomet's Befehl geschunden wurden.

Sch e f f n e r.

(Der Beschluß folgt.)

## IV.

## W a h r h e i t.

Wahrheit ist immer. Sie ist nicht, wie die Zeiten, und sie läßt sich von der Geschichte des Tages nicht umlaufen. Sie ist das Erste und Letzte und Alles; ist ohne Zahl, und ist dasjenige, welches den Wechsel trägt, über alle Zeiten reichet, und das Bette zu dem Strome der Geschichte macht. Aber die Wahrheiten, als Gegenstände des Denkens, sind, wie alle Dinge, Tropfen in der Zeit. Das Ewige ist kein Gegenstand, sondern der Geist, welcher alle Tage neue Wahrheiten und Gegenstände schafft. Sobald es selbst zum Inhalt eines Systems wird, so wird es dadurch zu den Endlichkeiten einer Außenwelt verstoßen, und in die Zeit gethan.

Die historischen Wahrheiten kommen mit den Tagen, und laufen mit ihnen auch wieder davon; jeder Tag tödtet eine Wahrheit zur Lüge, weil Gestern nicht ist. Alles, was zu Tage kommt, schüttelt seine Existenz ab und läßt den Zuschauer in dem leeren Urtheil: es ist nicht mehr! betroffen zurück. Die Geschichte giebt alle ihre Gegenstände verloren; diese sind nicht, wenn sie ist, und wenn die Gegenstände sind, ist die Geschichte derselben noch nicht. Sofern zu einem Urtheile die Existenz seines Gegenstandes gefordert wird, hat die Geschichte keine Urtheile, sondern in Erinne-

rungen nur Nachurtheile, und sie ist das Echo der Wirklichkeiten.

Ueber das Ewige, die lebendige Form, durch welche und nach welcher man lebt und denkt, giebt es keine Geschichte. Aber über alle Wissenschaften hat man eine Geschichte. Sofern ist in und an den Wissenschaften nichts Ewiges.

Der Inhalt der Systeme ist wie die Zeiten, und bald tritt er in den Hintergrund zurück, wo ihn der Schwamm der Neuheit von der Tafel des Gedächtnisses fast ganz wegwischt; bald kommt er wieder zur Beleuchtung des Tages hervor, von einem neuen Meister wieder aufgefrischt. So war einst Kant ein allgemeines Studium; jetzt eilen seine Werke zur Geschichte, indem man schon mehr sieht, was sie sagen, als was in ihnen wahr ist. Die Systeme werden mit der Zeit dunkler und ihre Wahrheiten machen den Erklärungen der Schüler über die Meinungen ihrer Meister Platz.

Auch unser Glaube ist, wie die Zeiten, und die Nachwelt ist mit der Vorwelt über ihn gar nicht einig, sofern die Kinder oft den Glauben ihrer Väter abwerfen.

Unsere moralischen Ueberzeugungen selbst laufen der Geschichte nach; und so gewiß wir auch darin sind, daß ein Unrecht nicht darum schon eine Tugend sey, weil es ganze Massen mitnimmt und große Schläge thut, so gewiß werden wir doch in unserm Urtheil über allgemein herrschende Untugen-

den daran stutzig, ob wir sie auch mit dem rechten Auge ansehen, indem es uns gar nicht zu Kopfe will, daß es ein böser Geist sey, welcher so laut und weit herrsche. Allgemeinheiten haben eine große Macht der Verführung, weil die Wahrheit auch eine Allgemeinheit hat.

Wir glauben Etwas nicht und zittern bey unserm Glauben, wenn wir wissen, daß wir darum glauben, weil wir glauben wollen; unsere Urtheile werden uns verdächtig, wenn wir merken, daß sie mit unsern Neigungen Buhlschaft treiben. Es scheint also, daß der Verstand eine eigene, von Willen und Neigung unabhängige, Macht sey, und unser Herz ihn sehr leise beschleichen müsse, wenn es ihn berücken will.

Und doch finden wir, wenn wir dem Verstande auf die Wurzel sehen, daß er in seinem Denken dem Willen so nahe kommt, daß man wohl das Denken für ein Wollen halten muß.

Schon dadurch, daß man nicht denken muß, wenn man nicht denken will, ist unser Verstand ganz in die Gefangenschaft des Willens gefallen.

Auch geht es mit der Kunst, dem Irrthume den Mantel der Wahrheit umzuhängen, wenn wir uns für ihn geneigt fühlen, sehr natürlich zu. Unsere Urtheile sind nämlich in den Elementen immer wahr, und der Irrthum läuft nur auf ihren Zusammensetzungen herum. Die Lüge läßt ihre Wurzeln in den Boden der Wahrheit einschlagen.

Indem wir nun den Irrthum prüfen, bringen wir zur Tiefe des Elements ein, weil keine Prüfung auf der Schaaale bleibt; und so holen wir die Wahrheit des Elements hinauf zum Ganzen, daß also der Wille Recht behalte. Es sollte unser Kopf herrschen; darum hängt er auf unsern Schultern. Aber diese tragen ihn, wohin Herz und Brust gehn.

Unsere Gedanken sind Gegenstände im innern Sinne, und werden von uns gemacht. Das Vermögen der Gegenstände ist aber ein Wille. Indem der Verstand schon Gegenstände vorfindet, und solche an dem Faden ihrer Merkmale durch die Abstraktionen zum denkenden Wesen hineinleitet, spinnet der Wille aus diesen feinen Fäden der Merkmale Gegenstände hervor. Dieses Letztere ist aber eigentlich ein Denken.

Die ganze Macht des Denkens liegt in der Kopul; durch diese halten die Begriffe ihre Merkmale und die Urtheile ihre Theile zusammen. Den Begriffen und Urtheilen entsprechen Gegenstände, weil diese mit dem Inhalte der Begriffe eben so Eins, als geschieden von den Begriffen selbst sind. Aber einer Kopul entspricht nichts, weil sie ja außer sich nicht noch Einmal da ist. Auch dem Willen entspricht nichts, weil ja sein Gegenstand erst kommen soll. Nun gehören die Begriffe dem Verstande. Die Kopul, das eigentliche Denken also, gehört dem Willen.

Die Principien der Wissenschaften sind die erste

Wahrheit. Da sie aber nicht abgeleitet werden können, weil sie ja aller Ableitung zum Grunde liegen, so entstehen sie auch nicht wie Begriffe des Verstandes aus Gegenständen, sondern wie Gegenstände selbst. Sie liegen also im Vermögen der Gegenstände, und dieses ist der Wille. Zu ihnen aber läuft der Verstand mit seinen Begriffen immer zurück. Man kann gar wohl sagen, daß nur die Moral Principien habe.

Der Wille ist das Höchste, zu dem Alles hinläuft, was im Geiste ist, und das Erste, von dem Alles ausgeht. Er ist, wie die Bewegung, nicht in Ruhe. Daher müssen auch die Wahrheiten, weil sie von ihm ausgehn, immer gemacht, können aber nie, wie eine Natur, gegeben und angeboren seyn. Und hier ergiebt sich auch das Wesen des Rechts und der Politik. Das Recht nämlich setzt den Willen, als eine Natur, voraus, aber die Politik macht sich denselben zum Zweck; und ist das Recht immer auf Gründe angewiesen, daß es zurücksehe, so sieht die Politik immer auf Folgen hinaus. —

Lehmann.

## V.

## Unvorsichtigkeit.

(Aus einem noch ungedruckten Almanach für Kinder,  
als Probe.)

(B e s c h l u ß.)

## Mauritiuß.

Mauritiuß, der Sohn eines Schullehrers, ein Jüngling von achtzehn Jahren, fand ein großes Vergnügen am Schlittschuhlaufen. Jede Freystunde wurde diesem Vergnügen gewidmet, dem er mit Leidenschaft nachhing. Seine Lustrennen stellte er gewöhnlich auf der Eisdecke des Flusses an, der die Stadt umgab und von seiner Wohnung nicht sehr entfernt war. Eines Sonnabends ging er gleich nach dem Mittagessen mit mehreren Knaben und Jünglingen dorthin, um seine Künste zu zeigen und sich bewundern zu lassen. Der Beyfall und das Lob seiner jungen Freunde, welche er bey dieser Gelegenheit einärndtete, bläheten ihn so sehr auf, daß er zuletzt seine Geschicklichkeit darin wollte sehen lassen, sich einer Buhne so viel als möglich zu nähern und sie zu umlaufen, ohne Gefahr zu nehmen. Einige von den Zuschauern suchten ihn davon abzuhalten, allein er bestand auf seinem Vorsatze. Er nahm seinen Anstand, und rannte auf die Buhne zu. Unvorsichtiger Weise hatte er sich ihr zu sehr genähert, war nicht mehr im Stande, seinen Lauf zu hemmen, glitt in sie

hinein und verschwand plößlich aus den Augen Aller, indem er unter die Eisdecke gerieth. Die Andern riefen um Hülfe; es strömte eine Menge von Menschen zusammen; und, ungeachtet alles Suchens, wurde der Leichnam erst nach einigen Tagen gefunden.

### Nantchen.

Das Tanzen ist, der Bewegung wegen, ein nütliches Vergnügen, wenn es mäßig und vorsichtig genossen wird. Doppelt nützlich ist es für junges Frauenzimmer, das viel sitzen muß und wenig Bewegung hat. Bey aller seiner Nützlichkeit aber kann das Tanzen der Gesundheit und dem Leben höchst nachtheilig werden, wenn man es ausschweifend liebt und sich ihm ohne Maß und Vorsicht überläßt. Schon viele Personen haben sich um Gesundheit und Leben getanzt. Dieses war auch Nantchens Schicksal. Nantchen, ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer, liebte den Tanz leidenschaftlich, dergestalt, daß sie sich nicht zu mäßigen wußte; auch verhielt sie sich, nach der Erhitzung, nicht immer vorsichtig genug. Da sie eine gute Tänzerin war, so hatte sie das Unglück, fast zu jedem Tanz aufgenommen zu werden. Ihre Leidenschaft riß sie so sehr hin, daß sie es nicht übers Herz bringen konnte, auch nur einen Tanz abzuschlagen, um sich zu erholen und — so geschah es, daß sie jederzeit die Erste

und die Letzte auf dem Tanzboden war. Bey einem öffentlichen Freudenfeste tanzte sie auf einem veranstalteten Ball übermäßig, war äußerst erhitzt und trank gleich darauf kaltes Wasser. Im Kurzen stellte sich ein trockner Husten ein, die Lunge wurde angegriffen, das Uebel nahm schnell überhand, und nach einem Jahre lag sie im Grabe.

### Vorsichtsregeln.

Ein vernünftiger Vater, welcher seine Kinder innigst liebte, und seinerseits sich auf alle Art und Weise bemühte, sie vor Gefahren, die sie nehmen könnten, auszuhüten und im Voraus zu sichern, gab ihnen folgende Regeln der Vorsichtigkeit.

Meine Kinder! sagte er, nehmet nie Schießgewehr, als: Flinten und Pistolen, in die Hand. Ihr wisset damit noch nicht umzugehen, und könnt leicht Euch selbst oder einem Andern schaden. Den vorsichtigen Gebrauch derselben müßet Ihr erst von erwachsenen Personen erlernen. Nur unter ihrer Anweisung und Leitung, und wenn Ihr schon mehrere Jahre zählen werdet, kann es Euch erlaubt seyn, Euch des Schießgewehres zu bedienen. — Spielet auch nicht mit Schießpulver und eben so wenig mit Feuer; denn beydes sind Dinge, mit welchen ihr sonst unnennbares Leiden und Elend anrichten könnt. — Seyd nicht vorwitzig und waget es nie, theils spitzi- ge, theils zum

Hauen oder Stechen bestimmte Werkzeuge zu handhaben, wozu Euch Uebung, Augenmaaß, Kenntniß, Geschicklichkeit und die erforderlichen Handgriffe fehlen. Eins der ersten Werkzeuge, dessen Gebrauch Ihr kennen lernen müßet, ist das Messer, und daher sehe ich es gern, daß Ihr an einem Hölzchen schnitzelt und Euch ein Spielzeug macht; allein auch hierbey müßet Ihr vorsichtig seyn. Nie haltet ein Messer gerade vor Euch hin, und gehet oder laufet nie, wenn Ihr es in der Hand habet. Befolget Ihr diese Lehre, so werdet Ihr Euch nicht das Schicksal des unglücklichen Christians zuziehen, der mit einem Messer in der Hand lief, fiel, es sich fallend ins Herz stieß und auf der Stelle starb. — Beym Schnitzeln selbst haltet das Messer niemals nach Euch zugekehrt, damit es Euch nicht in die Brust, ins Gesicht oder in die Hand fährt. Jederzeit haltet die Schneide von Euch weggekehrt, doch so, daß Ihr ein anderes Kind, welches Euch gegenüber steht oder sitzt, nicht beschädigt. Diese Vorsicht ließ Ferdinand aus der Acht, und schnitzelte nach seinem Bruder Christoph zu, der vor ihm stand. Unvermuthet gleitete das Messer vom Hölzchen ab und fuhr ins Auge des Bruders, der davon einäugig blieb. — Auch beym Essen spielet nicht mit Messer und Gabel, haltet sie nicht aufrecht stehend, schwenket sie nicht, und besonders legt das Messer nicht auf den Rücken, weil einer der

Nebensitzenden, oder Ihr selbst leicht Schaden nehmen könnt.

Hütet Euch ja, an gefährliche Derter, an Teiche, an einen steilen Abhang oder aufß Eis allein zu gehen, zu schlickern und mit Schlittschuhen zu laufen; denn Ihr könnt nicht wissen, welche Gefahr Euch, bey Eurer Unvorsichtigkeit, droht oder bevorsteht. Denket nicht, es wird nicht schaden. So dachte Herrmann auch, als er auf dem Eise glitschte; allein es schadete doch, er gleitete mit ausgebreiteten Beinen auß, zerriß sich das Netz im Leibe und kam kläglich um. Am wenigsten trauet dem frühen Herbst- und dem spätem Frühlingseise. Das Erstere ist gemeinhin schwach und hat noch nicht seine gehörige Stärke und Festigkeit; das Letztere hingegen ist schon mürbe und bröcklich, und wird theils unten vom Wasser, theils oben von der Luft und Sonne, täglich dünner und mehr aufgelöst. — Steht oder sitzt nicht auf hohen Gegenständen, imgleichen steigt und klettert nicht; eben so wenig unternimmt gefährliche Sprünge über breite Gräben, über tiefe Gruben und von beträchtlichen Höhen. Beschädigungen aller Art sind die taurigen Folgen davon.

Die meisten Kinder haben die Unart an sich, mit Thieren zu spielen, mit ihnen mancherley Poffen zu treiben, sie zu necken, zu quälen und zum Zorn zu reizen. Das ist sehr häßlich und

nicht wenig gefährlich; denn das Thier versteht keinen Spaß, oder es spaßt auf seine Weise mit Füßen, mit Klauen, mit Zähnen, und das ist gewöhnlich zu derb und zu plump, wobey Kinder immer den Kürzeren ziehen. Manche Thiere lieben das Spasen gar nicht, auch ist ihnen nicht im Geringsten zu trauen; mehrentheils erwiedern sie den Spaß mit Ernst, suchen sich oft fürchterlich zu rächen und der ganze Spaß nimmt gewöhnlich ein jämmerliches Ende. — Kinder! lasset daher die Thiere in Frieden und trauet keinem von ihnen, nicht einmal dem Hunde, so fromm er auch seyn mag. So sehr er seinen Herrn liebt, ihm mit Treue ergeben ist, und sich Vieles gefallen läßt; so ist er doch nicht immer bey guter Laune und keinen Augenblick vor der Tollheit gesichert, in der er auch nicht seinen Herrn verschont. Nicht allemal kann man den Ausbruch seiner Wuth voraussehen oder vorher wissen, da er oft plötzlich, oft im Winter, zu einer ungewöhnlichen Jahreszeit, erfolgt. Und wer beobachtet wohl den Hund so genau, daß er im Stande wäre, diesen Ausbruch vorher zu sagen, und darauf aufmerksam zu machen. Stellt Euch lebhaft vor: Ihr spieltet mit Eurem Schooßhündchen, es würde in demselben Nu toll und fele Euch an, wäret Ihr alsdann nicht verloren? Man würde Euch zwar zu retten suchen, ob es aber gelänge? das stünde noch dahin; denn nicht jederzeit helfen selbst die

zweckmäßigsten Mittel wider die Tollheit. — Blaset einem Hunde ja nicht in die Nasenlöcher, oder in die Ohren, sonst laufet Ihr Gefahr, von ihm ins Gesicht gebissen zu werden; denn Hunde pflegen gewöhnlich nach dem Gegenstande zu schnappen, von dem das Blasen herkommt. Wenn sie auch nicht immer beißen, so können sie schon bloß durchs Stoßen mit der Schnauze das Gesicht beschädigen und wenigstens ein Auge austreiben. Ein Jäger blies einst einem Hühnerhunde in die Nasenlöcher, der Hund schnappte und hätte ihm beynahe die Nase abgebissen, wenn er den Kopf nicht geschwinde zurückgezogen hätte. — Eben so wenig müßt Ihr Euch mit Pferden, Rindvieh und Schweinen einlassen, wenn Euch Leben und gesunde Gliedmaßen lieb sind. Vorzüglich hütet Euch vor Katzen. Sie sind falsch, tückisch, boshaft, rachsüchtig, und ihnen ist durchaus nicht zu trauen. — Oft ist sogar das Federvieh. — als Puter, Gänse, Hühner — zu fürchten, besonders, wenn es Junge hat, in welchem Falle selbst die feigsten Thiere böse sind. Sie sind alsdann besorgt, daß ihnen ein Junges geraubt werden könnte und suchen es zu schützen. — Wo böse Thiere sind, da wagt es nie, allein in den Hofraum zu gehen, wenn Ihr nicht das Unglück erfahren wollt, welches Heinrich, dem Sohn eines Predigers, wiederfuhr. Seine Aeltern hatten einen bösen Eber. Heinrich ging allein in den Hofraum. Der Eber wurde sei-

ner gewahr, rannte auf ihn zu und schlugte ihm den Bauch auf, so daß die Eingeweide herausstraten. Dieses brachte Heinrichen den Tod. — Obse Thiere können gemeinhin nicht alle Farben, als roth, blau u. s. w., leiden, und laufen auf denjenigen wüthend zu, der ein Kleid von einer solchen Farbe trägt. Oft ist ihnen die Gestalt oder die Ausdünstung manches Menschen gehässig und in der Art zuwider, daß er sich ihnen gar nicht zeigen darf, wofern er von ihnen nicht will verfolgt und angefallen werden. U. s. w.

---

## VI.

### Der Prozeß um einen Hut.

Eine wahre Anekdote.

Manche Erzählung gewinnt nur durch die Wahrheit ein Interesse, das ihr, als bloße Dichtung, mangeln würde. Eine solche ist die folgende, die sich auf Akten und gerichtliche Verhandlungen gründet, und daher, so märchenhaft sie klingen, nichts weniger, als in das Reich der Träume gehört. Zugleich ist sie in Absicht der darin handelnden Personen so charakteristisch, daß sie schon gewissermaßen als psychologische Merkwürdigkeit eine öffentliche Ausstellung verdient.

Ein armer jüdischer Bewohner einer kleinen Provinzialstadt in — land, ein Bettler unter den Honoratioren seines Glaubens, der so wenig wußte, wo er sein Haupt hinlegte, als womit er es bedeckte, indem ein einziger alter Hut ihm und seiner männlichen Familie zur Kopfbedeckung diente, griff einst im Zorn nach diesem Hut, um damit die Füße seines Sohnes zu beflügeln. Er sollte bey dem Richter des Orts gegen einen Ehren-dieb Schutz und Gerechtigkeit suchen, der seiner Schwester Unschuld — gelästert. „Nur gelästert?“ — Ey, meine christlichen Leserinnen, ist das nicht genug? Sie sind zwar alle so ziemlich über dergleichen Lästereien hinweg; aber wer noch am alten Testamente hängt, dem ist die neuste Philosophie und unsre tolerante Moral ein Greuel.

Der Envoyé des alten Jakob — mit diesem alttestamentlichen Namen wollen wir den Abkömmling jenes Stammvaters der Juden bezeichnen, der den Sohn für die Ehre der Tochter in die Schranken trieb — hatte bey dem Eintritt in die Wohnung des Richters kaum den unglückschwangeren Hut gelüftet, als dieser von einem Glaubensgenossen, den er dort vorfand, für den seinigen erkannt, reklamirt und den vor Schreck gelähmten Händen des Supplikanten entwunden wurde. Daß darüber sein eigentliches Anliegen und der alte Streit über den neuen, der sich nun

entspann, vergessen ward, brauchen wir nicht erst zu sagen; wohl aber, was schwerlich Jemand erzathen dürfte, daß der Gerichtsherr, vor dem die Scene vorging, und auch der Prozeß über den Besiß sogleich begann, den Gegenstand desselben dadurch außer Streit zu setzen suchte, daß er mit Aufdrückung seines angeborenen Wappens dem hodenlosen Hut einen offenen Helm bengesellte. Wo er hernach hingekommen, ist uns unbekannt, da es die Streitenden selbst im Verfolg ihrer Sache nicht anzugeben wußten.

Es war wohl kein Wunder, daß der alte Jakob, da er seinen Sohn mit entblößtem Haupt zurückkommen sah, zuerst nach dem Hut — und nicht weiter nach der Ehre seiner Tochter fragte, als er das Schicksal des ersteren erfuhr. Seine eigne Ehre ging ihm über alles, und da sie zugleich mit dem Hut verloren gehen mußte, so beschloß er, beyde um jeden Preis zu retten. In dieser Absicht unternahm er erst eine Reise von mehrern Meilen, um sich von dem vorigen Besißer des Huts, der ihm denselben geschenkt, ein Attestat darüber zu erbitten; und als diese vergeblich war, ließ er es sich nicht verdrießen, die Wanderung zum zweytenmal anzutreten, die denn auch glücklich für ihn ausfiel. Er erhielt das verlangte Zeugniß, mit einer genauen Beschreibung der Kopfbedeckung, von der nämlichen Hand, die darunter feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt hatte.

So gerüstet, trat er muthig seinem Gegner gegenüber in die Schranken. Aber siehe da! Auch dieser hatte sich ein ähnliches Zeugniß von einem Kaufmann zu verschaffen gewußt, der ihm das *corpus delicti* verhandelt haben wollte. Man denke sich seine Verwunderung, und die Verlegenheit der Richter! Diese löste sich endlich, nach manchem Wort- und Schriftwechsel, in eine Sentenz auf, wodurch dem Beklagten die Eidesleistung zuerkannt wurde. Als es aber zum Schwur kam, weigerte er sich dessen, und wurde daher zu Abbitte und Ehrenerklärung, zum Ersatz des Huts und fünfzig Thaler Kosten verurtheilt. Das schien ihm doch zu viel für den alten Hut, und er ergriff die Appellation; wodurch die Sache an die Oberbehörde zur Verhandlung kam, und der alte Jakob zu einer fünf und zwanzig Meilen weiten Wanderung nach der Hauptstadt gezwungen wurde. Hier traf ich den Enthuteten — denn Hutlos kann ich ihn nicht nennen, weil er auf die Hypothek des gewonnenen Prozesses unterdeß einen neuen Huth kreditirt erhalten hatte. — Er klagte mir sein Unglück über den gewonnenen Prozeß, und wie schwer es ihm würde, einen Advokaten zur Führung seiner Sache willig zu machen, die doch, seiner Meinung nach, die gerechteste von der Welt war. Ich suchte ihm das *Warum* begreiflich zu machen, und gab ihm den Rath, keinen fremden Kopf für seinen Hut zu suchen und

lieber seinen eignen, so gut es ginge, geltend zu machen, wenn er nicht das Hemde in den Kauf verlieren wollte. Er schüttelte den Kopf, zog den geborgten Hut und ließ mich stehn. —

Ich beklagte den armen Schelm, der über die Sorge, seine Tochter mit Ehren unter die Haube zu bringen, selbst den Hut verlor, an dem zugleich die eigne Ehre hing. Hinterdrein erfuhr ich, daß er einen menschenfreundlichen Advokaten gefunden, der sich des Bagatellprozesses nicht nur unterzog, sondern auch sein Patrocinium ihm unentgeltlich ange-deihen ließ. Verdient dieser Mann, im Fall er den Prozeß um den verlorenen Hut gewinnt, nicht auch den Doktorhut von der Juristen-fakultät; so gebührt ihm doch, selbst wenn Prozeß und Hut verloren gehn, die Bürgerkrone.

II.

## VII.

## T h e a t e r.

## Theaterkritiken von Voltaire. \*)

(Jetzt, wo das Spiel und die Manier der Demoiselle George auf der St. Petersburgischen französischen Bühne so viel Sensation erregt, wird eine kleine Rückweisung auf ein paar Briefe von Voltaire an die berühmte Clairon \*\*) zu einiger Vergleichung für erstere dienen können, indem sie uns durch ihre Darstellungen ganz ihre Nachbildung nach diesem ihren Muster zeigt.)

D. S.

---

\*) Der Abdruck dieses Aufsatzes, der sich unter unsern Papieren verloren hatte, ist über Jahr und Tag verspätet worden. Dessen ungeachtet theilen wir ihn noch jetzt hier mit, da er nie veraltende Wahrheiten und für manchen Schauspieler und manche Schauspielerin, die sich bey einer gewissen, für ihre ganze Laufbahn angenommenen Methode — d. i. der *Veisten*, über den sie alle Rollen schlagen — schon vollkommen dünken, einen Fingerzeig enthält, wieviel dazu gehört, einen Charakter ganz im Sinne des Dichters und nach der Wahrheit darzustellen. Vielleicht bekömmt mancher und manche, die sich besonders im tragischen Fache gefallen, von der Schwierigkeit desselben überhaupt, und von den verschiedenen Nüancen des Spiels, worauf es hier mehr als in jedem andern Fache ankommt, bey dieser Gelegenheit die erste Idee? d. Red.

\*\*) Lettres choisies. Tom. 2.

## Brief XXXVII.

(Januar, 1750.)

— — — — —  
 — — — Sie verlangen, daß die Scene zwischen den beyden Schwestern im zweyten Akt \*) abgekürzt werden soll; ich habe es gethan, ohne daß Sie das geringste dabey verlieren. Ich habe der Iphise ihr Unterröckchen beschnitten, ohne der Elektra etwas von ihrer Schleppe zu nehmen.

Ich bitte die göttliche Elektra, deren ich mich übrigens für sehr unwerth bekenne, mir es nicht übel zu nehmen, daß ich ihre Rolle mit einigen Noten begleitet habe. Ich habe sie übrigens nicht in Noten setzen, sondern bloß die Verschiedenheit der Empfindungen, die darinnen herrschen, anzeigen wollen, und die Abstufungen der Leidenschaften, die sie ausdrücken soll. Das ist das Allegro und Piano der Musiker. — Ich mache es nun schon seit dreyßig Jahren so mit allen Schauspielern, die es nicht übel genommen haben, und ich habe dessen ungeachtet nicht weniger Zutrauen zu ihren großen Talenten, so wie ich immer ihr eifrigster Anhänger war.

Ich werde gegen fünf Uhr suchen mit Ihnen darüber zu sprechen. Das Sprechen ist ja noch das Einzige, was mir übrig bleibt, und es thut

---

\*) Die Rede ist von Voltaires neuem Trauerspiele: Drest.

mir leid genug. Indessen fühle ich doch so gut, wie jeder Andere, was Sie werth sind, und bin Ihnen mehr ergeben, als jeder Andere.

### Brief XXXVIII.

An dieselbe, in demselben Monate, über das Trauerspiel Drest.

Sie werden, Mademoiselle, eine kleine Abänderung erhalten haben, die aber sehr wichtig ist. Ich glaube mich nicht selbst zu täuschen. Ich sehe, daß alle wahre Kenner diesem Werke Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so wie man es in Rücksicht Ihrer Talente thut. Nur durch eine fortdauernde und scharfe Prüfung meiner selbst, durch die äußerste Gelehrigkeit für weisen Rath, komme ich jeden Tag mehr dahin, daß Stück der Reize weniger unwerth zu machen, die Sie ihm leihen.

Wenn Sie nur ein Viertel von der Gelehrigkeit hätten, die ich so eben rühme, so würden Sie noch ganz besondere Vollkommenheiten zu denen fügen, mit welchen Sie diese Rolle zieren; Sie würden zu sich selbst sagen: welchen bewunderungswürdigen Effekt die Kontraste machen, die Biegungen der Stimme, die Uebergänge vom schnellen Vortrage zum Ausdruck des Schmerzes, das Stillschweigen nach dem Sturme, das düstere ausdrucksvolle Absterben der Stimme nach dem Ausschreyen der Hoffnung oder des Zorns.

Ihr Blick würde dann niedergeschlagen, Ihr Wesen bestürzt seyn, die Arme würden herabhängen, der Kopf würde ein wenig gesenkt, der Ton tief, melancholisch, abgebrochen seyn.

Wenn Iphise zu Ihnen sagt:

— — — „Pammen beschwört dich, seinem dunkeln Aufenthalte nicht zu nah“ —

so würden Sie ihr nicht mit dem gewöhnlichen Tone, nein, mit allen Symptomen der Muthlosigkeit, nach einem sehr schmerzhaften Ach! antworten:

„Ach, was hast du mir gesagt!

Gewiß, Du täuschtest Dich.“

Indem Sie diese kleinen Kunstgriffe beobachten, indem Sie bisweilen sprechen ohne zu deklamiren, indem Sie so die schönen Farben schattiren, welche Sie dem Gemälde der Elektra geben, werden Sie zu der Vollkommenheit gelangen, welcher Sie so nahe sind, und die allein das Ziel einer edlen und gefühlvollen Seele seyn muß. Die Meinige fühlt sich dazu geschaffen, Sie zu bewundern, und Ihnen guten Rath zu ertheilen. Aber wenn Sie vollkommen seyn wollen, so bedenken Sie, daß es Niemand ward, ohne die Meinungen Anderer zu hören, und daß man in eben dem Maaße gelehrig seyn muß, als man große Talente besitzt.

---

## Brief XXXIX.

An dieselbe, den raten Januar Abends, nach der ersten Vorstellung des Orest.

Sie waren zu bewundern; Sie haben in zwanzig Stellen gezeigt, was die vollkommene Kunst ist, und die Rolle der Elektra ist ganz gewiß Ihr Triumph. Aber ich bin Vater, und in dem Uebermaas von Vergnügen, das ich bey den Huldigungen empfinde, die ein ganzes bezaubertes Publikum meiner Tochter darbringt, will ich ihr einige kleine Bemerkungen machen, die der Vaterliebe verzeihlich sind.

Drängen Sie, ohne zu deklamiren, einige Stellen, wie:

„Ohne Unruh, ohne Gewissensbisse, erneut  
Egilt seiner Hochzeitfeyer sträflichen Pomp,  
Du täuschtest Dich, Schwester, ach!  
Alles verräth uns!“

und Sie glauben nicht, wie viel Abwechslung dieß in das Spiel bringen und das Interesse vermehren würde. Ihre Verwünschungen gegen die Tyrannen:

„Der Unschuldige soll untergehen — das Laster ist zu glücklich,“

heben Sie nicht genug heraus. Sie sagen das: „der Unschuldige soll untergehn,“ zu langsam, zu schwachend. Die heftige Elektra darf in dieser Stelle nichts anders als Verzweiflung zeigen, sie muß wüthen, der Ton muß sich jagen, sie muß laut ausschreyen.

In der zwennten Hälfte des Verses muß der Ton auf cri kommen:

Le crime est trop heureux. \*)

Mademoiselle Gauffin hat mir gedankt, daß ich ihr den Finger auf fou legte:

La foudre va partir. \*)

Ach, was ist das fou so allerliebste! sagte sie mir.

So wie die Gauffin, legten Sie in dem Verse:

La nature en tout tems est funeste en ces lieux. \*)

den Ton auf fu — und Sie wurden eben so beflatscht. Aber doch ließen Sie diese Saite noch nicht genug nachklingen! Sie können die beyden Stellen des vierten und fünften Akts nicht genug herausheben. Diese Eumeniden verlangen eine mehr als menschliche Stimme; sie wollen schreckliche Akkorde.

Noch einmal! um nicht monoton in den Ausbrüchen des Schmerzes zu seyn, schlüpfen Sie über Kleinigkeiten leicht und flüchtig hinweg. Man muß sich in Nichts vernachlässigen, und das, was ich Ihnen hier sage, ist kein Nichts.

Da sind der Kritiken die Menge. Man muß ziemlich hartherzig seyn, um in dem Uebermaaß meiner Bewunderung und meines Dankes solche kleine Nuancen zu rügen.

Gute Nacht Melpomene, leben Sie wohl!

---

\*) Es ist unmöglich, diese Stellen in jenem Sinne deutsch wiederzugeben.

## Rigasches Theater in Mitau.

Ein „volles Haus“ ist wie ein dicker, dicker Mann, tiefaufholend, um ein wenig frische Kunstluft zu schöpfen; mitunter einmal auch wildaufklatschend, um sich ein wenig besser zu situiren und dem Nebenmann einen kleinen Angststoß — des tragischen Eindrucks wegen, als Bordruck — bezubringen, und dabey starktranspirirend, aber, wie alles Dicke, nicht sehr hellsehend und auf jeden Fall unbeholfen. Doch Angstschweiß ist noch kein Beweis von Mitgefühl, Dichtigkeit keiner von Verstandesfülle und eine krächzende Forastimme kein Beweis von Urtheilskraft.

Hat überhaupt die Menge etwas mitzusprechen? — Nein; sie ist nur die Klatsch- und Trampelmaschine des unbedeutendsten Beyfallausdrucks, und für den theatralischen Kunstmüller, der in seiner enthusiastischen Sägeflügelstellung die Gedanken des Dichters polternd abmalt, der wahre Narrenwind, der mit jedem Augenblick umschlägt und aufbläst und so den einfältigen Müller, wie seinen Altgesellen, den eigentlichen Dirigens und Redigens der Mühle, unaufhörlich foppt und neckt. „Drenßig Jahr,“ spricht der staubmehlige Knappe, „hab' ich das Werk getrieben, aber nun steht mir der Verstand stille (der eigentlich nie bey ihm im Gange war), der Wind springt immer um; wo bleibt die Meze?“ „Säg' ich die

Luft nicht künstlich nach allen Ecken, selbst eckigt durch's Alter geworden, und ruf' ich nicht in dem vollendetesten Konversationston (der mitunter, der Zahnlücken wegen, wohl schon ein wenig pfeifend und kraftlos ist): Kommt! denn ich versteh's! Nur ich versteh's! — Und so giebt's was zu lachen in der lustigen Kulissenwelt. Der Eine klatscht immer in die weiche Hand vollauf, wenn er das Wort unglücklich hervorheult — und das entzückt den Kuchenbäcker und die kleinen Kinder im Parterre. Ein Anderer stampft wieder immer mit dem Fuß rechts und links, in wunderlieblicher Scheerenschleiferey — und noch ein Anderer trägt immer nur das Schnupftuch zur Schau, als wär' er der personifizierte Schnupfen: und das ist wahrhaft admirabel-wunderhaft! Daraus folgt nun, wenn jedes Wort des Publikums die Wunderenveloppe anzieht, daß Horaz hier aufgehört hat, zu gelten; denn der alte Narr sagte, schrieb — und nun steht's schon gedruckt da: Nil admirari!

„Horaz?“ schreyt hier der Rollenvertheiler, „Horaz? der Dummkopf!“ — Nicht allein Horaz, sondern auch vor ihm schon Aristoteles. — „Possen! Ich bin vierzig Jahr beim Theater, weiß es besser.“ — Lessing — „Eitles Geschwätz! Ich bin Erfahrungsmann; wenn ich auftrete, klatscht man, und habe ich mich heiser geschrieen, ruft man mich heraus. — Böttcher, Fänisch — „Schulfüchse!“ — Schlegel. — „Wer wird denn

solch tolles Zeug lesen! Laßt die Narren schreiben!“ Und die Garderobe verschluckt in jeder alten Rocktresse, die davon rostig anläuft, auf ewig die große Wahrheit: Laßt die Narren schreiben! Und was noch da ist von falschem Gold, d. h. alles, wird somit ein einziger Rostklumpen; und wer kann den wieder blank machen?

So übermüthig ist die Sprache manches alten Schauspielers, dem Jugend und Lebhaftigkeit einst einige Pfauensehern liehen, und dem nun die lieben ämsigen Jährchen eine nach der andern ausgerupft, und der, wenn er so feck fortfährt, bald dastehen wird ganz als nackte Krähe. O krächzt mit ihm, ihr Schwestern aus dem Krähenschwarm, krächzt aus Leibeskräften — das reifere Urtheil werdet ihr doch nicht überschreyn — krächzt euren Unverstand aus! Schreyen hilft nichts zur Sache; der Verstand bleibt doch, und lebt länger. Der Hauch des Sturmwindes berührt wohl die Oberfläche und kräufelt die Woge; aber die Tiefe bleibt unbewegt, und die Beschränktheit ist immer schwer und sinkt unter. Leih' deine dicke Faust — du verstehst das Klatschen — Einfalt! der heutigen Afterkunst, und du, Beschränktheit, deine eiserne Gurgel, aus der eine ganz unanständige Volksmasse Beyfall jubelt; klatscht und schreyt — das wahre Urtheil bleibt doch! Und dies ist's denn auch, was für den Künstler, der sich darin von

dem bloßen Manne von Profession unterscheidet, nur allein Gültigkeit hat. Es ist nichts Seltenes, daß sich der einsichtsvolle Schauspieler des Beyfalls der Menge schämt und im Stillen erröthet, indes seine Lippen, gezwungen, von Dank überfließen. Der einsichtsvolle Schauspieler, sagen wir — der wahre, echte Künstler; denn er beherzigt nicht nur, sondern fühlt auch, mehr wie jeder, die alte Wahrheit: *ars longa etc.* — Nach Vollendung strebend, oft ihr schon nahe, glaubt er sich immer noch entfernt vom Ziel; kein Tadel verwundet seine Eigenliebe, und aus jeder noch so bitteren Lehre saugt er Honig. Eben so ist das Gegentheile ein sicheres Merkmal des Eigendünkels und Unverstandes, mithin der Stumperhaftigkeit, in allen Fächern, wogegen weder Alter noch Erfahrung schützt.

Was ist überhaupt Erfahrung ohne Verstand und Kenntnisse? Wer sich bloß darauf was zu Gute thäte, würde sich nur lächerlich machen. Mancher, der sich rühmt, eine Reihe Jahre beym Theater zu seyn, vergißt, daß er unterdeß auch eine Reihe Jahre älter geworden ist; und fühlt er selbst das Abnehmen seiner Kräfte und das Zunehmen des Alters nicht, was ihn gewöhnlich ungerrecht gegen Andere macht; so muß es ihm der vorgehaltene Spiegel sagen, d. i. die Kritik: daß Körperkraft und Jugendstärke ihn verlassen haben, und daß die Prätenfionen, welche sich aus

einer frühern Lebensperiode herschreiben, ihn so wenig kleiden, wie die Manieren, die ihm aus jener Zeit noch übrig blieben. Meistens sind es überdem bloße Zufälligkeiten, die, selbst im Blüthenalter, den Jünger der Schauspielkunst über seines Gleichen erheben: körperliche Vorzüge, Gestalt, Gewandtheit, Lebhaftigkeit &c. Mit einem Wort: die Natur hat manchen zum Liebling Thaliens ausgesteuert, der sich deshalb für einen Künstler zu halten noch keine Berechtigung hat, und nicht allemal ist selbst der ein Liebling Thaliens zu nennen, welcher eine Zeitlang der Liebling seines Publikums heißt. Diese Verwechslung findet jedoch nur zu häufig statt; und wenn das Alter jene zufälligen Vorzüge abgestreift hat, worauf sich bey den meisten Schauspielern der Glaube an ihre Künstlerschaft gründet, so bleibt dem Publikum nicht überall die dankbare Erinnerung daran, dem ehemaligen Liebling desselben aber mit dem ungeschwächten Gefühl des verlorenen Werthes zugleich das Gefühl des Verlustes — und da tritt denn die liebe Erfahrung wohlthätig in die Mitte und reicht ihm, als letzte Stütze, einen Stab, den er, wenn Jahre und Verhältnisse ihm einen Rang über seine Mitschauspieler anweisen, als Herrscherstab über sie und das Publikum schwingt.

Nicht durch Erfahrung allein, durch Wissenschaft, Studium — durch Kritik muß der Kunst-

jünger zum Künstler reifen. Der Schauspieler, welcher ihrer selbst im Alter entbehren zu können glaubt, hat seine Bestimmung nie erkannt, und wer sie schon bey dem ersten Auslaufen nach dem Ziel gering achtet, wird dieses nie erreichen. Gewöhnlich ist es die liebe Mittelmäßigkeit, über welche hinaus in unsern Tagen ohnehin nur wenige Schauspieler streben; bald kommt es dahin, daß ein gewisser Grad von Mittelmäßigkeit für Vollendung unter ihnen gilt. — Aber wäre es ein Wunder, da der große Haufe auf der Bühne nur von dem großen Haufen vor der Bühne abhängig seyn will — und dadurch natürlich immer größer werden muß? — Studium der Menge und ihrer Eigenheiten, um sich ihnen zu akkommodiren, ist das heutige Kunststudium manches Schauspielers, der dann nach einem halben Jahrhundert in vollendetter Emphyrie dasteht und das grobe Geschütz seiner Erfahrungen mit bewunderungswürdiger Kühnheit gegen jedes gesunde Urtheil und alle Principien der Aesthetik richtet. Gönnen wir übrigens jedem geistigen Schwächling die Erquickung, die ihm der goldne Trostspruch giebt: „Laßt die Narren schreiben.“

Aber mit Erstaunen sehen wir, daß wir uns immer weiter von unserm Ziel entfernen, und um daßselbe nicht ganz aus den Augen zu verlieren, machen wir diesen allgemeinen Betrachtungen — ungeachtet sie noch lange nicht zu Ende sind —

um so lieber vor der Hand ein Ende, als sie eigentlich mit dem hier zu behandelnden Gegenstand in gar keiner direkten Beziehung stehn.

Am ersten Pfingsttage, den 5ten Juny, wurden die diesjährigen Johannisvorstellungen mit dem Schauspiel, der Wald bey Hermannstadt, von Madame Weißenthurn, eröffnet. Es ist ohne allen ästhetischen Werth, in der beliebten Guckkastenmanier, und mehr ein Schaustück als ein Schauspiel. Warum es übrigens nicht mit dem zweyten Akte schließt, da es doch mit diesem Akt völlig zu Ende geht, darf nur den wundern, dem es um poetische Wahrheit zu thun ist. Daß die Direktion gerade diese Vorstellung zum Anfange gewählt habe, um das zahlreiche Personale zu produciren, wie einige laut, wiewohl nur im Spas, äußerten, wird niemand im Ernste glauben, da sie so gut wie Jeder weiß, daß es hier nicht, wie bey einer Armee — und auch da nicht immer — auf die Zahl der Köpfe ankömmt. Uebrigens haben wir kein eminentes Talent bemerkt, und Demoiselle Schönhuth hat, bey aller Anstrengung in der Hauptrolle, nur gezeigt, daß sie für das tragische Fach und für heroische Rollen in keiner Rücksicht geeignet ist. Wer wollte auch von irgend jemanden verlangen, daß er in allen Fächern groß seyn soll? Universalität ist etwas, das sich noch seltener bey dem Theater trifft als die Polyhistorie in der heutigen Gelehrtenwelt.

Den 6ten Juny: Die Oper Blaubart; eine zwar alte, aber treffliche Musik, die ihren Zauber sobald nicht verlieren wird. Herr Wessel, eine neue und für die Oper sehr bedeutende Akquisition, nahm nicht nur durch seinen Gesang, sondern auch durch sein braves Spiel, als Blaubart, jeden für sich ein, der das Talent von der Unreifeheit des Alters zu scheiden weiß. Auch Demoiselle Pauser, bekannt aus früherer Zeit, erhielt in der weiblichen Hauptparthie, als Sängerin, ganz den alten Beyfall, wiewohl man sich dennoch gestehen mußte, daß sie nicht mehr das ist, was sie früher war. Herr Arnold ist noch fast unverändert der treffliche Sänger, und zu bekannt, um zu seinem Lobe mehr, als ihn bloß nennen zu dürfen. Das Ensemble verdiente überhaupt alles Lob und war ohne Tadel.

Den 7ten Juny: Die Aussteuer, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland. Das eigentliche Leben erhielt die heutige Vorstellung durch Herrn Feddersen, der darin die Seele des Ganzen war. Sein Amtmann Riemen wird uns noch lange im Gedächtniß bleiben! Hier ist mehr als bloßer Konversationston. Kraft, Fülle, Gewandtheit und eine Sicherheit bey einer seltenen Feinheit des Spiels, die den Mann, der sich in seiner Gewalt hat und zugleich den denkenden Künstler, den feinen Menschenbeobachter verrathen — das sind ungefähr die Hauptzüge zu seiner

Charakteristik als Schauspieler, die es zeigen, daß er mit Recht zu den Koriphäen der Bühne gezählt werden kann; hiezu kommt sein volltönendes, kräftiges Organ und eine schöne männliche Figur; Vorzüge, die selten in dieser Vereinigung auf dem Theater angetroffen werden. In jeder Hinsicht ist er bey dem Rigaschen Theater jetzt der Erste. Wir anticipiren bey diesem Urtheil freylich manches, was seine späteren Darstellungen, auf die wir weiterhin kommen werden, mehr noch rechtfertigen. Aber auch schon diese einzige reichte hin, um im Allgemeinen als Maßstab für seinen künstlerischen Werth zu gelten. Und hätten wir ihn weiter in keiner anderen Rolle gesehen, so müßte die feynpsychologische Entwicklung und Darstellung dieses Charakters allein schon gnügen, um ihm, bey den genannten übrigen Vorzügen, nicht weniger Geschick für Rollen anderer Gattung zuzutrauen. Wir wiederholen es: hier ist mehr als bloßer Konversationston! hier ist Freyheit und Studium, — Natur und Kunst, zur Wahrheit verschmolzen, — mehr als theatralische Emphyrie! Hier ist Genie und Wissenschaft, durch welche beyde vereint der Schauspieler nicht zur bloßen Kunstgenossenschaft allein, sondern — was mehr sagen will — zur Kunst h d h e es bringt.

Eine zweyte neue Erscheinung, jedoch ganz entgegengesetzter Art, war in diesem Stück Demoiselle Bessel d. m., als Sophie. Um auch von

ihr bey dieser Gelegenheit eine Charakteristik im Ganzen, wie sie durch alle nachfolgenden Darstellungen bewährt ward, zu liefern, bedarf es nur weniger Worte: Viel Manier und keine Wahrheit, keine Spur von Natürlichkeit — Affectation in Ton und Gebehrde. Hie und da kann so etwas vielleicht gefallen — aber Unnatur bleibt immer Unnatur, wenn auch die halbe Welt daran Gefallen fände; und was gefällt, ist darum nicht immer gut, so wie nicht alles Gold ist, was glänzt. Weiter unten werden wir Gelegenheit haben, das Spiel dieser Schauspielerin näher zu entwickeln und hoffentlich unsre Behauptung zu rechtfertigen.

Den 8ten Juny: Ein Tag in Paris, komische Oper in drey Aufzügen, nach dem Französischen. Mit der Intrigue muß man es bey Singspielen bekanntlich nicht genau nehmen; die Musik ist hier die Hauptsache. Diese, von Nikolo Fouard, hat zwar nicht viel Originalität, aber desto mehr Gefälliges und wird von Kennern zu den vorzüglichen neuern französischen Kompositionen gezählt. Uns scheint es, als ob dem Komponisten das Feuer in den beyden letzten Akten ausgegangen sey; der erste Akt hat unstreitig mehr Charakter, es ist hier mehr Schwung, mehr Phantasie und ein größerer Gedankenreichtum. Auch hier zeichnete sich Herr Feddersen in der Rolle des Vaters aus, der, um seinen Sohn von den Thorheiten der Residenz zu heilen, das heroische Mittel wählt, sich diesen anscheinend hinzugeben. Als Sänger bewährte er ein neues, nicht gemeines Talent, und seine Bassstimme, der zwar die beyden französischen Bassparthien übliche Höhe abgeht, hat in der Tiefe Wohlklang und Stärke. Herr Rohloff, als Sohn, zeigte zwar nicht viel Gewandtheit und verrieth überhaupt den Anfänger;

aber sein angenehmer Tenor und nicht ungebildeter Gesang berechtigen zu vortheilhaften Erwartungen von ihm als Sänger. In jeder Rückficht mußte es ihm schwer werden, neben Herrn Arnold beimerkt zu werden. Dieser war übrigens, in der Rolle seines Freundes, der liebenswürdigste Verführer, und es ließe sich wohl nicht leicht mehr zum Lobe ihrer Darstellung sagen, als daß diese geeignet war, jedem die Libertinage — um nicht Luderlichkeit zu sagen — angenehm zu machen. — Herr Bessel war, als aufgeblasener, verschmitzter Haushofmeister, in jeder Rückficht brav. Sein starker, sonorer Bariton fand besonders Beyfall.

Noch ist uns übrig, Demoiselle Bessel d. ., als Pauline, anzuführen. Zu ihrer Beurtheilung als Künstlerin geben uns mehrere ihrer späteren Darstellungen einen reichhaltigeren Stoff. Hier nur so viel, daß sie durch ihren Anstand, durch ihre Anmuth in Ton und Gebehrde, durch die Wahrheit ihres Ausdrucks beym ersten Auftritt bezauberte, und die Erwartung, die sie im Allgemeinen erregt hatte, nur von dem Verlangen, sie in bedeutenderen Rollen nach ihrem ganzen Werthe kennen zu lernen, übertroffen ward. Sie hat bey einer gefälligen sonoren, nur etwas schwachen, Stimme viel Methode im Gesang, und verrieth eben so viel Geschmack als Feinheit im Spiel.

Den 9ten Juny: Der Briefwechsel, Lustspiel in drey Aufzügen, von Steigentesch. Je seltener jetzt die guten Lustspiele werden, desto schätzbarer sind des Verfassers Piecen dieser Gattung, die, wie die heutige, nicht gemeinen Wi mit einer wohlgehaltenen Intrigue vereinigen. Herr Feddersen gab den bequemen Junggesellen Wolf mit vielem Humor und sprechender

Komik, ohne alle Uebertreibung; er weiß mit ein paar leichten Pinselstrichen seinen Gemälden Charakter zu geben.

Ferner: Die Entdeckung, Lustspiel in einem Aufzuge, von demselben Verfasser, woraus wir nur Herrn Dittmarsch den Jüngeren weggewünscht hätten, der ewig ein Jünger der Schauspielkunst bleiben wird.

Zum Beschluß noch eine Verlocke: Das Räthsel, Lustspiel in einem Aufzuge, von Contessa, in Zamben. Demoiselle Bessel d. m. verrieth heute, daß sie keine Verse zu sprechen versteht; sie skandirte sie von Anfang bis zu Ende. Uebrigens war sie, — was bey ihr immer und durchweg der Fall zu seyn pflegt, so sehr es auch alle Illusion stört — mehr mit ihrer Person und dem Publikum, als mit ihrer Rolle und dem Mitspieler beschäftigt. Bey ihrem sichtlichen Eifer und dem Fleiß, den sie verräth, thut es uns leid, dergleichen Fehler an ihr rügen zu müssen.

Herr Bessel gab den Liebhaber, Kleinigkeiten abgerechnet, besonders in der Zankscene, sehr brav. Man sieht es übrigens, daß ihm noch die Leichtigkeit fehlt, die das Resultat mehrjähriger Uebung ist.

Treffend, mit einer Feinheit ohne Gleichen, wurde der Charakter des Oheims, der in den Händen eines gewöhnlichen Komikers ein Gegenstand des Spottes geworden wäre, von Herrn Feddersen durchgeführt. Mit geringem Aufwand weiß dieser Künstler große Effekte hervorzubringen; — ungeachtet fast jede Bewegung, jede Miene bey ihm studirt ist, so ist doch seine Haltung, wie alles, was er thut und sagt, so ungezwungen, daß man über die Wahrheit in seiner

Aktion die Kunst nicht ahnet, die ihr zum Grunde liegt.

Den 10ten Juny: Oktavia, von Rozebue. Ein zu bekanntes Trauerspiel, und bekanntlich vielleicht das kunstgerechteste Produkt dieses beliebten Dichters. Aber nur höchst selten wird er die Satisfaktion erleben, daß die Hauptparthie darin in so geweihte Hände fällt, als dießmal hier — wo die Oktavia, durch Demoiselle Bessel d. ä. dargestellt, ein Zauber von Anmuth und Würde umfloß, der jeden ergreifen und fesseln mußte, in welchem der Schönheitsfönn nicht ganz verschlossen und ein Gefühl für das Erhabene lebendig war. Fehlte es auch ihrer Stimme mitunter an Kraft in manchen Situationen, so wurde dieser Mangel doch bey dem rein-ästhetischen Gehalt der ganzen Darstellung leicht vergessen, ja kaum empfunden. Um bey dieser Gelegenheit ein allgemeines Urtheil über diese Künstlerin zu äußern, das sich auf den Eindruck ihrer sämtlichen hiesigen Darstellungen gründet und davon abstrahirt werden kann, so müssen wir es anerkennen, was nur der Kunstneid und die Befangenheit anstreiten kann: daß bey ihr Vollendung und Meisterschaft — hoher Kunstfönn, feiner Takt, Geschmack in allen Nuancen des Spiels sich offenbaren; jede Stellung, fast jede einzelne Bewegung scheint berechnet — es erstreckt sich sogar bis auf die Wahl des Anzugs. Wir haben hiebey jedoch nicht gerade die heutige Römertracht im Sinne, die im Ganzen — besonders die weibliche — ziemlich verfehlt war; dies ist aber ein Vorwurf, der nur den treffen kann, welchem die Anordnung des Ganzen oblag. Die Kleidung der römischen Matronen oder vornehmen Römerinnen hatte die Auszeichnung, faltenreich und weit zu seyn. Auf allen römischen Münzen

sieht man dergleichen Gestalten bis oben zu verhüllt, schleppend und reich; die Farbe war meistens zwar weiß, aber der Rand des Gewandes abstechend, als Unterscheidungszeichen des Ranges. An einer vornehmen Römerin muß daher nichts zu sehen seyn. Sie gleicht einer Statue, in steifliegenden Falten; sogar die Hände waren bey ihr von weiten, herunterhängenden Faltenärmeln bedeckt. Unschicklich war schon bey den Männern alle Handgestikulation; man brauchte nur eine Hand, und zwar die rechte, die andere deckte der Mantel, der den Leib umschlang. Bey den Weibern wäre jenes vollends ganz gegen den Anstand gewesen. Würde im Aeußern war von jeher die Hauptbekleidung des Menschen; die hohe Römerin zeigte sich nimmer ohne Geleit und nie ohne Schleyer. Zur Zeit der Oktavia war diese Würde gerade in der höchsten Affectation, denn der Cäsarische Hofton war erst im Werden. Keine Römerin, — außer den Hetären, deren Kleidung im Kontrast mit jenen, enganschließend, mehr verrathen als verhüllen wollte, — trug einen solchen farbigen Mantel, wie hier Oktavia auf dem Theater; ihn eine Toga nennen, wäre falsch: es ist die gemeine Ehlamis. Die Kinder der Oktavia waren bey der hiesigen Vorstellung im kurzen Kleide, mit andern Worten: in der Sklavenkleidung. Die Tunica der Alten war nicht die kurze französische Tunica oder Tunique. Sie war übrigens zu Cäsars Zeiten ganz verschieden von der älteren, denn auch sie war der Mode unterworfen, und zu Cäsars Zeiten um den Unterleib aufgeschürzt und in langen starren Falten herabhängend. Der Calceus der Römerinnen von Stande unterschied sich von der gemeinen Fußbekleidung, den Sandalen, gar sehr, und war durchaus ge-

schnäbelt — übrigens fast einem abgekürzten Halb-  
stiefel nicht unähnlich, und von feinem weißen Le-  
der. Hier mußte der gewöhnliche moderne Da-  
mensschuh, gegen das ganze übrige Kostüm gehal-  
ten, so sehr dies übrigens von dem eigentlichen  
Kostüm verschieden war, nicht wenig auffallen.  
Soll alles in der Ordnung seyn, so muß es auch  
ordentlich seyn. Die Tracht der hiesigen Kleopa-  
tra war im Verhältniß vielleicht mehr an ihrem  
Platz, desto weniger aber sie selbst oder vielmehr  
Demoiselle Schönhut in dieser Rolle. Würde  
und Anstand abgerechnet, die ihr dabey abgingen,  
so war selbst ihr jugendliches Alter ein Hinderniß,  
worüber alle Täuschung verloren gehen mußte.  
Kleopatra, wie uns die Geschichte sie zeichnet, war  
eine vejjährte Frau, die nur durch Buhlerkünste  
zu fesseln und durch die mühsam aufgefrischten Blü-  
then einer längst vergangenen Jugend zu gefallen  
wußte. Warum hatte nicht Madame Mende  
oder Madame Brandt diese Rolle? Dergleichen  
Mißgriffe sind nur da gewöhnlich, wo es keine  
eigentliche Direktion giebt.

Herr Wessel zeigte, als Cäsar, viel Anstand,  
und verräth überhaupt mehr Talent für ernste  
Rollen. Gewiß wird dieser junge Mann, bey sei-  
ner vortheilhaften Figur und nicht gemeinen Bil-  
dung, es weiter bringen, wenn er weniger Ver-  
trauen zu sich selbst haben und es über sich ge-  
winnen wollte, hie und da fremder Leitung und  
den Rathschlägen erfahrener Kunstgenossen zu fol-  
gen. Mancher, der was Vorzügliches geworden  
wäre, wenn er nicht schon allzufrüh es zu seyn  
geglaubt, ist an diesem Glauben verdorben.

Den 11ten Juny: Die kleine Zigeune-  
rin. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Kosebue.  
Hat im Ganzen hier gefallen. Es kann leicht keine

danfbarere Rolle geben, als die Hauptrolle im Stück. Die kleine Zigeunerin erscheint darin als ein schützender und helfender Genius, und die ihr in den Mund gelegten Reden, so wenig sie gleichwohl zu dem Charakter passen, sprechen im Ganzen zu stark das Gefühl an, um es nicht für den Augenblick zu bestechen und ein Interesse für diese Rolle zu erwecken, das sich in lauten Beyfall äußert; und da ist nichts gewöhnlicher, als daß der Applaus, der dem Dichter galt, der Schauspielerin zu Theil wird, die sich einigermaßen ihn zu verdienen Mühe giebt. Demoiselle Bessel d. m. hat in dieser Hinsicht redlich das Ihrige, aber dessen ungeachtet gerade das Gegentheil von dem gethan, was erforderlich war, um das Unwahrscheinliche und Uebernatürliche in manchen Aeußerungen dieses Naturkundes zu mildern. Im Gegentheil war sie ganz Affect, und statt zu sprechen — deklamirte sie; die Monologe aber recitirte sie vollends im hochfliegenden Pathos. Es ist an sich schon ein unvermeidlicher und immer anstößiger Nothbehelf bey unsern Theaterstücken, daß der Dichter zu Selbstgesprächen seine Zuflucht nehmen muß, um den Zuschauer mit den Empfindungen der handelnden Personen und den Motiven ihrer Handlungen bekannt zu machen; oft liegt — und das ist desto schlimmer — die ganze Verknüpfung oder Entwicklung des Plans in einem solchen Monolog. Dies poetische Gebrechen mußte der darstellende Künstler um so mehr zu verstecken suchen, als Täuschung überhaupt sein Zweck ist und daher alles, was diese unterbrechen könnte, von seiner Seite entfernt und vermieden werden muß. In dieser Hinsicht wäre es fast rathsam, manchem Schauspieler die Augen zu verbinden; er würde dann mehr zu Hause seyn und sich natürlicher

gebehrden. Der Allzublöde wie der Allzudreiste würden gleich viel dabey gewinnen. Und da es nun der letzteren mehrere giebt, so würden wir natürlich auch viel weniger Schauspieler finden, die ihre Gedanken und Selbstgespräche dem Publikum mittheilten und ihre Aeußerungen an das Parterre richteten, oder wenigstens dahin sehen, wenn sie vor sich oder zu einem Mitspieler sprechen. Demoiselle Bessel d. m. hat diese unnatürliche, alle Illusion störende, Manier; und in der heutigen Vorstellung schien sie sich darin besonders zu gefallen. In der Konversation sind ihre Blicke fast immer auf die Zuschauer gerichtet, und einen Monolog muß sie für eine Standrede halten — weil sie diesen durchgehends mit einem Vorpas dicht an den Lampen herperorirt und ihre Gestus dazu ins Amphitheater wirft. Mehrere ihrer eben so widerlichen Eigenheiten, die bey ihr zum Habitus geworden sind, hier besonders anzuführen, würde uns zu weit führen. Ein einziges Wort reicht hin, sie als Schauspielerin, so weit wir sie gesehen, zu charakterisiren; es heißt: Verbildung.

Die übrigen Rollen im Stück dienen der genannten fast nur zur Folie und sind von geringem Belang mit Ausnahme des Großinquisitors, den Hr. Lange in seiner gewohnten, ganz für diese Rollengattung geeigneten, Manier durchaus befriedigend und mit dem gerechtesten Beyfall gab, ungeachtet sich dieser nicht laut äußerte; was wahrscheinlich eine Wirkung des Charakters, den er darstellte, und daher ein Beweis nicht nur der von ihm bewirkten Täuschung, sondern auch dafür ist: daß die Menge gewöhnlich die Darstellung von dem Dargestellten nicht unterscheidet, und die Person des Darstellers mit der dargestellten verwechselt.

Den 12ten Juny: Die heimliche Ehe. Oper in zwey Aufzügen. Die Musik von Cimarosa zu diesem alten Singspiel ist bekannt, und wurde mit vieler Präcision und Genauigkeit exekutirt. Wir halten dafür, daß bey der schwachen Besetzung des weiblichen Singpersonals — wenn man außer den eigentlichen Sängern nicht alles dahin rechnet, was da singen muß, es mag können oder nicht — Opern, wie diese, gegenwärtig am meisten für das Repertoire der Rigaschen Bühne geeignet sind. Zwar haben wir hier den Don Juan und Titus gesehen, wo es nicht an Prachtaufzügen, die die Menge blenden, aber auch nicht an Ehrentönen und vielschmigen Sätzen fehlt; und das Ohr ist nicht so leicht bestochen, als das Auge. Doch davon weiter unten. Wir haben in der heutigen Vorstellung Demoiselle Schönhuth bedauert, weil die ihr darin zugetheilte Parthie in doppelter Hinsicht über ihre Kräfte ging; indem sie, ohne Sängerin zu seyn, singen — und zugleich, ohne alles äußere Geschick dazu, eine alte Jungfer machen sollte. Dieser doppelte Kontrast war zu stark, um nicht Widerwillen zu erregen. Vorzüglich nachtheilig für sie war der letztere; sie wurde lächerlich, barock, statt natürlich-komisch zu seyn. Blick, Gang und Stimme, ihre Jugendlichkeit überhaupt, widersprachen der ganzen Ausstaffirung; man sah und hörte ein junges Wesen, und doch sah es dabey wie das Unwesen einer alten Jungfer aus! Mit einem Wort: es war nicht, was es seyn — und war doch wieder, was es nicht seyn sollte. Herr Feddersen fand heute, als Buffon, in der Rolle des Kaufmanns Roms nicht geringeren Applaus, als in den vorhergehenden, so ganz verschieden sie übrigens von dieser waren.

Den 13ten Juny: Für einander geschaffen. Lustspiel in fünf Aufzügen, von Jul. v. Wolf, das seinem Schöpfer keinen Beyfall erwarb. Eine herzlich magere Fabel, die eiteln Charakter- und Sittenschilderungen, welche zum Theil Lokalbeziehung haben, zum Behülfel dient, war nicht geeignet, die Aufmerksamkeit der schaulustigen Menge zu fesseln. Auch ist die Sprache nichts weniger als gewählt, und der Dialog voll Plattitüden. Der Refrain des Ganzen, am Schluß des Stücks, reicht zur Bestätigung hin. Der Baron Matt und die Baronin Schwach — wie viel Schwäche verräth nicht schon dieser matte Namenwitz? — ein Podagrif und eine Hinkende — wie unästhetisch, körperliche Gebrechen als ein Hauptobjekt der Darstellung zu behandeln! — vereinigen sich ehelich, um mit einander durchs Leben zu hinken; — das muß eine hinkende Ehe geben! — Mit dem Geständniß, daß sie für einander geschaffen sind, verlassen sie hinkend die Bühne. Welchen Effekt konnte sich der Verfasser von diesem hinkenden Einfall versprechen? Auf jeden Fall ist es ein lahmer Witz. Und so herrscht er durchs ganze Stück.

Außer Madame Loof, welche die zur Gräfin erhobene Bürgerliche, die bey aller Vornehmthueyrey und Anmaßung die Lächerlichkeiten ihrer früheren Verhältnisse zur Schau trug, treffend, wahr und ohne Uebertreibung darstellte, so wie Herrn Feddersen und Demoiselle Schönhuth — schien heute Niemand weiter für seine Rolle geschaffen. Letzgenannte Schauspielerinn war, als vornehmgeborne, elegante Gattin eines ungeschliffenen bürgerlichen Amtmanns, den Herr Feddersen mit seinem gewohnten Humor gab,

hier ganz an ihrem Platz. Wenn sie ihren Vortheil versteht, so sollte sie, wo möglich, nur muntere, lebhaftere Rollen, zänkische junge Weiber u. dgl. wählen. Wir haben sie in solchen Charakteren, z. B. als Frau in dem häuslichen Zwist ic., mit vielem Vergnügen gesehen, und gestehen, daß sie in diesem Rollensach alle Forderungen einer billigen Kritik, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, zu befriedigen weiß.

Den 14ten Juny: Titus. Oper nach Metastasio in vier Aufzügen, mit Musik von Mozart. Die Oper ist zu alt und ihrem Inhalt und ganzen musikalischen Werth nach zu bekannt, um, wenn es nicht an sich schon bey Gesangstücken oder sogenannten Singspielen überflüssig wäre, wo es überhaupt weniger auf den Inhalt, als auf den musikalischen Gehalt ankommt, uns mit einer Auseinandersetzung derselben zu befassen. Was die heutige Exekution der trefflichen Komposition betrifft, so war sie eben nicht trefflich — wobey wir hauptsächlich die Instrumentalbegleitung und das Orchester im Auge haben. Namentlich wurde, um nur eins zu erwähnen, häufig das Tempo vergriffen und zwar meist das langsame in ein rasches verwandelt — woran vielleicht die große Hitze und die Ungeduld, ihr zu entkommen, Schuld seyn mochte. Im Gesang zeichneten sich vom männlichen Personale die Herren Arnold und Rohloff aus, welcher letztere, bey seiner anmuthigen Stimme, sich nicht ohne Geschmack in der Ausführung seiner Singparthieen zeigte. So sehr Herr Arnold als Titus, welcher gerade keine bedeutende Singparthie hat, durch ihre Exekution als Sänger für sich einnehmen mußte, so wenig befriedigte er jedoch als darstellender Künstler. Titus war, bey aller Großmuth, wie wir wissen, ein energie-

voller Monarch, aber kein Schwächling — ein kräftiger, — ein großer Mann in der schönsten Bedeutung. Herr Arnold machte den Sanften, Weichen, den Geduldigen, und zeigte nur hingebende Güte, mit einem Wort: einen schwachen Mann. Demoiselle Bessel d. ä. ließ, als Sextus, nichts bedauern, als die Schwäche ihrer Brust und den Mangel an Kraft, wo sie durchaus erforderlich war. Demoiselle Pauser (Bittellia) verrieth durch Anstrengung der Kehle die Mühe, welche ihr die Uebergänge machen, und war bey einigen Koloraturen minder glücklich als sonst. — Die Chöre wollten durchaus nicht immer glücken, auch hörte man darunter allerley Stimmen, die keine Stimmen waren.

Uebrigens war bey den Aufzügen keine Pracht gespart, und alles aufgeboten, um die gaffende Menge zu beschäftigen. Auch waren die größtentheils neuen Dekorationen zweckmäßig und passend, bis auf eine, die zwar den größten Effect machte, aber in der Anordnung nicht richtig schien. Es war in der Scene, wo Titus, umgeben von Feldherren und Senatoren, in der Volksversammlung Recht — und Gnade übt. Man sah hier ein römisches Amphitheater, das fast die ganze Bühne einnahm, die vorderen Logenreihen waren von Statisten besetzt, an welche sich ein paar dicht besetzte Reihen fingirter und zuletzt ein ganzer Hintergrund voll gemalter Zuschauer schloß. Das war unstreitig schön, und verfehlte auch die beabsichtigte Wirkung nicht. Aber war es auch richtig? Und fanden dergleichen Volksversammlungen zu Rom im Theater, oder nicht vielmehr auf dem Forum statt? Die Ausführung dieser Idee macht wenigstens dem Theatermaler Ehre. — Noch eins. Der Kaiser sowohl, wie der für ihn bestimmte Sitz — eine

gepolsterte Fußbank, welche die sella curulis vorstellte, — waren bey der Scene vorne auf der thymela falsch placirt. Dieser Theil des Theaters war der gemeinste Platz, den gewöhnlich die Tänzerinnen und Musikanten einnahmen. Daß ferner früher, im dritten Akt, die römischen Senatoren nach heutiger Art an einem, mit grünem Tuch bedeckten, Gerichtstisch saßen, war wirklich auffallend. Auf dem foro, die Stufen des Kapitols einnehmend und im Angesichte des Volks richtend, mußten wir sie, statt dessen, zu sehen erwarten.

Den 15ten Juny: Der Ton des Tages. Lustspiel in drey Aufzügen, von Julius v. Boss. Eine Schilderung der Sitten der heutigen feinen Welt in der beliebten Manier des Verfassers, die bekannt, aber langweilig ist. Die Vorstellung war in jeder Rücksicht so unbedeutend, daß man darüber nichts sagen kann.

Hierauf: Der häusliche Zwist. Lustspiel in einem Aufzuge, von Kozebue. Dergleichen theatralische Kleinigkeiten, die dabey kein starkes Personale erfordern, werden, wie das auch heute der Fall war, größtentheils ohne Tadel gegeben. Da das jetzige Theaterpersonal in Riga zwar der Anzahl nach nicht klein ist, aber in Absicht der Qualität, der talentvollen Subjekte nicht viel aufzuweisen hat, so thut die Direktion unsrer Meinung nach ganz recht daran, dergleichen kleine Stücke, deren wir hier mehrere gesehen, häufiger zu geben, als es sonst üblich zu seyn pflegt. Auf den auswärtigen Theatern ist es gewöhnlich, daß ein solches Nachspiel der eigentlichen Hauptvorstellung, oft einem Stück von fünf Akten, noch als Verlocke angehängt wird; hier giebt es oft drey bis vier Verlocken an einem Abend für sich. Demoiselle

Schönhuth gab die Frau, wie bereits früher oben bemerkt worden, mit vieler Wahrheit, ohne alle Uebertreibung und Ueberladung — wie das sonst wohl bey Schauspielerinnen in dergleichen sogenannten dankbaren Rollen der Fall zu seyn pflegt, wo sie sich zu spielen Gelegenheit haben und darüber den Charakter ihrer Rolle aus den Augen verlieren. Nur wünschen wir, daß sie sich mehr Anstand geben könnte; ihr Benehmen ist oft — wie sollen wir sagen? — ein wenig zofenhaft — soubrettenartig. Herr Dittmarsch d. ä. verdiente ganz den Beyfall, den er, als Ehemann im Stück, erhielt. Junge Ehemänner gelingen ihm in der Regel besser, als die jungen Liebhaber. Herr Porsch schien uns als Nachbar für sein Alter zu lebhaft, zu schnellfüßig. Dieser Nachbar ist ein bedächtiger, schlauer Patron — ein Schleicher, mit einem Wort.

(Der Beschluß folgt.)

---

### E r k l ä r u n g.

Unterschriebener erklärt hiemit auf das Feyerlichste, daß er nicht der Verfasser der Nachrichten vom hiesigen deutschen Theater ist. —

St. Petersburg, den 1sten Juny 1810.

Bibliothekar Schröder.

---

## VIII.

## L i t e r a t u r.

Die Feyer des 4ten July 1810 in der Familie Wandor, der vaterländischen Jugend gewidmet von Matthias Thiel, Prediger der deutschen Stadtgemeinde. Riga, 1810, bey J. K. D. Müller. (218 S. in 8.)

Es war zu erwarten, daß bey der Jubelfeyer der Stadt Riga, welche bis dahin ein glückliches Säkulum unter russischer Herrschaft verlebte, die Freude darüber sich nicht allein mit Mund und Hand — und Fuß, möchten wir sagen (denn an Tanzgelegenheiten dürfte es so wenig als an Schmausereyen fehlen), sondern auch durch manche rüstige und stumpfe Feder aussprechen würde. Eine der frühesten Erscheinungen dieser Art ist die vorliegende Kinderschrift, worin auf eine zweckmäßige und der jugendlichen Fassungskraft passende Weise die ältere Geschichte Riga's, so wie die Provinzialgeschichte, so weit diese in jene eingreift, vortragen wird, und die daher als eine nützliche Lektüre für Kinder mehr Werth und eine längere Dauer haben dürfte, ungeachtet sie, eben so wenig wie die mancherley anderen durch diese Gelegenheit erzeugten Ephemerer, ein zweytes Jubiläum erleben wird. — Wir können hiebey die Aeußerung nicht unterdrücken, daß die edlen Bewohner Riga's, welche bekanntlich kein Opfer für gemeinnützige Zwecke scheuen, einen solchen sicherer, als je, erreicht und das Andenken an die gegenwärtige Säkularfeyer noch auf ein zweytes Säkulum gebracht haben würden, wenn sie den Eifer und die Frucht

mehrfähriger Betriebsamkeit eines geschätzten würdigen Gelehrten aus ihrer Mitte gelohnt, und dessen bekannte wichtige Sammlung von Denkmalen und Memorabilien der Geschichte Lieflands, wie namentlich der Stadt Riga, dem Staube, in dem sie untergehen müssen, entrisßen, und die Herausgabe derselben auf gemeinsame Kosten veranstaltet hätten, — die freylich, der vielen Zeichnungen wegen, woraus jene Sammlung hauptsächlich besteht, wie bey jedem bedeutenden Kupferwerk, nicht gering gewesen wären. Um so wichtiger und bleibender aber wäre dies Denkmal des Patriotismus gewesen.

---

### N o t i z.

Die zufällige Verspätung dieses Monatsheftes wird darum nicht die spätere Erscheinung des nächsten zur Folge haben, sondern dasselbe vielmehr, wie gewöhnlich, in der Mitte des Monats ausgegeben werden.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat July.

---

## I.

Elisabeth von Stromberg.

Altschwäbische Sage.

Hoch an der Zaber dunkler Fluth,  
Umringt von wald'gen Höhen,  
Lag eine Burg, der Blankenhorn  
Genannt, und fern zu sehen.

Jetzt heult der Uhu schaurig dort  
In dem verfallnen Thor,  
Und Geister schlüpfen grauf' und still  
Im Dämmerchein hervor.

Der alte Ruvrecht hauf'te dort  
Ben Saitenspiel und Klana,  
Der oft bis zu des Strombergs Wald  
Mit Jagdgetöse drang.

Ein süßes Mägdlein blühte zart  
 Da, auf die Burg verbannt,  
 Die Erchinger, des Ritters Sohn,  
 Zur Gattin gern verband.

Schön war sie, wie ein Engel mild,  
 Ihr Herz war rein wie Schnee,  
 Wie Mayenblümchen in dem Wald  
 Stand sie auf Strombergs Höh'.

Oft schlug zu ihr den Sehnsuchtsblick  
 Der Blankenhorner auf,  
 Verirrt' er gern zu ihrem Schloß  
 Im wilden Jagdenlauf.

Bald sahe sich Elisabeth,  
 (Das schöne Kind hieß so,)  
 Sich in des Blankenhorners Arm,  
 Beglückt und Liebefroh.

Wolf hing an ihrer Augen Strahl,  
 Schien ganz in sie versenkt,  
 Und fühlte nur an ihrem Mund  
 Sein lechzend Herz getränkt.

Sie gab ihm süße Liebesfüll',  
 Gab junges Leben ihm,  
 Ihr Busen schlug so treu, so warm,  
 Schlug nur für ihn, für ihn.

Doch unbeständig, wie so oft  
 Der Männer Herzen sind,  
 Verließ der ungetreue Wolf  
 Das arme, schöne Kind.

Er zog zum üpp'gen wälschen Land,  
 Verließ sein Weib und Haus,  
 Und lebt' mit einer Buhle lang  
 Allda in Saus und Braus.

Dem treuen Burgvoigt Konrad gab  
 Zur Hut sein Kleinod er,  
 Und weilt' an einer Andern Brust  
 Im wälschen Land am Meer.

Ergeben, treu war Konrads Herz  
 Dem Wolfe, seinem Herrn,  
 Sein Blut, sein armes Leben gab  
 Er ihm zu Diensten gern.

Streng' nahm, ob Wolfens Eifersucht,  
 Elisen er in Acht,  
 Auf jedem Schritte wurde sie  
 Von seinem Blick bewacht.

Kein Mannsbild ließ er zu ihr ein,  
 Und selbst die Kammerfrau'n  
 Durft' sie in Konrads Gegenwart  
 Mit ihrem Aug' nur schau'n.

So seufzt das arme Weib, und blüht  
 In strenger Kerkerhut,  
 Indes der ungetreue Mann  
 Mit einer Andern ruht.

Einst ging sie bang und thränennas  
 Im Garten, der am Schloß;  
 Nur Konrad folgte ihr dahin  
 Von ihrem Dienertros.

Der Mond schien durch die Wipfel hell;  
 Von duftendem Jasmin  
 Winkt eige Laube, kühl und traut,  
 Sie wankt durchs Gras dahin.

Da saß sie, aufgestützt den Arm,  
 Ein Engel schien sie ganz,  
 Und eine Thräne blinkt vom Aug'  
 Im bleichen Mondenglanz.

Von Mitleid fühlte sich bewegt  
 Der alte Konrad da,  
 Als er die wunderholde Maid  
 Also in Trauer sah;

Und als mit einem Thränenstrom  
 Sie erst sich Luft gemacht,  
 Eröffnet sie den Rosenmund,  
 Und fühlt zum Reden Macht:

„O treuer Konrad! höre mich,  
 Ich trage großes Leid,  
 Und der mich liebte, den ich lieb',  
 Ist von Elisen weit.“

„Er hört nicht meine Klagen an,  
 Sieht meine Thränen nicht;  
 Vielleicht lebt er in Freud' und Lust,  
 Undeß das Herz mir bricht.“

„O tröste Dich, Du edle Frau,“  
 So sprach der treue Knecht,  
 „Vielleicht ist iezund Dein Gemahl  
 In rühmlichem Gesecht.“

„Bald kehrt er aus dem heil'gen Land'  
Mit hohem Ruhm zurück,  
Und ruhst Du dann am Busen ihm,  
Erheitert sich Dein Blick.“

„Warum,“ fuhr sie zu klagen fort,  
„Bewacht er mich so sehr?  
Brach ich dem Harten Schwur und Treu'  
Doch nimmer, nimmermehr!“

„Daß Dich so scharf sein Blick bewahrt,  
Versehete drauf er ihr,  
„Ist Zeichen seiner großen Sorg'  
Und Liebesgluth zu Dir.“

So tröstet er in ihrem Harm  
Die tiefgebeugte Frau,  
Und in den Augen trocknet ihr  
Der feuchten Thränen Thau.

Es heitert wieder ihren Blick  
Der Hoffnung milder Strahl,  
Doch fühlt sie unterm Busen ihr  
Noch nie gefühlte Qual.

Es schwillt ihr Herz, die Wang' erbleicht,  
Sie schnürt das Nieder los,  
Und sieh'! ein holdes Mägdlein ruht  
In ihrem weichen Schooß.

Sie herzt und drückt das liebe Kind  
Nach bangem Mutterweh', —  
Und hält es fest ihn ihrem Arm  
Es stillt der Trennung Weh.

Oft blickt sie sehnend, bang' hinaus,  
 Ob nicht ihr Gatte naht,  
 Der das geliebte theure Kind  
 Mit Vaterarm umfaßt.

Wie wünscht sie den Gemahl herbei,  
 Daß er das süße Bild,  
 Sein Ebenbild umfang' und ihm,  
 Wie ihr, der Busen schwillt.

Und endlich, endlich kommt er an,  
 Aus wälschen Landen an,  
 Und freuet nicht des Kindes sich,  
 Der raube, harte Mann.

Mit einem eifersücht'gen Blick,  
 Der Zorn und Rache droht,  
 Erschreckt er das zarte Weib;  
 Es lüschet der Wangen Roth.

Und als er gar das Mägdlein nahm,  
 Und sprach: „Du armes Kind!  
 Die Mutter hat empfangen dich  
 In Schande und in Eind'.“

Da sank sie gar in Ohnmacht hin,  
 Der Augen Licht ging aus,  
 Und als sie zu sich kam, ach! brach  
 Ein Thränenstrom heraus.

So quälte er Elisabeth  
 Mit eifersücht'ger Gluth,  
 Warf auf den treuen Konrad bald  
 Auch des Verdachtes Wuth.

Nicht Dam', nicht Jose ließ er ein  
 Zu ihrem Schlafgemach,  
 Und war um ihre Lieb' und Treu'  
 In steter Sorge wach.

Den tiefften, breitsten Graben zog  
 Er rings um Burg und Wall,  
 Und langerprobte Wächter stellt'  
 Er an des Schlosses Hall'.

Der Stral des Tages stahl sich nicht  
 Durchs Gitter zu ihr hin,  
 Sie rang die Händ', und seufzte still,  
 In trübem Schwermuthsinn.

Ein Brieflein schrieb nach Lomersheim  
 Gertrud, der sie vertraut,  
 Und klagte ob der harten Haft  
 Bey ihrem Vater laut.

„Nehmt, Vater! euch Elisens an,  
 Sie leidet ungemain,  
 Der Wolf, voll blinder Eifersucht,  
 Ach! sperrt sie grausam ein.“

„Sie weint und fleht zu Gott empor,  
 Und ringt die Hände wund,  
 Und schuldlos büßet sie so schwer,  
 Ist rein in Herzensgrund.“

Wie Walter diese Nähr' vernimmt,  
 So sattelt er sein Ros,  
 Und eilet ohne Rast und Weil'  
 Auf Blankenhorn nun los.

Mit seinen Mannen stürmte er  
 Die Burg, und selbst erlegt'  
 Er den Tyrannen, der das Weib  
 In grauser Haft gehegt.

Tief in den Busen fuhr das Schwerdt  
 Des tapfern Walter ihm,  
 Und fluchend haucht' die Seele er  
 Dann aus mit Ungeflüm.

Elisabeth, die holde Maid,  
 Trug man aus dem Gewühl,  
 In Ohnmacht lag sie halbbetäubt,  
 Doch zeigt' sich noch Gefühl.

Sie schlug die schönen Augen auf,  
 Getrübet war ihr Licht;  
 Vom tiefen Gram, den sie genährt  
 War bleich ihr Angesicht.

Man brachte sie auf Walters Burg,  
 Daß sie ihr Leid vergaß,  
 Doch von dem tiefen Schmerzesstich  
 Nicht mehr ihr Herz genäß.

Nach Klosterstille sehnte sich  
 Ihr ausgeblutet Herz,  
 Zu geben offen, freyen Lauf  
 Dem ungehemmten Schmerz.

Gestorben war ihr liebes Kind  
 An ihrer treuen Brust,  
 Und sie, von Kummer abgezehrt,  
 War todt für Erdenlust.

Dem zarten Haidenröslein gleich  
 Im heißen Mittagsstrahl,  
 Ach! welkte sie zusehens hin  
 In ungestillter Qual.

Und Tages, da sie das Gelübb'  
 Dem Heiland bringen sollt',  
 Verschied sie in Gertrudens Arm,  
 Bevor sie's noch gezollt.

Als sie der Tod gefesselt hielt,  
 Vergab die Lippe noch  
 Des Ungetreuen Eifersucht,  
 Der Treu' und Unschuld roch.

Nah wandelt auf den Trümmern oft,  
 Wo Blankenhorn einst stund,  
 Und wo sie hinbegraben ward,  
 Ihr Geist zur näch'tgen Stund'.

Das Mägdelein hält sie an der Brust,  
 Der Lieb' unselig Pfand,  
 Das aus dem Jammerleben noch  
 Vor seiner Mutter schwand.

Raphael Ignatius Bock.

---

## II.

## S c a n d e r b e g.

(Beſchluß.)

Caſtriots persönliche Erſcheinung jagte den Türken jedesmal Schrecken ein, und alle behaupteten: Gott habe in ihm den größten Kriegsmann erſchaffen. In einem Gefecht wurde ſein Pferd tödtlich, er ſelbſt am Arme verwundet; ſchon hielten ihn die Feinde für todt. Als ihm aber die Seinigen noch zu Hülfe kamen, beſtieg er, ſo verwundet er war, ein neues Roß, erneuerte den Kampf, warf den Soliman, einen von Balabans beſten Streitern, nieder, und erregte dadurch ſolchen Schrecken unter den Feinden, daß alle die Flucht ergriffen und Balaban ſelbſt nur mit Noth entkam. Bey Entſchuldigung ſeiner Niederlage ſchlug letzterer dem Mahomet vor, den Epyrotenfürſten durch zwey Heere angreifen zu laſſen, die ihn gewiß überwinden würden. Mahomet genehmigte es; ſobald Scanderbeg aber dieſen Plan erfuhr, beſchloß er, den Balaban vor Erſcheinung des zweyten Korps anzugreifen. Dieſer ſtand mit 20000 Reitern und 4000 Mann Fußvolk im Thal Balchal. Caſtriot ſandte drey Leute aus, ihn zu rekognoſciren; da aber unter den auſgeſandten einer Balabans Verwandter war, und die andern zu ihm überzugehen verleitete, ſo wurden ihm Scanderbegs Abſichten verrathen. Unruhig über

ihr langes Ausbleiben, setzte Castriot sich mit wenigen Leuten zu Pferde, um selbst nachzusehen; kaum hatte man ihn aber erblickt, so wurde er angegriffen. Der stets besonnene Krieger eilte nach einer Waldschlucht, setzte über einen quer über dem Wege liegenden Baum, hieb den ihm nachspringenden Türken nieder, kam glücklich in sein Lager zurück und konnte mit seinen 8000 Reitern und 4000 Fußknechten den Angriff beginnen. Daß unter Reitern, Bogenschützen und Lanzenträgern gemischte Fußvolk mußte den Feind aufordern. Balaban, der seinen Gehülfen erwartete, zögerte mit dem Anfange der Schlacht, focht in derselben zwar mit äußerster Tapferkeit, verlor sie aber endlich doch gegen den Immersieger, der, ehe noch seine Krieger sich ausgeruht und die Beute getheilt hatten, auf die erhaltne Nachricht, daß 16000 Reiter in Epyrus eingefallen wären, die noch vom Schlachtblut triefenden Soldaten aufmunterte, aus dem Thal hervorzurücken und den Arnauten anzugreifen. Scanderbegs Hauptbesorgniß war nur, der Feind würde während der Nacht von Balabans Niederlage Nachricht erhalten, und ihm entwischen. Am Morgen ließ er durch Gefangene einige abgehaune Feindsköpfe in das Lager des Arnauten bringen, griff ihn darauf an, erlegte den Anführer — worauf die übrigen flohen, so daß Scanderbeg abermals siegreich in seine Residenz Croja einziehen konnte.

Mahomet beschloß nunmehr, selbst wider Scanderbeg ins Feld zu gehen. In dem Rath, den letzterer auf diese Nachricht mit seinen eigenen und fremden klugen Männern hielt, wurde beschlossen, jeden haltbaren Ort bestens zu sichern, vorzüglich aber Croja.

Aus Besorgniß, Castriots rühmlich furchtbarer Name könnte vielleicht Mahomet's eigne Völker zu einer Empörung verleiten, suchte dieser ein Paar Leute durch Geschenke und Versprechungen dahin zu bringen, den Scanderbeg zu vergiften. Sie liefen, dieses auszurichten, zu ihm über, ließen sich zum Schein taufen, und wurden unter Castriots Leute aufgenommen, verriethen aber bey einem unter ihnen selbst entstandenen heftigen Zank ihr Geheimniß, und wurden gehangen.

Mahomet's Heer bestand aus 200000 Köpfen, von denen 80000 Auserlesene unter Balaban Croja belagern sollten, es auch wirklich einschlossen. Der unermüdliche Scanderbeg beunruhigte dieses Heer unaufhörlich, bis der über alle Verluste seiner Truppen unwillige Mahomet sich zur Heimkehr nach Konstantinopel entschloß, und Balaban mit 23000 Streitern bey Croja zurück ließ. Jetzt bot Castriot alles auf, brachte in kurzer Zeit ein größeres Heer zusammen, als er je gehabt, theilte es in zwey Theile, die Reserve sich vorbehalten. Auf die Nachricht, daß Jonina seinem Bruder Balaban zu Hülfe käme, ging er ersterem

bey Nacht entgegen, schlug ihn, nahm ihn selbst  
 nebst seinem Sohn Hede gefangen, und stellte  
 sie den Morgen darauf zur Schau aus. Balaban,  
 ergrimmt über diesen Vorfall, sprengte wie rasend  
 vor die Stadt Croja, wurde aber von einem aus-  
 fallenden Crojaner, George Alexius, so stark am  
 Halse verwundet, daß er im Lager todt nieder-  
 stürzte, worauf das seines Anführers beraubte  
 Heer in der Nachtstille das Lager aufhob, und sich  
 einige tausend Schritte vor der Stadt setzte.  
 Scanderbeg fand des Morgens Croja frey, zog  
 triumphirend ein, und hörte die zwey Abgeordne-  
 ten des feindlichen Heeres, die ungehinderten Ab-  
 zug begehrten. Scanderbeg war der Meinung,  
 sie nicht durch große Schwierigkeiten zur Ver-  
 zweiflung zu treiben; da aber seine Gründe die  
 stürmischen Krieger nicht überzeugen konnten, so  
 überließ er die Sache ihnen, doch sollte man vor  
 der weitem Verfolgung erst Croja versorgen.  
 Darauf wurden dem Feinde alle Wege zum  
 Unterhalt, Fortkommen und Succurs beschnitten;  
 als aber der im Lager bald eintretende Hunger  
 zum Suchen eines Ausganges durch Gewalt  
 nöthigte, verloren viele Epyroten dabey ihr Leben.

Mahomet, den Balabans Verlust schmerzte  
 und die Aufhebung der Belagerung heftig verdroß,  
 zog im folgenden Frühlinge mit einer großen  
 Macht nach Epyrus, und griff Dyrachium an,  
 fand es aber so gut versorgt und vertheidigt, daß

er wieder abziehen mußte, welches ihm auch bey Croja begegnete, worauf er nach Byzanz zurückging und von da Gesandte an Castriot schickte, um den Angriff der türkischen Provinzen, die ihn nicht beleidigen sollten, abzuwenden. Der wechselseitigen Geschenke ungeachtet, machte Castriot Vorkehrungen zum Angriff der von Mahomet neu angelegten Stadt Balmor.

Bei der zu diesem Zwecke dienenden Landesbereisung überfiel ihn aber in der venezianischen Stadt Vysa ein Fieber, in welchem er den Vorboden seines Todes ahnte. Er versammelte daher seine Getreuesten, empfahl ihnen die äußerste Sorgfalt für den Staat und seine Familie; zu seinem Sohne Johann sagte er aber noch besonders: „Mein Sohn, Du siehst, ich sterbe. Ich hinterlasse Dir ein Reich, stark und fest unter einem guten Regenten, aber schwach und hilflos unter einem schlechten oder bösen. Bemühe Dich daher bey Zeiten, gut, stark und tapfer zu werden. Diese Eigenschaften verdienen einen besondern Vorzug, und können Dir selbst und Deinem Reiche Ruhe schaffen, doch nicht bloß Ruhe, sondern auch Vergrößerung und Ruhm. Deine Jugend erlaubt Dir noch nicht das Selbsthalten der Regierungszügel, besonders da Du von Feinden umgeben bist, die auf Dein Verderben sinnen. Der allgemeine Christenfeind Mahomet würde Dich bald ganz zu Grunde richten. Warte daher Deine

Volljährigkeit unter den Augen Deiner Mutter an  
 einem sichern Orte ab. Kommst Du einst in Dein  
 Reich zurück, so übe vorzüglich Gerechtigkeit  
 gegen Reiche und Arme, Hohe und Niedre. Sey  
 äußerst sparsam mit Gnade, und karg gegen die  
 Schmeichler. Sey bescheiden und mäßig in Ge-  
 nüssen jeder Art. Vor allem befeißige Dich,  
 Freunde zu haben. Schätze und Heereskraft  
 sichern kein Reich, Freundschaft aber, die sich  
 nicht durch Gold oder Gewalt erwerben läßt,  
 trägt zur Sicherheit bey, und wie die Erde der  
 Sonnenwärme bedarf, so bedarf das menschliche  
 Leben der Freundschaft. Die Zustimmung eines  
 klugen Freundes ist jedermann, besonders einem  
 Fürsten nothwendig; sie hilft, Wahrheit erforschen  
 und Herzen lenken. In schwierigen Zeiten zeige  
 Stärke, in glücklichen Mäßigung. Weichliche  
 Ruhe, Müßiggang und Gefallen an Kleinigkeiten  
 sey Dir unerträglich; scheue Dich, sie zu kosten,  
 damit Du nicht den Geschmack an Fleiß, Arbeit  
 und allem Großen verlierst, und in diesen Quellen  
 der Erbärmlichkeit Deinen Untergang findest. Dei-  
 nem Heer gestatte nicht Unthätigkeit, übe es in  
 allem, was zum ernsthaften Kriege gehört, nur  
 ermüde es nicht mit Kriegsspieleren. Erhalte es  
 immer regsam, erniedere es nie zur Knechtschaft,  
 erlaube ihm aber auch nicht, sich seiner Mitgenos-  
 senschaft mit Deinen Kriegsgefahren zu überheben.  
 Härte Dich selbst ab, um seine Lasten abwägen

und wissen zu können, was der Kriegsmann tragen kann. Entferne jedes Vergnügen, das bloß die Sinne, und nicht zugleich den Verstand beschäftigt. Pracht und Ueppigkeit hat oft starke Männer entnervt. Deine Strenge entarte nie in Grausamkeit, und Deine Geduld nie in Gleichgültigkeit. Wer im Unglück geduldig und in Gefahr unerschrocken bleibt, der wartet den Wechsel der Dinge ab, und darf fremden Spott nicht besorgen. Dem Gesichte des Fürsten müßte man nie seine Gemüthsbewegung ansehen können. Bleibe immer rein von allem Betrüge; behalte aber Deinen Feind immer im Auge, um ihm seine Künste abzusehen. Freundlichkeit, Geschenke und Wohlwollensbeeiferungen halte stets für verdächtig. Sieh' bey Deinen Rathgebern auf Verstand und Treue zugleich: Umgang mit ihnen erleichtert ihre Prüfung, und das Gespräch wird ein Wegweiser zu ihrem Herzen, auch hilft es große Gedanken verarbeiten. Künstliche Reden sind Geschwätz, aber Reden nach Zeit und Umständen sind der Seele so gesund, wie Reiten, Fechten, Ringen, Jagen dem Leibe. Besleißige Dich des Unredens, und studire die Kunst der leichten und klugen Erwiederung. Was ich Dir sage, hörte ich einst meinen Vater sagen, und die Befolgung des Gesagten hat mir reichliche Früchte gebracht, vergiß daher auch Du nicht die Worte Deines sterbenden Vaters.“

Scanderbeg hatte kaum seine Anrede geendet, als das Gerücht erscholl von einem abermaligen Einbruch des Feindes; und so krank und schwach er im Bette lag, so fuhr doch sein unbezwingbarer Heldengeist von neuem in ihn. Er sprang auf, forderte Schwerdt, Rüstung und Ross; allein seine leiblichen Kräfte hatten ihn bereits so sehr verlassen, daß er auf sein Lager zurücksaß und nur den Umstehenden zurufen konnte: fort, fort ins Feld, ich folge euch gleich nach. — Es rückte auch eine Anzahl Reiter gleich aus, und der Feind, der unter selbigen den Scanderbeg selbst vermuthete, floh in der Nacht davon; und in eben der Nacht, den 17ten Februar 1466, starb Castriot, im 63sten Jahre seines Lebens und im 24sten seiner Regierung. Seine Gebeine ruhten im Grabe zu Lyssa so lange, bis Mahomet nach Epyrus kam; da gruben die Türken seinen Leichnam aus, um den todt zu beschauen, vor dessen Namensklang sie während seines Lebens gezittert hatten. Wer sich eines Theiles von ihm bemächtigen konnte, pries sich glücklich: einer kaufte dem andern diese Reliquien ab und trug sie am Halse.

Sollte es nicht Pflicht seyn, das Bild dieses großen Mannes im Herzen zu tragen, um nicht am Erreichen großer Dinge durch kleine Mittel zu verzweifeln, und stets dabey zu gedenken, daß ein großes Reich Untergang zu besorgen habe, wenn bey seinem Regenten nicht Verstand und

Wille sich gleich kräftig unterstützen, und daß Erhaltung und Wachsthum des kleinen zu erwarten sey, wenn der Verstand des Regenten seinen Willen mit solcher Selbstständigkeit braucht, wie Scanderbegs Faust den Säbel Scanderbergs!

Scheffner.

### III.

#### Die Belagerung von Malta.

(Eine Vorlesung. \*)

Um nicht den Mühseligkeiten aller jener Widerwärtigkeiten und jener Menge ungünstiger Zufälle, womit dieß armselige Leben so häufig durchweht ist, zum Raube zu werden; sondern um vielmehr allen Schlägen des Schicksals mit Kraft und Muth überall getrost die Spitze bieten zu können, gab die gütige Vorsehung dem Menschen nicht bloß, was sie auch dem vom Garn des Jägers umstellten Raubthier verlieh, unerwartete Körperstärke im gefahrvollsten, entscheidendsten Augenblick; nein, sie gab auch dem Menschen, damit der Heroismus nicht die Klugheit entführe, den Richter

\*) Bey der Anwesenheit des pr. Hofes wurden zuweilen, zur Unterhaltung der Prinzen, in gesellschaftlichen Zirkeln kurze Vorlesungen gehalten; hierunter auch die gegenwärtige.

im Innern, des Gewissens heilige Stimme zur Abwägung der Pflicht und des Rechts, verlieh ihm unerschütterliche Festigkeit und einen Muth, den die Gefahr erhdht, nicht aber beugt, Scharfblick zur Entdeckung; zur Abwägung der Rettungsmittel aber die Klugheit, um mit Rückblick auf Zeit, Person und Ort immer das Zweckmäßigste zu wählen, und so durch Gewalt und List der Gefahr zu entgehen, und den vorgesezten Zweck zu erreichen. Männer, die so dachten und handelten, und dennoch immer der Moralität getreu blieben, deshalb nicht nur einzig durch ihre Größe Erstaunen erregten, sondern auch durch ihren Edelmuth die Bewunderung der Nachwelt erwarben; solche erhabene Männer stellt uns die Geschichte jeder Jahrhunderte zum ehrenwerthen Beyspiel auf. Und wenn ein ganzes Gemeinwesen, von diesem Geiste beseelt, uns, die so oft das Beyspiel von Erbärmlichkeit niederbeugt, mit hohem Vertrauen auf die Würde und Kraft der Menschheit erfüllt, dann freut sich der Mensch, der nicht bloß für den Augenblick, für die Befriedigung seiner Bedürfnisse und sinnlichen Genüsse lebt, zu einer Klasse von Geschöpfen zu gehdren, die, mit solchen moralischen und physischen Kräften ausgerüstet, überall und unter allen Umständen groß, edel und gut zu seyn vermag; und die Erzählung von einem ganzen Korps, das, nur einzig seinen Zweck im Auge, Pflicht über alles schätzte, pünkt-

lich seinen Gesetzen, seiner Zusage gehorchte, und seinen eigenen Willen unter den der Vorgesetzten und den strengen Forderungen der Kriegszucht beugte, bey diesen Vorzügen aber durch Berachtung der Gefahr, gleich frey von Anmaßung und kleinmüthiger Verzweiflung, gleich groß im Handeln und Dulden, sich vom Untergange errettete, die Erzählung dieser Begebenheit, die Vertheidigung Malta's gegen den Angriff der Türken im Jahre 1565, sey der Stoff der heutigen Unterhaltung. Solimann, von seinen Verehrern unter den rohen Türken mit dem ehrwürdigen Namen Canoni, der Gesetzgeber, von seinen Lobrednern unter den gebildeten Franzosen mit dem glänzenden Beynamen „der Prächtige“ ausgezeichnet, hatte, durch außerordenliche Anstrengungen und durch Aufopferungen vieler Tausende, Rhodus, den Wohnsitz des Johanniterordens, nach hartnäckigem Kampfe erobert, der Orden selbst aber den beynahe unüberwindlich geachteten Felsen Malta zum Wohnsitz erhalten. Von dort aus unterstützte er die Absichten Philipps des Zwenten, der das Felsenschloß Pignon de Belez an Afrika's Küste zwey Jahre lang fruchtlos belagert hatte, aber nach erfolgtem Beystande der Malteser sofort einnahm. Unwillig wurde Solimann, aber der Wille zur Rache wäre vielleicht nie zur That übergegangen, hätten sich nicht die Malteser eines Schiffes bemächtigt, das beträchtliche, den Damen

des Serails zuständige, Summen enthielt, die zum Ankauf von Geschmeiden und Stoffen nach Venedig gesandt waren. Jetzt wurde von der beleidigten weiblichen Eitelkeit alles zur Aufreizung des Sultans aufgeboten, und selbst ein Zman ließ sich dazu gebrauchen, den Sultan öffentlich in der Moschee zur Befreyung der vielen in den Fesseln der Malteser schmach tenden Türken aufzufordern. Geboten wurde daher sogleich Malta's Angriff, obgleich die erfahrensten türkischen Feldherren zuerst die auf Afrika's Küste den Christen noch zuständigen Festungen zu erobern wünschten, um sich von dort aus, während Malta's Belagerung, die hinlängliche Zufuhr von Lebensmitteln zu sichern. Allein der Wille des Sultans war Gesetz, und mit vielen Maschinen, die von den Alten vor Erfindung des Schießpulvers angewandt wurden, und mit allen Werkzeugen, die seit Erfindung desselben bey Belagerungen in Gebrauch gekommen waren, eilten die Türken 1565 zur Belagerung von Malta.

Malta, nur 15 Meilen von Siciliens Küste entfernt, enthält nach Gaspari 24 Quadratmeilen, worauf nach Brydone's Angabe 150000 Menschen leben. Die ganze Insel besteht aus einem Kalkfelsen, der leichte Bearbeitung zu Mauern und Gebäuden gestattet, an vielen Orten aber kaum einige Zoll hoch mit Erde bedeckt ist. Das Getreide reicht kaum für die Hälfte des Jahres

hin, vorzüglich aber gedeihen edle Früchte und die Baumwollenstaude. Eine einzige Quelle ist auf der ganzen Insel, die zum Theil unersteigliche Felsen, da, wo Landung möglich ist, als Festungswerke decken. Auf der Morgenseite liegen zwey Häfen, durch eine Insel getrennt, wovon der eine der große Hafen, der andere Marza Muscietto heißt. Beyde Häfen werden auch durch eine Erdzunge getrennt, die gerade nach der Insel zuläuft und auf ihrer Spitze das Fort St. Elmo enthält, und der große Hafen wird durch verschiedene Erdzungen in abgesonderte Buchten getheilt. Auf einer Erdzunge in der Mitte des großen Hafens liegt das Fort St. Angelo, die einzige Festung, die der Orden bey der Besitznahme Malta's dort antraf, und hinter dem Fort ein Flecken, der nach aufgehobener Belagerung den Namen der siegreichen Stadt, Citta vittoriosa, erhielt; und auf einer längern Erdzunge, als die vorige, ist das Fort de la Cangle von dem Hochmeister, dessen Namen es führt, auf einem steilen Felsen erbaut. Mitten in der Insel Malta, auf einem Hügel, liegt die alte besetzte Hauptstadt Citta vecchia, die auch den Namen Malta, Medina und Melita führt. Die Insel war damals bey weitem nicht so bevölkert, angebaut und besetzt, als sie es gegenwärtig ist, und selbst die neue Hauptstadt de la Valetta erhielt Ursprung und Namen von dem Hochmeister, der 1565 die Vertheidigung der Insel

übernahm. Ihm sandte der Papst einiges Geld, Frankreich unbedeutende Unterstützung, Philipp der Zweyte aber versprach von Sicilien aus Entsatz und den kräftigsten Beystand, worauf jedoch der Orden aus manchen Gründen kein großes Vertrauen setzte. Daher mußte nur eigene Kraft die Vertheidigung wagen. Siebenhundert Ritter, die Untergeordneten und einige Halbkreuze, außerdem 8500 Mann, theils ausländische Soldaten, theils Einwohner, die sich zu Kriegsdiensten anwerben ließen, waren die ganze Macht des Ordens, der, damit Nationalstolz Wetteifer erzeugen möchte, die Soldaten nach ihren Nationen eintheilte, und ihnen Ritter, die mit ihnen ein gleiches Vaterland hatten, zu Anführern gab. Dagegen bestand die türkische Flotte aus 159 Schiffen, und führte 40000 Mann auserlesener Truppen. Erstere kommandirte Piali, ein Mann, merkwürdig durch sein Schicksal und den Wechsel des Glückß; denn ihn, den seine beyhm Anmarsch der Türken schnell fliehende Eltern als wimmernden Säugling unfern einem Pfluge liegen ließen, hatte einer aus dem Gefolge Solimanns für eins der unglücklichsten verlassensten Wesen erklärt, als Solimann dies hörte und, mit Despotenlaune, aus ihm eins der glücklichsten Geschöpfe zu machen beschloß, deshalb das Kind aufheben, erziehen ließ und zu den ersten Würden beförderte. Er sollte mit dem Korsaren Dragut den Angriff von der Seeseite leiten;

die Landtruppen befehligte Mustapha, ein bewährter Krieger, der auch in der Nacht auf den 18ten May ungehindert landete und, um der Flotte einen sichern Aufenthalt zu verschaffen, den Angriff des Forts St. Elmo beschloß. Weil aber die Türken ihren Angriff, damit er desto kräftiger seyn möchte, immer nur auf einen Punkt lenkten, so konnte dieser auch vom Orden, so lange er Herr des großen Hafens blieb und mit Hülfe leichter Barken überall Verbindungen unterhielt, auf das thätigste unterstützt werden. St. Elmo ist jetzt vorzüglich, war damals nur nach der Seeseite befestigt, und enthielt nach der Landseite bloß einige unbedeutende niedrige Werke. Dies fühlte der edle Spanier de Guerras; mit 60 Rittern, die sich aus allen Nationen hiezu erbotten hatten, einer spanischen Kompagnie unter de la Cerda und einer piemontesischen unter de Broglia, überließ ihm der Hochmeister auf sein Anerbieten die Vertheidigung.

Die Türken rückten, ohne auf den Menschenverlust zu achten, so nahe als möglich an die Festung, und weil die Härte des Felsens und die wenige Erde die Anlegung der Trancheen erschwerte, so wurden die Bedeckungen größtentheils aus Holz errichtet, worüber man nur, damit sie nicht leicht angezündet werden könnten, einige Erde warf. Gerade wegen dieser Nähe war schon nach sechs Tagen eine Bresche gangbar; die Türken drangen bis auf die Con-

frescarpe; ein Kavelin wurde mit einem Verlust von 4000 Mann erstürmt. Dies wurde nun von den Türken so erhöht, daß es den Wall bestrich, und eine große Brücke sollte selbst die Türken bey dem Sturme von ihrem Kavelin auf die Werke des Schlosses führen. Ueberall waren Breschen gangbar, und auf die Anfrage an den Hochmeister, ob das Fort zu verlassen sey? erwiederte er den Bertheidigern: es müsse, um die zaudernde spanische Hülfe zu erwarten, auf jedem Wege Zeit gewonnen werden; ihre Lage sey schrecklich, er fühle die lebhafteste Theilnehmung, aber jetzt wäre der Fall, wo, seiner Pflicht und seinem Eide getreu, sich der Einzelne für das allgemeine Wohl hinopfern müsse. Lautes Murren erzeugte dieser Brief; da traten die beyden verwundeten Greise de Guerraß und Broglio unter die Murrenden. Feyerlich wiederholten sie ihren bey der Aufnahme geleisteten Eid, Blut und Leben für den Orden freudig aufzuopfern, den Befehlen der Borgesetzten pünktlich gehorsam zu seyn. Dies wirkte, aber leider nur für den Augenblick; denn schon in der folgenden Nacht schrieben 53 Ritter an den Hochmeister, forderten Fahrzeuge, um in der künftigen Nacht das unhaltbare Fort zu räumen, und erklärten im Verweigerungsfalle, den Feind bey einem verzweifelten Ausfalle sofort anzugreifen, um lieber den Tod im Kampfe, als unter den Ruinen, oder wohl gar als Gefangene der Türken

unter den schrecklichsten Martern zu finden. Der Hochmeister, um Zeit zu gewinnen, sandte drey Kommissarien, um den Zustand des Forts zu untersuchen. Nur einer darunter, der Komthur Castriota, in dessen Adern das Blut Scanderbegs floß, dessen Familie bekanntlich nach Neapel flüchtete und dort Schutz gefunden hatte, hielt die Vertheidigung für möglich. Wüthend aber fragte die Besatzung, ob er die Vertheidigung übernehmen wolle? „Mit Freuden,“ erwiederte Castriota; „aber,“ setzte er auch hinzu, nicht mit Euch, Ihr Kleinmüthigen, sondern mit Männern, die mir ähnlich sind und nicht wissen, was Verzweiflung ist.“ Sein Bericht veranlaßte den Hochmeister, Geld und Belohnungen für Freywillige anzubieten. Dies wirkte; denn die gefährliche Lage des Orts war nicht hinlänglich bekannt. Sie meldeten sich daher zahlreich, und der Hochmeister schrieb an die Besatzung von St. Elmo, daß sie in der folgenden Nacht, von frischen Truppen unter Castriota abgelöst, sich zu ihm verfügen und der höchst möglichen Ruhe und Sicherheit genießen sollten. Von der ganzen Besatzung wurde dies tief gefühlt: sie bat, unter ihren bisherigen Anführern auf ihrem Posten bleiben zu dürfen, erhielt aber diese Bitte erst nach abermaliger Wiederholung gewährt, 60 Freywillige zur Verstärkung, und beyde Theile boten jetzt neue Kräfte auf.

Der indeß mit 16 Schiffen zur Verstärkung

der Türken angelangte Korsar Dragut leitete die Belagerung, bey der zur Füllung der Gräben eine Erfindung angewandt wurde, die nachher, häufig in den niederländischen Kriegen gebraucht, den Namen der Erdwalze erhielt. Die Türken führten nämlich eine Tranchee mit dem Festungsgraben parallel auf, schütteten die Erde, welche sie auffschaukeln konnten und aus der Ferne herbrachten, zu ihrer Deckung vor sich, vergrößerten den Berg, indem sie immer vorwärts bis an den Rand des Grabens schaufelten, wo sie ihn mit einemmal hineinstürzten. Die Belagerten aber, denen wegen des felsigten Bodens Erde gebrach, vermochten nicht einmal die Breschen auszubessern. Sie dachten deshalb nur auf ihre Vertheidigung und fielen in dieser Absicht auf ein Hülfsmittel, das, wie dies häufig mit ähnlichen Dingen im Kriege der Fall ist, bey Menschen, deren Phantasie den Leidenschaften dient, durch Ueberraschung im ersten Augenblick Entsetzen erzeugt. Die Malteser nahmen die Reifen der Fässer, woraus die Lebensmittel schon bereits verzehrt waren, tränkten diese mit Del, umwickelten sie mit Baumwolle, die zuvor in Branntwein, worin man Schießpulver aufgelöst hatte, eingeweicht und getrocknet war, zündeten diese an, und warfen sie nun auf die zum Sturm in dicken Haufen herankletternden Janitscharen. Ein solcher Reifen umschlang daher mehr als einen, zündete ihre Klei-

der an, und machte, daß sich viele deshalb mit wildem Geheule ins Meer stürzten. Dies schreckte die übrigen ab, und diente einige Tage hindurch zur Vertheidigung des Schlosses. Die Einnahme verzögerte auch Draguts, in den Trencheen erfolgte, tödtliche Verwundung. Dieser hatte durch eine Batterie und indem er auch St. Elmo von der Seeseite angreifen ließ, diesem Orte alle Verbindung abgeschnitten; und weil allmählig schon 1240 seiner Vertheidiger den Tod gefunden hatten, so bestand, als am 24sten Juny der Hauptsturm begann, die ganze Besatzung nur aus 60 Mann. Einige hierunter waren schwer verwundet, ließen sich auf Stühlen in die Bresche tragen, und der Entkräftete, der nicht mehr das Schwerdt mit einer Hand führen konnte, bediente sich beyder dazu. So suchten, so fanden diese 60 Edlen insgesammt den Tod; die Türken erstürmten St. Elmo, dessen Belagerung ihnen bereits 9000 Mann gekostet hatte, und der sprachlose Dragut drückte noch sterbend hierüber, durch Zeichen, seine Freude aus. Aber die siegenden Türken schändeten sich durch niedrige Rachsucht. Den Rittern, bey welchen sie noch Zeichen des Lebens fanden, schnitten sie aus grausamem Muthwillen da, wo sie das Ordenszeichen trugen, ein Kreuz auf die Brust. Andere wurden von ihnen gekreuzigt und in die Wellen geworfen, welche sie, ihrer Absicht gemäß,

nach St. Angelo trugen, indeß die türkische Flotte unter lauten Freudenbezeigungen, nach weggenommener Kette, in den Hafen von Marza Muscietto einlief. Von St. Elmo aus wurde jetzt das Fort St. Angelo beschossen, und ein Sklave dahin geschickt, um dem Hochmeister eine Kapitulation anzubieten. Noch erschien keine spanische Hülfe, aber dieß beugte den Muth der Belagerten nicht. Sie drohten Jedem, der ihnen Ergebung antragen würde, hängen zu lassen, und um die Grausamkeit der Türken zu erwiedern, sandten sie diesen die in ihre Kanonen geladenen Köpfe einiger enthaupteten Türkenflaven zu. Sie gelobten, sich nie gefangen zu geben, keinen Gefangenen zu machen; und 200 Ritter, die nebst einem spanischen Regimente jetzt in eine Bucht der Insel einliefen, und sich mit ihren Brüdern zu Kampf und Tod verbanden, zeigten, welcher Geist diese Menschen beseelte. Die Türken richteten jetzt ihren Angriff auf die Insel und das Fort de la Sangle. Sie konnten dieß zu Lande nicht angreifen, ohne sich den Batterien des Fleckens und des Forts St. Angelo auszusetzen; und sie erlitten einen ungeheuren Verlust, als sie, um den Angriff von der Seeseite zu thun, so wie vormals bey Konstantinopels Belagerung, ihre Barken über die Erdzunge bey dem Fort de la Sangle vorbeiführten. Der Hochmeister, durch einen Renegaten hievon unterrichtet, ließ durch unauf-

haltfame Anstrengung während neun Nächten rund um die Insel, in einiger Entfernung von derselben, Pfähle einschlagen; oben auf jedem Pfahl war ein eiserner Ring, durch diesen wurden Ketten und Segelstangen gezogen, um hierdurch die Annäherung der Barken zur Bestürmung der Insel unmöglich zu machen. Nackend näherten sich jetzt türkische Schwimmer, um mit einer Art die Segelstangen zu zerhauen, oder Laue um die Pfähle zu schlingen, wodurch sie mit Hülfe von Binden ausgerissen werden sollten. Aber Maltesische Schwimmer, mit dem Schwerdte in der rechten Hand, indem sie mit der linken und den Füßen ruderten, eilten ihnen entgegen; und so begann im Wasser ein unerhörter Kampf, der aber die Absichten der Türken vereitelte, denen jetzt von Algier aus Hassan, der Sohn Barbarossa's, 2500 Mann zur Verstärkung brachte. Der kühne junge Mann erstaunte über die Langsamkeit bey der Belagerung, und erbot sich zur Bestürmung des Forts, welches die Insel schützte. Sein erster Officier, Kadaliffa, befehligte den Angriff von der Seeseite, und um durch Fanatismus den Muth zu erhdhen, ging eine Barke mit Imans und Derwischen voraus, die, durch Gebete um Segen und Flüche gegen die Christen, die Stürmenden anzufeuern suchten. Aber die Pfähle waren zu weit vom Lande entfernt, als daß eine Brücke darüber zu schlagen möglich gewesen wäre,

und das schreckliche Artillerief Feuer von allen Seiten machte hier die Landung unmöglich. Weil indeß Kadalissa keine Pfähle an der Spitze des Forts bemerkte, richtete er hieher seinen Angriff. Da aber das Schießen über Bank damals noch nicht üblich war, hatte man hier zwey Batterien, jede von sechs Kanonen, so errichtet, daß ihre Schüsse dem Meere parallel gingen. Viele Barken wurden zertrümmert, aber weil man damals nur noch langsam zu laden vermochte, stieg, ehe die zweyte Lage erfolgen konnte, Kadalissa mit den Seinen ans Land, und schickte die Barken zurück, damit nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod stattfinden konnte. Vier Kanonen streckten von der Courtine eine Menge von Stürmenden nieder; dennoch wurde diese Courtine erstiegen, auf ihr schon sieben türkische Fahnen aufgepflanzt. Der Komthur von Guimeran ermahnte die Seinen, ihr Leben theuer zu verkaufen, und man dachte jetzt nur an einen ehrenvollen Tod. Da tönte plößlich ein Siegesgeschrey, gleich der Stimme einer rettenden Gottheit, im Rücken der sich schnell wendenden Türken. Denn es waren der Komthur von Giou und einige der entschlossensten Ritter mit 2500 Mann im Rücken der Stürmenden gelandet. Glücklich pries sich nun derjenige unter den Türken, der sich noch ins Meer zu stürzen vermochte; nur wenige entkamen zu den Barken, die übrigen fanden im Meere oder durch das

Schwerdt der Ritter den Tod. Jetzt ließ Mustafa eine ungeheure Brücke erbauen, um, gleich der Sambuca der Alten, deren sich Marcellus bey Syrakus bediente, wo sie Archimedes durch ein Felsenstück zertrümmerte, hiedurch die Stürmenden auf die Mauer herablassen zu können. Der Neffe des Hochmeisters de la Balette und sein Freund Polastron übernahmen es, diese Brücke zu zerstören. Ihre Leichname wurden nach langem blutigen, aber vergeblichen, Kampfe in die Festung zurückgebracht. Jetzt ließ der Hochmeister eine Oeffnung in die Mauer machen, gerade der Brücke gegenüber, und eine schwere Kanone, beständig durch diese Lücke abgeseuert, zerstörte diese Brücke. Wandelthürme, von den Türken gegen die Mauern geschoben, wurden durch Kettenkugeln gestürzt, und eine Art von Höllemaschine, Fässer mit einer Zündröhre versehen, und mit Schießpulver, Granaden und gehacktem Bley gefüllt, wurden, da man ihre Eigenschaften kennen lernte, schnell über die Mauern zurückgeschleudert, größtentheils nur den Angreifenden schädlich. So schmolz das türkische Heer bis auf 16000 Mann. Die Lebensmittel waren nur noch auf 25 Tage, die Munition auf eine kurze Zeit hinreichend. Hingegen beym Orden herrschte Ueberfluß an Lebensmitteln, und die Belagerer sahen auf den Wällen keine Verminderung der Bertheidiger. Denn Tugend und Verdienst haben kein Beweis, daß der Mensch

zu etwas Höherm, als diesem armseligen Erdenleben, bestimmt ist) etwas so Göttliches, so Erhabenes an sich, daß ihr Anblick in jedem unausgearteten Herzen Eifer und Sehnen zur Erwerbung ähnlicher Größe erzeugt. Daher kämpften zwar anfänglich nur besoldete, zu Soldaten geworbene Malteser, bald aber erbieten sich alle Jünglinge, dann verheirathete Männer als Freywillige unentgeltlich zum Kampf, und zuletzt suchten Greise, Weiber und Kinder an der Ehre der Vertheidigung Theil zu nehmen. Beschlossen ward daher von den Türken der Abzug; aber sie wollten, wenigstens dem Scheine nach, als Sieger, nach Eroberung der in der Mitte liegenden alten Hauptstadt, welche sie für schlecht besetzt hielten, zurückkehren. Dort kommandirte der Ritter Masquito, ein Portugiese. Schon hatte seine Kühnheit einen Sturm auf St. Elmo hintertrieben, weil er sich in die Nähe des türkischen Lagers schlich, und dieses in dem Augenblick angriff, als die Janitscharen in die Bresche dringen wollten, und die Uebrigen des Heeres, die nicht an dem Sturme selbst Theil nahmen, um wenigstens Zeugen des Sieges zu seyn, sich in die Nähe der Stürmenden begeben hatten. Allen unerwartet, zündete er jetzt die Wohnungen der Kranken an; ihr schreckliches Jammergeschrey erzeugte den Glauben der Türken, die Spanier wären zum Entsatz gelandet, und indeß die

Türken in Unordnung zurückeilten, entkam ihnen Masquito. Auf seinen Antrieb legten Personen von jedem Geschlecht und Alter die Rüstungen an, und der Anblick einer so starken Besatzung schwächte jetzt den Muth der Belagerer. Da die Festung auf einem Hügel lag, so konnten hier einzig Minen angewandt werden, und wenn gleich damals noch niemand von Baubans Minentheorie eine Vorstellung hatte, so war man doch durch Erfahrung auf die Entdeckung geführt worden, daß die Luft, welche sich bey dem Entzündten des Schießpulvers entwickelt, da, wo sie den geringsten Widerstand findet, ihren Ausweg wähle. Daher ging Masquito durch Contreminen dem Feinde entgegen, und ließ in der Nähe ihrer Minen trichterförmige Oeffnungen anlegen; durch diese brach die bey dem Anzündten des Schießpulvers in den Minen entwickelte Luft, und die Festungswerke blieben dagegen unbeschädigt. Indes erschien Don Garcias, Siciliens Vizekönig, mit der spanischen Flotte, umschiffte aber, keinen entscheidenden Schritt zu wagen entschlossen, die Insel so lange, bis ihm ein Sturm den Vorwand zur Rückkehr nach Passaro gab. Hier hoffte er, im Kriegsrathe, alles für die Rückkehr nach Messina zu bestimmen; aber Bewunderung und Liebe gegen Malta's tapfere Vertheidiger erzeugte die übereinstimmende Erklärung, daß dieses mit Spaniens und der eigenen Ehre unverträglich sey. Erneuert

wurde daher der Zug nach Malta und 7000 Mann am 17ten September in der Bucht von Melecha gelandet. Die Türken, unbekannt mit der Stärke ihrer Feinde, schifften sich ein, aber durch einen flüchtigen Sklaven von allem benachrichtigt, bereueten sie den übereilten Schritt, landeten aufs Neue, indeß Uneinigkeith im christlichen Kriegs-rath herrschte. Da entschieden die Ritter des Johannerordens durch die Erklärung: von Allen verlassen, dennoch allein angreifen zu wollen. Jedermann stimmte jetzt für den Angriff, und gerettet war Malta, gerettet nicht bloß durch Entschlossenheit, Muth und Kraft seiner Vertheidiger, sondern auch dadurch, daß diese ein gleicher Geist beseelte, nicht der kühne Jüngling auf den freylich minder feurigen, aber ihm an Erfahrung überlegenen Greis verächtlich herabblickte, und weil derjenige, der Kraft besaß, sich nicht hierdurch eigenmächtig nach Willkühr zu handeln berechtigt glaubte, sondern seinen ganzen Stolz darin setzte, den gemeinschaftlichen Zweck nach Möglichkeit befördert zu haben, ein Stolz, der die Brust jedes Edlen beseelen muß, der nicht sein liebes Ich und seinen Privatruhm, sondern Menschheit und Pflicht, König und Vaterland über alles liebt.

L. v. Baczkó.

## IV.

## Medicinische Memorabilie.

Unsern Lesern wird es hoffentlich nicht uninteressant seyn, eine Rechnung eines Rigaschen Arztes von den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier zu lesen; sie giebt über das damalige Verfahren zur Vorbeugung von Krankheiten, und über die damalige Heilart Aufschluß. Hier folgt sie:

## Rechnung.

Herr Evraim Zellin      Debet. Thlr. Mk.

1756,

d. 25. May. Den Herrn und dessen Frau		
Liebste zur Ader gelassen .	1	=
Für unterschiedliche fistulöse		
Schaden am Halse kurirt;		
für meine Bemühung und		
Medikamente . . . . .	8	=
Die Madam zur Ader ge-		
lassen . . . . .	=	20
Das Mädchen eine Tüte mit		
Kräutern wider einen Fluß		
an der Backe . . . . .	=	10
Den Burschen zur Ader ge-		
lassen . . . . .	=	10
	<hr/>	
	10	=

## Thlr. Mk.

Transport	10	=
Dem Burschen ein Pulver wider das Nasenbluten . . . . .		= 12
Die Madam zur Ader gelassen		= 20
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20
Die Madam zur Ader gelassen		= 20
Das Mädchen zur Ader ge- lassen . . . . .		= 10
Das Mädchen von der Rose im Gesicht, wie auch von einem Flußfieber kurirt; für Medikamente und Mühe . . . . .	1	20
Die Madam zur Ader gelassen		= 20
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20
Dem Knecht eine an die Hand vom Pferde geschla- gene Wunde kurirt . . . . .	1	=
Den Burschen zur Ader ge- lassen . . . . .		= 10
Die Madam zur Ader gelassen		= 20
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20
Für Pflaster am Arm außge- legt . . . . .		= 5
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20
Den Herrn zur Ader gelassen		= 20

	Thlr.	Mk.
Transport	18	37
Die spanischen Fliegen appli- cirt und geheilt . . . . .	1	=
Den Herrn zur Ader gelassen	=	20
Die Madam zur Ader gelassen	=	20
Dem Mädchen den Frost an den Füßen kurirt . . . . .	=	30
Das Mädchen zur Ader ge- lassen . . . . .	=	10
Den Burschen zur Ader ge- lassen . . . . .	=	10
Die Madam zur Ader gelassen	=	20
Den Herrn zur Ader gelassen	=	20
An den Sattler ausgelegt für den bewußten Band .	1	=
Die Madam zur Ader gelassen	=	20

1758,

d. 22. Aug.	Den Herrn zur Ader gelassen	=	20
d. 20. Sept.	Die Madam zur Ader gelassen	=	20
d. 4. Okt.	Den Burschen zur Ader ge- lassen . . . . .	=	10
d. 22. Okt.	Den Herrn zur Ader gelassen	=	20
d. 25. Okt.	Die Madam zur Ader gelassen	=	20
d. 2. Dec.	Die Madam zur Ader gelassen	=	20
d. 29. Dec.	Den Herrn zur Ader gelassen und die Madam . . . . .	1	=

Zblr. Mk.

Transport 28 17

1759,

d. 25. Jan.	Die Madam zur Uder gelassen	=	20
d. 5. März.	Den Burschen zur Uder ge-		
	lassen . . . . .	=	10
d. 7. April.	Die Madam zur Uder gelassen	=	20
d. 3. May.	Den Herrn und die Made-		
	moiselle zur Uder gelassen	1	=
d. 1. July.	Die Mademoiselle zur Uder		
	gelassen . . . . .	=	20
d. 11. July.	Die Madam zur Uder gelassen	=	20
d. 21. July.	Die Mademoiselle zur Uder		
	gelassen . . . . .	=	20
d. 31. July.	An den Sattler für Sie auß-		
	gelegt . . . . .	=	15
d. 2. Sept.	Die Madam zur Uder gelassen	=	20
	Dem Burschen an der Hand		
	zwey Bunden furirt . .	1	20
d. 6. Sept.	Den Herrn zur Uder gelassen	=	20
	Summa	35	. 2

Riga, d. 28. December 1759.

E. E. dienstwilliger Diener

Georg Friedrich Bethge.

Wir ersehen aus dieser Rechnung, daß das häufige Uderlassen der französischen Aerzte, worüber Moliere in seinem Malade imaginaire spöttelet, auch in unsern Gegenden üblich gewesen. In

einem Zeitraume von dreyßig Monaten haben sich Herr und Frau Zellin, ersterer funfzehn- und letztere sechszehnmahl zur Ader gelassen, und als gute Herrschaft haben sie dieses Heilmittel auch ihrem Handlungsburschen und ihrer Dienstmagd verordnet. Nur den Hausknecht haben sie davon ausgeschlossen gehabt; denn wir finden nicht, daß er dem Arzte, außer einer Wunde an der Hand, die er in seinem Metier vom Pferde erhalten, etwas zu schaffen gemacht. Der rüstige Bursche muß außer Verdacht gewesen seyn, daß ihm eine Krankheit überkommen könnte, die sorgsame Herrschaft würde sonst gewiß nicht ermanget haben, auch ihm das Aderlassen als Präservativmittel angedeihen zu lassen. Von weit weniger festen Gesundheit scheint das Dienstmädchen der Familie Zellin gewesen zu seyn. Denn außerdem, daß auch sie, wenn dem Herrn und der Madam die Ader geöffnet worden, in Gemeinschaft mit dem Handlungsburschen, welcher nach der Sitte der damaligen Zeit in der Klasse der Dienstboten sich befand, bluten müssen, so hat sie sehr an den Extremitäten gelitten. Erst hat ihr der Arzt eine Lüte Kräuter für einen Fluß am Backen gegeben; dann hat er ihr die Rose im Gesicht, mit einem Flußfieber vergesellschaftet, kurirt und endlich den Frost aus den Füßen vertreiben müssen. Ueberhaupt kann das Haus des Herrn Zellin, des Präservativaderlassens ungeachtet,

nicht das gesündeste gewesen seyn, indem nach der Rechnung stark daselbst gepflastert worden und nicht bloß eine Fistel, sondern unterschiedliche Fisteln, und zwar am Halse, dort anzutreffen gewesen. Ob das Wort unterschiedliche auf mehrere Personen des Hauses geht, oder ob es sich auf die mehrern Fisteln des kurz vorhergenannten Herrn und dessen Frau Liebste bezieht, ist zweifelhaft; wir vermuthen das Letztere, da Fisteln am Halse bekanntlich mehr ein Angebinde älterer Personen sind. Uebrigens muß der Arzt ein billiger und bescheidener Mann gewesen seyn, und die Gleichheit der Stände nicht gepreßigt haben. Denn seine Rechnung ist sehr moderat, und obwohl der Bursche und das Mädchen ihm beym Ueberlassen nicht weniger Mühe gemacht haben können, als die Herrschaft, so rechnet er doch für ihre Abblutung, in Rücksicht des merklichen Unterschiedes des Standes, nur die Hälfte, 10 Mark. Auch sagt er mit vieler Verschämtheit, daß er für den Herrn 1 Thaler an den Sattler für das bewußte Band (wahrscheinlich ein Bruchband) ausgelegt, und was er unterm 31sten July 1759 an den Sattler für Madame und Mademoiselle bezahlt, wagt er gar nicht zu nennen; Sättel und Schabracken können es nicht gewesen seyn, vermuthlich also haben auch sie einer Zusammenschürungsmaschine bedurft. Endlich giebt uns auch die Rechnung nunmehr den

Aufschluß, woher das jetzige Menschengeschlecht weniger stark, als das vorige, ist. Unsere Vorfahren haben ihr Blut ohne Noth fließen lassen. Wir machen es ganz anders: wir konserviren es. Und auf diese Weise können wir mit Hülfe der Lymphen und pulverisirten Schorfe, deren Entdeckung wir den Aerzten Jenner und de Caro verdanken, einem blühenden Geschlecht entgegen sehen.

---

## V.

### Suum cuique.

Seit mehreren Jahren befindet sich in Berro in Liefland eine, unter der Direktion der Hofrathin Baronin von Brangell stehende, weibliche Lehr- und Erziehungsanstalt, die, bey ihrer innern, vortrefflichen Einrichtung, Demoiselles aus guten Familien, und zwar aus allen Gegenden, aufnimmt, wo sie für einen jährlichen Beytrag von 400 Rubel B. N. freye Kost, und die ihrem künftigen Wirkungskreise angemessenste Bildung erhalten. Da der Zweck Ihrer wohlthätigen Zeitschrift kein anderer ist, als dem Verdienste ebenso sehr Aufmunterung, als ihm einige Aufmerk-

samkeit bey der oft dumpfen Menge seiner Zeitgenossen zu gewähren: so erlauben Sie mir gewiß beykommende Erörterung, die erwähnter Anstalt selbst nicht anders, als zu großem Verdienste, zu reichen muß.

Auf einer Reise war's nach Moskau, wo mich der Weg von Dorpat über Pleskow, und also auch durch Werro führte. Da mich Alles interessirt, was gemeinnützig ist: so war es sehr natürlich, daß ich diesen Ort nicht verlassen mochte, ohne sein merkwürdigstes, jene Anstalt selbst, in Augenschein genommen zu haben. Fremd, wie ich war, betrat ich das Haus; aber ich wurde bald einheimisch durch das zuvorkommende, feine Betragen der Direktrice selbst, die mich aus einem Zimmer in das andere, bis in den großen Saal, der für die Winterkonzerte, die alle vierzehn Tage zu desto größerer Aufmunterung der Eleven selbst gegeben werden, bestimmt seyn soll, zu führen die Gefälligkeit hatte. Ich mochte kaum einige Minuten in diesem verweilt haben, als ich in einem daran gränzenden Zimmer einen lauten, und nach dem Tone zu urtheilen, schon sehr bestimmten Vortrag zu vernehmen glaubte. „Das ist Herr Better,“ erwiederte die Baronin, die meine Aufmerksamkeit bemerkt haben mochte, „der Lehrer der Geschichte und deutschen Sprache, der, aus Gefälligkeit, in dieser Stunde der ersten Klasse noch besonders einen freyen Vortrag über den Men-

schen, in seinen Anlagen, und nach seiner eigentlichen Bestimmung, zu halten sich erbot.“ Ueber den Menschen? dachte ich bey mir; das verlohnt sich wohl der Mühe etwas näher zu erwägen. Und in diesem Augenblick ging ich zur Thüre, die etwas geöffnet mir schien. Da hörte ich denn diesen jungen Mann, der übrigens auch als Schriftsteller schon bekannt ist, mit eben so viel Geist, als Ausdruck, an dem man wohl merken konnte, daß das, was er sagte, die Melodie seines Herzens seyn mußte, — ich hörte ihn reden von der so wichtigen Bestimmung einer Mutter, von dem so wichtigen Einflusse auf die Bildung des Charakters ihrer Kinder, mit einem Worte, er sprach so tief und klar über diesen Gegenstand, der ohnedem schon ein Beweis genug war, wie sehr er sich bey seinen Schülerinnen in Achtung gesetzt haben mußte, daß es mir nicht genug war, ihn bloß zu hören; auch sehen mußte ich diesen Mann, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich eröffnete demnach, vielleicht nicht ohne Unbescheidenheit, die Thüre. Der Eindruck entsprach meiner Erwartung; mir gegenüber der Lehrer, vor ihm zwölf Eleven, die in der Blüthe der Jugend, und auf deren Gesichtszügen so recht zu lesen war, wie so innigst sie das würdigen mochten, was er so tief und klar zu ihrem jugendlichen Herzen sprach. Ich redete auf lateinisch zu ihm, er antwortete mir klassisch, und eben so bescheiden als

geistvoll zugleich. Möchte denn dieser junge Mann, und zwar in dieser Kraft, wo er des Guten so viel stiften kann, daß er jede Aufmunterung verdient, noch lange verharren, möchte er immer die tiefe Stimme seines Herzens vor der Höhe des Zeitgeistes bewahren: — so läßt sich gewiß einst eben so viel von ihm erwarten, als ich ihm eine meiner unvergeßlichsten Stunden verdanke. Eben so verdient noch, außer ihm, Demoiselle Hartmann, die sich, bey ihrer hohen Bildung, vorzüglich mit der speciellern Aufsicht der Eleven beschäftigt, eine ehrenvolle Erwähnung; auch für das Fach der Musik ist ein besonderer tüchtiger Lehrer bestimmt, und die Stifter dieser Anstalt haben demnach nichts unterlassen, um sie immer vollkommner und immer mehr einer höhern Aufmerksamkeit würdig zu machen.

S.

## VI.

## A p o p h t e g m e n.

## 1.

Leidende Menschheit! — gebe der Himmel, daß es immer ein oder ein paar Länder gäbe, wo man diese so unphilosophischen fünf Sylben als Lieblingswörter des Auslandes verlache! —

Im Anthonse zu Weiszenfels in Sachsen ward, nach der Schlacht bey Lützen, Gustav Adolphs Leiche geöffnet. Das Herz wog, nach einer dort aufbewahrten Nachricht, 1 Pfund 20 Loth! Sollte dieses große Herz bey einem Eroberer nicht ein Grund gegen Schillers Verdacht seyn, vor dem ihn die Geschichtschreiber noch nicht gesichert haben?

## 2.

Schriftsteller, die fremdes Gut zusammenraffen, damit es unter ihren Fingern zu einem Buche werde, gleichen Kindern, die Weilchensträußer verkaufen, zu denen sie die Blumen nicht selbst erzogen. Wenigstens sollten sie das geborgte Kapital mit Interessen wiedergeben; oder wie der Diamant die Sonnenstrahlen, glänzender, vervielfacht und verschönert. Ihr Verfahren ist um nichts besser, als das des Caligula, der dem olympischen Jupiter den Kopf abnehmen ließ, um seine Büste darauf zu setzen.

## 3.

Schauspieler glauben ganz unter dem Einfluß des guten Prinzips zu leben, und in allen Dingen gut zu seyn; sie glauben, nach platonischer Art, die einzigen ausfließenden Strahlen jenes großen Lichts zu seyn, und die einzigen, die die Welt beleuchten; begründeter Tadel ist ihnen das verabscheuungswürdigste Gegenprinzip des Bösen, denn sie sind ja nur Strahlen, aber leider auch nur solche, die durch die dunkle Kammer (camera obscura) fallen, und wo demnach die meisten ihrer sogenannten Kunstdarstellungen auf dem Kopfe stehn.

## 4.

Der majestätische Gang der Weltregierung läßt sich durch keine Menschenthänen aufhalten; und diese Ueberzeugung ist nicht trostlos, sondern unaussprechlich erhebend; denn in ihr geht — was uns unaufhörlich niederwärts zieht — unsere Selbstsucht, unter. — Der Mensch steht auf der höchsten Stufe der Weisheit, wenn er von der Gottheit nichts mehr zu bitten hat: er kennt dann kein Gebet, als die *Unbetung*.

## 5.

Die häufigen Verbeugungen herzloser Weltmänner und Weltdamen kommen mir oft wie Versuche vor, sich — die gemeinsame Menschheit doch

immer zu einander hinzieht — von einander loszuschneiden, gleich zusammen gebundenem Gewürme. Um gegen diese Höflichen recht kalt und fremd zu werden, brauche ich nur einiger solcher Dücklinge mit ihnen zu wechseln.

## 6.

Es giebt Menschen, die so viel lernen, daß es ihnen an Zeit fehlt, das Gelernte zu benutzen. Wer aber sein Wissen nicht im Gleichgewicht erhält mit seinem Wirken, kann wohl ein Gelehrter werden, aber — kein Weiser.

---

## VII.

## T h e a t e r.

## Rigasches Theater in Mitau.

(Beschluß.)

Den 16ten Juny: Salomo's Urtheil (auf dem Zettel stand: Salomons), ein historisch-musikalisches Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen. Ein neuer, aber minder glücklicher Versuch, als die älteren dieser Gattung, die Musik in die Rede zu verflechten und gleichsam die jedesmalige Empfindung nachklingen zu lassen. Drey Akte sind wohl zu viel für eine solche — poetische Spielerey, und ein so starkes Personale muß es dem Komponisten schwer machen, jedem nach seiner Weise aufzuspielen — um uns so auszudrücken; denn hier muß eigentlich dieser nach der Pfeife des Dichters tanzen, wozu jede Person im Stück die Melodie angiebt. Diese Musik (von Quasin) ist übrigens in keiner Hinsicht ausgezeichnet zu nennen; sie enthält an manchen Stellen sogar Reminiscenzen aus der Bendaschen Ariadne. Von ihr und dem übrigen Pomp entkleidet, hat das Drama an sich wenig Werth, und für den bloß neugierigen Zuschauer gar keinen. Aber so außstaffirt, mit dem Aufwand an Personen, Kleidung und Dekorationen, mit den Auf-

zügen, Märschen und Tänzen, die darin die Hauptrolle spielen, eignet es sich ganz, die Schaulust in Anspruch zu nehmen. Der eigentliche Gegenstand der Darstellung brauchte gerade nicht in Jerusalem zu Hause zu seyn, und ließe sich eben so gut nach Nürnberg oder Augsburg verlegen, wenn nicht Jerusalem und Palästina die Garderobe, worauf es hier ankam, herzugeben gehabt und den Dekorateur mehr als jeder deutsche Ort in Athem zu setzen Gelegenheit geboten hätten. Indes muß auch dieser Pomp, wie aller Spektakel der Art, ins Große getrieben werden, wenn er nicht lächerlich werden soll, und hiezu eignen sich nur wenig Bühnen. Auch auf dem hiesigen Theater, obgleich es um vieles größer als das Rigaer ist, reichte Salomo's Thron an die Wolken — und die Stufen, welche zu diesem führten, leiteten auch die Wanderer sichtlich über die Berge und Felsen.

Die Ausführung des Ganzen ging etwas schläfrig von statten; man gab ihm eine Dehnung, die die Ermüdung aufs Höchste steigerte. Statt das Gebrechliche dieser Zwittergattung dramatischer Repräsentation möglichst zu verstecken, und das Ungleiche dadurch ein wenig ins Gleiche zu bringen, daß die Musik jedesmal in die Rede und diese wieder in die Musik eingefallen wäre, wartete vielmehr das Orchester ganz ruhig auf das Stichwort des Sprechenden, und dieser hinwie-

derum auf das Verklingen der letzten Note. Nur von zwey Scenen kann man sagen, daß sie ergreifend und dieß weniger an sich, als durch die Darstellung waren — nämlich der Kampf der Mutter, im zweyten Akt, um das Kind — und im dritten die Entscheidungsscene. Schöner konnte dort die mütterliche Angst, hier der Kampf der widerstrebendsten Gefühle nicht ausgedrückt werden, als es durch Demoiselle Bessel d. ä. geschah; bey ihr äußerte sich die Verzweiflung nicht wüthend, freischend und auf die sonst übliche Theaterweise, wodurch gewöhnliche Theaterheldinnen in ähnlichen Situationen zu packen suchen — unbekümmert, ob sie die Natur verläugnen und der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Diese pflegen in der Regel gern mehr als weniger zu thun, um sich den Beyfall der Menge zu sichern; die Kunst, mit wenigem — viel zu effectuiren, die dagegen desto seltener ist, je schwerer sie erlangt werden kann, ist ganz besonders ein Eigenthum der hier genannten Künstlerin, wodurch sie, als Sena, in der heutigen Vorstellung abermals ungesucht den stürmischsten Beyfall erwarb, den andere bey ähnlichen Gelegenheiten recht eigentlich zu erstürmen pflegen.

Auch Madame Mende, nur noch für wenige Rollen brauchbar — und für noch wenigere im Gebrauch — gab uns ein naturgetreues Gemälde in der Wittwe Banayas, und wußte mit feiner

Wahrheit selbst in dem wildesten Affekt hohe Weiblichkeit durchblicken zu lassen.

Dem König Salomo (Herrn Por sch) fehlte es an Figur und äußerer Würde, was übrigens bey nahe alles ist, daß diese kleine Rolle erheischt — und deshalb um so mehr bemerkt werden muß. Wir gestehen, daß wir uns den biblischen Monarchen unter einer ganz anderen Gestalt gedacht haben. Es ist gerade nicht durchaus nöthig und wird in der Natur vielleicht nur selten gefunden, daß große Geister in großen Körpern wohnen; aber da nun einmal niemand lebt, der den König Salomo gesehen, auch kein Kupferstich ihn in effigie auf die Nachwelt gebracht hat, so dürfte das Bild von ihm wohl am richtigsten seyn, das dem Ideal von Größe jeder Art nahe kommt.

Den 17ten Juny wurde die Oper „Ein Tag in Paris“ wiederholt, allein im Ganzen nicht mit der Präcision, wie das erstemal, exekutirt.

Den 18ten Juny: Der Besuch in der Hauptstadt. Lustspiel in drey Aufzügen, von Gustav-Linden. Der Titel hat mit dem Inhalt fast nichts gemein, als daß er, so wie dieser, schon oft da gewesen ist. Es giebt einen Besuch von Kozebue, eine Reise in die Stadt von Iffland &c. Die Hauptperson ist eine verunglückte Kopie von Kozebue's Landjunker, an den dies Stück überhaupt, jedoch zu seinem Nachtheil, erinnert. Herr Wessel gab diesen Natursohn,

bis auf einige Nuancen, ohne erheblichen Tadel; besonders gelang sein linkisches Benehmen gegen die Geliebte. Der Charakter selbst war nicht durchaus gehalten. Sein alter Diener Holzmann konnte dagegen nicht in bessern Händen seyn. Herr Feddersen belebte in dieser Rolle fast allein das ziemlich matte Ganze. Neben ihm verdienen in gleicher Rücksicht Herr und Madam Loof, ersterer als Baron Marxdorf und letztere als Schwester Kunigunde, genannt zu werden. Demoiselle Bessel. d. m. zeigte heute besonders ihre Stärke im Kontrastiren, indem sie anders thut, als sie sagt. So malt sich bey Aeußerungen der Freude Betrübniß, und bey den Ausdrücken des Schmerzes Freude auf ihrem Gesicht. Ihrer würdig stand Herr Dittmarsch d. j., ihr zur Seite — jedoch im umgekehrten Verhältniß; wenn von dem Zuviel bey ihr die Waage zu Boden sinkt, so schnellt das Zuwenig bey ihm sie in die Höhe.

Ferner: Die Ehescheuen, ein (sogenanntes) Originallustspiel in einem Aufzuge von Madame Weißenthurn. Lieber eine unterhaltende Kopie, als ein langweiliges Original! Aber da die Langweile, die diese Fadaise erregt, sich von der auf andre ähnliche Weise erzeugten Langweile in nichts unterscheidet, so müssen wir ihr in dieser Hinsicht auch die Originalität absprechen. Das sichtliche Streben sämmtlicher spielenden Personen, die Unterhaltung zu erzwingen, wiewohl es

vergeblich war, verdient alles Lob; auch schließen wir davon Madame Holm nicht aus, die sich ganz unerwartet als junges, munteres Mädchen produciren sollte, und folglich eine Aufgabe hatte, deren Lösung ihr, bey der Reifheit ihres Alters, unmöglich werden mußte. —

Für die Unterhaltung war heute sonach schlecht gesorgt; zwey ganz unbedeutende Produkte hintereinander an einem Abend zu geben — und hinzunehmen, verräth viel Contenance auf Seiten der Zuschauer, und Mangel an Geschmack von Seiten der Theaterleitung, in Absicht der Wahl der Stücke.

Den 19ten Juny: Die Mißverständnisse. Lustspiel in einem Aufzuge, von Steigentesch. Eine einfache Verwickelung, die sich eben so leicht entwickelt und die Aufmerksamkeit eine halbe Stunde lang angenehm beschäftigt, ohne daß der Dialog gerade pikant, nach heutiger Art witzig — zu nennen wäre. Das Hauptinteresse gewährt die Intrigue selbst, wie das von jedem guten Lustspiel erwartet werden mußte.

Ferner: Der Dorfbarbier. Komische Oper in zwey Aufzügen. Bekannt, und sonst schon oft hier gesehen. Sie war diesmal zum Theil neu und, wie uns dünkt, in den Hauptrollen besser besetzt, als früher. Herr Feddersen ließ an seinem Lux nichts zu wünschen übrig; seine klare Bassstimme konnte sich hier in ihrer ganzen, herr-

lichen Tiefe geltend machen. Wer Uebertreibung zur Buffonerie rechnet, fand vielleicht bey ihm nicht seine Rechnung. Demoiselle Bessel d. ä. sang so vorzüglich, wie man es von ihr zu erwarten berechtigt war, und erhielt ungetheilten Applaus. Aber auch Adam, der Badergesell, war nicht der alte Adam; und das war nicht gut. Herr Wiedemann ließ in dieser Rolle viel vermissen; ungeachtet man ihm Talent für's Komische nicht absprechen kann, so mangelt ihm doch noch alle Ausbildung. Musikalisch scheint er gar nicht zu seyn, und seine allzugroße Jugendlichkeit läßt nicht einmal bestimmt abnehmen, in wiefern er sich überhaupt für den Gesang qualificirt, indem man bis dahin noch nicht einmal wissen kann, ob er überhaupt eine Singstimme habe.

Den Beschluß machte: die Maskerade, „ein potomimisch = komisches Ballet“ — wenn man der Ankündigung glauben wollte. Aber wer auch noch in seinem Leben kein Ballet gesehen hatte, konnte nicht in Versuchung kommen, dies dafür zu halten; er mußte auf jeden Fall mehr erwarten, als ihm hier geboten wurde. Die Entreescene bestand aus einem verbrauchten Gallerie-spaß, und der Maskerade selbst fehlte es an allem Glanz — den Lichtglanz nicht unge-rechnet. Die Tänze waren so gewöhnlich, daß jeder von den Zuschauern sie auf der Stelle hätte mitmachen können. Eine Reihe einzelner, abge-

rissener Tänze aber, welche unter sich kein Ganzes, weder des Gefühls noch der Handlung, ausmachen, dürfen nicht Ballet genannt werden; sie können wohl Kunststücke zur Schau bieten, — was jedoch auch hier nicht einmal der Fall war, — aber nicht selbst eine ästhetische Kunstform bilden. Wir erinnern uns hiebey noch mit Vergnügen aus einer früheren Zeit der großen pantomimischen Ballette, die unter der Leitung eines Voltolini, Voigt und Morelli auf dem Rigaschen Theater mit aller Pracht und dem ersinnlichsten Aufwande stattfanden. Doch — fuit Ilium!

Den 20sten Juny wurde die Oper Titus wiederholt.

Den 21sten Juny: Herr Müßling, oder: wie die Zeit vergeht. Lustspiel in einem Aufzuge, nach Picard. Nichts weniger, als das; denn die Zeit wurde den Zuschauern gewaltig lang. Dies Stück kann nur für Franzosen und hauptsächlich für die Pariser ein Interesse haben, da es die Lebensweise eines dortigen Pflastertreters schildert, und noch dazu individuelle Beziehung zu haben scheint. Diese, wie alle Lokalitäten, worauf so manches darin anspielt, muß natürlich für deutsche Zuschauer ganz verloren gehen. Es war daher zu erwarten, was auch eintraf, daß sich hier jeder Mund eher zum Zähnen als zum Lachen verziehen würde. Wieder also eine Auswahl ohne Berechnung! Ueberhaupt müssen wir bey dieser Gelegen-

heit bemerken, daß die Direktion bey dem wirklichen Mangel theatralischer Neuigkeiten von Werth, besser gethan hätte, statt sich bloß und mehrentheils auf Producirung neuer, hier noch nicht gesehener, Stücke zu beschränken, in Stelle mancher derselben ältere von Werth auf das Repertoire zu setzen. So ist z. B. (außer der Außersteuer) kein Jfflandsches Schauspiel, und keins der früheren, seit langem nicht gesehenen, Kozebueschen Lustspiele an die Reihe gekommen; und giebt es nicht noch ältere, gehaltvolle Dramen, z. B. Minna von Barnhelm, der deutsche Hausvater u., die jetzt überall mit Glück hervorgesucht werden?

Dieser Herr Müßling fand, selbst in der Person des Herrn Porsch, aller sichtlichen Anstrengung ungeachtet, keinen Eingang bey dem hiesigen Publikum. Uebrigens schien es uns auch, daß er vergriffen wurde, indem ein cholertischer Pflögmatiker einen zu starken Kontrast bildet, um nicht unwahrscheinlich gefunden zu werden. Mit aller Ruhe eines kommoden Lebemanns gegeben, der sich in nichts übereilt, hätte dieser Charakter vielleicht mehr Wahrheit erhalten — und manches Original zu der Kopie in Erinnerung gebracht; denn wo giebt es nicht Menschen, die, bey aller Nichtsthueren, viel zu thun glauben, und, indem sie der Bequemlichkeit pflegen und die Hände in den Schooß legen, über Geschäfte klagen? Das war, unsers Dafürhaltens, das Hauptpointdevue

des Dichters bey dieser Zeichnung. — Die Herren Rohloff und Kals trugen eben auch nicht zur Belebung des Ganzen bey; und Demoiselle Bessel d. m. war heute, wie immer, dieselbe. Ihre Einformigkeit erstreckt sich bis auf den Anzug; denn fast immer erscheint sie kurz geschürzt, und im Blumengewinde — wenigstens mit einem Blumenstrauß an der Brust, der niemals fehlen darf. Bey einer jungen Schauspielerin, die den Gesichtszügen durch Malerey nicht nachhelfen kann, und in ähnlichen Rollen öfter hintereinander aufzutreten genöthigt ist, kommt auf die Wahl der Kleidung sehr viel an; diese ist, so zu sagen, die einzige Physiognomie junger Frauenzimmer, die sich nach Umständen in Falten legen läßt und jeden Charakter annimmt.

Ferner: Die Zerstreuten. Lustspiel in einem Aufzuge, von Kozebue, war in den Hauptrollen durch Herrn Feddersen (Major Staubwirbel) und Herrn Porsch (Hauptmann Mengkorn) so vorzüglich besetzt, daß die geringe Wirkung des Ganzen, welches an sich durchaus von Effekt für die Bühne ist, nur aus dem Zusammenspiel erklärlich wird, das kein gehöriges Ensemble gab.

Zum Beschluß folgte ein Pas de deux, getanzt von Demoiselle Schmidt und Herrn Kloss, was, außer dem angenehmen Eindruck,

den die hübsche Figur der ersteren bewirkte, weiter keinen zurückließ.

Den 22sten Juny: Don Juan, oder: der steinerne Gast. Oper in vier Aufzügen, von Mozart. Wenn die Kritik einen Mantel, wie die christliche Liebe, hätte, so würden wir diese Vorstellung damit bedecken und gern ganz davon schweigen. Da aber vielmehr das Aufdecken ihr Beruf, und es ihrem Zweck geradezu entgegen ist, Fehler zuzudecken, die sich so laut offenbaren; so wird es uns wenigstens vergönnt seyn, hier der Kunst zu Liebe zu bemerken: daß, wenn die einzelnen Theile nur durch ihre Uebereinstimmung eine Gesamtwirkung hervorzubringen im Stande sind, bey der heutigen Oper solche gänzlich verloren ging, da, trotz der untadligen Besetzung der Hauptparthieen an sich, bey dem starken Singpersonal, daß diese Oper in den bedeutenden Nebenparthieen und Chören erfordert, der Mangel daran nur gar zu hörbar werden mußte. Wenn sogar die nicht unbedeutende Rolle des Masitto nicht anders, als durch Herrn Wagner, zu besetzen war, die nur in Betracht des Gesanges schon über seine Kräfte ging; so resultirt daraus allein schon, daß für die Chöre vollends niemand übrig blieb — der singen konnte. Wir wiederholen, was wir bereits früher oben geäußert: daß gegenwärtige eigentliche Operpersonal der Rigaschen Bühne ist zu klein, um nichts weniger als für die Aus-

führung so großer und ähnlicher Musiken, wie die in Rede stehende, hinreichend zu seyn. Besonders fühlbar wird der Mangel an Sängerinnen, da, wo ihrer mehr als zwey erfordert werden. Warum also dieß Treiben ins Große — und das vergebliche Ringen nach dem Unerreichbaren? Man greife das Ding, wenn es anders werden soll, auch anders an. Was nicht geht — geht nicht.

Die Dekonomie, die in der erzwungenen Universalität der Schauspieler liegt, führt nie zu etwas Großem in der Kunst. Sonst hatte jeder sein Fach, und wurde außer demselben nur im Nothfall gebraucht; jetzt giebt es auf den meisten Theatern ein so buntes Fachwerk, daß keiner recht eigentlich weiß, wo er zu Hause gehört. Man fordert nicht nur, daß er in alle Fächer passe, sondern man will auch, daß er der Natur troge, mit geschweiften Beinen ein Tänzer — und Sänger sey, ohne ein Ohr für Musik, oft ohne ein Stimme zu haben.

Den 23sten Juny: Fridolin, ein Schauspiel, in fünf Akten, von großem theatralischen Effect, das jedoch nicht ohne wesentliche Mängel — übrigens zu alt und allgemein bekannt ist, um darüber ins Detail zu gehen. Auch hier ward es bereits zum öfteren gesehen. Die heutige Vorstellung zeichnete sich vor allen übrigen nicht nur durch zweckmäßige Besetzung der Rollen, sondern auch darin aus, daß jede derselben mit Fleiß und

mehr, wie gewöhnlich, mit Hinsicht auf das Ganze, das daher volle Befriedigung gewährte, ausgeführt ward. Es war einmal ein untadeliges Ensemble. Herr Porsch, als Graf Savern, Demoiselle Bessel d. ä., als Gräfin, und Herr Feddersen, als Felseck, dürfen nur genannt werden, um zu wissen, daß hier jedes an seinem Platz war. Aber auch Herr Lange, als Burgvoigt, war es nicht minder: — Charaktere dieser Gattung gehören gerade in sein Fach und zu denen, deren Ausführung ihm um so weniger zu mißrathen pflegen, als ihm dabey sein sonst nicht angenehmes Organ sekundirt. In der Hauptrolle erhielt Herr Bessel verdienten Beyfall; unstreitig war sie die vorzüglichste, die wir von ihm gesehen haben, und von allen seinen hiesigen Darstellungen die, welche ihm am meisten glückte. Nicht weniger, als in seinen bisherigen Darstellungen, nahm Herr Feddersen in der heutigen, von jenen so verschiedenen, für sich ein; sie beurkundete vollends seine Universalität, und verrieth zugleich, daß ernste kräftige Charaktere, zu welchen seine ganze Aeußerlichkeit mehr paßt, ihm mehr noch, als die feinkomischen, anstehn. Demoiselle Bessel d. ä. verband ruhige Besonnenheit mit weiser Dekonomie in ihrem Spiel; mit feiner Berechnung weiß sie die Leidenschaft zu sparen und zu steigern. Durch Stimme, Ton und Ausdruck gebietet sie über alle, durch Sprache in der theatralischen Darstellung mögli-

chen, Schattirungen. Nie verliert sie die Gränzlinie des Schönen aus dem Auge, und das, wodurch die meisten verleitet werden, sie zu überschreiten — das Haschen nach Beyfall, ist ihr fremd. Wie viele suchen nicht dagegen durch allerhand Künste die Aufmerksamkeit des Publikums nur zunächst auf sich und ihre Person zu ziehn! Demoiselle Bessel d. j. (d. i. die Dritte) — fast noch Kind — die wir schon ein paarmal in kleinen Rollen sahen, trat heute als Luitgarde auf. Da sie erst ganz kürzlich die Bühne zu betreten versucht hat: so kann man von ihr als Anfängerin nicht mehr erwarten, als sie hier leistete. Sie scheint nicht ohne Anlage, und wenn sie diese gehörig ausbildet, was ihr unter der Anleitung ihrer älteren Schwester nicht schwer werden kann, so dürfte sie, bey ihrer vielversprechenden Theaterfigur künftig vielleicht einmal eine Zier der Bühne seyn.

Den 24sten Juny: Der Wasserträger. Oper in drey Aufzügen, von Cherubini. Herr Feddersen erwarb hier in der Hauptrolle nicht geringeren Beyfall, als sein Vorgänger. Ging seiner Stimme auch in manchen Passagen die Höhe ab, die diese Partithe hat, so ward sie auf der andern Seite durch Reinheit und Wohlklang ersetzt, die man bey seinem Vorgänger vermißte. Dieser gefiel vorzüglich in der Darstellung durch Natürlichkeit! Herr Feddersen weiß die Wirklichkeit zu

idealisiren; auch hier stellte er den wirklichen Menschen, doch unter der idealischen Umgebung und Haltung dar, die ihm der Dichter gab. Ungeachtet die Oper mehrere weibliche Singparthieen hat, so hörten wir doch nur eine Sängerin, Demoiselle Pauser, als Gräfin Constanze, mit Befriedigung. Demoiselle Bessel d. m. und Demoiselle Schönhuth werden nicht für Sängeriinnen gelten wollen.

Was die heutige Ausführung dieser Oper überhaupt betrifft, so wurde sie überaus nachlässig gefunden. In den Chören des zweyten Akts hörte man nur ein paar Stimmen, der Marsch nach dem Takte der Musik unterblieb ganz, und zum Thore wollte niemand ein- und auspassiren. Außer ein paar Bauerjungen, erschien keine Seele, und ganz Paris schien in einer einzigen Nacht ausgestorben! Im dritten Akte ging das treffliche Chor der Mädchen durchaus verloren: wer sollte singen? oder vielmehr wer konnte singen? Es war, mit einem Wort, nicht hörbar; das heißt — um nicht mißverstanden zu werden — nicht anzuhören.

Den 25sten Juny: Ida Münster. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, das an die Fabel vom freißenden Berge und der Maus erinnert. Hier kreißt auch eine Kaiserin, die nicht gebären kann, und das schürzt den Knoten des Stückes. Am Ende gehen die Behen vorüber, und es kommt nicht einmal eine Maus — vielweniger ein Kind

zum Vorschein. — Es kann etwas historisch richtig seyn, was darum nicht eben poetisch schön ist. Wenn auch das hier zum Grunde liegende Sujet auf Geschichte und wirkliche Thatumstände gegründet wäre, so eignet es sich doch nicht zur ästhetischen und am wenigsten zur dramatischen Behandlung, indem sich die ganze Handlung im Grunde — um eine Obscenität dreht. Die Schwangerschaft der Fürstin giebt einzig den Stoff zu diesen fünf Akten. — Ida Münster, eine bürgerliche junge Hofdame, der Monarchin Liebling, wird von der neidischen Oberhofmeisterin und ihrer Tochter — die übrigens eine müßige Figur abgiebt — verfolgt und, mit Hülfe eines ungebehrdigen, abgewiesenen Liebhabers, der als böhmischer Gesandter auftritt, in den Verdacht der Zauberey gebracht und beschuldigt, die Niederkanft der Kaiserin durch Zauberkünste verzögert zu haben. Das heimliche Gericht, zu welchem auch jener böhmische Gesandte gehört, mischt sich darein; dieser wird ihr Ankläger. Als Bertheidiger der Unschuld tritt ein alter, begünstigter, aber flüchtig gewordener Liebhaber auf. Sie siegt — es ergiebt sich aus der Erzählung von Ida's Vater, der eigentlich nur ihr Pflegvater ist, daß sie die Tochter des Grafen von Württemberg sey, welcher schon lange um den Verlust seiner Kinder jammert. Er drückt sie an sein Vaterherz, und auch ihrer Liebe öffnet sich der Himmel. Unglücklicherweise

aber ist ihr Geliebter der Stammerbe eines Geschlechts, das der Alte zu hassen Ursache hat. Doch was ist zu thun? das Stück geht zu Ende — der Vater besinnt sich also noch kurz vorher, ehe der Vorhang fällt, und giebt sie zusammen. Der alte Pflegevater ist außer sich vor Freuden — und das Parterre klatscht.

Wie lange der Verfasser mit dieser Geburt schwanger gegangen ist, wissen wir nicht; aber wünschen müssen wir, daß ihm in Zukunft ähnliche Geburten eben so schwer würden, als es durch seine Schuld, im Stück, die Niederkunft der Kaiserin ward.

Nur eine solche Darstellung der Hauptrolle, wie die heutige, konnte das Interesse für diese Ida Münster bis ans Ende erhalten, und Demoiselle Bessel d. ä. bezauberte wirklich als Ida, nicht die schwangere Kaiserin, wie es der Plan des Stückes mit sich brachte — sondern das ganze Publikum, durch ihre lebendige, seelenvolle und doch so einfache Aktion. Ihr ward auch diesmal der rauschendste Beyfall zu Theil. — Eben so ergriff Herr Feddersen durch die hohe Kunst in seinem Spiel, die er, besonders im fünften Akt, in der übrigens nicht sehr bedeutenden Rolle des Grafen von Würtemberg, zu entwickeln Gelegenheit hatte. Schon früher, als Felsch, in dem Schauspiel Fridolin, erregte er das Verlangen, ihn in Charakteren von Kraft und Würde öfterer

zu sehn, und seine heutige Darstellung diene nur, dasſelbe zu vermehren. Wir begreifen überhaupt nicht, warum er, ſtatt mehr für das Tragische und Rollen ernſter Gattung im Gebrauch zu ſeyn, für die er äußerlich ſchon mehr gebildet ſcheint, ſich faſt außſchließend nur biſher als Komiker hat produciren müſſen? So ſagen uns auswärtige Blätter z. B., daß Herr Fedderſen den Oberförſter in Ifflands Jägern, in Berlin, unter den Augen des Dichters, zu deſſen laut geäußerten Zufriedenheit und mit dem größten Applauß gegeben hat; es iſt uns ſogar bekannt, daß er dieſe Rolle in Riga zu ſeinem Debut erwählte und dennoch nicht dazu gekommen iſt, darin aufzutreten, ungeachtet die Wahl der Debutrollen, nach einem unverletzlichen Theatergeſetz, nie geſtört oder darin wider den eignen Willen des Debutanten eine Abänderung getroffen werden kann. Wenn das Publikum, deſſen Liebling Herr Fedderſen — und zwar mit Recht — zu ſeyn ſcheint, darüber keine Auskunſt heiſcht, da es am meiſten die Berechtigung dazu hat; ſo wird dieß Theatergeheimniß wohl ewig ein Geheimniß bleiben.

Den 26ſten Juny: Der verbannte Amor, oder: die argwöhnlichen Eheleute. Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Rozebue. So fremd und neu der erſte Titel klingt, ſo bekannt und alt iſt das in dieſem Luſtſpiel auf die bekannte wißige Weiſe des Verfaſſers bearbeitete Sujet. Ohne

gerade auf ästhetischen Werth Anspruch zu machen, reicht es hin, die Lachlust zu befriedigen und einen unterhaltenden Abend zu gewähren. Der Schluß, für sich, ist wahrhaft poetisch — fast klassisch schön. Hier ging er dem größten Theil der Zuschauer verloren, indem die meisten, zufrieden ihre Neugierde gestillt zu haben, das Schauspiel gewöhnlich vor dem gänzlichen Ende zu verlassen pflegen — wodurch freylich auch die Aufmerksamkeit der übrigen eine unangenehme Störung erleidet. Ungeachtet das Ganze ziemlich rasch ging, so trat doch hier und da eine merkbare Stockung ein, die die Wirkung mancher Scene hemmte. Dergleichen Konversationsstücke müßten eigentlich keines Souffleurs bedürfen, oder so memorirt seyn, daß niemand seiner wirklich bedürftig wäre. Herr Porsch gab den eifersüchtigen Professor ganz als feiner Konversationsmann, ohne allen Anstrich von Pedanterie. Wir wollen eben nicht behaupten, daß der Pennalismus ein nothwendiges Appertinenz eines Docenten sey; aber einen sicherern Effect hätte hier der Charakter dadurch bewirkt, wenn er auch nicht mehr Wahrheit dadurch erhalten hätte. Was uns jedoch bemerkenswerther scheint, ist, daß Herr Porsch dem Geist des angenommenen Charakters entgegen, wie uns dünkt, viel zu schnell — und überhaupt im Ganzen zu geläufig sprach, um selbst in der Nähe der Bühne ganz verstanden werden zu können. Auch pflegt er nicht

selten am Schluß der Rede die letzten Sylben zu verschlucken, wodurch gerade im Kozebueschen Dialog manches Goldkörnchen Wiß verloren geht. Die Konversationssprache auf der Bühne muß sich ohnehin von der im gemeinen Leben darin unterscheiden, daß sie in Hinsicht auf Artikulation schärfer bezeichnend erscheint. —

Wer Demoiselle Bessel d. ä. früher in heroischen, ernstern Charakteren bewundert hatte, mußte sie heute liebgewinnen. Ungezwungenheit und Grazie blickten aus jeder ihrer Bewegungen; Unbefangenheit und Ruhe charakterisirten ihr einfaches Spiel, als Professorin. —

Auch Demoiselle Schönhuth erwarb sich als eifersüchtige Ehefrau gerechten Beyfall. Aeußerungen heftiger Leidenschaften gelingen ihr vorzüglich, und Rollen dieser Art sind ganz für sie geeignet; nur mußte sie sich mehr Anstand zu geben bemüht seyn. — Der Gärtner Michel, als das Faktotum des Stückes, so fern durch ihn die Eifersuchtsscenen herbeygeführt werden, ward durch Hrn. Feddersen zur Hauptrolle in der eigentlichsten Bedeutung. Ohne im mindesten zu übertreiben, brachte er nebenher noch ein ein paar Lazziß an, die nur den Beyfall vermehrten, den er ohne dieß erzwang. Ungern erinnern wir uns hiebey auch an Herrn Dittmarsch d. j.; doch geschieht es hauptsächlich, um ihm den Rath zu geben, nicht eher wieder als Liebhaber aufzutreten, als bis er mehr Freyheit in seinen Bewegungen erlangt, den Ton seiner Stimme in seiner Gewalt und wenigstens so viel Dreistigkeit gewonnen hat, um seinem Mitspieler gegenüber die Augen aufzuschlagen.

Daß der Vorhang fiel, um schnell wieder aufzurollen, wurde erwartet. Herr La Roche haran-

quirte das Publikum zum Abschied mit wenig Worten, deren Inhalt jedoch hie und da nicht die beabsichtigte Wirkung hatte. Man tadelte z. B., daß der Redner statt, wie das bey ähnlichen Fällen gewöhnlich ist, um Nachsicht zu bitten, geradezu von „vergnügten Abenden“ sprach, die „er dem Publikum zu verschaffen gesucht.“ Auch dieß letztere, und daß er hiebey in der ersten Person des Singulars redete, fand manche Tadler, deren Meinung dahin auslief: daß die Bescheidenheit ihm wenigstens die erste Person des Plurals hätte in den Mund legen sollen. Wir suspendiren unser Urtheil und begnügen uns mit der bloßen Anführung des Vorfalles und der einstimmigen Aeußerungen darüber.

II.

---

## VIII.

Nachrichten aus Riga über die Jubelfeyer.

(Briefauszug.)

Die Jubelfeyer ist überstanden, und leicht verdaut, kann man sagen; denn auf den meisten Bällen wurde so spät gespeist, daß der größte Theil sie hungrig wieder verließ. — Das Fest begann schon am Vorabend mit einem Epilog im Theater, der in der Anordnung merkwürdig war. Bischof Albert geht mit der Gründung von Riga um, und verfällt darüber in einen Schlaf, während dem ihm im Traum — den Zuschauern aber in wirkli-

cher Gestalt — der Held einer späteren Zeit, Peter der Große, erscheint und verkündet, daß sich in Zukunft die Stadt ihm unterwürfen werde. Man sollte glauben, daß der Bischof von diesem Traum erwacht wäre; aber er schläft aus Höflichkeit fort und läßt den Helden ruhig abziehen, um mit ihm keine Bekanntschaft zu machen — vermuthlich zur Vermeidung des Rangstreites und anderer Kollisionen. Es giebt wirklich eine kitzliche Situation, wenn so ein paar Geschichtshelden, die eigentlich ein halbes Jahrtausend auseinander liegen, zufällig zusammentreffen; da ist es denn sehr klug, den einen entschlummern und nicht wieder erwachen zu lassen, als bis der andere fort ist. — Die Scene verwandelt sich, ohne daß der schlafende Bischof in seiner Ruhe dadurch gestört wird. Im Hintergrunde erblickt man die Wüste Alexanders, die vom dankbaren Volk (Letten, Liven, Russen) befränzt wird. Endlich dehnt sich der Bischof, erhebt sich, blickt verwundert umher und beginnt nun, wachend zu träumen — und endet seine Vision mit einem Knieefall, indem das bekannte Kirchenlied: Nun danket alle Gott *ic.* angestimmt wird, nach dessen Beendigung der Vorhang fällt. Dieser geistliche Ausgang überraschte die theatralischen Weltkinder, und die meisten fanden es daher imponirend. Der Zettel nannte einen Hrn. E. M — r als Verfasser dieses Epilogs, der übrigens, seinem angdeführten Inhalte nach, sich ganz zu einer Schulkomödie eignet.

Des andern Morgens begann das eigentliche Fest mit Glockengeläute. Unter Anführung der Bürgergarden erfolgte hierauf der feyerliche Zug des Magistrats und der verschiedenen Korporationen der Stadt über den Markt in die einfach geschmückte Petrikirche, wo eine Kirchenmusik be-

gann, wozu ein Theil von Haydn's Schöpfung in der Eile modificirt worden war — und, nach der von Herrn Oberpaster Bergmann gehaltenen Jubelpredigt, das Te Deum nach einer neuen Melodie angestimmt wurde, die einen Dilettanten aus der Gemeinde zum Verfasser hatte. Sie war nichts weniger als schöner, wie die alte. Um der Schwierigkeit abzuhelpen, die aus der Unbekanntschaft der Gemeinde mit der neuen Melodie zu erwarten stand; war sie in Noten gesetzt und in mehreren Exemplaren vertheilt worden, und so wurde denn plötzlich die ganze Gemeinde musikalisch und sang nach Noten! Nach Beendigung des Gottesdienstes, der zugleich auch in allen übrigen Kirchen statt fand — strömte alles zum Thor hinaus, auf die Esplanade zwischen der Stadt und der Petersburger Vorstadt, um dem Volksfeste beizuwohnen, das dort gegeben werden sollte. Hier waren auf einem eingekreisten Platz mehrere Tische gedeckt, Stangen errichtet, und oben auf der Spitze derselben gebratene Ochsenköpfe, die, statt des Lorbeers, Bankozettel zwischen den Zähnen hielten — als Preis für den, der sie erkletterte. Außerhalb befanden sich Gerüste für die Zuschauer. Das Spektakel lief ohne Unglück ab, ungeachtet das Gedränge dabey sehr groß war. Auch Kunstbereiter und Puppenspieler trieben in der Nähe unentgeltlich ihr Wesen. Als darüber der Abend einbrach, ging es ins Theater, wo Freykomödie und hier es interessant zu sehen war, wie Höckerweiber und Kutscher, Matrosen und Soldaten, Juden und gemeine Russen sich in den ersten Plätzen brüsteten. Abends war die Stadt herrlich erleuchtet, wobey sich besonders das mit bunten Lampen behängte weitläuftige Rathhaus, und manche allegorische Gemälde mit Inschriften an den Häusern aus-

zeichneten. Vorzüglich schön nahm sich die von beyden Seiten bunt erleuchtete Dünabrücke, mit den im schönsten Lichtglanz flaggenden Schiffen, aus. Eine Freymascherade auf der Börse, neben welcher zugleich ein Ball auf dem schwarzen Haupterhause für Honoratioren statt fand, schloß die Feyerlichkeiten dieses Tages. Am folgenden gab die Commergesellschaft in ihrem trefflichen großen Lokale eine glänzende Mascherade, zu welcher gegen dritthalb tausend Personen Zutritt erhalten hatten. Der dabey befindliche Garten war splendid erleuchtet, wozu die reihenweis mit Lampen geschmückte Dachkuppel des Hauses nicht wenig beytrug. Am Mittwoch Abend wurde in der Euphonia geschmaust und getanzt; außerdem gab es zu dieser Feyer noch manche Privatfeste. Die Gedichte und Flugschriften, die außerdem noch bey dieser Gelegenheit herumgingen, sind schwer zu zählen; die Drucker hatten bey der Säkularfeyer gewiß eben so viel zu thun, als die Lampenputzer. Da diese so gut, wie jene, für die Aufklärung sorgen, so mögen sie hier immer sans comparaison beyeinander genannt seyn.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat August.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

Die Geahnete.

Früh' war die Nacht; am finstern Himmelsbogen  
Durchzüchten Blitze fern den Weltenschleier,  
Mit Dunkel war der Eichenhain umzogen,  
Und alles ruhte still in ernst'ger Feyer;  
Da schritt einher mit muth'gem Schritt, verwegen,  
Ein Waller, der zum Gnadenbild, ihm theuer,  
(Noch schwebt's der Seele vor,) die Blicke lenkte,  
Und in den Boden manche Zähre senkte.

Sein Auge war vom Thränenflor getrübet,  
 Der Busen ward von leisem Ach gehoben.  
 Noch hatt' er nicht geschaut, was er geliebet;  
 Doch, viel erdulnd von der Stürme Toben,  
 Vertrauensvoll die Heldenkraft geübet,  
 Die nieder strahlt von leichten Zonen droben,  
 Und ahnend nur das Götterbild gefunden,  
 Das früh im zarten Herzen wir erkunden.

Die Blüthe, die vom Himmel stammt, zu schauen,  
 Ließ er sein Haar dem Sturmwind sich entfalten,  
 Er scheute nicht der öden Syrthen Grauen,  
 Nicht Donner, die ihm graus vorüber hallten:  
 „Steig' nieder von den sel'gen Sternenauen,  
 Dem Sehrenden Dich huldvoll zu gestalten!“  
 So brach ein Seufzer laut das ernste Schweigen,  
 Dem tiefsten Innern schien er zu entsteigen.

Da schaut' er hingegossen auf dem Rasen  
 Sie, der die Luft den Busen halb enthüllte,  
 Den Blicken, die im Silbermonde lasen,  
 Entthaute Balsam, der das Leid ihm stillte;  
 Er fühlte, wie die Sinnen ihm genasen  
 Und süße Fluth des Trostes ihn erfüllte.  
 Sie grüßt' ihn sanft mit holden Geistergrüßen,  
 Und wonnetaumelnd sank er ihr zu Füßen.

„Im Morgen ist der Stern der Lieb' entglommen,“  
 Erscholl es ihm, wie Aeolsharfensaiten.  
 „Dein Seufzer ist zu meinem Ohr gekommen,  
 Die Thräne sah ich von der Wange gleiten,

Dem rauhen Lebensmeer bist Du entschwommen,  
 Und Liebe will Dich selig aufwärts leiten.  
 Willst Du unwandelbar mir Treu geloben,  
 Wirst Du zum Gott in meinem Arm erhoben.“

Da faßt' ihn an ein niegefühlt's Beben,  
 Die Hochgelobte schwebt ihm leis' entgegen,  
 Erbarmend an den Busen ihn zu heben,  
 Der sich bewegt von lauten Herzensschlägen.  
 „So schaut' ich, Himmlische! Dich niederschweben?  
 Nie faßt die Brust der Liebe vollen Segen,  
 Der, milder Lebensstrom, mir niederfließet, —  
 Ins Innere, selig waltend, sich ergießet.“

Das Heer der Sterne prangte neuentzündet,  
 Der Sturm war mit dem Wolkenschley'r entschwunden;  
 Mit ihr, die Muth und Leben gab, verbündet,  
 Empfand er sel'ge, hochbeglückte Stunden,  
 Im Herzen war ein Gottesreich gegründet,  
 Als plötzlich seinem Arm sie sich entwunden.  
 Schon schimmert' sanft der Mond am Himmelsbogen,  
 Doch sie kommt nicht mit ihm heraufgezogen.

Da hört er Stimmen sich zum Chor vereinen:  
 „Warum bejammern, die Dein Herz erköhren?  
 Warum die Holdin ungestillt beweinen,  
 Die im Gebiet der Täuschung nur verloren?  
 Da, wo die ew'gen Himmelslichter scheinen,  
 Da wird die Freude ewig jung geboren.  
 Drum schwinde Dich hinauf zum Ideale,  
 Mit Engelsflug, aus der Erscheinung Thale!

R. J. Bod.

## Beruhigung.

Sanken Deines Lebens lichte Strahlen,  
 Wo Du von der Freude scheiden mußt,  
 O dann rette Dich zum Idealen  
 In die stille Heimath Deiner Brust.

Deinen Reichthum kann Dir da nichts rauben,  
 Deine Saat hat da nicht Sturm verheert,  
 Dort bewahrst Du Deinen heil'gen Glauben  
 An die Menschheit und an eignen Werth.

Mag die Welt verhöhnen die Gefühle,  
 Die sie nicht begreift und nimmer kennt,  
 Trage sie zu Deinem Lebensziele,  
 Wo sie rein die innre Stimme nennt.

Baron v. Schlippenbach.

## An die Laute.

Der Laute sanfte Lispel schweigen  
 Und hallen aus in Harmonie,  
 Wie Düste, die aus Blumen steigen,  
 So athmen, so entschwinden sie.

Des Wohllauts holde süße Düste,  
 Sie gab und nahm ein Augenblick;  
 Sie beben durch bewegte Lüfte —  
 Und fliehn und kehren nie zurück.

Willst, meine Seele, Du sie fassen  
 Die Töne, welche Dich bewegt:  
 So mußt Du diese Brust verlassen  
 Und gehn, wohin die Luft Dich trägt.

Baron v. Schlippenbach.

## 4.

## Der Pudel aus der Fremde.

Eine Fabel.

Ein Pudel, der sich wacker durch die Welt ge-  
 bissen,  
 Kam wohlgepflegt und kurz und dick —  
 Nur etwas fahl und etwas abgerissen —  
 Nach seiner Heimath einst zurück.  
 Zum alten Herrn, dem tückisch er entrann,  
 Kam wedelnd Euphilag geschlichen und gekrochen, —  
 Das arme Thier! — er nahm es wieder an,  
 Und setz' es mitleidsvoll in den Besitz der — Knochen.

„Ein Wunder ist's!“ so heulten alle Brüder,  
 „Das heißt ein Sprung! das heißt ein Purzelbaum!  
 Und welche Wachsamkeit, er beißt den eignen Traum!  
 Und wie gelebrt! er taucht in jede Pfütze nieder,  
 Und bringt das Längstvergeßne bis zum Heller wieder!  
 Den Hals umschlingt das stolze Hundstagszeichen  
 Der höhern Freymuth und der tollsten Phantasie;  
 Er knurret — das ist Satyre ohne Gleichen!  
 Er winselt — welche Elegie!  
 Er heult — das ist ein Lied, nie zu erreichen,  
 Ein Kriegeslied — so heulte Euphilag noch nie;  
 Wie schon, wie klassisch!“ riefen sie.

Da knurrte Euphilar mit Wohlbehagen,  
 Doch voller Stolz: Ihr traur'gen Kläffer, ihr,  
 kaum fähig — (und es stockte seine Rede hier),  
 kaum fähig einen Hasen todt zu jagen,  
 Erstaunt und wundert euch und wisset für und für:  
 Ich wagt' es, selbst auf einen Löwen anzuschlagen!

„Auf einen Löwen, du? Sprichst du uns Hohn?“

Wir standen etwas weit, um's grad' heraus zu  
 sagen,  
 Versteh mich recht! — so will's der gute Ton, —  
 Und ich, ach! witterte den Löwen schon,  
 Und heulte laut (doch ohne mich beim Muthe zu  
 verweilen),  
 Und stand dem Löwen auf zweyhundert — —

„Wie,“ rief die ganze Schaar mit frohem Ueber-  
 eilen,  
 „Du stand'st (das ist ein Ruhm, ob dem sich selbst  
 der Ruhm verwundert!)  
 Zweyhundert Schritt vom Löwen, nur zweyhun-  
 dert?“

Hier schritt der Heldenpudel gravitatisch vor,  
 Und sprach — den Bürzel hoch, gesenkt das lange  
 Ohr:  
 Ihr Brüder, glaubt's, ich stand, als wär's ein  
 Spiel,  
 Um Knochen in der Hunde Kampfgewühl, —  
 Als gäb's nur einen Siegslohn auszutheilen,  
 Ich stand dem Löwen auf zweyhundert — sag' zwey-  
 hundert Meilen.

Und die Moral? Die sagt und lehrt nicht viel,  
 Und darf sich diesmal nicht bey einem Hund ver-  
 weilen;

Was kann ein Euphlag — als heulen?

„Wart' auf!“ und sich', er hat sich ängstlich hinge-  
 stellt;

„Wie spricht und schimpft und tobt der Hund?“ —  
 er bellt.

„Hier faß!“ — er faßt. — „Libbo!“ — er duckt sich  
 nieder.

Und die Moral? — Peitsch' ihn so viel du  
 willst, er kommt doch wieder!

---

## II.

Gedanken über das Eigenthümliche des deutschen Heldengedichts und der deutschen Dichtungsart überhaupt, angeknüpft an Strickers Karl. \*)

(Eine Schrift, in deren hier erscheinendem ersten Theile die deutsche Welt zugleich mit einem neuen, auf die Sprachwägung gegründeten, Lehrgebäude des Baues deutscher Gedichte bekannt gemacht wird.)

## Erster Theil.

Vom Außerlichen dieser Dichtungen.

Wir Deutschen bedauern, wenn wir jenen Namen verdienen, den Verlust der auf Veranstaltung Karls des Großen gesammelten Bardengesänge; die wirklich erhaltenen Denkmähler aus der früheren Zeit aber kennen wir entweder kaum dem Namen nach, oder wenn wir sie genauer kennen, so verkennen wir doch gemeinhin ganz ihren dichterischen Werth. Wir — ich verstehe unter diesem wir die große Mehrzahl deutscher Gelehrten — wir werden schon in dem zartesten Alter von Allem, was uns und unseren Stamm unmittelbar angeht, so weit ab, und zu Juden, Grie-

---

\*) Aus einem noch ungedruckten Werke: Der Bardenhain, oder über das Eigenthümliche der deutschen Dichtkunst.

chen, Ost- und Westindiern so gänzlich hingezogen, daß es nur einem seltenen Zufalle zuzuschreiben ist, wenn Einer zu dem hingestoßen wird, sich zu dem verirret, was uns alle zuerst und am meisten beschäftigen sollte — zum Einheimischen.

Wenige von den bekannten Heldengedichten fremder Völker werden seyn, die nicht fast jeder gebildete Deutsche, zum Theil in der Jugend schon, gelesen hätte; was von unserm eigenen Volke in dieser Gattung Bedeutendes geleistet worden ist, das bleibt den Meisten, wo nicht immer, doch die längste Zeit ihres Lebens, ein unbekanntes Land. Es erwächst uns indeß zum mindesten Ein Vortheil aus diesem Umstande. Wie nämlich ein Weit- und Langgereister die Vorzüge seiner Heimath zuverlässiger und freyer von Einseitigkeit anzugeben weiß, als der, welcher nie über die nächsten Berge kam, so wird auch unser Ausspruch über die vaterländischen Erzeugnisse nun um so sicherer und allgemein-gültiger seyn, da unser Geschmack, unser Urtheil durch die Bekanntschaft mit so mancherley fremden Kunstarten geläutert und geschärfet worden ist. Und nur dann würde auch dieser Vortheil in einen Nachtheil verkehret werden, wenn wir auf der geistigen Wallfahrt unsere Volkseigenthümlichkeit eingebüßet, für alles, was nicht nach irgend einem Auslande schmeckt, den Sinn verloren, oder aus einem

dummen Stolze alles Einheimische verachten gelernt hätten.

Man glaube nicht, daß ich mich dadurch zum Voraus verwahren, oder das Urtheil Anderer gefangen nehmen will! Womit ich hinterm Berge halte, damit kann ich ohne Umstände hervorrücken. Es ist das Lied von Karls des Großen hispanischer Heerfahrt, das ich zunächst im Auge habe, das ich als eines der ersten und erhabensten Kunstwerke dieser Art bewundere, und das ich hier, wie es mir nach seiner äußern Gestalt und nach seinem innern Wesen erschienen ist, zu schildern versuchen will. Bey dieser Schilderung werden sich mir manche Betrachtungen aufdringen über die Art deutscher Dichtung, vorzüglich deutscher Heldendichtung überhaupt, und ich werde diese Betrachtungen nicht zurückweisen, überzeugt, daß meinem Vorhaben durch diese Darstellungsart wesentlich gedient, und dem Leser die Bezeichnung des Weges, welcher mich zu neuen Ansichten führte, nicht unwillkommen seyn wird.

Was ist denn das für ein Heerfahrtslied? wird man fragen; wo, wann, von wem wurde es verfaßt? wovon handelt es und wie behandelt es seinen Stoff? Ich will auf jedes Stück nach und nach antworten, so gut ich kann, und für's Erste im Allgemeinen mit dem Gedichte bekannt zu machen und das Aeußere desselben zu schildern suchen.

Daß der immer strebsame Karl, den wir Deut-

schen uns nicht dürfen nehmen lassen, mehrere Züge gegen Hispanien, oder wie es auch sonst heißt, gegen die Sarazenen, gethan habe, daß das Pilger- und Kreuzfahrerwesen nicht etwa erst im elften Jahrhundert aufgekommen, sondern zu Karls Zeiten schon recht sehr im Schwange gewesen sey, dieß ist aus der Geschichte satzsam bekannt. Nur muß ich bemerken, daß der in unserm Gedicht beschriebene Zug auch in dieser Art, also als ein heiliger Krieg, geschildert wird, und daß die Ausdrücke Gottesdegen (Gottesheld) Kreuzfahrer, Pilgrim u. dgl. häufig darin vorkommen und vorkommen müssen, da der Pabst durch seine Boten das Kreuz geben ließ auf der Heiden Leben.

So wurde ja auch Ludwigs Zug wider die Normannen als ein Kreuzzug betrachtet, wie das alte Siegeslied ausweist. Karls Heerzug wurde, nach altdeutscher Art, zur Volks Sage, mithin dichterisch ausgemalt, verschönert und eben dadurch — geschichtlich genommen — entstellt. Es wäre mithin thöricht, die Angaben des Gedichts mit denen der Geschichte in Uebereinstimmung bringen zu wollen, und wenn das nicht gelänge, das Ganze, als voll alberner Märchen, herabzusetzen. Gerade daß die Geschichte zum Gedicht erhoben ist, giebt dem Werke den hohen Werth, denn dadurch wird es uns ein allumfassender Abdruck des innern und äußern Lebens jener Zeit. Eben so bringt es die Natur der

Sache mit sich, daß germanisch = christliche Mythologie in dem Ganzen lebe und webe, und daß dieses auch in Hinsicht der Form die Eigenthümlichkeit der Zeit abspiegele. Was Johann Georg Scherz in seiner lateinischen Vorrede zu diesem Werke über dasselbe sagt, zeigt die größte dichterische Verstocktheit. Er urtheilt von unserm Dichter mit Horazischen Worten: er müsse geglaubt haben, es sey ihm alles zu wagen gestattet. Wer freylich ein solches Gedicht mit Horazischen Augen ansehen wollte, hätte noch weniger Recht, darüber zu urtheilen, als Horaz haben würde, wenn er von den Todten auferstünde.

Eben so angemessen dem Gang der Dinge ist es nun ferner, daß die Volksfage von dem Orte ausging, der mehr oder weniger der Schauplatz der Thaten war. Wenn Vater Turpin, den wir, wenn Andere ihn einen Erzähler alberner Märchen nennen, als einen Aufzeichner germanisch = christlicher Sagen verehren, wenn dieser auch so etwas, oder dasselbe, von Karl dem Großen erzählt, so wollen wir uns nicht wundern, sondern uns über die dadurch mögliche Vergleichung freuen. Daß die Sage von provenzalischen, spanischen, normännischen, deutschen, italienischen, ja sogar von dänischen und isländischen Sängern zum Heldengedichte ausgebildet wurde, kann uns eben so wenig befremden, und giebt unserm Gedichte noch eine höhere Wichtigkeit.

Daß aber alle diese Dichter z. B. einen provenzalischen übersetzt und abgeschrieben hätten, daß also auch unser Gedicht nicht als ein deutsches, sondern als bloße Nachbildung irgend eines fremden anzusehen sey, ist eine ganz unrichtige Annahme. Denn einmal läßt sie sich durch nichts beweisen und dann können hinreichende Gründe dagegen aufgeführt werden. Ist doch eben dieselbe Mähr von Deutschen selbst verschieden behandelt worden. In eben dem Bande des Schilterischen Schazes, herausgegeben von Scherz, worin man das Lied von Karls des Großen hispanischer Heerfahrt (so heißt die, dort lateinische, Aufschrift) findet, steht noch ein ansehnliches Bruchstück von einem Gedicht, Karls des Großen Krieg gegen die Sarazenen überschrieben, worin dieselbe Sage, fast nach derselben Ordnung, nur oft mit andern Umständen und Ausmalungen, und im Ganzen kürzer gefaßt erzählt wird, welches noch älter ist, als das Gedicht, wovon ich rede, und, nach Einiger Vermuthen, den Wolfram von Eschilbach zum Urheber hat. Konnte nun ein und derselbe Gegenstand von Dichtern desselben Volks verschieden behandelt werden, wie viel mehr konnte eine alte Mähre von Dichtern verschiedener Völker und Sprachen, auf ganz verschiedene und eigenthümliche Weise bearbeitet werden? Diese Erörterung schien mir nöthig, wegen der Fremdesucht unserer Landsleute, vermöge deren sie auch das Einhei-

mische, daß etwas gelten dürfte, wo möglich aus fremden Quellen herzuleiten suchen, und insbesondere sich viel darauf zu Gute thun, wenn sie einem altdeutschen Gedicht seinen provenzalischen oder normannischen Ursprung nachweisen zu können vermeinen. Solche Vaterlandsfreunde denken nicht daran, daß oft der entgegengesetzte Fall, eine Uebersetzung aus dem Deutschen in die fremde Sprache, eben so möglich sey; denken nicht an das, was ich eben von den Nähren und deren dichterischer Bearbeitung gesagt habe. Diese meine Behauptungen aber werden auch durch das Nibelungenlied bestätigt. Die Sage, welche demselben zu Grunde liegt, war, wie wir aus dem Saxo (Bd. 13. S. 119) sehen, auch in den frühesten Zeiten in Dännemark bekannt und gern gesungen. Auch in der Resenischen Edda findet sich davon ein Auszug, der aber sehr von dem deutschen Gedichte abweicht. Beyläufig gesagt, ich wundere mich, daß die Ausleger und Herausgeber des Nibelungenliedes hierauf, meines Wissens wenigstens, nicht aufmerksam gemacht haben. — Und dann — der Helden- und Dichtergeist damaliger Zeit, war er nicht derselbe am Strande der Ostsee, am Rheine, an der Rhone und an der Mündung der Seine? Waren Normannen, Franken und Gothen nicht deutschen Stamms sammt ihrer Sprache und Dichtung? Sie waren deutscher als unsere entarteten Landsleute! Jedoch von

der deutschen Art des Gedichts weiter unten, wo ich in das innere Wesen desselben eindringen will!

Um jetzt bey dem Aeußeren stehen zu bleiben, wozu denn auch unstreitig der Name des Gedichts gehört, so bemerke ich in dieser Hinsicht, daß dieser zu Anfang von dem Dichter selbst angeben wird:

Diz puech ist Charl genant,  
Der wart seit weiten bechant u. s. w.

Der bloße Name Karl scheint das Werk indess nicht genau genug zu bezeichnen, wenigstens scheint der Zusatz: Strickers Karl, nöthig zu seyn. Durch die lateinische Ueberschrift: Lied von Karls des Großen hispanischer Heerfahrt, hat man es wahrscheinlich von dem angeführten Bruchstück von Karls des Großen Krieg gegen die Sarazenen unterscheiden wollen. Da indess das vollständig erhaltene Werk die vorzüglichste Aufmerksamkeit verdient und erhalten wird, so würde ich meines Theils dafür stimmen, diesem den Namen Kerlingenlied zu geben, weil das Gedicht in so vieler Hinsicht als ein Gegenstück zu dem Nibelungenliede anzusehen ist; weil ferner der Name Kerlinger im Stücke so häufig vorkommt, und dadurch die herrschende Vorstellung, ja selbst das Alter desselben, sehr treffend und, was für Ausführungen wichtig ist, zugleich kurz genug bezeichnet wird. Aus diesen Gründen habe

ich wenigstens meiner Seite zur Einführung jenes Namens hinwirken wollen.

Die Frage: von wem dieß unser Kerlingenlied verfaßt sey? hängt, wie man sogleich sieht, mit der Frage zusammen: wenn und wo es entstanden sey? Diese Sache habe ich schon berührt, und habe auch eben durch den Namen Strickers Karl zu verstehen gegeben, daß ein gewisser Stricker der Urheber desselben seyn müsse. Dieß letztere gründet sich auf die Einleitung des Gedichtes selbst, worin es heißt:

Nu merchet diß mâre  
 Is hat der Strickäre  
 Getichtet durch der werden gunst,  
 Die noch minnent hove leich chunst,  
 Und gerne solich Wort vernehmment  
 Die guten Leuten wol gezement,  
 Den soll hiemit gedienet seyn ꝛc.

Eine andere Handschrift liest dafür:

Diß ist ein alte mâre  
 Un hat es der Strichere  
 Geniwet (erneuet) durch der werden gunst ꝛc.

Nach jener Lesart würden wir Stricker als den Urheber des Gedichtes, nach dieser als den Erneuerer (d. i. neuen Bearbeiter der Mâhre) anzusehen haben, und man siehet leicht, daß nach dem, was ich oben vorgebracht habe, beydes auf Eins hinaus läuft. Scherz giebt die Meinung an, dieses Kerlingenlied sey eine spätere Bear-

beitung des dem Eschilbach zugeschriebenen Gedichts, wovon wir ein Bruchstück haben. Dieser Meinung bin ich nicht, sondern glaube, daß beyde, ungeachtet des gleichen Inhalts, als verschiedene Gedichte anzusehen sind. Es läßt sich nicht denken, daß ein Dichter ein früheres Werk also sollte umgearbeitet haben, daß er alles das, was eigentlich als des Dichters Eigenthum anzusehen ist, verworfen und aus seiner Dichterfülle hinzuge-  
 than, und von dem Vorbilde das bloße Gerippe sollte beybehalten haben. In solchen Fällen übersetzte man beym Abschreiben das Gedicht bloß aus der veralteten oder fremden Sprechart in die gangbare, wie ich sogleich ein Beyspiel hievon bemerkbar machen werde. Nein, wahrscheinlich wußte Stricker so wenig von dem früheren deutschen Dichter, als die dänischen Sänger der Niflungasaga von den deutschen; schöpfte aber mit jenem aus einer gemeinschaftlichen Quelle, wahrscheinlich aus einem provenzalischen Märchenbuche — worauf auch der Schlachtausruf: Montjoye! hinzuweisen scheint. Mit dieser Ansicht stimmt auch eine Stelle im neunten Hauptstück überein, wo Ruland, nachdem alle die Seinen, so wie auch die Heiden, erschlagen dalagen, vor Durst und Entkräftung verschmachtend, an seinen Wunden stirbt, und man nun fragen könnte, wie von dem Allen eine Nachricht habe zu uns gelangen können? Der Dichter antwortet hierauf:

Ich will es sagen wie das Cham,  
 Das man die Wahrheit vernahm,  
 Was sie sprachen oder taten,  
 Ewas sie begangen haben,  
 Dese mochtens nicht gesagen,  
 Sie waren allesammt erschlagen;  
 Samt Egidie der raine  
 Der sas do alters aleine  
 Ezu Provenze in einem hol,  
 Do west ihn Karl vil wol,  
 Der rait durch Gott vil dicke dar,  
 Dem prachte diese rede gar  
 Der heilige Engel geschrieben,  
 Also ist diß vuch her belieben  
 Ungefalschet seine Zeit;  
 So lieb was Gott dieser streit,  
 Das ern selber schreiben hies,  
 Und uns die Wahrheit wissen lies.

Eine andere Handschrift liest statt ezu Pro-  
 venze, d. i. in provincia, zu profant,  
 d. i. in Brabant. Letzteres lag freylich dem Haupt-  
 sitze Karls, Aachen, näher, als die Provence;  
 doch war diese dagegen weniger entfernt von dem  
 Kriegsschauplatze. Ueberhaupt kann man nicht  
 wissen, ob nicht auch dieß zur Dichtung gehört.

Uebrigens steht in einer Handschrift zum  
 Schlusse:

Das vuch hie ein ende hat,  
 Das hat geschrieben Chunrat.

Wegen solcher Unterschriften, wodurch doch  
 bloß der Abschreiber seinen Namen verewigen

wollte, ist es geschehen, da man manche Gedichte dem berühmten Konrad von Würzburg fälschlich beygelegt hat. Dieser Chunrad aber hat am Gedichte keinen weitem Antheil, als daß er vielleicht, was, wie ich eben bemerkte, die Abschreiber wohl thaten, die Sprache hie und da nach seiner Mundart veränderte. Daher finden sich auch einige mangelhafte Reime, z. B.

Von Solis soll die fünfte sein (statt sin)

Von Tempels und von Ermin.

Eine andere Handschrift hat einen Schluß, der wahrscheinlich der ächte ist und zu der Einleitung paßt.

So hätte denn das Kind einen schicklichen Namen, und einen Vater. Mit den letztern wollen wir es für unsere gelehrte Untersuchung nicht so genau nehmen, und glauben, daß es dem Stricker mit höchster Wahrscheinlichkeit zugehöre. Ueber das Alter des Werks will ich auch nicht weitläufiger seyn, zumal da sich dasselbe doch nicht genau ausmitteln läßt. Wir wollen vielmehr dem Gedichte selbst nun, wenn ich so sagen darf, näher zu Leibe gehen. Dabey wird uns denn zuerst in die Augen fallen, daß es von ansehnlicher Länge ist, indem es, nach einer ungefähren Berechnung, 11,300 Zeilen enthält. Johann Georg Scherz hat es seit Erfindung der Buchdruckerrey zuerst herausgegeben, und dabey, wie er in der Vorrede sagt, zwo Handschriften verglichen, bedauert aber,

eine andere nicht haben vergleichen zu können. Wie man in jener Zeit die Gedichte überhaupt, z. B. auch die Psalmen, nach Quintilians Regeln der Redekunst betrachtete und einrichtete, so ist auch dies Gedicht in Hauptstücke und Abschnitte eingetheilt. Auch fehlt dabey die Aufschrift (*in-scriptio operis*), die Vor- und Schlußrede nicht, alles, versteht sich, in lateinischer Sprache angegeben, so wie auch die wörterklärenden Anmerkungen unter der Grundschrift lateinisch sind. Ob jene Abtheilung von Stricker selbst, von einem Abschreiber, oder von Scherz herrühre, ist ungewiß, auch giebt der Letztere hierüber keine Auskunft. Von dem Bau des Gedichts in der Folge! Jetzt will ich zuvörderst von der Sprache desselben als solcher reden.

Die Chunratische Handschrift ist für jeden, dessen deutsche Sprachkenntniß nicht einzig und allein auf die allgemeine Schriftsprache eingeschränkt ist, verständlich genug, um beym Lesen keine unangenehme Störung zu verursachen. Zugleich trägt sie das alterthümliche Gewand an sich, welches einem solchen Werke so gut ansteht. Viele, wie z. B. Voß für seine Uebersetzung des Homer, haben zu erkünsteln gesucht, was hier der ungeförte Gang der Dinge schon, und gewiß viel besser, an die Hand gegeben hat. Die veralteten Wörter sind größtentheils der Art, daß sie sehr füglich selbst in unsere Schriftsprache wieder aufgenom-

men werden können. Ja wegen der näheren Verwandtschaft muß man sie gerade von daher lieber nehmen, als aus mehr fremden nordischen Sprachstämmen. Als Beyspiel führe ich nur das Ausdrucksvolle Wort *urleuge*, isländisch *Drloge*, d. i. Krieg, an; und das Wort *erbolgen*, d. i. erzürnen, dessen Bedeutung mir Jemand aus dem bloßen Klang errieth. Ich kann nicht umhin, nebenher des großen Genusses zu erwähnen, den mir wortforscherische Entdeckungen auch bey Lesung dieses Buches gewährt haben. Diese liegen wegen der vorkommenden alten Sprech- und Schreibarten sehr nahe. Nur einen und den andern Fund will ich hier zum Besten geben. Denn es wird übrigens gewiß Jedem, so wie mir, das Selbstfinden in diesen Dingen mehr Vergnügen und Belehrung schaffen, als das Unterrichtetwerden von Andern. Ob wohl jeder meiner Leser weiß, woher die so gewöhnliche Redensart kommt: aus dem Stegreif reden, spielen u. dgl.? Durch das Kerlingenlied glaube ich auf die richtige Erklärung gekommen zu seyn. Es wird darin der Steigbügel immer *Stegeraif*, d. i. *Steigereif*, genannt. Bügel, von Bug, wovon biegen herkömmt, und reif drücken beyde etwas Gefrümmtes aus. Als Karl den Palligano im Zweykampf erlegt hat, springt er freudig aufs Roß, ohne Stegeraif. Dabey wird vom Herausgeber bemerkt, daß dies ein Hauptkunststück der alten

Ritterschaft gewesen sey, ohne Steigebügel sich außs Ross zu schwingen, und dieses bloß an den Mähnen zu leiten. Aus, oder wie es eigentlich heißen müßte, außer dem Stegerais, reden, spielen u. s. f. heißt mithin so viel, als ungesattelt, ungerüstet, unvorbereitet, eine von jenen Sachen verrichten. Wichtigere Aufschlüsse noch geben die alten Sprachformen. Aus diesen läßt sich die Verwandtschaft der Sprachen u. dgl. viel unzweydeutiger darthun, als z. B. aus der Aehnlichkeit einzelner Worte. Letztere ist gleichsam nur eine äußere Aehnlichkeit, sie kann von außen her stammen; Sprachformen hingegen deuten auf das innere Wesen der Sprache und lassen auf deren Herkunft viel sicherer schließen. Zum Beyspiel die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache, welche um so stärker in die Augen fällt, je ältere Denkmähler der letztern man betrachtet, ist mir auch bey dieser Lesung recht sichtbar geworden. Ich habe unter andern bemerkt, daß die Bildung der Vergleichungsstufen in unserer Sprache zwar auch Aehnlichkeit mit der in der lateinischen, aber noch mehr mit der in der griechischen hat. Im Kerlingenliede fand ich die höchste Vergleichungsstufe immer noch mit dem i, welches durch das schnelle Sprechen jetzt herausgefallen ist, z. B. schöniste, armiste, statt schönste, ärmste, — ganz entsprechend der griechischen Endung auf *istos*. Die zweyte Stufe, die sich

in den drey genannten Sprachen auf er, or, er oß endigt (die doppelte Form im Griechischen kommt hier nicht in Betracht) zeigt die Verwandtschaft eben so deutlich. In den oben angezeigten Zeilen geht die dritte Person der Mehrzahl auf nt auß, wie im Lateinischen, als minnent, vernement, gezement. Die auch in unserm Liede häufig vorkommenden Mittelwörter, z. B.

Den Himmel er wainunde ansah,

entsprechen gleichfalls der griechischen und lateinischen Form. — Doch diese, bisher zu wenig beachtete, Sache lieget außer dem Wege. Ich wollte auch ohnehin hier nur an einigen Beispielen der Art zeigen, daß schon die bloße Sprache unserß Gedichts den Geist angenehm beschäftigen könne. Vielleicht verdankt es diesem, oder einem ähnlichen Umstande, daß man z. B. aus demselben eine große Ausbeute für Geschichte, Abstammungskunde, alte Verfassung ic. zu gewinnen hoffte, seine Erhaltung und Bekanntmachung durch den Druck. Denn auch die Werke der alten Römer und Griechen erhielten sich nicht wegen innerer Vortrefflichkeit, sondern weil die Mönche daraus die Sprachlehre, das Uebersetzen und die Versmacherey erlernen wollten. Sonderbare, doch glückliche Fügung! Von solchen äußern Zufälligkeiten wird auch die Fortdauer des Ruhmes in folgenden Zeitläuften abhängen! Ergeizte und erarbeitete Schätze dem unsichersten Meere anver-

traut. Immer gut indessen, daß wir auch dem Kerlingenliede eine so vielseitige Wichtigkeit nachweisen können.

So verdient nun auch der Zeilen- und Reimbau unsers Gedichts die größte Aufmerksamkeit. Die Ansicht aber, welche ich über diese Sache gewonnen habe, und welche ich hier angeben will, ist, wie ich glaube, neu, und kann, wenn sie gehdrig beachtet wird, wichtig und folgerreich für unsere Dichtkunst werden. Ich werde nämlich zeigen, daß wir uns in Hinsicht des Reimes sowohl, als des Zeilenbaues unnöthige, unsere Sprache ganz fremde Fesseln angelegt haben, daß es im Deutschen kein Sylbenmaaß, wie im Lateinischen und Griechischen, giebt, daß man also im Deutschen nicht von einer Eintheilung der Sylben in lange, kurze und mittelzeitige, in Beziehung auf Zeilenbau, reden darf, wie man bisher allgemein gethan hat; daß überhaupt die einheimische Art ist, die Sylben weder zu messen, noch zu zählen, sondern sie nach ihrer Bedeutung abzuzählen. So viel um mein Augenmerk anzudeuten, und nun Schritt für Schritt!

Er. Chr. Trautvetter.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## III.

Ueber Sonntagsfeyer, mit Bezug auf die, besonders in Kurland vorhandenen, Kirchenfrüge.

Es geschieht ganz in der Regel, daß diejenigen, welche nach der Scheibe schießen, beständig ins Schwarze zielen, um zu gewinnen. Trifft man gleich auch so nicht jedesmal: so kann man doch bey einem geübten Blick und sicherer Hand nicht leicht ganz vom Ziele abirren. Es ist also auch nicht im mindesten auffallend, und niemand darf sich wundern, wenn man bey dem Verfall, bey der sich immer mehr äußernden Verachtung, oder wenigstens Nichtachtung des öffentlichen Gottesdienstes auf den geistlichen Stand hinsieht. \*) Causalität wird von jedem gesunden Menschen anerkannt, wiewohl der Weise und Unweise, wenn sie sich im Fallen zerschlagen haben, nach dem Steine sich umsehn, über den sie fielen. Wer sucht gern vom Fall, Zufall und Verfall den Grund in sich? Und ohne Zweifel kann der Prediger, der von der hohen Würde seines Berufs durchdrungen und über die Bedürfnisse der Menschheit aufgeklärt ist, durch die Innigkeit seines Gemüths und durch eigene religiöse Begeist-

\*) Die Aufgeklärten mögen sich aus dem Folgenden, statt der anstößigen, passendere oder modernere Ausdrücke und Bezeichnungen wählen.

rung sehr viel bey der Mehrzahl seiner Gemeinde für die Heilighaltung des Kultus wirken. Der Prediger, welcher nicht, wie zu Frohndiensten, in der Kirche vor den Gläubigen erscheint, und nicht im blühenden Bewußtseyn seiner bis zur kältesten Verständigkeit gediehenen Aufklärung vor den Ohren seiner Zuhörer Begriffe spaltet und zusammensetzt, oder nicht statt Seelennahrung einen Ohrenschmauß zum Besten giebt, wird immer einen Kreis Andächtiger um sich versammeln können. Noch nie hat es einem Begeisterten an Zuschauern und Zuhörern gefehlt, und nimmer kann ächte Begeisterung entgeistern. Wer in die Tiefe des Gemüths eines Kindes hinabzusteigen und die verschlungenen Knoten von dunklen Ideen und Gefühlen desselben aufzulösen versteht, wer dessen innere Offenbarungen ihm ins klarere Bewußtseyn zu bringen weiß, der hat das wahre und einzige Mittel zur Unterhaltung, Belehrung und Erziehung gefunden. Und es ist ein bedeutender Fortschritt in der Bildung des Kindes geschehen, wenn es sich als Mensch fühlt und erkennt. Am frühesten Morgen ist Himmel und Erde, Wasser und Land noch Eins, noch ein lebloses Chaos. Auf der Stufe der Kindheit weiß man noch nichts von mehreren Seelenkräften, auch dann noch nicht, wenn man sich der Geistigkeit schon bewußt ist, und im Vortrag, der den Menschen zergliedert, jedes Wie? und Warum? des ganzen Baues und

der einzelnen Theile tieffinnig untersucht, kann nur für den künftigen Anatomen wichtig und unterhaltend seyn, aber nicht für den Andächtigen, der Nahrung sucht für seine Seele. Und eben so wenig kann der auf Nutzbarkeit rechnen, der durch Phantasie das höchste Gut darzustellen und zu bewirken, oder durch ein viel- und wohlthöniges Wortgepränge des ganzen Menschen sich zu bemächtigen hofft. Siehe! wie die Natur den ganzen Menschen anspricht und ergreift! Wie sie alles, wo keine fremde Willkühr zerstörend eingreift, vollkommen ausbildet! Freyheit und Nothwendigkeit gehen bey ihr in schönster Harmonie Hand in Hand; sie ist die vielgestaltige, vielnamige Göttin, die überall und immer die Eine, dieselbe ist, und nach ewigen Gesetzen mit regem Leben die Theile zur Erhaltung des untheilbaren Ganzen erfüllt. Führer und Lehrer des Volks müssen den ganzen Menschen ins geistige Auge fassen, und alle Vorträge an das Volk müssen die Vernünftigkeit, Verstand, Phantasie und Empfindung gleichförmig aufregen und beschäftigen; unterhalten und genährt müssen werden die, welche durch ihren Verstand zu empfinden suchen, und durch ihr Gemüth zu denken gewohnt sind. Nur bey wenigen in der zahlreichsten Versammlung ist die Vernunft so entwickelt, daß sie sich zur Erkenntniß des wahrhaft Heiligen zu erheben, und die Idee der Religion in reiner Klarheit anzuschauen ver-

mögen; bloß religiöse Ahnungen erfüllen ihr Gemüth, das Höchste schwebt ihrem Geiste nur in verworrenen Gestalten vor. Daß aber ästhetisches Gefühl die Stelle von religiösen Gefühlen nicht wohl vertreten kann, lehrt die Geschichte der Griechen. Nur die ewige, göttliche Idee entflammt die Begeisterung echter Art, und erzeugt den festen heiligen Willen. Daß nun hier und da in der Beschaffenheit des protestantischen Kultus im Ganzen, und namentlich in der Art und in dem Geiste der öffentlichen Vorträge der Prediger, ein entscheidender Grund zur Vernachlässigung der kirchlichen Andachtsübungen liegt, wird gewiß keiner leugnen, der diese wichtige Angelegenheit mit wachem Auge beobachtet. Aber viel, recht viel zugestanden, was man dem Predigerstande wegen der vorzüglich unter den Protestanten gesunkenen öffentlichen Religion zur Last legen mag: so kann man doch unmöglich die Augen vor den tausend andern Ursachen dieser bedenklichen, und wie ich meines Theils fest überzeugt bin, gefährlichen Zeichen der Zeit verschließen. Sollte jemand den Ton dieses Aufsatzes zu ängstlich, oder wohl gar possirlich finden, weil die ganze Sache doch nur eine Kleinigkeit — Religion — beträfe, mit dem habe ich hier nichts zu schaffen, und er mag seines Glaubens leben. Wer aber den Gang der menschlichen Sittlichkeit mit unparthenischem Auge beobachtet, wird entdecken, daß bey dem Volke mit

der Geringschätzung der öffentlichen Religion Nothheit herrschend wird, und wahre Religiosität abnimmt, und daß durch einen vernünftigen Kultus wahre Religiosität ausgebreitet, genährt und erhalten wird. Der Uebergang von Nichtachtung der öffentlichen Religion zur gänzlichen Verachtung derselben ist bey dem größten Haufen sehr schnell und gewiß. Die Begriffe über diesen Gegenstand haben sich geändert, aber die Aufklärung ist nirgends so sehr, als in diesem Stücke, negativ. Leiblichen und irdischen Segen erwarten nur wenige davon, und der moralische Nutzen hat für die meisten noch zu wenig Reiz. Jetzt sind reine Begriffe mehr, als je, dringendes Bedürfniß für den gemeinen Mann! Aber die Natur führt durch keinen Sprung von nächtlicher Finsterniß zum Tageslicht; die Dämmerung ist in der Völkergeschichte und bey jedem einzelnen Menschen eine wichtige und nöthige Periode. Und reine Wahrheit und reine Religion hatten von jeher nur einzelne Auserwählte in dem Volke. Nur Wenigen offenbart sich die Gottheit im Innern und von innen; die Meisten fragen die Andern: was ist Wahrheit? und: was sagen die Leute, welches die wahre Offenbarung sey? Aber keine Religion ist ohne Gott und ohne Ahnung eines Heiligthums. Darum sollten alle öffentlichen Bildungsanstalten, alle Dörfer und Läger, der öffentlichen Gottesverehrung geweiht, in hohen Ehren und

heilig gehalten werden. Es wäre viel besser, gar keine Kirchen und Feyertage zu haben, als profanirte; eine Religion kann nicht wirken, noch bey dem Volke sich in Ansehen erhalten, gegen deren öffentliche Anstalten man Verachtung an den Tag legt.

Ich trete hier nicht als ein Bertheidiger einer Art von jüdischem Rigorismus auf; ich weiß sehr wohl, daß man die Thorah äußerlich auf der Brust hängen haben kann, ohne das Gesetz im Herzen zu haben. Ich will nicht, daß die Leute in die Kirche getrieben werden sollen. Diese Sache erfordert freyen Willen und Ueberzeugung; Zwang kann hierbey dem Menschen nichts nützen, und Ueberzeugung nicht geboten werden. Daß aber das Sonntagsdekorum durch weise Polizeygesetze und noch mehr durch die öffentliche Meinung aufrecht erhalten werden solle; daß die Stimme des Predigers ohne anderweitige kräftige Mitwirkung die Stimme eines Rufers in der Wüste ist, und daß die Moralität des Einzelnen und das Wohl des Staats dabey gar sehr interessirt ist; das ist es, was ich behaupte und worin ich die Zustimmung aller Menschenbeobachter und Menschenfreunde und aller aufgeklärten Patrioten mir versprechen kann. Die Krankheit, die an unserm kirchlichen Bunde naget, ist vollständig, und durch Zwang, Befehle, schöne Liturgien und neue Gesangbücher wird sie nimmer gelöst. Wir werden bald Feyer-

tage ohne Feyer, und Kirchen ohne Zuhörer haben. Ich will über diese Phänomene hier keine Klage-  
lieder anstimmen; dies wäre eben so thöricht, als  
unnütz. Daß, was jetzt ist, liegt in der Ver-  
gangenheit, in dem Gange, den die Bildung ge-  
nommen hat; und wer mag leugnen, daß unend-  
lich viel Gutes, viel Vorzügliches darin lag, und  
daraus hervorgegangen ist? Nur in Hinsicht auf  
die gem eine Klasse der Menschen, rede ich hier  
von der Sonntagsfeyer und von den sogenann-  
ten Kirchenfrügen in Kurland, die so oft Mör-  
dergruben der Sittlichkeit für den Landmann  
werden.

Der Sonntag ist außer seinem Hauptzwecke,  
der öffentlichen Gottesverehrung, auch ein Erho-  
lungstag für die schwer arbeitende Menschenklasse,  
welche selten eine andere Zeit zum Genuß eines  
Bergnügens übrig hat. Beyde Zwecke können und  
müssen neben einander bestehen. Stimmung zur  
Freude ist in der Regel Stimmung zum Guten,  
und wer wollte nicht ein Jauchzen der Lustigkeit  
am siebenten Tage dem gönnen, der unter beu-  
gender Last sechs Tage geknechtet hat? Oder wer  
wollte aus grausamer Politik einen Kirchens-  
zwang als Sonntagsfrohne einführen wol-  
len? Wenn sie nirgends mehr seyn wird, so  
muß hierin einem jeden die Freyheit gelassen  
werden. Alles, was der Staat dabey thun  
kann, ist, daß er die Hindernisse wegräumt,

welche dem Unterricht in der Kirche und der öffentlichen Gottesverehrung im Wege stehen. Denn wiewohl das Christenthum keine Staatsreligion und kein Werkzeug der Politik ist: so ist doch die kirchliche Gottesverehrung eine verfassungsmäßige, höchstnützliche moralische Anstalt im Staate. Die Kirche ist einmal eine vom Staate anerkannte, wegen ihres auch dem Staate zu Gute kommenden Zwecks geachtete Gesellschaft; sie hat ihre Rechte, wie jede andere anerkannte Gesellschaft, und ist um ihres eigenen Nutzens und Bestehens, so wie um des Staatszwecks willen, der polizeylichen Aufsicht unterworfen. Das Kind und das Volk muß geleitet werden; man muß ihm das wegnehmen, was es nicht haben, an dem hindern, was es nicht thun soll. Dies ist der Gang der Natur. Es giebt — die Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts bestätigt es — es giebt zur Moralität keinen andern Weg, als durch Legalität. Das Kind und das Volk bedarf einer Gesetzgebung von außen; so will es sein eigenes und das Staatsbeste. So wenig aber Strafen und Zwang überhaupt bey der Erziehung Hauptsache seyn können: so müssen besonders in kirchlichen Angelegenheiten nie Maaßregeln ergriffen werden, welche die natürliche und bürgerliche Freyheit unnöthiger Weise einschränken. Man muß niemand binden, als so weit er gebunden seyn will.

Wenn wir von dem richtigen Grundsatz ausgehen, daß jede von dem Staate anerkannte Gesellschaft auch auf Schutz Ansprüche machen kann: so kann auch die kirchliche Gesellschaft erwarten und verlangen, daß dieselbe Polizey, welche dafür wacht, daß an Geschäftstagen niemand in seinem bürgerlichen Gewerbe gestört wird, auch der öffentlichen Gottesverehrung diese Achtung und Fürsorge erweise. So lange nicht der bestehende kirchliche Bund durch laute und allgemeine Uebereinstimmung für aufgelöst erklärt wird, kann und darf niemand, seine Privatmeinung darüber möge nun seyn, welche sie wolle, etwas unternehmen, was gegen die erlaubten Zwecke dieser Gesellschaft ist; und jedes Glied der Gesellschaft hat das Recht, zu verlangen, daß es ungehindert diesen Zwecken nachstreben könne. Der Hauptzweck der Feiertage und der kirchlichen Versammlungen ist moralische Veredlung und Besserung der Menschen durch Religion und Belebung des religiösen Gefühls. Dieser Zweck ist für den Einzelnen und den Staat so wichtig, daß Gesetze, und noch mehr öffentliche Meinung und Sitten ihn als hochheilig ehren, und durch alle vernünftigen Mittel befördern sollten. Die besten Mittel aber müssen der Natur des Gegenstandes nach mehr negativer Art seyn, indem von Dbrigkeitswegen, ohne Sabbathbedikte, alles verhütet würde, was dem Zweck der Feiertage und

der kirchlichen Versammlungen hinderlich seyn kann. Keine Märkte, keine andere öffentliche Gelegenheiten, die zu Unruhen und Unordnungen einladen, kein Herumschweifen des Pöbels, kein lärmendes Geräusch an den Kirchen, dürfen billig an geheiligten Tagen gestattet werden. Es muß durchaus zur Zeit der öffentlichen Gottesverehrungen mehr Ruhe und Stille seyn, damit der Kultus mehr Eindruck gewinnen und die äußerliche Zucht der schwachen Vernunft, das äußere Dekorom der Phantasie wohlthätig zur Seite gehe und zu Hülfe komme. Wer es mit der Menschheit und mit seinem Vaterlande gut meint, muß wünschen und an seinem Theile verhüten, daß der Ueberrest von Achtung gegen das Aeußerliche der Religion bey dem Volke nicht vertilgt werde. Noch einmal: Besser gar keine, als profanirte Feyer- tage; so wie es besser ist, gar keinen Eid zu leisten, als insgeheim und öffentlich darüber zu lachen. Die durch Furcht und Hoffnung bewirkte Legalität kann den Menschen zur Moralität erheben; so wie der die Regeln des Wohlstandes leichter und besser begreift, der als Kind durch Zucht, nach ihnen sich zu betragen, gewöhnt war. Legalität zähmt Begierde und Leidenschaft, und durch sie entsteht Harmonie im ganzen Wesen des Menschen, ehe noch die erwachsene Vernunft die Zügel der Regierung ergreifen kann. Die in jedem Gemüth tief liegen-

den Ahnungen von dem ewigen und Göttlichen — das Heilige im Menschen — offenbaren, und klären sich früher bis zur Erkenntniß und bis zum Leben in Religion auf, wo die Legalität der Verwilderung vorgebeugt und an ein Leben nach Gesetzen gewöhnt hat.

Es giebt zwar in jedem christlichen Staate und auch bey uns gewisse zweckmäßige und heilsame Polizenverordnungen für ein gewisses Sonntagsdekorum, und namentlich über Ordnung und Stille während der Stunden öffentlicher Gottesverehrungen; allein nicht nur kommen viele Dinge leichtlich in Vergessenheit, sondern auch, wenn nicht aus Verachtung, doch aber aus Indifferentismus gegen Religion, oder wenigstens aus Mangel an Reflexion über den Zusammenhang zwischen öffentlicher Religion und Religiosität, werden viele Dinge begünstigt, die auf die Moralität, Ordnung und Wohlfahrt des ganzen Volks den verderblichsten Einfluß haben werden und schon haben. Man kennt nicht das Volk, man ist, bey Gott! überhaupt kein Menschenkenner, wenn man aus der Erfahrung, wie wenig bey vielen Menschen äußerliche Religion mit ihrer Denk- und Handlungsweise in Verbindung stehen, folgern will, daß der öffentliche Kultus eine an sich ganz gleichgültige, unnütze, oder wohl gar schädliche Sache sey. Man kennt durchaus nicht die Wichtigkeit des Positiven, wenn man keine andere, als die

Selbstgesetzgebung für diejenigen annehmen will, die nur noch das Gesetz in ihren Gliedern kennen. Man urtheilt gegen alle Erfahrungen, wenn man behauptet, daß eine regere kirchliche Gesinnung nicht zu höherer Religiosität führen könne. Aber der Vorhof und das Innere der Kirche müssen heilig gehalten werden, wenn die Gläubigen von der nahen Gottheit sollen ergriffen werden. Man lasse zu der Zeit, wann der Landmann, jung und alt, in gepuzten Reihen zur Kirche zieht, aus den offenen Bier- und Branntweinhäusern die Gläser ihm entgegen winken, lärmende Musik, und um dem Ganzen ein Relief zu geben, feile Dirnen ihn einladen, und wahrlich! man muß sich keinen schwachen Menschen, keinen rohen Landmann, sondern einen Philosophen, einen vollendeten Weisen denken, wenn man erwartet, daß alle diese Lockungen bey allen ohne Erfolg bleiben sollen. Und wenn nun das alles in der Nähe der Kirche geschieht, wie soll man die Inkonsequenz nennen, zu derselben Zeit, da der Mensch in ein höheres heiliges Reich erhoben werden soll, ihn zum bloßen Thiere herabzuziehen? Wie soll man den Hohn gegen die Menschheit begreifen, der sich darin ausspricht, wenn man Gruben gräbt, worein die Kinder fallen, Aergernisse giebt, denen die Schwachen unterliegen und Zweifel bey dem bessern Theile der Mitmenschen erregt, Zweifel über den Werth heilig gehaltenener Gegenstände,

Zweifel, ob da, wo so etwas geduldet wird, das Heilige heilig sey? Ach! man verhüte doch, besonders in unsern verhängnißvollen Tagen, solche Zweifel! Wer helfen kann, helfe! Möge jeder Staatsbürger bald einsehen, daß, wer der Immoralität Vorschub leistet, sein eigenes und seiner Mitbürger Wohl in unvermeidliche Gefahr setzt! Hohe Ehre dem Manne, der das physische und moralische Wohl seiner Mitmenschen ehrt, und an seinem Theile befördert! Heil dem Lande, wo jede gesetzmäßige Anstalt bey ihren Rechten erhalten und geschützt wird, wo im Geiste einer völligen und wahren Religionsfreyheit niemand gestattet wird, keinen der Kleinen zu betrüben, und keinen der Schwachen zu ärgern. Heil und Ehre in unserm theuren Vaterlande jedem Edeln, der durch Beyspiel und That dazu beyträgt, daß das Reich Gottes immer näher zu uns komme und allgemeiner ausgebreitet werde!

Richter.

---

## IV.

## Der häßliche Prinz.

## Ein Märchen.

Zambedin wurde, zur Zeit der Feen, in einem jener morgenländischen Königreiche der großen Tartarey geboren, die auf keiner Charte bemerkt sind. Die Freude, welche seine Aeltern bey seiner Geburt empfanden, ward bald nachher durch seine außerordentliche Häßlichkeit sehr gemildert; diese erreichte mit den Jahren einen solchen Grad, daß auch die schmeichlerichsten Höflinge die Gestalt des Raben nicht zu loben wagten. Man suchte ihn, so lange es ging, unter allerley Vorwänden, vor der Mutter zu verbergen; und als es endlich nicht länger möglich war, erschütterte sie sein Anblick so sehr, daß sie darüber in eine Krankheit verfiel und bald darauf starb. Der König beweinte seine Gemahlin nach Gebühr — oder beweinte sie auch nicht, — ein Umstand, der nichts zur Sache thut, und war von diesem Augenblick nur mit der Erziehung seines Sohnes beschäftigt; er wandte um so mehr Sorgfalt darauf, als er die körperlichen Gebrechen bey ihm durch Geistesvorzüge ersetzen wollte. Auch wurde ihm das bey dem Knaben nicht schwer; sey es nun, daß er dies der Natur oder dem Geschenk irgend einer wohlthätigen Fee verdankte — die Geschichtschreiber haben, vielleicht dem Monarchen zu Liebe, und um ihn

allein das Verdienst zu gönnen, ein Geheimniß daraus gemacht.

Zambedin wußte sich schon in seiner frühesten Kindheit beliebt zu machen, und zeichnete sich besonders durch ein gefälliges Betragen und durch die Sanfttheit seines Charakters aus. Nie ließ er Eigensinn oder kindischen Unwillen blicken. Unterhaltend von dem Augenblick an, da er sprechen konnte, hatte er schon frühzeitig, ohne daß es ihm jemals gesagt worden wäre, begriffen, daß körperliche Wohlgestalt weniger, als die äußerste Höflichkeit schadet, zu nützen vermag. Selbst im höchsten Unwillen sagte er Dinge, die gefielen; und that er es absichtlich, so bezauberte er vollends. Der ganze Hof war übrigens entzückt von den Beweisen seiner Güte und Herablassung; die Hofdamen wurden fast närrisch darüber, denn gegen sie war er besonders freigebig und galant. Man wünschte allgemein nichts sehnlicher, als daß eine wohlthätige Fee erscheinen möchte, die das Versehen der Natur an ihm wieder gut machte. An Feenbesuchen fehlte es zwar nicht; denn die Residenz lag an der Landstraße. Auch wurden sie mit ausgezeichnete Pracht und Höflichkeit empfangen; allein, schon gewohnt, überall ihre Wohlthätigkeit, ihre Reize und ihre treffliche Eigenschaften rühmen zu hören, nahmen sie die Komplimente darüber für Wahrheit, — und diese wird in der Regel nie bezahlt.

Eines Tages fuhr Zambedin mit seinem Hofmeister vorß Thor spazieren. In einem nahen Wäldchen begegneten ihnen zwey Frauenzimmer, denen man es ansah, daß sie das Wandern nicht gewohnt waren. Da sie dabey, dem Ansehn nach, von Stande zu seyn schienen, so ließ der Prinz halten und äußerte ihnen seine Verwunderung darüber, sie allein und ohne Begleitung zu sehen. Und als er darauf von ihnen erfuhr, daß sie nicht weit davon ihren Wagen zerbrochen hätten, so bat er seinen Begleiter, sie aufnehmen zu dürfen, und lud die Schönen ein, bey ihm im Wagen Platz zu nehmen; was sie denn auch gern thaten. Die erste Unterhaltung mit ihnen überzeugte ihn bald, daß er sich in Absicht ihrer nicht geirrt hatte; sie entwickelten darin eine Annehmlichkeit, die der seinigen zur Folie diente. Denn der größte Vorzug seines Geistes bestand darin, daß er sich den Fähigkeiten eines Jeden zu accommodiren wußte, ohne seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

Bey ihrer Ankunft in der Residenz verlangten die beyden Damen mit außß Schloß. Hier gaben sie sich als Feen zu erkennen. Der König war über das kluge Benehmen seines Sohnes gegen sie nicht wenig erfreut, und bedauerte nur, daß man ihm ihre Ankunft nicht früher gemeldet hatte. Indessen wurde das Schloß sogleich erleuchtet und der ganze Hof versammelt. Unsere beyden Feen

waren nicht mehr in der Blüthe der Jahre; die Komplimente, die man ihrer Schönheit machte, fielen daher sehr gezwungen aus und machten wenig Glück. Zambedin lobte an der einen, die stark geschnürt war, ihren schlanken Wuchs, und bemerkte: daß man bey einer so schönen Taille gern Allemande tanzen mußte. Ihre Antwort bestand in einem höflichen Lächeln — und auf der Stelle begann ein Ball. Da die andere eben keine Tanzlust verrieth, und er selbst krumme Beine hatte, deren eins einen halben Fuß länger als das andere war, so präsentirte er ihr die Karte zu einer Partie Boston und nahm dabey Gelegenheit, ihren Anzug zu loben, der ihr, nach seiner Meinung, ganz außerordentlich kleidete und bey aller Einfachheit den größten Puz übertraf; auch fand er, daß sie zum Bewundern spielte. Im Spiel selbst mochte sie zanken, so viel sie wollte; er gestand immer, daß er Unrecht hätte. Kurz, es gelang ihm, seine beyden Reisegefährtinnen aufs angenehmste zu unterhalten. Den andern Tag setzten sie ihre Reise weiter fort, und äußerten bey dem Abschied ihre Zufriedenheit mit der Aufnahme.

Als Zambedin einige Tage darauf durch die Gallerie ging, fand er in einem Winkel ein Kästchen von chinesischem Holz, das mit den köstlichsten Steinen ausgelegt und in Stelle des gewöhnlichen Schlosses mit einem kleinen goldenen Vorhängeschlosse versehen war; daneben aber ein Za-

schenbüchelchen von Maroquin, auf dessen Klau-  
sur die Worte standen: „Dem Prinzen Zambedi-  
din.“ Er öffnete es, und das erste, was ihm in  
die Hände fiel, war ein Billet des Inhalts:  
„Daß das Kästchen dem gehöre, der es aufzu-  
machen verstünde. Nur dann, wenn die ins  
Schloß gegrabenen Buchstaben auf die gehörige  
Weise zusammengesetzt würden, paßte jeder Schlüs-  
sel.“ Diese Buchstaben fanden sich noch auf vier  
und zwanzig verschiedenen Papierstreifen wieder-  
holt; einen davon behielt der Prinz für sich, die  
übrigen vertheilte er unter die angesehensten Hof-  
leute beyderley Geschlechts — das Kästchen über-  
gab er in die Hände des Königs. Am Abend ver-  
sammelte sich der ganze Hofstaat, um sein Heil  
daran zu versuchen, aber keinem wollte es glücken,  
bis zuletzt Zambedin erschien; die Buchstaben, die  
er zusammengesetzt, bildeten in chinesischer Spra-  
che das Wort „gefallen“ — und sogleich  
sprang, unter seiner Hand, das Schloß auf.

Das Kästchen enthielt eine Menge glänzen-  
der, kostbarer Bijouterien; er vertheilte sie auf der  
Stelle an alle, die sich vergeblich bemüht hatten,  
es zu öffnen, und fühlte sich dadurch schon be-  
glückt, daß Jeder erhielt, was er sich selbst gewählt  
haben würde. Er behielt das Kästchen und eine  
Tabatiere, die, seiner Meinung nach, die vor-  
nehmste Zier desselben ausmachte. Sie war von  
griechischer Einfassung, und auf dem Deckel be-

fand sich das reichbesetzte Portrait eines schönen Mädchens, im Medaillon. Zambedin fühlte sein Herz zum erstenmal ergriffen; er zeigte das Bildniß keinem, als dem König, seinem Vater, der die Dose öffnete und darin zwey durchaus ähnliche Ringe fand, deren jeder aus einem höchst kostbaren Diamant bestand. Der Prinz steckt die Dose zu sich, unterließ aber nicht, sie von Zeit zu Zeit hervorzulangen, um das Portrait zu betrachten.

In seinem, der Feenherrschaft unterworfenen, Königreich war es hergebracht, daß der jedesmalige Thronerbe, wenn er das achtzehnte Jahr erreicht, allein und ohne Gefolge, bloß in Begleitung eines Knappen — diesem unentbehrlichen Anhang jedes Ritters — eine Reise unternahm, um einige Abentheuer zu bestehn, welche der Feen Schutz mehr oder minder interessant und berühmt machte. Es war jetzt hohe Zeit für Zambedin, diese Reise anzutreten. Ihn die Reise zu Pferde machen zu lassen, war nicht rathsam, weil er nie einß bestiegen hatte und sich nicht darauf halten konnte; man gab ihm also ein einfaches, niedliches Kabriolet, außerdem bestand seine Equipage in einem gutabgerichteten Gaul und einem reichgekleideten Neger. Er reiste gegen Abend, in Gegenwart des versammelten Hofes, ab, der ihm die lebhafteste Theilnahme an seinem Schicksal zu erkennen gab; und, von den Segenswünschen des Volks bis zum Ausgange des Parks begleitet,

schlug er hier den ersten Weg ein, der sich ihm darbot.

Es war in der Mite des Sommers, unter dem schönsten Himmelsstrich, wo die Nacht sich vom Tage nur durch eine kühlere Atmosphäre und durch einen geringeren Grad von Helle unterschied. Die Früchte, welche ringsumher, auf den Bäumen lastend, die Ebene schmückten, boten dem Wanderer Erfrischung, und nur das Riesel der Quellen, worin sich der Vögel Gesänge mischten, unterbrach die ländliche Stille. Bey jedem Schritt erweiterte sich die Brust des Prinzen; war er des herrlichen Schauspiels der Natur müde, so betrachtete er das Portrait auf seiner Dose.

Eines Abends saß er in dieser süßen Beschäftigung am Abhang eines schattigen Hügel. — „Eine herrliche Dose — und was für ein niedliches Gesicht!“ rief’s mit einmal über seine Schulter, ohne daß er jemanden wahrnahm; „wollen Sie mir sie verkaufen? ich gebe Ihnen alles dafür, was Sie verlangen.“ Zambedin sah sich um, und erblickte jetzt einen prächtig gekleideten Ritter, dessen Pferd in einiger Entfernung, neben seinem Kabriolet, stand. „Es thut mir leid,“ erwiederte Zambedin, der seine Dose fester hielt, „daß ich Ihnen hierin nicht gefällig seyn kann; allein die Dose ist mir um keinen Preis feil.“

„Wollen Sie sie vertauschen?“ fragte der Unbekannte.

„Eben so wenig,“ antwortete der Prinz.

„Ich habe nun einmal die Grille,“ fuhr jener fort, „und ich muß sie realisiren. Sie aber würden weniger Schwierigkeiten machen, wenn Sie wüßten, wer ich wäre; ich bin — —“

„Alles, was ihnen beliebt,“ unterbrach ihn der Prinz mit Hefigkeit, „aber die Dose erhalten Sie nicht.“

„Doch;“ sagte der Unbekannte, indem er die Stimme erhob. „Ich bin nicht gewohnt, mir Gefälligkeiten von Leuten Ihres Gleichen verweigern zu lassen, und ich werde mir die Dose zu verschaffen wissen, sey es in der Güte oder mit Gewalt.“

„Mit Gewalt?“ rief der Prinz, indem er vor Wuth erblaßte; „das wollen wir sehen.“

„Ich glaube gar, mein kleiner Freund,“ sagte der Unbekannte, „Sie fordern mich heraus?“

„Ich gestehe gern,“ erwiederte Zambedin, „daß die Parthie ein wenig ungleich ist; aber es sey darum.“ Damit trat er einige Schritte zurück und legte die Hand an das Schwert. Allein in demselben Augenblick erhob sich ein fürchterlicher Sturm, die Luft verfinsterte sich, dicke Staubwirbel verhüllten den Prinzen und rissen ihn mit sich fort. Als das Unwetter vorüber war, fand er sich neben seinem Wagen wieder, und nachdem er hier lange genug auf seinen Gegner gewartet, den der Sturm wahr-

scheinlich nach einer andern Gegend verschlagen hatte, bestieg er sein Fahrzeug und setzte seine Reise weiter fort.

Sein Weg führte ihn einem reizenden Hain vorüber. Das klare Wasser einer nahen Quelle und die Schönheit der Früchte waren zu einladend, um nicht hineinzutreten. Kolibri — so hieß sein Neger — blieb bey dem Wagen. Als Zambedin sich der Quelle näherte, trat ein Mann auf ihn zu und fragte mit der größten Ehrerbietung: ob er es erlauben wolle, ihm die gehörige Stellung anzuzeigen? „Sie sollen sich darin zum Bewundern ausnehmen“ — fuhr er fort. — „Ihren Kopf ein wenig mehr auf die linke Schulter — nur eine Stunde bleiben Sie in dieser Lage, dann sind Sie meiner los.“

Zambedin war erstaut. „Ich bitte Sie,“ sagte er, „was kann es Ihnen helfen, daß ich in dieser Stellung verharre?“ — „Sehen Sie denn nicht dieß Pallat, die Leinwand und den Pinsel hier? Ich bin beauftragt, alle muthmaßlichen Thronerben der benachbarten Königreiche zu konterfayn; ich wußte, daß Sie hier passiren würden“ —

„Nicht doch,“ unterbrach ihn der Prinz; „meinetwegen bitte ich Sie, sich gar nicht zu bemühen. Meine Gestalt ist nicht so anziehend, um zu wünschen, daß sie auf die Nachwelt käme.“

Mit Achselzucken erwiederte der Maler: „Ich muß den Befehlen der Feenkönigin gehorchen.“

Eine junge heirathsfähige Prinzessin soll jetzt unter allen Prinzen denjenigen wählen, dessen Portrait ihr am meisten gefallen wird.“

„So gewiß ich bin, daß mich ihre Wahl nicht treffen wird,“ entgegnete der Prinz, „so gern thue ich darauf Verzicht, von ihr im Bilde gekannt zu seyn.“

„Ach, Sie sind gar zu bescheiden!“ rief der Maler. „Sie sind schöner, als Sie glauben. Das gehört mit zu meinen Meisterstücken, Sie zu verschönern, ohne dabey die Aehnlichkeit zu verletzen.“

„Ich will es gern glauben,“ antwortete Zambedin lachend, „und Sie dafür der Mühe überheben. Indessen werde ich mich nicht so lächerlich machen, zum Modell zu dienen; malen Sie mich übrigens, wenn Sie wollen und können, aber mit meiner Zustimmung geschieht es nicht — und sitzen werde ich Ihnen auch nicht.“

„Sie machen mich stolz,“ rief der Maler, „und allen Hindernissen von Ihrer Seite zum Trotz, sollen Sie unter meinem Pinsel schön, wie der junge Tag, hervorgehn und dabey zum Sprechen getroffen seyn.“ Zambedin lachte von neuem. Der Maler ließ sich in seiner Arbeit nicht stören — eben so wenig als das Pferd unterdeß auf der Weide und Kolibri im Schlaf.

Ungeachtet es an sich schon heiß war, so brannte doch noch Feuer in einem Winkel des Hains, und daneben stand ein Gefäß mit Wasser. Der Prinz, welcher sah, daß es überfließen wollte,

glaubte dem Eigenthümer einen Dienst zu leisten, wenn er es wegnähme — und that es. Bald darauf trat ein altes Weib, triefend naß, hervor und wandte sich mit den Worten zu ihm: Ach, mein Kind, was für einen Dienst haben Sie mir geleistet! Wenn nur ein Tropfen von diesem Wasser übergelaufen wäre, so würde mir das größte Unglück von der Welt widerfahren seyn.

„Hätte ich das voraussehn können,“ antwortete Zambedin, „so würde ich mich weit mehr beeilt haben, es wegzuschaffen.“

Hierauf griff die Alte in die Tasche. „Ich muß Ihnen doch meine Erkenntlichkeit bezeigen“ — mit diesen Worten holte sie ein Gläschen heraus, füllte es mit Wasser aus ihrer Kanne und sagte, indem sie es ihm reichte: „Nehmen Sie dies. Sie haben Verstand; ich darf Ihnen nicht sagen, in welchen Fällen Sie von diesem Wasser Gebrauch machen können, aber erinnern Sie sich, daß es für Sie von großen Nutzen seyn und, als der Preis einer wohlthätigen Handlung, Ihnen wichtige Vortheile gewähren kann.“

Dann nahm die Alte ihre Kanne und verlöschte das Feuer; der Maler rollte seine Zeichnung zusammen und machte dem Prinzen einen tiefen Bückling, — welcher seinerseits sein Karbiolet bestieg und seinen Weg verfolgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## V.

## Sentenzen für Buchmacher.

Die letzte Redaktion aller für die Ewigkeit geschriebenen Werke hat am Ende doch die Zeit mit der eisernen Schreibfeder und dem letzten Gedankenstrich. So giebt es denn manches Buch, das bloß für die Sichel gedacht war.

---

Neulich las ich ein Blättchen, klein, recht klein — aber von großer, recht großer Stimme, das über alles absprach, als wäre es die Unsterblichkeit selbst; ich brachte es dem gemeinsten Unschlittflämmchen (zu dem es eine dunkle Sehnsucht trieb) nahe, und es verbrannte wie jedes andere schlechte Papier; warf es zum Fenster hinaus in den Regen, und es ward gemeiner Kleister. Wie eitel ist doch papierner Dünkel!

---

Viel Gedankenstriche, wie man sie z. B. in literarischen Beylagen oft findet, vor und hinter dem Punkt, sind gewöhnlich Merkmale einer inneren Schwäche, Indigestion, oder Anzeichen irgend einer Repertorialverhaltung. Solche literarische Strangurien aber (wird ihnen nicht plötz- lich abgeholfen) erregen meistentheils bedenkliche Zufälle. Daher jene bedaurungswürdige Entzündung und Wassersucht, und dies peinliche Gedankenstrichtröpfeln, begleitet von Geistesabwesen-

heiten. Uebrigens ist das Deliriren bey solchen Zufällen nichts Neues.

---

Ein Blatt, dreyviertel Pfund schwer an bleernen Gedankenstrichen und nicht ein Gran Witze darin, ist das nicht bedaurungswürdig? — Plombe an Plombe, und die Einlage doch nur Feldsteine, um rechtlichen Leuten die Fenster einzuwerfen!

---

Falsche Glasuren sind bekanntlich bey allen irdenen, zerbrechlichen Gefäßen — gleichviel, ob ein Apoll oder ein zottiger Tanzbär zu Nutz und Kurzweil der geschwärzten Röchengrazie darauf gefleckt stünde — der Gesundheit höchst nachtheilig. So giebt es auch bleerne Gedankenvergiftungen; denn ein Auge, das immer nur Bley sieht und Bley liebt und Bley reflektirt, muß am Ende ganz Stupidität werden.

---

Es giebt Menschen, die in ihrem ganzen Leben nur einen Gedanken, nur eine Definition, nur ein Bild, nur eine Ansicht haben, woran sie ihr ganzes Wissen hängen, und endlich sich selbst. Dies sind die sogenannten klugen Dümmlinge; Menschen mit süßsauren Ansichten. Sie haben einmal die Welt in Scherz und Ernst getheilt; Apoll ist ihnen heiterernst; Merkur bleern = flüchtig; das Leben dunkelhell; Zeitschri=

ten sind ihnen Veranlassung zur Oberflächlichkeit und zugleich zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

---

Kann es etwas Langweilenders geben, als wenn uns ein Schwachkopf immer nur durch Alleen führt, und am Ziele jeder Allee uns immer nur einen und denselben Januskopf mit zwey dummen Gesichtern zeigt? — Doppelköpfe und Doppelnüsse sind fast immer taub. Nur der Uhu oder die Nachtscheuche sieht alles doppelt.

---

Menschen, die sich immer befränzen, sind selten froh; Mädchen, die sich immer pußen, selten schön; Marktschreyer, die immer „Sapere aude!“ ausrufen, selten weise.

---

Der schöne Wahlspruch eines Buchs oder öffentlichen Blattes ist oft nur die Larve für sein häßliches Gesicht. Unter einer schönen Larve — tausend gegen eins! — steckt immer eine — Frage.

---

Der heilige Wahnsinn übertriebner Selbstachtung hält oft den Thauwetternebel seiner Abgängigkeit für Weihrauchwolken, und den Schlackregen unter der Trause für sein Himmelsbad.

---

Die Erfurter Rüben sind sehr wohlfeil und ergiebig; aber wenig geachtet und blühend. Was mag an den Erfurter Doktoren seyn?

---

Wer eigentlich nichts ist und doch gern etwas seyn möchte, wird gewöhnlich auf einer kleinen ausländischen Universität, so wie Doktor Bahrds Pudel einer war, ein — Duzenddoktor; mehr selten.

---

Keine unter allen Tollheiten ist lächerlicher, als die Selbstsucht mit dem kleinen aufgeworfenen Stumpfnäschen, die sich einbildet, von der Natur wunderbar begabt zu seyn, und mit jedem Schritt aus Angst, daß die allgewaltige gelehrte Wundernase nicht alles über den Haufen werfe, ausruft: „vorgesehn!“ — Unter allen Narren schläft keiner süßer als der überspannte Selbstdünkel, im Schatzen seiner erträumten Nasengröße.

---

Die Fabel vom Langohr in der Ewentravestie ist bekannt. Ein Unwissender kann nur kurze Zeit imponiren, am Ende guckt doch die eigentliche Gestalt hervor, durchs Titelblatt; wenigstens die Ohren.

---

Lavater, und vor ihm Andere, wollten aus der Thierähnlichkeit auf den Menschen schließen, und nicht mit Unrecht. Wir schließen vom Gequacke

auf dem Frosch. — Ein Mensch aber, der wie ein Frosch aussähe, platt und gespreizt, könnte, so viel er auch Athem schöpfte und sich aufbläse, höchstens nur literarisch quaken. Und wer literarisch quakt, muß durchaus wie ein Frosch aussehen. Heißt das nicht ein Journal Apollmerkurisiren?

---

Diejenigen Sinne, welche wir am meisten in Uebung setzen, bilden sich am kraftvollsten aus. Ein Zuschauer von Profession, — so zu sagen, ein Weltanschauer — muß endlich ein paar Augen aufreißen, wie ein Bierglas. Diese unnatürliche Vergrößerung aber muß nothwendig das Gehirn zurückdrücken, dadurch wird der Hinterkopf übernatürlich ausgedehnt; durch die Ausdehnung nun entsteht ein Wasserkopf, und so wird endlich aus der englischen Titelaffectation eine wirkliche englische Krankheit: „the Spectator!“

---

R. S.

## VI.

## Der Papierdrache und der Pilz.

Parabel an einen Zeitungsschreiber.

„Papiernes Ding,“ sprach ein Pilz in seiner breiten Behaglichkeit zu einem Papierdrachen, mit dem die Duben ihr lustiges Spiel trieben, „du bist doch kein Vogel, mußt geworfen werden, wenn du fliegen sollst. Aber ich stehe hier in Ruhe, und unter meinem geräumigen Hut gewähre ich mehr als einer Spinne ein sicheres Obdach — siehe, ich beschütze.“ — „Kleines, gemeines, giftiges Gewächs,“ entgegnete darauf der leichte Segler der Lüfte, „trägest du mehr als dem Namen nach ein Haupt, du würdest in meinem Schwanken und Schweben, in meinem Steigen und Sinken ein freundliches Bild des Strebens der Welt erkennen. Siehe, der beflügelte Geist und das feurige Herz möchten weit, weit hinaus in ungemessne Fernen, getragen von wechselnden Lüften günstiger, wunderbarer Geschieße; aber es binden sie die Seile irdischer Natur, und ziehen sie nach dem kurzen Kreislauf in der Heimath stillen Schooß zurück, um zu des großen Tages hohem Licht glänzender und schöner wiederaufzusteigen, und sie haben gelebt, denn sie haben nach dem Höheren getrachtet, und einen menschlichen Sinn erfreuet. Du aber, nähre dich, o Sohn der Erde!“ — Er sprach's, und wie die Schatten nun größer wurden, die fühlen Abend-

winde sich erhoben, folgte er der sorgsam windenden Hand des jungen Gebieters. Der Drache fiel, aber im Fallen zermalnte er den kritischen Pilz. Der sprühte im letzten Augenblick einige Tropfen seines verderblichen Safts umher, und in der Entfernung eines Schrittes vergingen die Blumen und verdarben die Kräuter. — Das war des Pilzes Wirkungskreis, dieses sein Nachruhm.

---

Das Gewächs, das hier genannt worden, trägt in verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Benennungen; daher ist es vielleicht nicht unschicklich, es etwas genauer zur bezeichnen. Es ist durchaus kurz, fleischig, von Schmutzfarbe — mit einem, dem Kopfe analogen, Hute versehen, in den meisten Fällen giftig, und Häuser, in die es eingedrungen, zerstörend.

---

## VII.

# T h e a t e r.

---

### K e v a l e r B ü h n e.

(Fortsetzung.)

Den 3ten April: Der Lorbeerkrantz; ein altes, bekanntes, höchst mittelmäßiges Schauspiel in fünf Aufzügen, von Ziegler, — hier jedoch neu und beyfallswerth gefunden. Der Effekt desselben bey der hiesigen Darstellung wurde größtentheils durch diese bewirkt; der Eifer sämtlicher Mitglieder, ein möglichst vollständiges Ganzes zu liefern, was nur zu häufig vernachlässigt wird, war nicht ohne Erfolg, und ward auch vom Publikum anerkannt. Besonders war dies bey Herrn Ohmann dem Älteren der Fall, der die Rolle des Obristen zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte und am Ende der Vorstellung herausgerufen wurde. Nur Herr Büchner, als Herzog, wollte nicht gefallen. Es spricht an sich wenig für ihn; dabey hat er außerdem so viel gegen sich, daß er fast niemals gern gesehen wird. Heute war dies mehr als je der Fall.

Den 5ten April: Die Mündel, von Iffland. Theaterstücke, wie dieses, erhalten sich immer neu. Die Direktion, die daher, statt auf die Stillung der Neugier bedacht zu seyn, lieber

alte klassische Stücke in Gang zu bringen sucht, erwirbt sich ein Verdienst um die Beredlung des täglich sinkenden Theatergeschmackes, und verdient in dieser Hinsicht Lob, und den Dank aller Gebildeten im Publikum. Die hiesige Ausführung dieses trefflichen Familiengemäldes gerieth im Ganzen so, daß man damit zufrieden seyn konnte. Selbst Herr Büchner lieferte in dem Kanzler Fessel ein wahres und ergreifendes Bild; dagegen fiel sein Sohn, der Hofrath, in den Händen des Herrn Wunder, gänzlich durch. Herr Dhmann gab den Kaufmann Drave zur Zufriedenheit aller nachsichtigen Beurtheiler, nicht so Mad. Calve die Rolle der Dravin. Sie klagte und jammerte zu viel — und manirirte dabey nicht weniger. Am meisten gefiel, und zwar mit Recht, Herr Zimmermann, als Philipp Brock — dafür Herr Ackermann, als Ludwig, desto weniger; er war ein gar zu steifer Libertiner. Uebrigens war es wohl nicht schicklich, daß er im Hause des Kanzlers — gleichsam im Negligee — im simplen Oberrock, und dagegen bey seinem Vormund in Uniform und Degen erschien. Warum überhaupt dies — wenn es nicht aus bloßer Liebe zur Uniform geschah? Madame Hoffmann, Auguste, war heute vorzüglich; nur sollte sie sich den Fehler, der auch Herrn Ackermann eigen ist, fast nur in Fragen zu sprechen, nicht zu Schulden kommen lassen, und sich überhaupt den Singsang

in der Rede abgewöhnen. Herr Birsing, als Greiß, befriedigte wohl am meisten — wie ihm denn Rollen dieser Art immer trefflich glücken.

Den 8ten April: Die kleine Zigeunerin. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Kotzebue, wird hauptsächlich durch das naive, naturgetreue Spiel der Demoiselle Pöschel d. ä. sehr gehoben. Der Verfasser selbst soll, bey seiner Anwesenheit, geäußert haben: daß sie, bis auf einigen Nuancen, den Charakter ganz nach seiner Idee durchgeführt hätte. Wie selten ist ein so kompetentes Lob! Auch Herr Werther, als Thurmwächter, trug durch sein nervöses Spiel ein Großes zur Vollendung des Ganzen bey. An Herrn Ohmann d. ä. vermifste man, in der Rolle des Vicekönigs, Anstand und Würde — d. h. in dieser Rolle alles; wie denn überhaupt Anstandsrollen nicht in sein Fach gehören. Die übrige Besetzung war von keiner Erheblichkeit.

Der 18ten April: Der Kosakenofficier. Operette in einem Aufzuge, aus dem Französischen. Hat nicht sehr gefallen, obgleich gegen fünfzig Soldaten auf der Bühne erschienen, um — einem Kaiserlichen Adjutanten die Honneurs abzugeben! Die Scene ist in die Regierungszeit Peters des Großen versetzt, dessen gute und schwache Seiten mit starken Farben geschildert werden. Dennoch war das Kostüm nichts weniger als aus jener Zeit, sondern ganz unser heutiges.

Vorher: Der häusliche Zwist. Herr Büchner erregte das Verlangen, einen Andern, als ihn, in der Rolle des Nachbarn zu sehn.

Den 24sten April: Die Tochter Pharaonis, von Kozebue, worin Herr Wirsing den alten Bucherer Kunz mit sprechender Komik gab — wiewohl die äußere Staffirung das meiste dabey that. Auch Herr Wunder war, als Dippel, ohne Tadel; besonders hatte er sehr gut memorirt — und das ist allein schon was werth in unsern Tagen, wo man immer mehr geöthigt wird, seine Ansprüche an den Schauspieler herabzustimmen.

Hierauf: Adolph und Klara, Operette, nach dem Französischen, woraus jedoch Herr Wunder, als Kumberg, weggewünscht werden muß. Allein wer sollte ihn ersetzen, da es uns überhaupt an einen Tenoristen fehlt?

Den 26sten April: Die deutschen Kleinstädter, von Kozebue. Herr Wirsing, als Bürgermeister, Madame Krampe, als Untersteuereinnehmerin, und Herr Werther, als Sperling, zeichneten sich besonders aus. Herr Krampe utrirte seinen Vicikirchenvorsteher gewaltig.

Den 1sten May: Fanchon. Madame Calve hatte die Rolle der Frau von Roussel für Madame Ackermann übernommen, wobey das Ganze nicht gewann. Der Abbé Lattaignant

ist und bleibt die Forcerolle Herrn Ohmanns d. ä. Herr Ohmann d. j. versuchte sich in der Rolle des Vincent zu seinem Nachtheil. Wie wollte er auch seinen Vorgänger, Herrn Steinbeck, darin erreichen?

Den 10ten May: Das Räthsel, von Contessa, rasch und mit Beyfall gegeben.

Darauf die Oper: Der Kalif von Bagdad, die diesmal dadurch ein eignes Interesse erhielt, daß Madame Ucker mann darin, nach ihrem glücklich überstandenen Wochenbett, zum erstenmale wieder auftrat. Aber auch ihr Gatte producirte sich heute mit Beyfall, und spielte zur allgemeinen Zufriedenheit den Isau — nur will es mit seinem Gesange nicht gehn. Statt der jüngern Demoiselle Pöschel hätte man lieber die ältere, als Zetulba, gesehen. Sie ist bey weitem interessanter und der Liebling des Publikums. Aber man muß ja doch auch die Anfänger herauszubringen suchen!

Den 17ten May: Der Schatzgräber, komische Oper in einem Aufzuge, nach dem Französischen, gefiel nicht ganz — auch war die Ausführung nicht vollkommen zu nennen; es fehlte ihm das Klippflapp der französischen Opern, wodurch Piecen dieser Gattung allein nur auf dem Theater gedeihen.

Zum Beschluß: Die Unglücklichen, von Kozebue. Am treffendsten wurde der Tanzmeister

durch Herrn Werther gegeben: er war das wahre Bild der Vertanztheit, das eines jeden Mitleid ansprach. — An Madame Hoffmann (Emilie Falk) tadelte man, und wie uns dünkt, mit Recht, daß sie ein wenig arg übertrieb. Uebertreibung ist an sich schon widerlich, aber bey einem Frauenzimmer vollends unerträglich.

Den 27sten May: Blind geladen. Lustspiel in einem Aufzuge, von Kozzebue. Sehr lau- nigt, nur etwas stark gesalzen; wurde übrigens durchweg mit vielem Humor gegeben, und gefiel außerordentlich. — Nur Herr Kunge weg! — wenn's möglich wäre, ganz weg vom Theater! Auch hätte man in der Rolle des Barons Eschen- holz lieber Herrn Wirsing gesehen. Die bey- den Bedienten Krips und Zauser, die Haupt- triebfedern der ganzen Intrigue, waren durch die Herren Werther und Krampe trefflich besetzt, und hatten das meiste Verdienst um die Wirkung des Ganzen. Zum Schluß: Der Schatz- gräber.

Den 1sten Juny: Das Donauweibchen. Erster Theil. Der Ruf hatte auch hier das Sei- nige gethan, um das Haus zu füllen. Viele muß- ten aus Mangel an Platz zurückgehen. Es wird der Kommittee wohl nicht ohne Grund zur Last ge- legt, daß, ungeachtet der Anzeige auf dem Zettel: „das Haus wird um fünf Uhr gedffnet,“ gleich- wohl um vier Uhr Nachmittags schon alle freyen

Plätze besetzt sind. Um ein Viertel nach sechs Uhr ging heute der Vorhang in die Höhe; statt nun aber durch die Dekoration sich an die Ufer der Donau versetzt zu sehen, erblickten wir das Gestade eines offenen Meeres, dessen Vordertheil aus krüppelhaft gemalten Wogen bestand. Zwey Cylinder bewegten sich dahinter, eben nicht sehr täuschend, um ihre Axe; was für eine Erfindung des hiesigen Theatermeisters ausgegeben, aber nicht besonders gefunden ward. Hinter dieser Wassermaschinerie reckten die Wassernymphen den halben Leib hervor; so weit sie sichtbar wurden, waren es geschmückte Damen, die eben zum Ball fahren wollten. Endlich erschien der erste Schauspieler — bekanntlich der Bär; auch blieb er der beste. Man glaubte einen wirklichen Bären zu sehen, so natürlich war sein Spiel, und vorzüglich glückte ihm der Sprung ins Wasser. Man sagt, ein guter Boltigeur habe in der Bärenhaut gesteckt. Der Ritter Albrecht hätte eher ein anderes Instrument, als sein unbedeutendes Schwerdt, gegen die Bestie gebrauchen können, denn damit würde er sie schwerlich erlegt haben. Sonst war Herr Zimmermann in dieser Rolle sehr gut decorirt und machte eine hübsche Figur; weiter läßt sich davon auch nichts sagen. Herr Wirsing war als Hartwich zu alt, und nicht jovialisch genug. Madame Hoffmann, eine niedliche Bertha, sah recht jugendlich und unschuldsvoll aus — was bey ihr immer

der Fall ist, wenn sie eine blonde Perücke aufsetzt. Doch kam sie uns Anfangs ein wenig simpel vor. — Larifari, Herr Werther, schien nicht bey Laune zu seyn; auch war er, ungeachtet seiner im Stück so häufig angedeuteten Korpulenz kaum dick zu nennen. Herr Ohmann d. ä., als Minnewart, stand auch nicht auf seiner Stelle, und war überdem sehr geschmacklos kostumirt. Madame Krampe wurde gemein, und statt die unverschämte Zudringlichkeit der Jungfer Salome zu moderiren, schien sie sich vielmehr in den ekelhaftesten Karesseu zu gefallen. — Die Hulda hat Referent schon weit besser gesehn und gehört, als hier von Madame Mainzer. Ohne behaupten zu wollen, daß die genannte Schauspielerin schon zu alt für diese Rolle sey, muß man doch gestehen, daß sie darin nicht genug interessirt. Die Verwandlungen auf dem Theater misfriethen ihr fast durchgängig; als Eremitin warf sie sogar ihr Gewand in die Kulissen. Ihre Nymphenkleidung war nichts weniger als geschmackvoll, und in der Rittertracht machte das künstliche embonpoint ihrer Baden und deren Nachbarschaft einen starken Eindruck auf die Zuschauer. Für ihr vierjähriges Kind, Lilli, war die neunjährige Demoiselle Krampe offenbar zu alt und zu groß. Uebrigens fand das naive Spiel derselben Beyfall, und verdiente es auch. Madame Calve gab sich, als Fräulein Lindenhorst, alle Mühe, in ihren Jahren noch für

eine Liebhaberin zu gelten. Allein was hilft der Wille, wenn — das Fleisch schwach ist? Besser hätte sie gethan, eine Wassernixe zu übernehmen — wenn es nicht unter den Dames de quoi beym Theater hergebracht wäre, sich nicht zu Statisten herabzuwürdigen. Daher kam es denn auch, daß wir bey der Hochzeitfeyer im 3ten Akt, außer diesem eifersüchtigen Fräulein, keinen einzigen weiblichen Hochzeitsgast weiter sahen. Und wäre auch diese nicht da gewesen, so hätten wir es nicht bedauert — und gedacht, es müsse so seyn. — Uebrigens stockte die Maschinerie sehr häufig; ein Transparent, in einem Baume angebracht, verunglückte ganz, so wie der Aufritt Larifari's auf einem Ziegenbock, indem der ganze Apparat hinter den Kulissen verbrannte — was sehr lebhaftere Aeußerungen der Unzufriedenheit des Regisseurs und der übrigen Schauspieler, die beym Fallen des Vorhangs laut wurden, zur Folge hatte. Die Figur Larifari's an den Windmühlenflügeln glich einem Krebs am Spinnrade. Die Windmühle selbst aber war so klein, daß man sie eher für eine Kaffeemühle hielt, und die Figur des Larifari eben so winzig nach Verhältniß — und nicht etwa ausgestopft, wie man erwarten mußte, sondern gemalt, mithin nichts weniger als täuschend.

Referent hat sich über diese Vorstellung etwas weitläufig ausgelassen, weil er voraussieht, daß sie ein stehender Artikel des hiesigen Theaterreper-

toirs werden wird, und sich begnügt, die auffallendsten Verstöße bloß anzuführen, damit sie bey künftiger Wiederholung des Stücks, wo möglich, vermieden werden mögen. — Weit entfernt übrigens, sich ein kompetentes Urtheil anmaßen oder seine Bemerkungen für erschöpfend und durchaus kunstgerecht ausgeben zu wollen, glaubt er doch auch nicht zu der Zahl derer zu gehören, die, als Wortführer des großen Haufens, die Ansichten und Gesinnungen desselben theilen und, ohne selbst Geschmack und also auch in Sachen des Geschmacks eine Stimme zu haben, ihr Kaffehausgeschwätz für so wichtig halten, daß sie damit ein Kunsturtheil zu überschreyen glauben. \*) Dies ein für allemal als Vor- und Nachrede und, wenn man will, als eine *captatio benevolentiae* für immer.

---

\*) Es giebt auch gedrucktes Kaffehausgeschwätz — Eintagsblätter u. dgl., die wahrscheinlich der Herr Einsender meint. Jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; das giebt oft die unterhaltendste Konversation. Aber wer, weil er eine Tischgesellschaft im Wirthshause zu unterhalten im Stande ist, gleich seine nüchternen Tischreden drucken läßt, setzt sich mit Recht dem Gespött und dem öffentlichen Gelächter aus. *Fiat applicatio.* Der Red.

## Theateranekdote.

Eine hohe fürstliche Person wurde, bey ihrer Durchreise, zu \*\* im Theater erwartet; Alles strömte dahin, sie zu sehen, und kein Platz blieb unbesetzt. Kurz vor Anfang des Stückes lief jedoch die Nachricht ein, daß sie nicht kommen würde — und der Direktor nahm davon Veranlassung, die ganze Versammlung nach Hause zu schicken. Da dies mit sichtlicher Aufopferung eines bedeutenden Gewinns von seiner Seite geschah, so machte der allgemeine Aerger darüber bald der Neugier Platz, die Ursache davon zu erfahren. Sie wurde endlich bekannt und man erstaunte noch mehr. Der Direktor hatte nämlich zum Stück einige elegante Möbeln geliehen, deren Anblick er dem gewöhnlichen Publikum nicht Preis geben wollte, daß, seiner Meinung nach, mit gewöhnlichen Stühlen und Tischen vorlieb nehmen konnte. O sancta simplicitas!

---

## VIII.

## L i t e r a t u r.

Von den mancherley Flugschriften, die unlängst die Säkularfeier in Riga begehen halfen, sind nur wenige einer besonderen Anführung und der Beachtung werth. Ehe wir sie hier charakterisiren, ein paar Worte über die Gelegenheit, die ihnen das Daseyn gab.

Soll das Fest des 4ten July, wie sich unlängst eine Stimme aus der Wüste vernehmen ließ, und das Andenken an die Unterwerfung Riga's so wie der ganzen Provinz unter russischen Scepter, weniger wichtig und zur Feyer geeignet seyn, als der Tag, an welchem die in der Kapitulation bedungene Bestätigung der Privilegien einging; so wäre ja der ganze Jubel umsonst, und Stadt und Land zu voreilig in der patriotischen Freude gewesen? Raum ist es denkbar, daß die Veranlassung zu diesem Feste Gegner finden und jenen Tadel erzeugen konnte, den in trockener Nüchternheit jüngst ein junges Blatt aussprach, das sich zwar der Anlage und dem Titel nach auf den kleinen Umkreis einer Provinz beschränkt, seinem Gehalt und ganzen Inhalt nach aber dem so leicht irre geführten großen Haufen gewidmet ist. Merkwürdig bleibt es immer, daß der Gegenstand des Festes oder die Gelegenheit dazu überhaupt nur einen

Zweifel veranlassen konnte. Wem ist es wohl je eingefallen, die unmittelbaren Resultate eines Ereignisses für denkwürdiger zu halten, als das Ereigniß selbst, das sie herbeiführte? Um uns eines Gleichnisses zu bedienen, das zwar nicht ganz schicklich zu seyn, aber dafür desto einleuchtender scheint — so wäre es gerade, als ob jemand seinen Geburtstag minder wichtig finden wollte, wie den Tag, an dem er die ersten Hosen trug! Kein vom Weib Geborner wird deshalb, weil er nackt auf die Welt kam, die Jahre seines Lebens nicht von dem Tage seiner Geburt zählen wollen. Eine politische Wiedergeburt ist aber eine Hauptepoche in der Geschichte eines Staats; je folgenreicher und ersprießlicher sie war, einen desto erfreulichen Rückblick muß sie gewähren. Wollte man nun jeden Tag, den die Wohlthaten der Regierung bezeichnen, in der Erinnerung feyern, so müßte jeder Tag im Jahre bey uns ein Festtag seyn. Und da gäbe es für Riga, außer dem 30sten September, an welchem die Bestätigung der Privilegien erfolgte, wohl noch denkwürdigere Tage und erheblichere Anlässe zur festlichen Begehung. Der festlichste von allen, und deshalb dem Andenken am meisten geweiht, war wohl der Tag der Uebergabe und Unterwerfung der Stadt — als der Schöpfungstag ihres noch dauernden Flor. Das ist es denn auch, worin alle Patrioten übereinkommen, die sich bey dieser Gelegenheit darüber

öffentlich geäußert haben. Von diesen, einigermaßen ausgezeichneten,

### Zubelschriften

lassen wir hier, mit Ausnahme einer bereits früher gewürdigten, \*) eine kurze, gedrängte Anzeige folgen.

- 1) Erinnerungen an das unter dem Scepter des russischen Kaiserthums verlebte Jahrhundert (,) für Riga's Bürger gesammelt zur Feyer des 4ten Julius 1810. Erstes Heft. (87 S. in 8.)
- 2) Einiges Denkwürdige aus der Väster Zeit, zur stillen Erwägung meiner geliebten Mitbürger bey dem schönen Feste unsers Stadtjubiläums unter Rußlands heiliger Regide. Riga, 1810. Bey Jul. Konr. Dan. Müller. (16 S. in 8.)
- 3) Zur Säkularfeyer Riga's am 4ten Julius 1810. — MDCCCX. (19 S. in 4.)
- 4) Rückblick in die Vergangenheit. Sechstes Stück. Ein Programm v. von M. Joh. Chr. Broke, Rath und

---

\*) „Die Feyer des 4ten July in der Familie Wandor. Von Mathias Thiel.“ S. Junyheft.

Oberlehrer am Kaiserl. Gymnasium. — Riga, bey J. K. D. Müller. (20 S. in 4.)

- 5) Riga's Jubiläumssfeier im Julius 1810, für die Rigaischen Stadtblätter beschrieben von dem derzeitigen Redakteur K. G. Sonntag. Riga, bey Häcker.

Nr. 1., wozu sich Herr Oberpaster Bergmann in Riga bekennt, enthält die Geschichte der Belagerung und Einnahme Riga's, mit beygefügter Kapitulation, aus den bewährtesten Quellen geschöpft. Die kleine Schrift hat das Verdienst, aktenmäßig treu und frey von allem Raisonnement zu seyn, wodurch oft nur Verwirrung in die Darstellung gebracht und manches Faktum entstellt wird. Freylich gewährt sie, bey dieser Behandlung des Gegenstandes, nur eine trockene Unterhaltung; aber für das Publikum, dem sie zunächst gewidmet ist, dürfte sie darum nicht ohne Interesse seyn, und jeder Bewohner der Stadt, deren blutige Katastrophe das Thema abgiebt, wird schon in der bloßen Anführung dessen, was sich der Reihe nach an jedem Tage der Schreckensperiode begab, um so mehr Befriedigung finden, als er dadurch in eine Zeit zurückgeführt wird, und sie gleichsam durchlebt, die ihm an sich interessant und merkwürdig seyn muß. — Dem Versprechen nach,

sollen die folgenden Hefte frohere Erinnerungen gewähren und noch vor Jahreschluß erwartet werden dürfen — was gewiß mit allgemeinem Verlangen geschieht.

Nr. 2. Ein Botivtäfelchen, von einem ehrwürdigen Patrizler (v. Wilpert, vormaligen Bürgermeister Riga's) dankbarer Erinnerung geweiht, — charakterisirt sich durch Gemüthlichkeit und rein = patriotischen Sinn. Ein eigenes Interesse und gewissermaßen Wichtigkeit erhält die kleine Schrift durch die darin gelieferten Bruchstücke einer Rede von Herder, die er während seinem früheren Aufenthalt, als Collaborator an der Domschule, zu Riga, bey der damaligen feyerlichen Einweihung des Rathhauses gehalten hat. Dem Ganzen dient ein Brief des Verfassers an den Herrn Generalsuperintendenten Sonntag, von einer Nachschrift des letzteren begleitet, zur Einleitung. Die vergleichende Beziehung, welche für diesen in jenem Briefe liegt, wird jeder leicht herausfinden, so leise sie auch angedeutet ist.

Der Verfasser von Nr. 3., — einer Nachahmung der genialen Denkschrift: „Die Bombe Peters des Großen, ein Blatt zur Chronik von Riga“ — spricht sich selbst in der Vorrede das Urtheil. „Ein Blatt,“ heißt es darin, „das sich in der erhebenden Erinnerung an einen verblichenen wuerdigen Buerger dieses Ortes, an seine patriotischen Denkschriften, als ein Blatt zur Chronik von Riga gern

anschließen moegte. Es ist dem Verfasser gewiß nicht gelungen, sein Vorbild zu erreichen — er sagt es sich selbst.“ Uebrigens zeichnet sich dies unhistorische Blatt zur Chronik durch eine gezierte Schreibart aus, der eine gesuchte Orthographie schwefterlich zur Seite geht. So schreibt der Verf. D u e n a statt Düna, unbesorgt, daß man daraus eine spanische Duenna mache, Waelle, B u e r g e r u. Das Ganze zerfällt in neun Rubriken, von welchen die letzte — die erste ist, die an den eigentlichen Zweck der Schrift, aber auch nur durch die Ueberschrift, erinnert.

Anspruchloser producirt sich dagegen, ungeachtet seines inneren Gehalts, Nr. 4. schon durch den Titel, als „ein Programm zur Ankündigung des öffentlichen Examens im kaiserlichen Gouvernementsgymnasium zu Riga und des Dimissionsaktes (,) verbunden mit der Feyer der hundertjährigen Unterwerfung unter den Russisch-Kaiserlichen Scepter, am 5ten Julius 1810.“ Wichtig an sich, als Kontinuation einer allgemeinen Uebersicht der älteren Geschichte Riga's, die sich auf eigene Forschungen und kritisches Quellenstudium gründet, hat diese Schrift von allen hier angeführten allein vielleicht bleibenden Werth. Dabey zeichnet sie sich durch einen einfachen und klaren Styl nicht weniger zu ihrem Vortheil aus. Wünschen muß man, daß sie nicht als Programm verloren geht und es dem Verfasser gefallen wollte, das in

dieser Form bisher Skizzirte zu einem Ganzen zu verschmelzen und weiter auszuführen. — Die vorliegende Kontinuation beginnt mit dem Ordensmeister Johann Wolthus Hersen, fälschlich Fersen genannt, und geht bis zur Belagerung und Uebergabe der Stadt im vorigen Jahrhundert.

Nr. 5. ist ein, wahrscheinlich auf Verlangen, veranstalteter Abdruck der von den Rigaschen Stadtblättern zuerst gelieferten Beschreibung der Säkularfeyer. Schon der Name des Verfassers gereicht derselben zur Empfehlung. Ausführlich, ohne ge-  
dehnt zu seyn, und ohne sich auf eine pedantische Weise über unbedeutende Details zu verbreiten, ist darin kein wirklich charakteristischer Zug übergangen, das Ganze aber in einer würdevollen, dem Gegenstand angemessenen Sprache abgefaßt, mit einem Wort: mit Einsicht und Geschmack behandelt. Dieser besondere Abdruck muß deshalb um so willkommener seyn, da die Rigaschen Stadtblätter selbst außerhalb Riga wenig gelesen sind. U.

---

Reise um die Welt in den Jahren  
1803, 1804, 1805 und 1806, auf  
Befehl seiner Kaiserlichen Ma-  
jestät Alexander (s) des Ersten  
(,) auf den Schiffen Nadeshda  
und Newa, unter dem Comman-  
do des Kapitäns von der Kai-

serlichen Marine A. J. von Krusenstern. Erster Theil. St. Petersburg 1810. (Gedruckt in der Schnorschen Buchdruckerey, auf Kosten des Verfassers.) Gr. 4. 353 S.

Les marins écrivent mal, mais avec assez de candeur. Dieß dem Buch vorgesezte Motto findet wenigstens zur ersten Hälfte hier keine Anwendung, denn es ist sehr gut geschrieben — und dieß vielleicht sein größter Vorzug. Im übrigen enthält es mehrentheils astronomische und nautische Bemerkungen, und liefert weder in geographischer noch sonst in wissenschaftlicher Hinsicht neue Ansichten und Aufschlüsse. Es ist bloß Tagebuch — ein gut abgefaßter Bericht. Der Naturforscher findet für sich darin nur eine geringe Ausbeute; an Sittenschilderungen aber, selbst solcher Völker, bey denen die Reisenden am längsten verweilten, ist diese Beschreibung eben so wenig reich. Am weitläufigsten läßt sich in dieser Hinsicht der Verf. über seinen Aufenthalt auf der Insel Nukahiva und die dortigen Bewohner aus, jedoch ist das alles gerade nur so viel, um die Begierde rege zu machen, davon mehr zu erfahren, besonders da sie zu den Inseln des Südmeers gehört, die bisher noch am wenigsten besucht und gekannt sind. Am Interessantesten ist das, was der Verfasser von einem Engländer, Roberts, und dem Franzosen Joseph Cabrit berichtet, die er in Nukahiva antraf, beyde

eingebürgert waren, und von welchen der erstere eine Nukahivarin aus der königlichen Familie geheirathet hatte. Beyde waren vor längerer Zeit hieher verschlagen, und ungeachtet ein gleiches widriges Schicksal sie verband, so verleugneten sie dennoch auch in der Abgeschlossenheit von der übrigen Welt ihren Nationalhaß so wenig, wie den Charakter der Nation, dem sie angehörten. Der Franzose benutzte einen unbewachten Augenblick bey der Abfahrt unsrer Seefahrer, um sich an Bord des Schiffs zu begeben, und wurde von ihnen, wider Willen, entführt. So sehr man hier erwarten mußte, etwas von den früheren Schicksalen beyder Fremdlinge auf der Insel zu erfahren, so wenig sieht sich der Leser in diesem Punkt befriedigt. Daß der Verfasser nicht von ihnen selbst darüber in Kenntniß gesetzt seyn sollte, ist kaum eine Frage; und dennoch theilt er seinen Lesern nicht das Geringste darüber mit — sondern bricht vielmehr da plözlich ab, wo sein Buch am interessantesten zu werden verhieß, um zu einer andern Materie überzugehen.

Sollte vielleicht die Geschichte dieser beyden Fremdlinge — gewiß die interessantesten Geschöpfe, die der Verfasser auf seiner Reise antraf — etwa auch in den folgenden Theilen, mit den fehlenden Charten zu diesem Bande, nachgeliefert werden?

Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der wichtigsten Seuchen unter dem Rindvieh und den Pferden, entworfen von L. Bojanus, Hofrath und Professor ic. Riga, bey Deubner und Treun. (128 S. in 8. ohne Vorrede und Einleitung.)

Man findet hier zwar eine genaue Belehrung über die gewöhnlichsten Krankheiten der Rinder und Pferde, und, was das Lobenswerthe dabei ist, in möglichster Klarheit und Deutlichkeit, aber keine neuen Aufschlüsse. Denn die vorgeschlagenen Heilmittel sind bekannt und schwerlich irgend einem praktischen Landwirth ein Geheimniß. Dasselbe gilt auch von den angegebenen Symptomen der sich am häufigsten äußernden Viehkrankheiten. In Lithauen indeß, das der Verfasser hauptsächlich im Auge gehabt zu haben scheint, wo die Oekonomie noch im Ganzen mit zu wenig Sorgfalt und gar nicht wissenschaftlich betrieben wird, ist für einen bedeutenden Zweig derselben durch dieses Buch vielleicht auch eine bedeutende Lücke gefüllt.

— n.

Nachschrift. Dieses Buch erhält dadurch ein eignes Interesse, daß Herr Dr. Garlieb Merkel die Korrektur desselben hatte! In einer davon gelieferten Anzeige, im Zuschauer, gab er der Steffenhagenschen Offizin Schuld, den Druck

über die Gebühr verspätet zu haben. Diese bewies ihm das Gegentheil aus Briefen der Verlags-Handlung, nach welchen die Schuld vielmehr den Herrn Korrektor traf und die Verzögerung, wenn eine statt fand, nur von seiner Seite veranlaßt worden war. Dagegen lehnt sich nun der Herr Doktor, als Korrektor und Urheber des Streits, von Neuem auf, und will durch ein von der genannten Verlags-Handlung erlangtes Attestat, das auf jeden Fall gegen diese selbst am meisten zeugt, das Gegentheil von dem, was ihre früheren Briefe unumwunden sagen, darthun. Was man davon denken soll? Nichts — als was daraus folgt: daß beide Theile Recht haben — und daß, so wie die Sachen stehn, das einzige Unrecht, wenn auch nicht die Schuld, dem Dritten, und hier daher der Verlags-Handlung, zur Last fällt. Und das Ende? Herr Doktor Merkel hat an sich schon, und nach dem erwähnten Zeugniß vollends Recht; die Herren Steffenhagen sind im Besitz eben so evidenten Beweise ihres Rechts. Am unschuldigsten ist vielleicht die Verlags-Handlung der Herren Deubner und Treun, obgleich dabei nicht ohne Vorwurf. Vielleicht hatte sie vergessen, was sie früher schrieb? vielleicht zu thun versäumt, was sie nachher verschwieg? So büße denn die Unschuld auch hier, wie immer — und zwar, wie das nicht immer zu seyn pflegt, von Rechtswegen. A.

#### A n m e r k u n g.

Wir finden Veranlassung, hier anzuzeigen, daß einzig nur die „verlangte öffentliche Erklärung, über die in der literarischen Beilage zum Zuschauer Nr. 17. gemachte Anzeige,“ welche von uns selbst der

Wahrheit gemäß niedergeschrieben und mit unserer Firma unterzeichnet ist, von uns sey; daß wir aber weder an dem vorstehenden Aufsatz, noch an irgend einem, der über jenen Gegenstand oder über die nachher in Nr. 463. des Zuschauers erfolgte Erörterung, anderweitig etwa erschienen ist oder noch erscheinen könnte, auch nicht den entferntesten Antheil haben noch nehmen werden. Uns gnügt gutes Bewußtseyn und die eben erwähnte verlangte Erklärung, welche wir nur bitten noch einmal mit der ersten Anschuldigung und der nachher erfolgten Erörterung zu vergleichen.

Steffenhagen und Sohn.

---

### Notiz.

Der Brief ohne Namensunterschrift aus Wilna vom 3ten August ist, so wie der beygeschlossene Aufsatz, richtig bey der Redaktion eingegangen, die jedoch den anonymen Einsender ersucht, sich ihr zu nennen.

---

# M u t h e n i a,

o d e r :

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

F. E. Schröder und F. B. Albers.

---

Dritter Band.

---

St. Petersburg und Mitau.

1 8 1 0.

Im Verlage der Herausgeber  
und

in Kommission bey Deubner und Treuy in Riga.

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee  
zu Dorpat.

# Inhalt des dritten Bandes.

---

## September = Heft.

	Seite.
I. Gedichte.	
1) Aussicht auf Unsterblichkeit. Vom Freyherrn v. Schlippenbach . . . . .	1.
2) Klagen der Liebe. Von einer kurländischen Dame . . . . .	4.
3) Erinnerung des Geliebten. Von Ebenders.	5.
II. Gedanken über das Eigenthümliche des deutschen Heldengedichts 2c. (Fortsetzung.) Von Herrn Prof. Dr. Trautvetter . . . . .	6.
III. Der häßliche Prinz. Ein Märchen. (Fortsetzung.) Von Albers . . . . .	15.
IV. Von einem ausgezeichneten Weltmann. Von Herrn Dr. Krüger in Libau . . . . .	35.
V. Verstand und Herz. Von Herrn Dr. Bilterling . . . . .	47.
VI. Fabel aus der Heidenzeit . . . . .	50.
VII. Theater.	
1) Jfflands Almanach fürs Theater . . . . .	52.
2) Antipseudotheaterkritik . . . . .	66.
3) Theaternachrichten aus Riga. (Briefauszug) . . . . .	71.
VIII. Literatur.	
1) Pandora 2c. . . . .	74.
2) Rheinbotts Amtsreiben 2c. . . . .	79.

---

## Oktober = Heft.

	Seite.
I. Prolog aus einem noch ungedruckten Satyrodram; „die Röcke.“ Von Herrn Pastor Broße . . . . .	81.
II. Ueber den Grundsatz, daß Latein und Größenlehre die Hauptsache bey der Juugendbildung seyen. Von Herrn Dr. Trautvetter . . . . .	96.
III. Friedrich Johann Klaymeyer. Eine biographische Skizze. Von Herrn Schulinspektor Lr. Zimmermann . . . . .	105.
IV. Die Geldsäcke; eine Anekdote. Von Ebdend.	109.
V. Zwen Briefe Dr. Martin Luthers 2c. Von Herrn geheimen Archivar Faber . . . . .	113.
VI. Von einem ausgezeichneten Weltmann. (Beschluß.) Von Herrn Dr. Krüger . . . . .	117.
VII. Der häßliche Brinz. Ein Märchen. (Fortsetzung.) Von Albers . . . . .	129.
VIII. Theater.	
1) St. Petersburger Bühnen . . . . .	140.
2) Theaternachrichten aus Riga . . . . .	146.
IX. Literatur.	
1) Preussisches Archiv 2c. von Faber . . . . .	151.
2) Haustafel 2c. von Dr. Krüger . . . . .	155.
3) Benkens Zeitfaden beym Unterricht in der Geographie Rußlands . . . . .	157.
4) Rede zur Sekularsfeyer 2c. von Albanus. . . . .	158.
X. Korrespondenz.	
1) Aus Reval, über die dortige Sekularsfeyer. . . . .	160.
2) Aus Libau 2c. . . . .	164.
XI. Der Schneeballen und der Knabe. Von Herrn Dr. Bilterling . . . . .	168.

## November = Heft.

	Seite.
I. Proben aus dem noch ungedruckten Trauerspiel: Polyeuct. Von Herrn Dr. Kiepmann, genannt Jünker . . . . .	169.
II. Spanische Geichte. Von Ebendemselben .	179.
III. Kredit. Von Herrn Professor und Pastor Cruse in Mitau . . . . .	182.
IV. Skizze von St. Petersburg . . . . .	192.
V. Fragmente aus dem Tagebuch einer Badegesellschaft . . . . .	208.
VI. Der häßliche Prinz. Ein Märchen. Von Albers. (Fortsetzung.) . . . . .	215.
VII. Vom Ohrenkittel . . . . .	227.
VIII. Theater. Die Schauspielaerschule 2c. . . . .	230.
IX. Literatur.	
1) Unfre Lage 2c. Sendschreiben vom Hrn. Generalsuperintendenten Sonntag . .	239.
2) Erholungsstunden 2c. Ein Taschenbuch.	243.

---

December = Heft.

	Seite.
I. Das Schloß Rolands Eck. Von Herrn Pastor Broße . . . . .	249.
II. Ueber die weibliche Erziehungsanstalt in Werro. Von Herrn Hofrath Voigt in Riga . . . . .	253.
III. Kredit. (Beschluß.) Von Herrn Professor und Pastor Cruse . . . . .	275.
IV. Fragmente aus dem Tagebuch einer Bade= gesellschaft. (Beschluß.) . . . . .	286.
V. Skizze von St. Petersburg. (Beschluß.)	298.
VI. Theater.	
1) Revaler Bühne . . . . .	300.
2) Mitausches Theater . . . . .	320.
VII. Literatur.	
1) Eine beherzigenswerthe Frage u. Von M. Immanuel Unger . . . . .	323.
2) Revaler Jubelschriften . . . . .	324.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat September.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

Aussicht auf Unsterblichkeit.

Wohin, wohin, tönt meine Klage,  
Berweht der Sturm einst mein Gebein?  
Die Kräfte, die ich in mir trage,  
Ach! lange sind sie nicht mehr mein.  
Woher kam mir dies schöne Leben?  
Wem muß ich einst es wiedergeben?

Du, Glaube, sage meiner Seele  
Den Trost, daß der Gedanke lebt,  
Und aus des Grabes dunkler Höhle  
Mein Geist sich frey zum Aether hebt.  
Doch laß mich den Gefährten klagen;  
Ihn kannst du nicht zu Göttern tragen —

Dritter Band.

1

Den Körper, der, mit Wohlgefallen  
 In aller Elemente Band  
 Zum holden Daseyn aufzuwallen,  
 Der Kräfte süße Regung fand.  
 Dies Herz, voll seliger Gefühle,  
 Wird, wie ein Laut, der Lüfte Spiele.

Ja, sinken und in Staub zerfallen  
 Wird tief jezt die bewegte Brust,  
 Von meines Daseyns Blüthen allen  
 Reist nie die Frucht beständ'ger Lust;  
 Der Duft der Lebensblume fliehet  
 Und ewig hat sie ausgeblühet.

Wo nehm' ich Trost, bey dem Gedanken,  
 Für dieses Herz, das ängstlich bebt?  
 So gerne aus des Raumes Schranken  
 Mit meinem Geist zur Freyheit strebt,  
 Und wünscht, auf eines Gottes Schwingen  
 Fort von der Erde aufzudringen?

O! du, Natur, mit weitem Herzen  
 Liebst du den Stoff der Wesen gleich  
 Und führst den Staub aus Kerkerschmerzen  
 In dein unendlich freyes Reich?  
 Du bist der Gott, von dir ergriffen  
 Wird' ich das Weltall kühn durchschiffen.

Zu dir, Natur, so darf ich hoffen,  
 Kehrt jeder Lebenspuls zurück,  
 Und alle Himmel stehn mir offen  
 Und jede Erde trägt mein Glück;  
 Nichts ist so nah, und nichts so ferne,  
 Mit dir erhebt' ich mich zum Sterne.

Ich werde auf zur Blume blühen,  
 An frischer Quellen Rande stehn,  
 Als Adler durch die Lüfte ziehen  
 Und wiegen mich auf Bergeshöhn,  
 Als Thau im Morgendufte wallen  
 Und aus der Lerche Lieder schallen;

Ich werd' im Sturm das Meer durchwühlen,  
 Im Wolkenschiff vorüberziehn,  
 Als West in grünen Zweigen spielen  
 Und in des Blüthes Flamme glühn;  
 Zu weit ist nicht die Bahn der Sterne,  
 Es geht mein Weg durch Sonnenferne.

Frey in der Wesen großen Fülle  
 Verbebt ein jeder Athemzug,  
 Der mein einst war, und ernst und stille  
 Mein Daseyn in die Ferne trug.  
 Kein Grab kann Elemente fetten,  
 Die sich befreyt zur Mutter retten.

Auch du, Gefährte meiner Seele,  
 Auch du, mein irdisches Gewand,  
 Du steigst aus finst'rer Grabeshöhle  
 In freyer Räume Mutterland,  
 Du wandelst kühn durch die Gestalten  
 Und darfst Unsterblichkeit erhalten.

Und wann mein Geist in dem Gedanken  
 Zum hohen Seyn der Gottheit kehrt,  
 So ward auch dir aus engen Schranken  
 Der Flug im Aetherkreis gewährt;  
 Mein wird die Welt, die mich geboren,  
 Und was ich war, geht nie verloren.

Ulrich Freyh. v. Schlippenbach.

## Klagen der Liebe.

(Nach einer bekannten russischen Melodie.)

Ach! die Quelle meiner Klagen  
 Darf ich nicht dem Echo sagen,  
 Nur im stillen Innern tragen,  
 Was den Bach des Lebens trübt.  
 Liebend kehret Flora wieder;  
 Streuet Wonneblüthen nieder;  
 Nur mir hallen ihre Lieder,  
 Wie der Sehnsucht Trauertton.

Selbst des Himmels goldne Kerzen  
 Geben meiner Brust nur Schmerzen,  
 Denn ein Bild trag' ich im Herzen,  
 Das von keinem Sterne blickt.  
 Doch es lebt in meinen Träumen!  
 An des Aethers blauen Säumen,  
 Und in jenen heil'gen Räumen  
 Such' ich ahnend dieses Bild.

Liebe hauchet jede Pflanze,  
 Jedes Weilchen, das im Kranze,  
 Zu dem frohen Reihentanze,  
 Eines Mädchens Hand gewebt.  
 Doch mir bleibt am Lebensmorgen  
 Diese Seligkeit verborgen,  
 Mich umwehn nur Erden Sorgen —  
 Und der Götterfunke flieht.

Malwina.

## 3.

## Erinnerung des Geliebten.

Kein Morgenroth, kein Abendstern,  
 Bringt Dich mir je zurück,  
 Du bleibst mir ewig, ewig fern  
 Mit deinem Zauberblick.

Nur ein Moment gab Seligkeit,  
 Ach! ich vergeß ihn nie!  
 Da lebt' ich eine Ewigkeit,  
 Voll schöner Harmonie.

Ein mildes Lüftchen hauche Dir  
 Mein Bild ins sanfte Herz,  
 Und wehe holde Ruhe mir  
 In meine Brust voll Schmerz.

Entfernter Lieblich, lebe wohl!  
 Ich denke liebend dein;  
 Ach! ohne dieses Lebewohl  
 Wirst du auch nimmer mein.

Malwina.

---

## II.

Gedanken über das Eigenthümliche des  
deutschen Heldengedichts ic.

(Fortsetzung.)

Gebünde von einer bestimmten Anzahl Zeilen, wie im Heldenbuche, im Nibelungenliede, oder im Tasso u. dgl., findet man im Kerlingenliede nicht. Wie gesagt, das Ganze ist in vierzehn Hauptstücke eingetheilt, deren jedes nicht unter zwölf und nicht über neun und zwanzig Abschnitte enthält. Auch diese Abschnitte sind von sehr ungleicher Länge, manche haben zwölf, manche über siebenzig Zeilen. Diese ganze Abtheilung ist aber vielleicht bloß hinzugekommen, so wie zur Bibel; denn durch jene Abschnitte wird oft ein Reimpaar zertheilt, und das Gedicht hat keine anderen größern Glieder, als die sich aus dem Inhalt selbst ergeben. So oft nämlich ein Haupttheil der Geschichte erzählt ist, macht der Dichter einen Halt, knüpft das Nächstfolgende im Ganzen genommen an das Vorhergehende, gleichwie im Gelenke zwey Glieder verbunden werden. Da hebt nun zugleich immer ein Hauptstück an, und jener Uebergang wird etwa als Inhaltsanzeige betrachtet, also nicht als ein Abschnitt mitgerechnet. Unser Gedicht ist also äußerlich eben so gebildet, wie die Otfridische Bibelübersetzung, und höchst wahrscheinlich, ich möchte sagen sicher, hatten die uralten deutschen Bardengesänge keine

sehr abweichende Gestalt. Absichtlich kleidete man die Bibel in ein bey den Deutschen gewöhnliches und beliebtes Gewand, damit das Buch desto mehr Eingang finden möge. Der dreyfüßige Zeilenbau, welchen wir in diesen Werken finden, ist überhaupt als die einheimische Form für die erzählende Gedichtsgattung anzusehen. Ursprünglich reimte sich immer die erste Zeile auf die zweyte, die dritte auf die vierte u. s. w. So auch in der Ottfridischen Bibel und in unserm Kerlingenliede. Mehrfache abwechselnde und verschlungene Reime scheinen den sangbaren Gedichten eigen, und erst in der Folge von dieser Dichtgattung auf die erzählende übergegangen zu seyn. In jenen Gedichten machte eigentlich jedes Reimpaar ein Ganzes aus, wie man schon aus der Schreibart folgender Zeilen sehen wird, die ich aus dem Ottfridischen Werke hersehe:

Sie thiz al tho firnamun  
 thia thara zi imo quanum  
 Tho fragetun' nan gimeino,  
 ioh harto flü kleino.

Auch aus dem Kerlingenliede will ich einige Zeilen ausheben:

Gosserans und die Brlesen  
 Di thaten des tages verliesen  
 Manigem Haiden sein Leben,  
 Di gegen in begunden streben,  
 Die wurden alle bedacht  
 Mit unzergänglichen Nacht.

Durch die Zusammenziehung zweier Zeilen in eine, mit bloßem Einschnitt, ohne Reim, in der Mitte, entstanden in der Folge die für das erzählende Gedicht, besonders bey den Franzosen, so gebräuchlichen Alexandriner. Bey den alten Scandinaviern waren Zeilen von zwey Füßen oder Taktschlägen am gebräuchlichsten. Ich führe ein Beyspiel aus der Edda an:

Thof skal groede  
Med torre Dyen  
Balders Fordefoerd  
Beholde icun Hell  
Det hun haffver.

Doch war diese Gattung auch im jetzigen Deutschland nicht ungebräuchlich. Der Lobgesang auf König Ludwig ist ganz in zweygliedrigen Zeilen gedichtet. Er fängt an:

Einen kunig wetz ich,  
Heisset Herr Ludwig;  
Der gerne Gott dienet,  
Weil er ihms lohnet,  
Kind wart er vaterlos,  
Des warth ihm sehr bos.

Aus der Verbindung einer solchen zweygliedrigen Zeile mit einer dreygliedrigen, mit bloßem Einschnitt, ohne Reim, in der Mitte, scheint mir das besonders von Engländern und Italienern für die erzählende Gedichtsgattung so häufig gebrauchte Versmaaß, welches man unter dem Namen der

fünffüßigen Jamben kennt, entstanden zu seyn. Dieses ist viel wohlklingender, und nicht so eintönig, wie der Alexandriner. Z. B.

Zum Kampfe eilt, | und wäschet ab die Schande  
Des Vaterlandes | in der Feinde Blut!

Alle übrig gebliebenen alten Werke und zum Theil auch schon die eben aus ihnen gegebenen Beispiele zeigen, welche Freyheiten die Dichter in Hinsicht auf Zeilenbau und auf den Reim genossen. Daß wir dieser Freyheiten fast ganz verlustig geworden sind, ist nicht etwa als ein Vorzug, als eine Anzeige höherer Bildung unsrer Dichtkunst, sondern als ein großer Fehler, als eine Verschlechterung und Ausartung anzusehen. Man klagt über Fesseln, die der Reim, das Zeilenmaaß, dem Dichter anlege, und sieht oder bedenkt nicht, daß man sich diese Fesseln selber geschmiedet hat. Wären wir der heimischen Art getreu geblieben, so würde es auch in diesem Stücke viel besser um uns stehen. Daß in altdeutschen Gedichten weder an Sylbenmessung, noch an Sylbenzählung als Grund des Gedichtbaues zu denken ist, sieht man schon aus obigen Beyspielen. Den Reim, als etwas Zufälliges, behandelte man auch als solches. Daß er nicht als etwas durchaus Unverläßliches eines deutschen Gedichtes anzusehen sey, zeigen nicht nur die alten skandinavischen Gedichte, bey denen er oft gar nicht wahrgenommen wird, oft nur sehr unvollständig (denn nicht selten besteht

er bloß in einem gleichen Lauter oder Mitlauter in der letzten, vor- oder drittletzten Sylbe), sondern auch die alten und neuen echtheimischen Gedichte des eigentlichen Deutschlandes. Die Entstehung des Reims, worüber so viel Falsches vorgebracht worden ist, ließe sich, geschichtlich und wissenschaftlich nachweisen. Anfangs war der Reim nur zufällig, ging aus der Beziehung der einen Zeile auf die andere nothwendig hervor, und wurde durch die Ähnlichkeit der Stammsylben und der Sprachformen, und durch das öftere Zusammentreffen des Sinns mit diesem äußern Zusammenklang unterstützt. Z. B. in der Resenischen Edda:

Sumar eru Asfungar,  
 Sumar Alfungar,  
 Sumar Dualens Doctur.

An einem andern Orte:

Glitner heiter Salur  
 Hann er Gulle Studdur  
 Dg Silfre thaktur.  
 Thann forsete bygger  
 Flestann Dag  
 Dg fvoeffe allar Safer.

Diesen innern und äußern Zusammenklang finden wir auch in mehreren gereimten Sprüchen. Z. B.

Mit Rath  
 Und That.

Oder:

Wie gewonnen,  
 So zerronnen.

Und in unserm Kerlingenliede:

Si sint vor Gote vertaillet,  
 Wir werden heute gehaillet. —  
 Das Got selbe hie gefüge,  
 Und der tivel sigelos gelige.

So war der Reim ursprünglich nichts weniger als ein sinnloses Geklapper. Er war vortrefflich und mußte gefallen, als ein neues Mittel, den innern Sinn zu veräußern. Bey einer sinnigen Wurzelsprache, wie die deutsche, war er um so sinniger, indem er die Verwandtschaft und Beziehung der Worte, die Aehnlichkeit der Wortbildungen, ich möchte sagen, die Einheit der Sprache mit sich selbst, darstellte, und er war also keinesweges ein bloßer Klingklang für die Ohren. Doch auch diese mußte ein sinniger Reim ergötzen, und daher wurde der Reim immer mehr gesucht; was vorher Werk des Zufalls gewesen war, daraus machte sich nun der Künstler ein Geschäft, und in der Länge der Jahrhunderte kam es dahin, daß reimen und dichten fast gleichbedeutende Ausdrücke wurden. Darin ging man zu weit. Aber nicht weniger nahm man in den neuesten Zeiten einen unnöthigen Zulauf, wenn man den Reim als geschmacklos verwarf und von Griechen und Römern lernen wollte, was in unserer Dichtkunst schön sey. Das konnten uns unsere alten Dichterwerke eben sowohl, ja viel besser lehren. Wenn wir auch gleich in der Ottfridischen

Bibel, im Loblied auf König Ludwig u. dgl. alle Zeilen gereimt finden, so ist dies Reimen doch von dem jetzt gewöhnlichen sehr verschieden. Allerdings war der Reim ein sehr gutes Mittel, die Zeilen auch bloß äußerlich zu sondern und in Beziehung zu stellen; man bediente sich seiner hiezu und konnte sich dann desto größere Freyheit in der Bewegung, konnte eine desto größere Mannigfaltigkeit der Füße gestatten: der Reim half die Ordnung erhalten. Aber man reimte mit Vernunft und Freyheit. Wo sich's nicht fügte, ließ man den Reim ganz weg (noch bey den Meisterfängern kommen Waisen vor, d. i. Zeilen, auf welche im ganzen Gesäze nichts gereimt wird), oder war doch mit einem gleichen Lauter, oder Lauter und Mitlauter am Ende zufrieden. Z. B.

Thoh iz so luzil wari  
 in muat thir er ni guami. —  
 In himilon io hoher  
 Wih si nomo thiner.

Man beschränkte sich keinesweges bloß auf männliche, weibliche und kindliche Reime, sondern man hatte mehrere vollkommnere und unvollkommnere Arten, und verfuhr nicht so ängstlich, wie jetzt. Reimlose Zeilen sind nie ganz außer Gang gekommen, besonders bey den Völkern des niederdeutschen Geschlechts, und bey den Engländern sind und waren sie vorzüglich im Schwange. Wir Deutsche sind auch in diesem Stücke gewissenhafter,

als irgend ein Volk, ja wir sind, wie ich glaube, zu peinlich darin. Mag man immer bey kurzen Liedern es genauer auch mit den Reimen nehmen; bey längern Gedichten sollte man mit mehr Freyheit zu Werke gehen. Der vollkommnere oder unvollkommnere Reim könnte ein neues Mittel zum sinnlichen Ausdruck der Vorstellung werden. Die Vorstellung der Zwietracht würde man nicht besser, als durch unvollkommene Reime, oder durch reimlose Zeilen darstellen können, die vollkommenen Reime würden die Vorstellung von Eintracht und süßem Zusammenschmelzen sehr schicklich ausdrücken. Auch in dieser Hinsicht verdient unser Kerlingenlied die größte Aufmerksamkeit. Zwar sind im Ganzen genommen die Reime vollkommner, das heißt nach strengeren Gesetzen gebaut, als z. B. in der Ottfridischen Bibelübersetzung, wo man sehr häufig Reime findet, wie folgende:

Kosi unsih in thanana  
 Thaz wir sin thine thegana,  
 Goh mit gitadon thinen  
 Then wewon io bimiden.  
 Ob ir muat inlazet  
 Thaz sunta ir io bilazet ꝛc.

Doch finden wir auch in dem Kerlingenliede, besonders bey Eigennamen, den Reim häufig auf dem schlechten Zeittheil. Z. B.

Und fure sei zu Cherlingen  
 Er mochtet si im nimer bringen ꝛc.

Et mainten und husten sich,  
 Ir schaiden das was freuntlich —  
 Da beriete di Kerlinge sich  
 Div funde wer ungewonlich.

In der Bibelübersetzung steht:

Thu thuruh thiu sinu bilidi  
 Firdregist thero manno fravili.

Ich meines Theils sehe keinen Grund, warum alle diese Freyheiten ein neuer Dichter sich nicht eben so wohl zu Nuße machen dürfte und sollte. Die Kunst kann dabey nur gewinnen. Es käme nur darauf an, daß man, ohne auf das Geschrey der Aßterkunstrichter zu achten, sich dieser Freyheiten mit Einsicht und Geschmack bediente. Denn der Sudeley will ich damit keinesweges das Wort geredet haben. Auf jeden Fall geht aus diesen Untersuchungen hervor, daß der Reim zwar kein durchaus unverläßliches Stück eines deutschen Gedichtes sey, jedoch ein nicht unwesentliches Erzeugniß und sehr willkommnes Darstellungsmittel unserer Dichtkunst; daß wir aber streben müssen, uns von den allzuengen Fesseln, in welche der Reim unserer Dichter allmählig, besonders zur Zeit der Meistersängerrey, geschmiedet hatte, zu befreyen und uns von ihm in jene Unabhängigkeit zu setzen, welche die ältern Dichter noch genossen, und welche auch in den Volksliedern noch sichtbar ist. Der Reim muß dienen, nie darf ihm ein schöner Gedanke aufgeopfert werden. Aber frey-

lich, ich wiederhole es, nur Meister der Reimkunst werden von den gegebenen Fingerzeigen den rechten Gebrauch machen können. So viel für's Erste vom Reime!

E. Chr. Trautvetter.

### III.

#### Der häßliche Prinz.

Ein Märchen.

(Fortsetzung.)

Eines Abends führte ihn sein Weg über eine herrliche Wiese; dort sah er einen Wolff, auf einem grünen Teppich, und neben demselben auf einem blausammtnen Kissen ein Lamm von blendender Weiße sitzen. Im Lande der Feen erzogen, hielt er es ohne Umstände für die Wirkung einer Zauberey. Statt daher zu fliehen, wie wir es gemacht hätten, ging er vielmehr gerade darauf los, und sagte mit der größten Höflichkeit zum Wolf: „Gnädiger Herr Wolf, ich bin überzeugt, daß Ihr der nicht seyd, der Ihr scheint; ist es möglich, Euch Eure vorige Gestalt wiederzugeben, so würde ich mich glücklich schätzen, etwas dazu beitragen zu können.“ Der Wolf antwortete nichts — weil die Wölfe selten reden, aber sein Blick

erheiterte sich, und er betrachtete den Prinzen mit Wohlgefallen. „Ich werde mit meinem Knappen die ganze Wiese durchstreifen,“ fuhr dieser fort, „wollt Ihr wohl die Güte haben, mein Pferd so lange zu halten?“ Freundlich wie zuvor, ohne dabey eine Miene zu verändern, reckte jener den Hals und faßte die Zügel mit den Zähnen. Der Prinz durchsuchte die Wiese, allein er kehrte bald mit der Nachricht zurück, nichts entdeckt zu haben, das einen Talismanu verriethe. „Aber, liebebedürftiges Lamm,“ wandte er sich an dieses, „darf ich Euch wohl, ohne Euch zu incommodiren, ein wenig von der Stelle rücken?“ und damit schob er den Polster auf die Seite. Ein stählerner Ring, der einem Stein zur Handhabe diente, fiel ihm zuerst in die Augen, und entlockte dem Wolf ein freundliches Gesicht. Kaum war der Stein in die Höhe gehoben, so loderte an der Stelle ein buntes Feuer auf, das sich über die ganze Ebene verbreitete. Und als es verloschen war, erblickte unser Reisende sich in einem prächtigen Garten und vor sich einen Pallast von dem köstlichsten Marmor, aus dem er einen Prinzen und eine Prinzessin, von einem zahlreichen Hofstaat begleitet, auf sich zukommen sah. Die ersten Worte, die sie an ihn richteten, waren Ausbrüche des lebhaftesten Danks. Beyde baten ihn hierauf, die Freuden des glücklichen Tages mit ihnen zu theilen. Das prächtige Fest, das nun folgte, das glänzende Souper,

die Spiele und Tänze alle zu beschreiben, würde zu weitläufig seyn. Nach dem Ball wurde Zambedin ein Zimmer angewiesen, wo er den Rest der Nacht sich der Ruhe überließ.

Am andern Morgen, als er eben mit seinem Anzuge fertig war, trat der Prinz Huhu — so hieß sein Wirth — zu ihm herein. „Ich komme,“ sagte er, „nicht um Ihnen die Versicherungen meiner Dankbarkeit zu wiederholen: vielleicht bin ich einst so glücklich, Ihnen diese thätig beweisen zu können. Aber als Ihr aufrichtigster Freund, wünschte ich zu erfahren, wornach ich gestern im Geräusch des Festes nicht fragen konnte: wer Sie sind? was Sie in diese Gegend führt und, was der eigentliche Zweck Ihrer Reise ist?“ Nachdem Zambedin die Neugierde seines Wirths befriedigt hatte, zeigte er ein gleiches Verlangen, seine Schicksale zu erfahren. Jener ließ sich nicht zweymal bitten, und gab ihm darüber folgende Auskunft.

„Der König, mein Vater, und der Vater meiner Gemahlin waren Brüderkinder; ihre Reiche gränzten so nah zusammen, daß nur ein kleiner Bach sie trennte, den man zu allen Jahreszeiten durchwaten konnte. Eben so durch Freundschaft, wie durch die Bande des Bluts verbunden, besuchten sie sich abwechselnd im Jahr; und da Prinzessin Bâbâ und ich die einzigen Früchte ihrer Ehe waren, so bestimmten sie uns schon in frühster Kindheit für einander, um beyde Familien und ihre

Reiche vollends zu vereinigen. Unsere gegenseitige Neigung entsprach ganz ihrer Absicht. Schon die Aussicht in die Zukunft machte uns glücklich; sie gewährte uns die freudenreichste Hoffnung, und ließ uns das Ziel unserer Wünsche in schöner Ferne blicken. Schon war der Zeitpunkt unsrer Vereinigung nahe, und nichts schien ihr im Wege; als die Fee Tarantel mit ihrem Sohne Tulipan, auf der Reise zur Feenkönigin, den Hof meines Schwiegervaters besuchte. Tulipan wurde von der Schönheit meiner Braut geblendet, und da er die glückliche Gabe besaß, sich für den liebenswürdigsten Sterblichen zu halten, so zweifelte er keinen Augenblick, daß Bãbã für ihn dieselben Gefühle hegte, die er für sie im Busen trug. Er versicherte dies seiner Mutter, der es eben so wenig einfiel, daran zu zweifeln. Ihre Affenliebe für ihn war so groß, daß sie ihn immer nur Zuckerpüppchen nannte. Er war wirklich eine hübsche Figur, und um zu gefallen, fehlte ihm nichts, als — das Talent dazu. Unglücklicherweise aber mißfiel alles, was er sagte oder that; dagegen war er selbst immer mit sich zufrieden. Der einzige Vorzug, den er besaß, der Sohn einer Fee zu seyn, war jedoch hinreichend für uns, ihn mit der größten Aufmerksamkeit zu behandeln. Bãbã zwang sich um so mehr, seine faden Schmeicheleyen mit einer gewissen Klugheit zu ertragen, als wir alle hofften, daß sein Aufenthalt nur von kurzer

Dauer seyn würde: er aber glaubte darunter ein geheimes Interesse für seine Person wahrzunehmen. Eben so hielt er mich für seinen aufrichtigsten Freund, und erzeigte mir sogar die Ehre, mich zum Vertrauten seiner Leidenschaft zu machen — was anfänglich mich sowohl, wie meine Braut, belustigte. Auch hätte er mich nie für seinen Nebenbuhler gehalten, weil er überzeugt war, daß er keinen haben konnte, wenn nicht seine Mutter unglücklicherweise ein Gespräch zwischen mir und Bâbâ belauscht hätte, das ihr nur zu deutlich unser Verhältniß verrieth, und sie davon überzeugte, wie sehr ich den Wünschen ihres Sohnes im Wege war. Die geringe Neigung, welche der König für die von ihr vorgeschlagene Verbindung blicken ließ, bestärkte sie vollends in dem Verdacht, daß ihr der ganze Hof entgegen sey — und sie beschloß, sich dafür zu rächen.“

„Gerade an demselben Tage sollte eine Wasserfahrt auf dem Kanal seyn, der den Park umgab. Mehrere Gondeln waren für den Hof und zu Führern derselben junge Leute in reicher, geschmackvoller Matrosenkleidung ausersehen. Tulipan sollte auf dem Fahrzeug, das für Bâbâ bestimmt war, das Steuer führen; seine Ungeschicklichkeit machte mich für sie besorgt, und ich hätte mich schon deshalb gern an seiner Stelle gesehn. Sie bestieg, ohne weitere Begleitung, mit der Fee Tarantel das Boot; aber kaum hatte sie sich gesetzt, so flog

es wie ein Pfeil über die Fläche und verschwand in der Mitte des Kanals. Der ganze Hof schrie laut auf, und jeder gab das Unglück der Ungeschicklichkeit Tulipans Schuld. Zwanzig Taucher stürzten sogleich ins Wasser, um wo möglich die Prinzessin zu retten; aber sie suchten sie dort vergeblich. Ich hatte im ersten Augenblick die Besinnung verloren, und als ich wieder zu mir kam, schloß ich aus den Erzählungen der Taucher, daß es ein Werk der Fee Tarantel war, und sann nur auf Mittel, ihr das Opfer ihrer Rache zu entreißen.“

„Ich flog zu meiner Tante Klat sch rose — eine der gefälligsten Feen, die für ihre ganze Familie, und besonders für mich, die zärtlichste Freundschaft hegte. Als ich ihr den Vorfall erzählt hatte, ermahnte sie mich zur Geduld und ließ ihren Luftwagen vorfahren, den sie sogleich bestieg, um der Feenkönigin einen Besuch zu machen. Dame Tarantel, die dies vorausgesehen, war ihr indeß zuvorgekommen, und suchte die Einwilligung jener zu einer Verbindung ihres Sohnes mit der Prinzessin Bába zu erschleichen. Tante Klat sch rose erzählte allen Leuten, die sie in den Vorzimmern der Königin traf, meinen Unfall; und obgleich ihr die Worte schnell vom Munde gingen, so wiederholte sie doch die Geschichte so oft und so lange, bis jene, nichts weniger, als unverrichteter Sache, davon fuhr. Endlich wurde sie ins Kabinet der Königin gerufen, deren Verwunderung nicht ge-

ring war, sich, so viel sie aus dem Redefluß der Supplikantin entnahm, von der Fee Tarantel betrogen zu sehn. Zwar pflegen sich die Feen auch zuweilen eine Abweichung von der Wahrheit zu erlauben, aber gegen die Königin darf es nicht geschehen; dies wäre ein Vergehen, das sie nie vergiebt. Sie befragte deshalb auf der Stelle ihren Zauberspiegel, der ihr nicht nur die Handlungen, sondern auch die Gesinnungen derer, die sie darin erblicken will, verrieth.“

„Sie sah, daß die Angeklagte nicht geradezu der Lüge bezüchtigt werden konnte, sondern, in ihrer blinden Anhänglichkeit für Tulipan, den Wahn desselben, von der Prinzessin geliebt zu seyn, mit ihm theilte. Sie ließ meiner Tante sogleich den Wagen der Rache, um darin die Prinzessin zu entführen und sie ihren Eltern und meiner Zärtlichkeit wiederzuschwenken. Nach unzähligen Komplimenten und Dankefagungen bestieg sie den mit Drachen bespannten Wagen, welchen eine Feuerwolke im Nu nach Tarantels Pallast trug. Denken Sie sich ihre Ueberraschung und ihren Schreck, als sich die fürchterliche Equipage in ihrem Garten niederließ! Die Drachen spieen Rauch und Flammen. Es war gerade in dem Augenblick, als Tulipan der Prinzessin ankündigte, daß sie bestimmt sey, ihm ihre Hand zu reichen; und eben als er diese zu küssen sich erfreuen wollte, trat meine Tante mit einer Ohrfeige dazwischen,

die ihm Hören und Sehen raubte. Bâbâ fiel ihrer Ketterin in die Arme, und ohne das Ende der Vorwürfe, die diese über ihre Gegnerin ausströmte, abzuwarten, zog sie dieselbe zum Wagen, der sich, sobald sie beyde darin Platz genommen, in die Lüfte erhob, und längst schon aus dem Gesicht der erstaunten Fee und ihres erschrockenen Sohnes verschwunden war, als diese noch nicht zu Wort und von ihrer Verwirrung zurückgekommen waren.“

„Einen Augenblick darauf sah ich mich in den Pallast meines Schwiegervaters versetzt, da eben Bâbâ, von meiner Tante begleitet, dort eintraf. Ich half der Prinzessin aus dem Wagen, der für mich nichts Furchtbares hatte — so wenig, als die Feuerwolke, die ihn trug, und mich mit Ehrfurcht und Hoffnung erfüllte. Von Liebe durchdrungen, stürzte ich der Geliebten zu Füßen ohne ein Wort hervorbringen zu können. Bey Tante Klatschrose war dies Letztere nicht der Fall. Die Erzählung dessen, was geschehen war, nahm in ihrem Munde mehr Zeit weg, als die Begebenheit selbst erfordert hatte. Endlich schloß sie mit dem Rath, unsre Verbindung nicht länger, als bis zum folgenden Tag, zu verschieben. Sogleich wurden die Anstalten dazu getroffen, und je mehr man kurz zuvor den Verlust der Prinzessin bedauert hatte, desto mehr überließ sich jetzt alles der Freude.“

„Aber wie wenig entsprach der Erfolg den

frohen Erwartungen — und wer schildert die Verzweiflung des Hofes, als man am andern Morgen, in der glänzenden Versammlung, die Königin des Festes vermifste und auch in ihren Gemächern die Prinzessin vergeblich suchte? Mein Vater, der mich davon benachrichtigen wollte, fand mich eben so wenig im ganzen Schloß. Und nachdem man uns beyde überall fruchtlos gesucht und sich in Muthmaßungen erschöpft hatte, fand man für gut, es der Tante Klat Schrose zu melden. Diese ließ sich nach ihrer Gewohnheit erst weitläufig über den Vorfall aus; sie konnte es sich nicht denken, daß die Fee Tarantel etwas gegen die Befehle der Königin zu unternehmen gewagt haben würde, deren Allgewalt der stärkste Zügel ihres bösen Willens war, und beschloß am Ende, dieser einen wiederholten Besuch zu machen. Hofluft ist veränderlich. Klat Schrose hatte, ihrer Gutmüthigkeit ungeachtet, Feinde; im Eifer des Gesprächs entschlüpfte ihr manches, was die Klugheit zu verschweigen rieth. Nur mit Mühe erhielt sie daher diesmal Zutritt. Die Königin spielte die Erstaunte, und obgleich sie von allem bereits genau unterrichtet war, so zog sie doch zum Schein den Zauberspiegel zu Rath, und ließ die gute Tante die Bezauberung darin erblicken — die Sie so glücklich gehoben haben. Vergeblich warf jene sich ihr zu Füßen; umsonst suchte sie das Mitleid der Königin zu erregen und durch einen Strom von

Thränen ihr Herz für uns zu erweichen. Sie behauptete, selbst zuweilen fremden Absichten gehorchen zu müssen, und daß daher Bábá und ich so lange Lamm und Wolff zu bleiben gezwungen wären, bis die Bedingungen unsrer Entzauberung erfüllt seyn würden. Jedoch fügte sie die Versicherung hinzu, daß es die letzte Prüfung sey und nichts fernerhin unser Glück stören sollte. — Sie sind es, theurer Prinz, dem wir dieses danken; seyn Sie versichert, daß die Erinnerung daran mit uns fortlebt, und unsre Dankbarkeit nur mit dem Leben erlischt.“

Huhu und Bábá schienen während dem Aufenthalt ihres Gastes sich zwischen Liebe und Freundschaft zu theilen. Aber jedes Ding hat ein Ende, so auch der Aufenthalt des Prinzen in diesem reizenden Schloß — und es mußte geschieden seyn.

Unser Held hatte schon einige Tagereisen gemacht, als er zum erstenmal wieder eine Stadt erblickte — nicht, weil es deren nicht genug, oder keine von Bedeutung im Feenlande gab, sondern es war vielleicht Zufall, oder der Wille einer geheimen Macht, die seine Schritte lenkte, daß er bis hiezu keine zu Gesicht bekam. Um so größer war Kolibri's Freude, der überhaupt Gesellschaft liebte. Als sie sich dem Thore näherten, erblickten sie eine Menge Soldaten unter den Waffen; Trompeten schmetterten, und ein Reuter jagte mit verhängtem Zügel auf sie zu. Er fragte Kolibri,

ob das der Prinz sey? und dieser, der Meinung, daß es keinen andern Prinzen auf der Welt, außer dem seinigen, gäbe, bejahte die Frage, worauf der Reuter, wie ein Blitz, zurücksprengte. Bald darauf stellten die Truppen sich in Reih und Glied, und einige ihrer Anführer kamen dem Prinzen entgegen, um ihn zu complimentiren, der übrigens nichts weniger, als diesen Empfang erwartet hatte. Unter kriegerischer Musik und einer Salve von hundert Kanonen, betrat er die Stadt. Das Volk drängte sich zum Wagen, um ihn zu begaffen — was ihm eben nicht lieb war.

Beym Aussteigen fand er die Generale, die ihn zu Pferde begleitet hatten, unter den Ministern und Reichsbeamten wieder, die ihn an der Schloßstreppe empfangen. Man führte ihn durch mehrere Zimmer in einen reich verzierten Saal, wo die ausgesuchtesten Erfrischungen seiner harrten. Hier war es sein Erstes, die vornehmsten Personen aus seiner Umgebung kennen zu lernen. Er äußerte sich gegen jeden auf das Verbindlichste, und lobte besonders gegen die Generale die Disciplin der Truppen und ihre Geschicklichkeit im Manövriren. Dadurch sicherte er sich das allgemeine Wohlwollen, und bey so viel Feinheit im Betragen, übersah man leicht seine Figur. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, wurde er bey der Königin eingeführt, die ihn aufs Gnädigste, mit aller seinem Range gebührenden Achtung, empfing. Auch sie

konnte ihm ihren Beyfall nicht versagen, da er so geschickt, als fein, die innere Einrichtung des Palaſts und den Geſchmack ſeiner Bewohnerin zu loben wußte — wiewohl er ſich im Stillen geſtand, daß er der fürſtlichen Wohnung ſeines Vaters nicht gleich kam. Die Unterhaltung währte übrigens nicht lange. Die Königin bat ihn, ſich von den Beſchwerden der Reiſe auszuruhen und am Abend der Aſſemblee beyzuwohnen, wo er alle Damen des Hofes kennen lernen würde.

Während dieß im Schloß geſchah, war Kolibri außerhalb deſſelben nicht müßig, ſich von allem zu unterrichten, was die Reſidenz betraf. Und als ſich der Prinz in das ihm angewieſene Gemach zurückgezogen hatte, ſo erfuhr er von ſeinem Diener, daß das Reich einer Tochter der Königin Tabita, der Prinzessin Pürzelline, gehöre, die große Luſt zum Heirathen habe und daher alle Fremden auf das Zuborkommendſte empfinde, ſo lange, biß ſie einen gefunden haben würde, den ſie ihrer Hand würdig hielte; daß ſie dabey ſehr ſchwierig in der Wahl ſey und ſchon viel Körbe ausgeheilt hätte, und übrigens von vortrefflichem Charakter und eine fertige Klavierspielerin wäre. Unterdeß Kolibri ſeinem Herrn Rechenschaft ablegte, bat Pürzelline ihre Mutter, ſie von der Erſcheinung bey der Aſſemblee zu diſpenſiren — nicht, weil ſie nicht Sorgfalt genug auf ihre Toilette gewendet, — denn man hatte ihr ja die An-

kunft eines liebenswürdigen Prinzen gemeldet; sondern weil sie bey Zambedins Einzug hinter den Fenstervorhängen gelauscht, und ihn in solchem Grade häßlich gefunden hatte, daß sie, um von seinem Anblick befreyt zu seyn, lieber krank seyn wollte. Sie war schon im Begriff, sich selbst einen Aderlaß zu verordnen, als eben die Ankunft noch eines andern Prinzen gemeldet wurde. Ueberzeugt, daß dies der früher Erwartete sey, flog sie davon, um sich aufs Schönste zu schmücken. Der Gehoffte langte an, und wurde von der Königin mit derselben Aufmerksamkeit, wie sein Vorläufer, empfangen. Sie selbst wies ihm sein Zimmer an, wo er bis zum Abend weilte, da man ihn, so wie Zambedin, zur Assemblée abholte. Tulipan — denn niemand anders war es — hütete sich wohl, früher zu erscheinen, als bis alles versammelt war; ein gewöhnlicher Kunstgriff, um die Augen der Gesellschaft auf sich zu ziehn. Zwar mußte er die kleine Kränkung dulden, daß ihm der zweyte Platz angewiesen wurde, denn Zambedins Reich hatte den Rang vor dem seinigen; aber dadurch kam er gerade neben Würzelline zu sitzen, die jedoch keinen vortheilhaften Eindruck auf ihn machte. Sie war eine unförmliche Zwerggestalt, mit einer bretternen Brust und einem fahlen, aschgrauen Gesicht, worin ein paar kleine Augen, wie faules Holz im Dunkeln, leuchteten. Desto größere Ansprüche aufs Gefallen machte ihr Putz. Sie hatte sich nur für

Tulipan geschmückt, und ihn daher mit Ungeduld erwartet, um zu sehen, welche Wirkung ihre Reize auf ihn machen würden. Dieser, nach seiner Gewohnheit vorschnell und überall den Vorzug heischend, ließ sich mit ihr sogleich in ein Gespräch ein, und war dabey sehr laut, lachte viel, und suchte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zu ziehen; was ihm auch wirklich, aber nicht zu seinem Vortheil, gelang.

Zambedin, der die Figur der Prinzessin, nach seiner Ueberzeugung, nicht loben konnte, ließ wenigstens ihrer Toilette alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Tulipan unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß man am Hofe der Seenkönigin, woher die neusten Moden kämen, nicht so niedrige Aufsätze trüge. Er fand, daß mehrere Damen sich nicht gehörig verneigten, daß ihre Diamanten altmodisch gefaßt wären, und dergleichen mehr. Dabey berief er sich immer auf den Hof der Seenkönigin, dem er in allem unbedingt huldigte. Tabita, die sich in Sachen des Geschmacks nicht wenig Einsicht zutraute, fand sich dadurch beleidigt; Pürzelline ergriff die Parthie ihres Kopfsputzes mit einem Verdruß, den jeder Andere, nur sie selbst nicht, wahrnahm, und es wäre zu einem förmlichen Krieg gekommen, da auch schon die Hofdamen das Signal, das ihre Zungen lösete, begierig zu erwarten schienen, wenn nicht Zambedin sich ins

Mittel gelegt und mit kluger Gewandtheit dem Gespräch eine andere Wendung gegeben hätte, wodurch das Kriegsfeuer im Entstehen erstickt ward.

Endlich begann der Ball. Tulipan, auf jedermanns Bewunderung zählend, eröffnete ihn mit der Prinzessin. Sie tanzte zwar nicht schön, aber taktmäßig und richtig. Ihr Tänzer dagegen kam jeden Augenblick aus dem Takt, trat den Damen auf die Schleppe und zerriß ihnen die Kleider. Die Königin war indeß bemüht, Zambedin zu unterhalten, der jedoch, um sie des lästigen Zwanges zu überheben und nicht länger vom Tanz abzuhalten, sich bey ihr beurlaubte und die Gesellschaft verließ. Aber Tulipan wollte noch lange nicht vom Platze weichen, und ermüdete die Prinzessin bis zum höchsten Ueberdruß. Nach dem Ball erklärte sie ihrer Mutter, daß beyde Prinzen ihr gleich verhaßt wären, und weder der eine, noch der andere, auf ihre Hand rechnen könne, — was übrigens weder dem einen, noch dem andern einfiel.

Schon als Tulipan in den Saal trat, erkannte Zambedin in ihm den fremden Ritter, der ihm die Dose mit dem Portrait entreißen wollte. Aber sey es nun, daß dieser damals zu sehr mit dem Gegenstand seiner Wünsche beschäftigt war, oder was es wolle; genug, trotz seiner auffallenden Gestalt, ward jener von ihm nicht wieder erkannt. Könnte er ihm damals das bloße Bildniß einer Dame nicht, die er selbst nur zu reizend fand, so war er jetzt

dagegen so galant, ihm zu einer Frau verhelfen zu wollen. Er schlug ihm die Prinzessin Purzelline vor, und erbot sich, bey ihr sein Freywerber zu seyn. „Auf eine außerordentliche Schönheit dürfte er doch nicht rechnen,“ meinte er, „und wo ihm der Sieg leicht würde, hätte er mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen.“ Zambedin lehnte sein Anerbieten höflichst ab, und ließ den selbstsüchtigen Thoren stehen.

Einige Tage darauf saß unser Held allein in seinem Zimmer, in Betrachtungen über das Portrait auf seiner Dose vertieft. Er machte sich Vorwürfe, von einem bloßen Gemälde bezaubert zu seyn, dessen Original ihm fremd war, und von dem er nicht einmal wußte, ob es existirte — von dem er auch, wenn er es fände, nicht einmal geliebt zu werden hoffen konnte. Trompetenstöße weckten ihn aus seiner Träumerey; er öffnete das Fenster und sah, daß der Lärm eine Menge Menschen versammelt hatte. Vier Zwerge, die von Zeit zu Zeit in die Trompete stießen, ritten auf Kameelen vor einem weißen, reichbehängten Elephanten her, der auf seinem Rücken zwey offene Sänften trug. In jeder saß ein gallonirter Paukenschläger, und zwischen beyden Sänften thronte unter einem goldenen Baldachin ein Riese, der, während die Instrumente schwiegen, mit einer durchdringenden Stimme ausrief: „Eine schöne Frau und ein herrliches Königreich sind zu gewin-

nen. Allen jungen Prinzen im Reiche der Feen zur Nachricht: Wunderhold, die schönste Prinzessin der Welt, bietet dem ihre Hand und ihren Thron, der ihren Vater, den König Murphas, von der Zauberrey befreyt, unter welcher er schon seit Jahren schmachtet; die, welche sich Muth, Stärke und Geschicklichkeit genug zutrauen, dieß gefahrvolle Unternehmen zu wagen, haben darüber eine schriftliche Versicherung auszustellen und solche, mit ihrer Unterschrift und ihrem Siegel versehen, dem Riesen auszuhändigen, durch den dieser Aufruf ergeht.“

Zambedin hatte nicht übel Lust, sich an ein Abenteuer zu wagen, bey welchem Ruhm und Ehre einzuärndten war; aber sie wurde bald durch die Ueberzeugung geschwächt, daß die Prinzessin Wunderhold, trotz aller gerühmten Reize, an Schönheit seiner Unbekannten weichen mußte. — Er hatte die Dose auf dem Schreibetisch gelassen. Als er sich diesem wieder nahte, um sie von neuem zu betrachten, fiel ihm zu seinem Erstaunen eine weiße Katzenpfote in die Augen, die er vorher nicht bemerkt hatte. Nicht ohne Ahnung, daß sie mehr als eine gewöhnliche sey, tauchte er sie, um dieses zu untersuchen, ins Tintenfaß und fuhr damit über ein weißes Blatt. Wie erstaunte er, als er sah, daß sie leserlicher als irgend eine Pfote schrieb! Mehr aber noch überraschten ihn die niedergeschriebenen Worte; „Eure Freunde rathen

Euch, das Abenteuer zu bestehen; Seyd gutes Muths!“ Das war genug, um ihn zu bestimmen. Er untersuchte hierauf die Katzenpfote aufs sorgfältigste — die übrigens eben so schnell wieder vom Tisch verschwand, als sie zum Vorschein gekommen war. Mit Ungeduld wartete er, bis der Herold mit seiner Begleitung ihm wieder vorbeizog. Dann rief er ihn an, und übergab ihm die verlangte schriftliche Zusage.

Der Riese hatte dieselbe Aufforderung unter Tulipans Fenstern wiederholt, der sie auf der Stelle annahm, ohne dabey an irgend etwas anders, als an die Schönheit der Prinzessin Wunderhold zu denken — des süßen Wahns, daß die schönste Prinzessin der Welt ihm ohnehin nicht entgehen könne.

Das Gerücht von dem Gelübde beyder Prinzen verbreitete sich bald bey Hofe, und Pürzelline grämte sich eben nicht, sie beyde dadurch früher los zu werden. — Tulipan wollte es lustig finden, daß Zambedin sich in die Schranken wagte, und fragte ihn in einem spöttischen Ton: wie er dazu käme? „Weil ich gehört habe,“ war seine Antwort, „daß Verstand und Muth überall zum Ziele führen.“ Pürzelline nahm mit Hitze die Partie unsers Ritters, bloß um seinem Gegner zu widersprechen; dieser antwortete ohne alle Mäßigung — kurz, der Streit endete mit einer Ausforderung, und man trennte sich im höchsten Zorn.

Ob es wirklich zwischen den Prinzen zum Duell gekommen ist, wissen wir nicht, weil unsre Quelle davon schweigt. Wahrscheinlich wird es, wie das auch unter nicht so vornehmen Personen heut zu Tage geschieht, keine eigentliche Blutszene gegeben haben. Denn wir lesen, daß bald darauf ein Negerzweig beyden die Ordre zum Aufbruch brachte, und daß sie sich hierauf bey der Königin, bey der Prinzessin Pürzelline und dem ganzen Hof beurlaubten.

Hey allem Selbstvertrauen, rechnete Tulipan doch insgeheim auf den Beystand seiner Mutter. Er wünschte sie deshalb herbey. Eine Räucherung von ein paar Gran Bernstein hätte bey einem gewöhnlichen Fall hingereicht; die Wichtigkeit des gegenwärtigen erforderte aber noch einige Körner Ambra, — und Tarantel erschien sogleich. „Ich, du Allermwelts Junge,“ rief sie, „was hast du gemacht? Die Kourage ist diesmal mit deinem Kopf davon gelaufen; das ist mir wohl sonst recht lieb, aber von allen Abentheuern, die du bestehen magst, ist dies das schwerste. Nur dein Verstand muß dich hier leiten, ich selbst kann dir nicht einmal einen guten Rath auf den Weg geben. Hey jedem Schritt wirst du von selbst erfahren, was du zu thun hast; aber alles kommt darauf an, wie du es thust. Ich weiß wohl, daß das, was dir unmöglich ist, einem Andern noch weniger möglich seyn wird; allein das Unglück

eines Andern kann dich über dein eigenes nicht trösten.“

„Wie?“ entgegnete das Söhnchen, mit nicht geringer Verwirrung, „so unterliege ich am Ende wohl gar der nämlichen Bezauberung, wenn ich sie nicht zu heben im Stande bin?“

„Leider ja!“ antwortete Tarantel. „Sicher wirst du für deine Verwegenheit gestraft.“

„Nun denn!“ rief Tulipan, „wenn der König Murphas darin willigt, so nehme ich mein Wort zurück.“ —

„Mit nichten,“ erwiederte die Fee; „jetzt ist es zu spät dazu. Du mußt reisen, und all’ deinen Muth und Verstand aufbieten, um dein Ziel zu erreichen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## IV.

## Von einem ausgezeichneten Weltmann.

Ich würde hinzusetzen, von dem vollendetsten unter allen mir bekannten, wenn ich glauben dürfte, mehr damit gesagt zu haben.

Es ist der Marschall Prinz v. Ligne, Liebling und Freund dreier Kaiser; sublimer Franzose, unerschütterter Patriot, originell, tief, heroisch, ganz Grazie, geschätzt und geehrt von Friedrich, Katharinen, Stanislaus und Gustav III.; bezaubernd in den Circeln, angebetet von Kindern und Unterthanen, Kenner im höhern Sinne und doch naïv bis zur Kindlichkeit, gewitzigt ohne zu kostbare Büßungen, vertrauend und Alles im Schönen sehend.

Seine *Lettres et Pensées* (publiées par Md. l. B. de Staël-Holstein, à Paris 1810) werden bald in allen Händen seyn. Einstweilen wird es hoffentlich Manchen nicht mißfallen, hier einige seiner abgerissenen Gedanken und Aphorismen übersetzt zu lesen.

Krüger.

Wenn la Brünere getrunken, la Rochefoucault gejagt, Champfort gereist, Lascy fremde Sprachen verstanden, Bauvenargues geliebt, Weiße am Hofe und Theophrast in Paris gelebt hätte, — so würden sie noch besser geschrieben

haben. Einige von diesen, so wie noch manche Andere, gleichen Feuerwerken, die zu lange dauern und zu dunkle Lücken haben.

---

Das Lachen soll uns vom Thiere unterscheiden: gerade das Gegentheil. Der Affe ist um nichts verständiger, weil er lacht. Aber welche einfältige Miene macht man dem Manne, der uns lächelnd anredet oder grüßt? erwiedert man sein Lächeln, so sieht es albern aus; erwiedert man es nicht, so scheint man zu zürnen; noch viel schlimmer, wenn ein Erzählungsfüchtiger, ein Lacher, oder ein Oberer vor uns steht.

---

Thauct die kalten Völker nicht auf; sie haben ihre gute Seite, und was ihr ihnen geben wollt, verdirbt das, was sie haben. Geduld, Treue, Gehorsam wiegen wohl den Enthusiasmus auf, der nie sicher und ausdauernd ist. Gegen einmal, da er an seiner Stelle ist, wird er zwanzigmal übel angekracht seyn. Besser, ein Volk habe keine eigene Meinung. Ein Volk, das diese hat, ist Gewitterstürmen ausgesetzt; und wenn der Physiker seinen Konduktor nicht gut anbringt, trifft der Blitz leicht sein eignes Haupt.

---

Die Leidenschaften des Lasterhaften hält der Henker zurück: furchtbarer sind die des Tugendhaften. Man sah Verbrecher aus Liebe, eifrige

Minister Kriege entzünden, reine, aber beschränkte Menschen, die sich nicht an Revolutionen ärger-ten. Wer leidenschaftlich spricht, selbst für's Gute, spricht immer gefährlich. — Angeboren ist die Leidenschaft nicht; wenn man fragt, wer kann sie aufhalten? so antworte ich, warum läßt man sie entstehen? — Sie ist ein Gefühl, entflammt von Einbildungskraft, aber erkaltend an Hindernissen; ein Vulkan auf einen Tag. Selten dürfte die wahre Gluth des Herzens und Geistes Leidenschaft heißen.

---

Das größte Opfer, um zu gefallen, ist die Verheimlichung der Langeweile. Nicht immer gefällt man, indem man unterhält. Man unterhält nicht einmal, indem man sich unterhält; sondern, indem man glauben macht, daß man sich unterhalte.

---

Nichts beweist so sehr die Nichtigkeit des Rufs, als die Leichtigkeit, womit man täuschen kann. Ich wette, Herr von Voltaire wäre angeführt worden, wenn ich zu einem seiner Diners einen Dummkopf vorbereitet hätte, den Mann von Geist zu spielen; er würde ihn bewundert haben. Ja, zwey Dummköpfe, die nur die Geschicklichkeit hätten, einer des andern Stichwort zu seyn, würden jedermann täuschen.

---

Darum mißtraue man den Dinern der glänzenden Geister. Um seinen Mann zu beurtheilen, sehe man ihn, wie er ins Bett steigt oder aufsteht. Wer dann, wenn er noch nicht alle Ideen gesammelt und sich ganz ermuntert hat, Strahlen, Antworten, Empfänglichkeit, Kraft oder Naivetät zeigt — der ist gewiß ein Mann von Geist.

---

Man muß vielleicht nicht immer Recht haben, um zu gefallen; es giebt eine Art zu fehlen, die ihr Glück nicht verfehlt. Sogar angenehme Ungereimtheiten, wenn sie nicht erkünstelt sind.

---

Ist man zu Hause wirklich liebenswürdig, so kann man (bis auf etwas weniger Erfolg, des Lokals wegen) auch leicht bey Andern Glück machen. Ich halte nicht viel auf die, die im Kreise der Ihrigen mißfallen: ohne von dem schlechten Herzen zu reden, daß dies voraussetzt, muß man auch ziemlich dürftig seyn, um so sehr mit Geist und Anmuth zu geizen.

---

Man stolpert sehr oft, ehe man die Vernunft erhascht. Sie flieht, weil sie es der Mühe werth hält, daß man ihr nachlaufe. Sie durchheilt die schlüpfrigsten Stellen, um ihre wahren Verehrer zu prüfen. Wer sie gleich das erstemal erreicht haben will, ist ein Geck.

---

Enthusiasmus und Fanatismus. — Jener gehört der Seelengröße; dieser der Geisteskleinheit an. Der entflammt für den Ruhm; dieser für eine Sekte, eine Denkweise, eine Person, die es nicht werth sind. Jener ist ehrlich, dieser hängt oft an Nebenrückichten. Der erste reißt hin; der andre läßt sich fortreißen. Jener könnte sich an dem Worte Freyheit entzünden, ehe man die Resultate in Theorie und Praxis erwogen; nur der andere konnte die Gleichheit aussprechen. Jener hat Stolz; dieser Hochmuth. Der Enthusiasmus, der sich nicht Zeit zum Nachdenken läßt, wird sich Verbrechen vorzuwerfen haben; der Fanatismus hat sich ihrer nie erwehrt.

---

Habt keinen Ruhm in Zeiten oder Ländern, wo wenige ihn kennen; er wird sogleich welken. Und dazu werden dreyerley Menschen wirken, die Neider, die Anschwärzer und die Nichtsbewunderer. Zu des großen Condé Zeiten in Frankreich, und bey uns in Eugens Tagen, gab es noch mehrere Helden. Da war Ruhm für Viele, man machte ihn nicht streitig: das Jahrhundert war zum Ruhm hinaufgestimmt.

Wehe dem, der Lorbeern unter Menschen sucht, die sie nicht kennen! er wird zertreten. — Was noch über Unberühmtheit trösten kann, ist das, daß man oft so großen Menschen den Kranz verweigert. Habe ich doch sagen hören, daß

Preußens Friedrich, der große Friedrich, feige gewesen!

---

Man mache das schönste Unglück von allen, den Krieg, doch nicht zum Ungeheuer! Ich habe so viel schöne Züge von Menschlichkeit gesehen, so viel Güte, um ein wenig Böses gut zu machen, daß es mir unmöglich ist, ihn ganz abscheulich zu finden, wenn man weder plündert, noch brennt, und wenn es weiter nichts gilt, als die zu tödten, die ein paar Jahre später minder rühmlich sterben würden. Ich sah meine Grenadiere ihr Brod und ihre Kreuzer einer armen Familie hingeben in einem Dorfe, das ohne Schuld des Krieges niedergebrannt war: da segnete ich mein Schicksal, solche Menschen anzuführen. Ich sah Husaren den Gefangenen die Börsen wiedergeben, und ihnen die eigenen öffen. Die Seele erhebt sich; je mehr Muth, desto mehr Gefühl. Und dies allein ist doch in Allem das Erhabenste.

---

Der Ruhm ist zuweilen eine Buhlerin, die im Vorübergehn Menschen anfällt, welche nicht an sie dachten; sie erstaunen bey Gunstbezeigungen, für welche sie nichts gethan haben; nach dreyßig Jahren setzt man sie weit über die hinaus, die ihn verdienten und nicht erhielten. Es ist ein Unglück für die Tugend, daß so viel Handlungen unberühmter Menschen verloren gehn, und daß man

so selten die geheimen Urheber großer Erfolge entdeckt. Einige ließen sich vielleicht ausgraben; das gäbe eine neue Art von Geschichtschreibung. Zuerst die Erzählung großer Begebenheiten mit ihren angeblichen Urhebern; zur Seite, die nicht gekannten Ursachen und Agenten. Es wäre, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine unterirdische Geschichte.

---

Oft werden Pflichten aus Mangel an Einsicht verletzt. Daher sind so viele Verbrecher, ohne es zu wissen, und alle beschränkten Menschen gefährlich. Der Verstand sieht richtig; der Antrieb des Charakters nur kann irre leiten.

---

Ich bitte die Herren Generale, sich nach großen Mustern zu stimmen. Man nehme Cäsar, Alexander, Hannibal, Pyrrhus, Scipio zu Pathen; nur keinen Fabius.

---

Ein General, Dichter, Maler, Musiker muß geboren werden. Einer unserer Obersten sagte nach seinem Avancement zu Guido Stahremberg: „der Kaiser hat mich zum General gemacht.“ — Das mag er einmal probiren, sagte dieser: ernannt hat er sie zum General, und weiter nichts.

---

Ein General muß wohl außsehen; nicht jedem steht es frey, bucklicht zu seyn, wie dem M. von Luxemburg.

---

Der Feige macht eine schlechte Rechnung. Er müßte die Ungewißheit eines Hiebes oder Stoßes mit der Gewißheit der Entehrung und der Wahrscheinlichkeit von zwanzig schlimmen Händeln vergleichen, die ihn erwarten, weil er den ersten schlecht bestand. Die Feigen trifft fast immer ein gewaltsamer Tod.

---

Ein Wort, ein Ton, ein Blick, ein Nichts preßt Ströme von Thränen aus, wenn man betrübt ist. Die Nerven gleichen dann dem Instrument, welches von einem Windstoß einer bewegten Thür ertönt; es ist ein Magnetismus. Von der Stimmung, in der man ist, von der Art der Bekanntmachung eines kostbaren Verlusts hängt vielleicht das Leben ab. Es ist Zufall, nicht auf der Stelle zu sterben. Zuweilen glaubt man sein Unglück nicht, man bildet sich ein, zu träumen; man erwartet die verschwundene Person. Ha! ein eiskalter Schauer folgt diesem Wahnsinn; eine Hemmung aller Seelenthätigkeit, eine Vergessenheit um und in uns. Und nun die schreckliche Last, die man nicht abwälzen kann! Unruhe verbannt den Schlaf. Glücklich noch, wer sich beunruhigen kann; aber, wenn der Schlag geschehen ist, so

giebt sich der Körper, wie vernichtet, eine Art von Ruhe. Für eine Viertelstunde Schlaf, großer Gott, Welch ein Erwachen! Ehe man die halbstarren Sinne wieder findet, so weiß man im Allgemeinen, daß man unglücklich ist: und wenn man dann wieder die ganze Veranlassung fühlt, sie noch einmal zu erfahren glaubt, — der Zustand ist schlimmer als Sterben.

---

Man sey der Vater seiner Freunde, um ihrer ganz gewiß zu seyn. Man heirathe früh genug, um große Kinder zu haben, denen man nach ihrem zwanzigsten Jahre fast gleich steht. Nur muß die unglückliche Sense nicht den Unrechten treffen. — (Er verlor einen vortrefflichen Sohn im männlichen Alter.)

---

Wem es etwas kostet, tugendhaft zu seyn, der hat ein häßliches Gemüth. Ich halte es nicht für eine Tugend, Tugend zu haben. Was kann uns denn so sehr zum Verbrechen hinziehen? Ohne der innern Vorwürfe zu erwähnen, entfernt uns nicht auch eine gewisse Selbstliebe von ihm? Der Verbrecher muß immer gewaffnet stehen, mitten im Zeughause der Bosheit. Meine Trägheit erschrickt davor. Ja, die Trägheit führt zur Güte; folgt ihr nur, gleichviel wie, oder warum, so wird Alles glücklich seyn.

---

Die Philanthropie, oder eigentlich Philanthroponomie, ist eine närrische Erfindung. Hat man denn einen griechischen Namen, eine Sekte, Versammlungen und große Werke nöthig, um seinen Nächsten zu lieben?

---

Man ist nie zufrieden zc. Kommt es von einer natürlichen Unzufriedenheit, oder ist es Eigenliebe? Vielleicht beydes. Wir befinden uns nur wohl, wo wir nicht sind, und wollen uns überreden, mehr werth zu seyn, als das, was uns umgiebt.

---

Die Frauen bilden die Sitten: selbst wenn sie sie zuweilen verbilden, so bleibt es doch wahr, daß die Männer, die sich von ihrer Gesellschaft entfernen, aufhören, liebenswerth zu seyn und es nicht wieder werden können.

---

Die Großmuth in Geldopfern ist sehr leicht; man braucht nur reich zu seyn, um sie auszuüben. Aber die, welche nicht einen Heller kostet, die Hingebung der Seele achte ich. Ein wirklich Großmüthiger! Es giebt auf Erden nichts Großes, als die Selbstopferung.

---

Es wäre ärgerlich, zu glauben, daß der Mensch, welcher dem Thiere am nächsten steht, am wenigsten voraus sieht, fast nicht denkt, und weder Seele, Geist, Wissenschaft, noch Gedäch-

niß, Sehnsucht, Furcht, Hoffnung hat, — daß dieser eben deshalb minder unglücklich wäre.

Vergleiche man doch den stillen Zustand eines bayerischen oder schwäbischen Bauers, wie er am Tisch in der Schenke raucht und trinkt, mit der Stimmung Eugens nach dem Siege von Zenta, oder Voltaire's nach der ersten Vorstellung der *Merope*! Alles ersetzt und kauft sich in der Natur: aber man ist edlerer Art, wenn man große Auslage macht; sie trägt auch große Zinsen.

---

Man sollte mehr an seiner Laune arbeiten, und sich oft fragen (hauptsächlich wenn man altert), ob man auch gerecht ist, indem man dieß oder das sieht, sagt, mißbilligt? Es würde weniger Murrköpfe geben, besonders unter den Frommen. Ein Nichts bringt sie auf, weil das Unglück, nicht mehr jung zu seyn, ihnen Bitterkeit und den Glauben giebt, daß Gründe sagen, vernünftig sprechen heiße. Gründe sind fast immer Ungründe. Man müßte noch einmal geboren werden, um besser zu urtheilen; die Reize des Lebens erbittert gegen seinen Anfang.

---

Ich leide es nicht, daß man alle die ehrliche Leute nennt, die nicht stehlen, weil sie reich sind, oder den Galgen fürchten: ich erkläre alle die des Hängens würdig, die weniger Gutes thun, als sie können, die sich auf Unkosten Anderer lieben, die

weder der Begeisterung, noch der Bewunderung, Freundschaft und des Mitleids fähig sind. Es heißt, das Leben stehlen, wenn man sich darauf beschränkt, nicht zu schaden. Das thun die Todten auch, und verlangen nichts dafür.

---

Man ist nicht so schlecht, mit frohem Muthe undankbar zu seyn; aber man setzt die Wohlthaten so herab, sucht an ihnen so viel Beweggründe, findet in den Wohlthätern so viel Eigennutz, indem sie uns verpflichten wollten, daß man ein Undankbarer ist, ohne es gewahr zu werden.

---

Das am wenigsten unredliche persönliche Interesse ist das, welches die Dinge von den beyden Seiten, die sie fast immer haben, betrachtet, und sodann die gefälligste nie eher erwählt, als bis man überzeugt ist, den Uebrigen nicht zu sehr zu schaden. Dies beweist wenigstens, daß man die Sache bey sich in Rath genommen; und so lange die Leute sich für ehrlich halten, sind sie's immer noch ein wenig.

(Der Beschluß folgt).

---

## V.

## Verstand und Herz.

Der Verstand ist ein Anatom, der alles zergliedert, spaltet, zerschneidet, skalpirt, — ein Chemiker, der alles in seine letzten, feinsten Theile auflöst, — ein Rechenmeister, der alles zählt, summirt, abzieht, und das Resultat nach Regeln herausbringt; das Herz kann nur fühlen, — sich anspruchlos hingeben, mit Liebe umfassen.

Der Verstand ist ein bedächtiger Greis, der den Boden, worauf er tritt, sorgfältig untersucht, auf jeden Schritt sieht, und langsam vorwärts schreitet; — das Herz aber ein lebhafter Jüngling, der kühn ins große All hinausblickt, und über Berge von Hindernissen mit Leichtigkeit hinwegweilt.

Der Verstand ist ein feiner Weltmann voll Rücksichten, aber auch voll Ansprüche, der nicht über die Schranken der Konvenienz und der Etikette hinausgeht; — das Herz, eine gute Hausfrau, die den Schlüssel zur Vorrathskammer bey sich führt, und mütterlich fragt: ob Kinder und Gesinde auch zu essen haben?

Der Verstand ging auf Reisen und nahm das Herz mit. Er brachte reichen Gewinn nach Hause, und hatte sich durch eingesammelte Kenntnisse erweitert; aber sein Gefährte kam ärmer zurück, hatte sich verengt und in sich selbst zurückgezogen.

Der Verstand ist ein Nordländer und an Kälte gewöhnt, das Herz aber aus Süden gebürtig, und gedeiht nur in einem warmen Klima. Beyde können sich indessen einander helfen. Wenn dem Herzen zu heiß wird, so kann es sich an dem Verstande abkühlen, und wenn diesen friert, so erwärmt er sich an dem Herzen. Sie können einander nicht entbehren, und wenn es dem Menschen wohl seyn soll, so müssen sie in einem trauten Bunde leben. Das Herz muß zu Hause bleiben und der Verstand Schildwache stehen. — Sie regieren übrigens beyde zugleich, und keiner dient dem andern; doch herrscht jeder von ihnen auf seine Art: der Verstand mit dem kathegorischen Imperativ, das Herz mit Nachsicht und Liebe. Vor des erstern Richterstuhl gehört die Wahrheit, vor das Tribunal des Herzens der Glaube und das Gefühl. — Auch ist das Gebiet des Verstandes beschränkter, und bleibt innerhalb den Gränzen des Raums; das Herz verliert sich ins Unendliche und Ueberfönnliche. Ein Sohn des Staubes ist der Verstand; das Herz gehört zweyen Welten an. Daher hat es Flügel, und schwingt sich in die höhere Sphäre hinauf, während jener, an die Endlichkeit gefesselt, das Unermessliche nicht zu erreichen vermag. Wenn beyde ihr Gebiet verlassen, und sich selbst verlieren, so ringet der Verstand mit Zweifeln, und das Herz fällt in die Arme der Hoffnungslosigkeit. „Aber wenn der Mensch zweifelt und zaget,“ sagt

Jean Paul, \*) „so zündet die Wärme des Herzens wieder Licht in der Nacht des Kopfes an, so wie Thiere, die das Leben durch einen elektrischen Funken verloren, der in den Kopf sprang, es durch einen zweyten wiederfinden, den man in die Brust leitete.“

Das Herz ist der sanfte Johannes, der am Busen seines göttlichen Lehrers ruht, und sich selig fühlt; der Verstand der reiche Jüngling, welcher sagt: Herr, was soll ich thun, daß ich selig werde? Jenes kommt, wie Nikodemus, in der Nacht, dieser sitzt neugierig auf dem Feigenbaume und sieht den Menschenfreund vorüberwandeln. — Wenn der Verstand des Petrus seinen Herrn und Meister verleugnete, so ging sein Herz hinaus und weinte bitterlich.

Der Verstand ist ein guter Genius, der lehrend und warnend uns zur Seite geht; das Herz ein Friedensengel, der die Thränen trocknet. Der Verstand läßt sich einen Sarg machen, das Herz legt das Sterbekissen zurecht; jener bildet einen Himmel, aber dieses legt die Seligkeit hinein und öffnet das Thor der Ewigkeit.

---

\*) S. Jean Paul, Fr. Richters kleine Schriften 1r Th, S. 58.

## VI.

## Fabel aus der Heidenzeit!

„Meine Furien werden mir nach gerade zu alt“ — sagte Pluto, der König der Hölle, zum Sohn der Maja — „sie taugen nicht mehr zum Dienst. Könnte ich denn keine frische haben? Geh hinauf, Merkur, und suche mir drey solche Figuren.“ Der Götterbote band seine Flügelschuhe an, und machte sich auf den Weg.

Zu derselben Zeit sprach Juno, die Gemalin des großen Zeus, zu ihrem Kammermädchen also: „Höre, Iris! mit der Göttin von Cythere ist es nun nicht mehr auszuhalten. Noch gestern Abend rühmte sie sich, daß ihr da unten, wo uns andern nur sparsame Opfer gebracht werden, von allen gehuldigt werde; aber ich will sie beschämen, und zu diesem Ende mußt du mir drey Mädchen suchen, keusch und züchtig, die noch keinem Manne gelächelt, und in ihrem Busen jeden aufkeimenden Trieb der Liebe erstickt haben.“

„Dürften es nicht auch Frauen seyn“ — erwiderte die besorgte Zofe — „die, ihren Männern treu, für niemand, als diese, Augen haben?“

„Wohl; geh' nur, und komm' bald wieder.“ — Iris stieg auf der siebenfarbig schimmernden Brücke zur Erde nieder, und durchflog mit forschender Eile Berge und Thäler, Hüften und Palläste. Bergebene Mühe! sie kam allein zurück.

„Ist es möglich!“ — rief ihr Juno entgegen  
— „du kommst allein?“

„Meine Gebieterin! wohl hatte ich gegründete  
Hoffnung, dir drey weibliche Geschöpfe mitzubrin-  
gen, fromm und ehrbar, und mit all' den Eigen-  
schaften begabt, die du mir zur Bedingung mach-  
test, aber — ich kam zu spät.“

„Zu spät — wie so?“

„Mercur hatte sie so eben für Euren Schwa-  
ger, Pluto, abgeholt.“

„Für Pluto? Und wozu will er sie brauchen?“

„Zu Furien.“

## VII.

## T h e a t e r .

Da unter dieser Rubrik instänfzige, neben den bisherigen Theater Nachrichten aus den Hauptstädten des Reichs und den Beurtheilungen einzelner Darstellungen, auch die dramatische Literatur einen Platz erhalten soll; so machen wir hier den Anfang mit einer zwar nicht neuen, aber darum nicht veralteten, Recension eines eben so wenig und nicht so leicht veraltenden Hauptbuchs, unserer Zeit, für die Bühne. Wem es um bloße Neuigkeiten zu thun ist, der findet bey uns ohnehin nicht seine Rechnung. d. Red.

Almanach fürs Theater auf das Jahr 1808.  
Von August Wilhelm Iffland. Berlin. \*)

Ein alternder Schauspieler und eine alternde Schönheit sind einander so ziemlich ähnlich; beyde haben ihr ganzes Leben vor dem schmeichelnden Spiegel unter lächerlichem Puz und noch lächerlichern Gebehrdungen oft hingebracht — und nun tritt mit einemmal die garstige Falte hervor auf

\*) Da unter den bisherigen Theateralmanachen Ifflands der vom Jahre 1808 der bedeutendste ist und gleichsam ein kleines Theater in sich umdeckelt und eindeckelt, so hat man es nicht für unzwecklich gehalten, daran zu zeigen, wie thöricht oft selbst ein großer Schauspieler über sich selbst räsionnirt, und wie man ein trefflicher ausübender Künstler und doch nichts weniger als Kritiker seyn könne — und so umgekehrt. d. Einsender.

dem sonst schönen Gesichtchen, und die ineinander schrumpfenden Koulissen des Alters ziehen sich um das — recitirende (?) Auge, das am Ende nur noch wie ein einsames Licht am Souffleurkasten hervorleuchtet, und leider hervorschreyt, und ach! der häßliche Spiegel zeigt die sonst schlanke Gestalt so breit, so unbeholfen, so viereckig! Dennoch wird noch immer leicht in die Luft hinggesprungen, und wenig darauf geachtet, wie bleyern man wieder zurückfällt, und die ehrbare alte Kunst glaubt noch immer mit Zephyrschritten einher zu schweben, obwohl sie nur noch watschelt — zieht noch immer ein paar lächelnde Grübchen, um welche Amoretten schweben sollen, und eröffnet uns eigentlich dadurch nichts, als tiefe, tiefe Gruben vergänglicher Schönheit. Wie sich die schönsten Spiegel doch allmählig abrauchen, wenn man ein funfzig Jährchen etwa davor stand! und wie sie sich von Jahr zu Jahr verhäßlichen!

Eben so schwer wird es den Schauspielern, in die ältlichen Rollen überzugehn. Auch Herrn Zffland scheint es einige Ueberwindung zu kosten, er kann sich noch immer nicht von der lieben Jugend ganz los sagen. Zffland, als Franz Moor, er mag sich auch noch so sehr einschnüren und zusammendrücken, noch so sehr auf die magernde Trauerkleidung rechnen, bleibt immer ein zu — forpulerter Wöselicht. Und das mag er denn auch gefühlt haben; denn er fängt bereits in diesem Almanach

an, weitläufig über sich zu kommentiren. Unter, oder eigentlich hinter jeder kleinen, in Kupfer gestochenen Theatergeste seines Franz von Moor, steht eine lange, unendlich lange Note. Daß diese Noten insgesammt ein wenig schwülstig sind, versteht sich. Da brechen bald dicke Rauchwolken aus dem Krater hervor, und verrathen die innere Gluth, d. h. simpel und schlechtweg: es giebt mitunter Aufwallungen von Zorn; da verräth die aufstreibende Lohe sich durch kurze konvulsivische Bewegungen — seine Plane sprechen sich nicht aus in äußerer Magnificenz — Franz kann nicht, wie der einherziehende Schreckensgott, die Höhle mit Gebrüll erschüttern — auf Erden, da, wo er sich rächen will, wühlt der Blick sich ein — die Augen werfen einzelne Massen aus der innern Gährung — kühne Bewegungen der Arme zeichnen in das Chaos (?) die großen Unternehmungen der Seelenangst &c. Man stelle sich, nach diesen ausgehobenen Worten, das große Spiel recht lebhaft vor — und ist es nicht, als ob ein Ossianscher Geist, der über die Berge schattet und durch die Hagelwolke hervorschaut, hier die Rolle des Franz übernommen hätte? als ob der dicke und heldenschultrige Singal in die kleine sterbliche Theaterkleidung gefahren wäre, um mit einem Ruck die leichtgetrafelten Kunstnätze kühn und kräftig zu zersprengen?

Ueberhaupt stellt sich Herr Zffland die Kunst, außerhalb seiner Darstellung, fast zu kleinlich, zu

erbärmlich vor. Schielend, hinkend, stotternd, geifernd, brüllend, bucklicht und mit verschobenen Waden, unter Angrinzen, Hohngelächter und Mundverzerrungen möchte wohl der Franz nirgends mehr gegeben werden. Ob aber seine Ansicht die richtigste wäre, ließe sich noch sehr bezweifeln. Nach der Vorzeichnung des Dichters ist sie es nicht.

Franz Moor soll, nach Herrn Jffland, bey den Worten: „Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit auflegen — warum nur mir? Mord und Tod! warum nur mir?“ sich mit einer Art gräßlichen Wohlgefallens bey der Betrachtung darüber aufhalten; und doch scheint in der Zeichnung die eine ausgespreizte Hand die Bürde von Häßlichkeit mehr zu scheuen, als von sich abzustößen. während die andere krampfhaft geballte Faust zum Widerstande sich ermannet. Ist das nicht Widerspruch in sich selbst?

In der zweyten Darstellung: „Wer schleicht hinter mir?“ — glaubt unstreitig sich der Flichende verfolgt und den Gegenstand seiner Furcht hinter sich. Die Worte müßten folglich dumpf und leise (glaubt doch die Angst, die sich selbst nicht hört und beachtet, sie sey auch andern unsichtbar) mit scheuem rückwärts gewandten Blick und mit zurückstrebender Hand gesprochen werden. Und hier schreitet Franz Moor kraftvoll und im Helden-schritt, mit vorwärts strebender Rechte und kühnem

Blick, wie zum Kampfe, hervor. Liegt das in den Worten?

Die dritte Zeichnung: „Rächet denn Jemand droben über den Sternen? Nein!“ — mit Anwurzelung der Füße und unter Bewegung des übrigen Körpers nach allen Richtungen hin, so gesprochen, könnte wohl, wenn man einen angewachsenen Polypen darstellen wollte, sehr richtig seyn, nur möchte es bezweifelt werden, daß sich der Schrecken gerade so gebehre, und nur so. — Das Fußstampfen bey dem zweyten: „Nein!“ welches der Dichter selbst gebilligt haben soll, und das Davonlaufen aus Furcht vor der Berührung des eigenen Gewandes, um doch mit Ehren vom Theater zu kommen, welches Herr Zffland gar künstlich vorschlägt, beydes ist zu lächerlich und künstlich gesucht, als daß sich dagegen noch streiten ließe.

Das pantomimische Voreilen der Gesten vor der Rede (ungeachtet es doch allgemein angenommen und psychologisch wahr ist, daß Gesten nur die Rede begleiten dürfen und ihr nicht voreilen, noch gegen sie zurückbleiben), dieß pantomimische Voreilen rühmt Hr. Zffland überall, so unnatürlich es auch ist, uns als eine hohe Seelenmalerey an; ein Beweis, wie oft man die Verirrungen dieses Künstlers für wahre Kunststudien gehalten haben mag. Und somit stände es zu befürchten, daß ihn seine Kommentare über sich selbst am Ende ganz bloß stellten. Das Vorurtheil und der Enthusias-

muß halten oft manche Fingerbewegung, steif und geronnen, für Bluterstarrung der höchsten Verzweiflung, und, recht untersucht, war weiter nichts als eine kleine Verrenkung daran Schuld, bey der Eröffnung einer schmachhaften Auster, kurz vor dem Spiel.

Eben so beschränkt ist die Bemerkung dieses Künstlers: wie wenig Aeußeres er zum Franz nöthig habe. (S. den Aufsatz: Ueber Darstellung intriganter und böshafter Charaktere.) Ein blasses Gesicht, ein paar blaue Schatten um die Augen, eine dünne Locke (wie emphatisch!) über den Todesstropfen (?) der kochenden (??) Stirn matt herabhängend, bleich und weich (??) (wie soll man das in der Ferne und bey den Lichtern sehen?) und beynah von keiner Farbe (???), dabey aber eine Kleidung von bizarren Farben. Das Bißchen ist ihm hinlänglich, und er macht einen vollendeten Franz daraus! — Von bizarren Farben die Kleidung? wie unbedacht! und wie geschmacklos übrigens: Franz hat Verstand, und soll sich wie ein Narr kleiden? Gerade umgekehrt: häßliche Personen kleiden sich geschmackvoll. Ein unterdrückter Böshafter, der nach Befreyung strebt, leuchtet so wenig, wie möglich, hervor, und spielt vielmehr klüglich immer nur den Unbedeutenden.

Vor den Augen des Kunstrichters möchten diese drey Darstellungen Jfflands, als Franz von Moor in den Räubern, wohl weiter nichts als Fechtmei-

sterstellungen seyn. Auf dem ersten Kupfer ergreift der Künstler das darstellende Rappier eines thea- tralischen Bösewichts; auf dem zweyten, parirt er eben — die Situation ist interessant — mit der Lin- ken die böshafte Terze auß, und auf dem dritten stößt er die reine Quarte gegen — den Himmel. Mehr finde ich nicht, und mehr, glaube ich (wenn man nicht gerade selbst das Unsichtbare mit den Augen auffassen und sehen will) mehr liegt auch wohl nicht in den Darstellungen.

Als Geheimerath Mantel in den Hausfreun- den thut Jffland wahrscheinlich auch keine Wunder, es müßte denn, wie er sich tapinositisch ausdrückt, was man freylich auf der Platte nicht sehen kann, es müßte denn im „Blechartigen des Tones“ seyn! Auf der ersten Platte wenigstens ist die Aussprei- tung sehr zinnern. Bey uns sieht man in dieser Attitüde, ohne alle Anstrengung, die an den Pfor- ten angenagelten Fledermäuse.

Die zweyte ausgehobene Scene: „Laß dich scheiden!“ — ist ganz verunglückt. Wenn die Worte nicht drunter ständen, klar und deutlich, so sollte man glauben, es sey hier die Rede von irgend etwas Starkriechendem, oder, um deutlicher zu reden, von irgend einem Gestank. Aus der Stel- lung der Mad. Bethmann läßt sich nichts anders schließen; mit gerümpfter Nase und abwehrenden Händen hat sie sich weggerandt. Und des Gehei- meraths Stellung ist gerade auch nicht die schick-

lichster. Sie soll en matelot seyn, das linke Bein soll spielend hinter dem rechten ein soutien halten, und sie ist eigentlich — nichts. Lächerlich ist sie auf keinen Fall. Sie ist, im Gegentheil, nach Verhältniß dieser Kleidung gar nicht kontrastirend, sondern vielmehr passend und schicklich. Ein moderner Frack erfordert eine Modestellung, das ist natürlich. Lächerlich kann diese Rolle nur werden, wenn durch jede Verkleidung etwas anders hervorscheint, als die äußere Präsentation ankündigt, d. h. wenn die Kleidung dem innern Menschen nicht entspricht. Nur Heterogenität macht diese Rolle komisch. Wenn der Mann in dem Kleide jedesmal das ist, was er scheinen will, so hört die Rolle auf, lächerlich zu seyn und wird dagegen ernsthaft. Denn nur indem durch die größte Anstrengung des Geheimeraths Mantel, etwas werden zu wollen, ein unbedeutendes — Nichts zum Vorschein kommt — nur dadurch eignet sich diese Rolle das Kriterium des Komischen an; wird er das, was er jedesmal durch die Verkleidung werden zu wollen strebt, so erhält er dadurch einen ernsthaften achtbaren Charakter, und die Triebfeder zu diesen Verwandlungen, das Streben, Ansehen zu gewinnen, wird dabey übersehen und geht verloren.

Das Gebet um Schein: „Und wollen sie mich nichts werden lassen, so müssen sie mich was heißen lassen!“ ist wohl ein wenig zu inbrünstig, um noch komisch seyn zu können, so wie überhaupt dieser

ganze Charakter ein Mißgriff des Verfassers ist. Nur zu offenbar erfindet und schreibt er ganze Stücke, bloß um seiner Person willen, und nur zu offenbar preßt er sich und seine Form in die heterogensten und für ihn unschicklichsten Rollen hinein. — Herr Lange hat den Geheimerath Mantel auf der Rigaschen Bühne unübertrefflich gegeben.

Iffland, als Martin Luther, in dem Ritterschauspiele die Weihe der Kraft, hätte nur ganz wegbleiben können, das Kostüm ist ja ohnehin bekannt, und das mit Messing beschlagene Buch auch: es ist ein wahres Katechismusgesicht.

Der Aufsatz über Eckhof enthält viel Anstrengung um die Erfindung neuer Kunstausdrücke. Man geräth hier auf „Linien wohlkautender Kadencirung,“ auf einen „Feinheitsfinn“ — auf „Redegewalten“ — „Organe von donnernder Macht“ — „leise Streifungen“ — auf „Schauspieler = Meteteore“ (?) — auf „Lichtblicke“ u. dergl. — Dagegen ist der zweyte Aufsatz über Eckhof desto interessanter.

Die Bemerkungen über den Anstand sind nicht ohne Verdienst, und jedem Schauspieler, der es nicht versteht, und das verstehen die meisten in der Regel nicht, wie man gehen, sich setzen und aufstehen soll, ja, der sogar das Sitzen nicht versteht, und den Schauspielerinnen, die, um nur schnell vom Theater zu kommen, immer davon hüpfen, wie auch den Thränenfreundinnen, den

sogenannten Künstlerinnen im nassen Gewande, sehr zu empfehlen. Es werden darin auch Anweisungen gegeben, wie man Briefe siegeln, schreiben und lesen muß; lauter treffliche Lehren! Auch daß Schauspieler, welche Leute vom Stande spielen, nicht jede Kleinigkeit wie eine Staatsaction zu behandeln haben, wird eben so ernsthaft eingeschärft — mit einem Wort, alle Einseitigkeit, alle Gewohnheiten werden untersagt. In der Abhandlung über das Kostüm wird manches gesprochen, nur nichts vom — Kostüm; man sieht, daß der Verfasser kein Theoretiker ist.

Die Bemerkungen über Liebhabertheater im Allgemeinen liefern nichts Bemerkungswerthes, und No. VII., der Vorschlag an die Liebhabertheater in Deutschland, zu Schillers Gedächtniß — enthält eine bloße Betteley. Lieber Himmel! soll man denn gar keine Freude mehr unentgeltlich haben? Mögen die Buchhändler, die durch ihn wohlhabend wurden, und die Bühnen, die meistentheils nur durch ihn leben, etwas für ihn thun; das Publikum ward schon hinlänglich von beyden in Kontribution gesetzt.

Die Notizen über sämtliche deutsche Theater sind sehr unvollständig, obwohl alle nach dem Alphabeth, woher es denn kommt, daß der Buchstabe A oft Z und Z oft A ist. Künstler nach der Rangordnung der Buchstaben aufstellen, ist mindestens eine unzeitige Artigkeit, wo nicht gar eine

eitle Komödiantenlächerlichkeit. Doch auch diese dürfte, bey aller Aengstlichkeit alphabetischer Fatalität, als unzulänglich befunden werden, weil allen eiteln Subjekten zusammen keinesweges in und auf dem Buchstaben A ein Ehrenplatz angewiesen werden könnte, und das wäre schon hinlänglich, um das ganze System zu verwerfen. — Des St. Petersburger Theaters ist gar nicht erwähnt worden, und doch hat es sehr schätzbare und selbst bekannte Mitglieder.

So trocken diese Notizen übrigens sind, so komisch sind sie mitunter. Man findet darin statt des verständlichen Ausdrucks Schauspieler und Schauspielerinnen, in einer etwas vornehmern Umschreibung, „männliche und weibliche darstellende Mitglieder“ und unter diesen Mitgliedern — Fagottisten, Waldhornisten, Trompeter und Pauker. — Merkwürdig ist der Ueberfluß an polternden Alten. Auch giebt es viel erste Väter und zärtliche Mütter.

Unter den angeführten Fächern giebt es nicht weniger Sonderbarkeiten, wie z. B. zornige Tenorpartieen, — hochkomische (feinkomische) Charakterrollen, — theatralische Mitglieder von Kindheit an — lokale (?) Rollen — erste komische Bediente, und alte Frauen, die junge Mädchen machen. Am allerauffallendsten ist in Brünn das recitirende (?) Schauspiel.

Riga's Schauspiel hat das Eigenthümliche,

daß sich dabei auch Theaterärzte aufgeführt finden, eine sehr lobbliche und vorsichtige Einrichtung. Nur finden wir es nicht schicklich, einen Arzt für das Schauspielpersonal einen Theaterarzt zu nennen; es kann zu leicht Veranlassung zu irgend einem frivolen Scherz geben. Viele, wo nicht alle, die mit den Mitgliedern in einiger Verbindung stehen, würden sich unstreitig diesen Zusatz verbitten, und wohl nicht einer möchte als Theaterkaufmann, Theateradvokat, und wenn er auch zehnmal freye Entrée hätte — Theaterkandidat, Pastor oder Oberpastor erscheinen. — Die freye Entrée thut vieles, erschafft die Enthusiasten zu Duzenden, aber ein Theaterenthusiast mag doch niemand so laut und offenbar heißen.

Am Schluß befindet sich ein Lustspiel in einem Akt: Die Marionetten. Der Inhalt ist toll, aber die Ausführung noch toller. Mehr Unwahrscheinlichkeit fanden wir noch nirgends zu einem Undinge zusammengehäuft, als hier. Man höre! Geheimerath Ward, ein großer Geschäftsmann, ein weiser Rechtsgelehrter spielt mit Puppen, beschäftigt sich einzig und allein mit ihrer An- und Auskleidung und mit Ausarbeitung großer — Marionettenschauspiele. Die Geheimeräthin, seine Frau, will ein Gastmahl geben — (denn ihr Mann läßt sie schalten und walten im Hause, wie es ihr beliebt, wenn sie ihn nur mit den Puppen ein ungestörtes Spiel treiben läßt) — dazu fehlt noch ein

kleines Theaterdivertissement. Alles wird im Hause aufgeräumt und ins Marionettenzimmer getragen. Die Geheimeräthin ist eine heftige Frau, und will doch sanft und nachgiebig und ihrem Manne unterthänig scheinen. Daß sie das aber auch nur scheint, dafür hat der Verfasser mit dem dicksten Farbenaufsatz gesorgt; wer das nicht merkte, müßte blind seyn. Ernestine, ihre Tochter, soll einen Gecken heirathen, den sie nicht will, und den Sekretär Sirt vergessen, den sie liebt; so will es die Mutter. Amtmann Fling (das Bildchen wird recht bunt!) liebt auch die schöne Ernestine, aber der alte Diener des Geheimeraths sagt ihm, daß er schon zu alt für Ernestine sey, und da liebt er sie auch nicht mehr. Nun ändert sich das Wetter und der Horizont des Gemäldes wird etwas verworren, blitzreich und undurchdringlich. Ernestine, und fiel auch der Himmel ein, soll und muß glücklich seyn, Amtmann Fling will es so haben.

Dem Geheimerath theilt er, wie mit einem Zauberschlage, eignen Willen und hohe Mannskraft mit. Die Geheimeräthin besteht auf ein Lustspiel, er muß — ganz Gegentheil — seinen Kopf auf die Aufführung eines Marionettenstücks setzen. Die ihm selbst angebotene Rolle schlägt er aus, und Sirt, dem man das Haus verboten, muß wieder ins Haus. Sirt kommt; die Frau Geheimeräthin muß ins Marionettentheater flüchten. Sirt sieht sie nicht, und hält ihr eine schöne Lobrede, und nun

neigt sich das Stück zum Ende. — Herr Ward, der Geheimerath, kommt nach Hause — Ernestine soll helfen eine Marionettenprobe veranstalten, und geht auch in den Verschlag, und Sirt soll auch eine Marionettenrolle lesen und der alte Diener soll dirigiren, und nun rauschen plötzlich die Gardinen auseinander. Sirt und Ernestine erklären einander ihre Liebe in der Haltung der Puppen — die Mutter kommt auch aus ihrer Ecke hervorgekrochen, bestellt das Gastmahl ab, versöhnet sich mit ihrem Gatten und giebt die Liebenden zusammen, umarmt den Amtmann noch und sagt ihm eine Schmeicheley, die dieser erwidert, und der Vorhang fällt, während Zling rasch und lebhaft noch die Sentenz dazwischen rollt: „Geleitet werden wir alle, und die Stärksten an schwachen Fäden; mag der Nachbar darüber spotten, wenn wir uns nur wohl dabey befinden.“

Kurz vorher fragt Zling noch: „Nun sind alle belebt, und ich bleibe die Marionette; nicht wahr?“

Meinem Urtheile nach, fielen die Antwort: ihr seyd und bleibt alle — Marionetten, und das ganze Stück ein Puppenspiel! —

## Antipseudotheaterkritik.

## No. I.

Ich danke Dir, Bester, herzlich für Deine gütige Besorgniß in Rücksicht der Begekost. Ein Mensch, der eine Reise zur Ausbildung seines Styls unternimmt, ist immer heißhungrig. Darum öffnete ich denn gleich auf der ersten Station den schönen Vorrath, die Tintenflasche und das Schreibzeug.

Aber ich werde viel zu lernen haben, was den Styl betrifft. Da giebt es nämlich einen Volkstyl, einen Provinzialstyl, einen Krugs- und Riegenstyl, und so bis ins Unendliche.

Auch kommt es sehr darauf an, wovon der Mensch sich nährt; denn alles geht in Fleisch und Blut über. So giebt's denn mitunter einen Burkanenstyl der schönen Redekunst und, wo viel gehämmert wird, einen B o v i a l styl der Klopsgeschmackßlehre. Darum sprechen die Kutscher auch anders und die Kammerdiener wieder anders. Das macht der Styl. —

Ein Mensch mit dickem, geistigen Augenbraunengestrüppe — ich finde diesen Ausdruck göttlich, und las ihn neulich wo gedruckt; da hieß es nämlich von einem Theaterstück, daß es „kaum ein G e s t r ü p p e v o n G e i s t“ sey! — also: ein Mensch mit dickem, geistigen Augenbraunengestrüppe, ein Mensch mit verzerter Kutscherphysiognomie, mit der erstarrten Brrr und St...

interjektion, der die Feder wie die Leine führt, und der immer nur den Besen kehrt — ein solcher Mensch, sag' ich Dir, schreibt ganz anders wie ein anderer. Bemerke nur selbst, wie ein solcher Mensch in seinem Provinzialausdruck vom Kutschbock herabdonnert, als wär' er Jupiter im Wolkensitz, und wirf Dein Auge auf die Federkutscher unsrer Zeit, die immer nur dem gesunden Menschenverstande zurufen: Halt! halt, Hänßchen! Und dabey fällt immer ein Peitschenknall, denn die Kreatur muß Respekt haben.

Du glaubst aber nicht, wie mir das durch Mark und Bein geht; denn wenn ich reise, so kann es keinen sanfteren, leutseligern Reisenden geben, als mich. Jedes Hündchen wird gestreichelt, mit jedem hübschen Mädchen wird ein Wörtchen gekost. Du glaubst nicht, wie das die Ansichten erhöht und die Kritik.

Und was giebt's da für naive, höchst naive Ansichten! — So fragt' ich — die Jungemagd laß eben ein Blatt — im Wirthshaus zum papiernen Brummbär: waren Sie neulich, liebes Urselchen, im Theater?

„Nein, so lange kein Theater war, nicht;“ antwortete sie, drollig genug — im Geist der eben geendeten Lektüre.

Wie steht es denn mit ihrer Erwartung? fragte ich weiter. „Sie ist auf die neue Theatererschei-

nung gespannt. Aber Madame A\* und Madame B\* sind schwer zu füllende Lücken.“ Ich erschrock. Aber das Mädchen hatte Recht; denn ich guckte ins Blatt, und da stand es gedruckt. Und so gab sie weiter von sich, was sie gelesen hatte: „Ach, mein Herr, der Mensch muß immer seinen Wohlstand auf Vollkommenheit wenden. — Aber wissen Sie auch, was ich vom Theater denke?“ — Nun? — „An die Stelle der abgegangenen Schauspieler werden gewiß, wie überall, auch hier — Schauspieler treten.“

Ich bewundere, liebes Kind, Ihre theatralischen Kenntnisse, Ihre scharfen Umrisse, Ihre trefflichen Bemerkungen! Sagen Sie mir doch, Kenntnißreiche, was für Debütrollen werden die neuen Schauspieler denn wohl zu wählen haben?

„Die Novizen?“ — Nein, ich meine die Neugekommenen. — „Nun ja, das sind die Novizen.“ — Vergeben Sie mir meine Unkunde; das habe ich in der That nicht gewußt, daß man hier von vorne anfangen müsse. Darum kommt auch Iffland nicht her; er weiß wohl, daß er hier nur ein Noviz, ein Lehrling, seyn würde. Also die Novizen, wie Sie zu sagen beliebten — was für Debütrollen würden diese zu wählen haben?

„Durchaus, daß Sie es wissen, mein Herr: Rollen mit unsichtbarem Gang, um so

die Kunststreppe zu ersteigen zum fabelnden Stall der Kritik von Stufe zu Stufe. — Doch, was schwatz' ich da mit Ihnen? Besser ist's, ich schicke Ihnen unsern langen Schönheitsmesser herunter, unsern Hausmann. Der hat ein Kunstgefühl, das über alle Kunstgefühle geht; eine Einsicht ins Theaterwesen, die gränzenlos ist. Der sieht der Kunst durch den Bauch! dem ist alles klar. Er entwickelt alles aus der Organisation. Allem schlechten Spiel, behauptet er, liegt eine Krankheit zum Grunde. So sagte er denn neulich gar trefflich: „Heute hatte Fiesko die Kolik,“ — ein andermal: „heute hatte Hamlet Steinschmerzen,“ und noch ein andermal: „heute war Iphigenia menstruiert.“ Ist das nicht trefflich? — Dabey ist er ein entschiedener Verehrer des Alterthums, und liebt die Ruinen auch auf dem Theater. Den Kunstwerth bestimmt er nach einem eignen Maasstab, der in Jahren und Jahrzehnden eingetheilt ist.“ — Wie etwa der Zollstock eines Zimmermanns in Zollen und rheinländischen Fuß? — „Richtig. Ist das nicht einzig?“ — Unerhört! — „Doch, da kömmt er ja eben, die Treppe knarrt und jede Stufe spricht ihn aus, den großen Volkskritiker.“

Und herein trat, eine Knackwurst in der Semmel, in hoher Provinzialität, mit allen tollen Kunstausnahmen und Regeln, Monsieur Merveille, sah mich von unten bis oben, von der

linken zur rechten Ribbe an, und durchschaute meinen Gesundheitszustand, verneigte sich und sprach: „Ich bin ein Kritiker.“ —

Wie kritisiren Sie denn? fragte ich lebhaft.

„Ich lasse jedesmal den Kompdienzettel abdrucken, und so ist's gut. Uebrigens tret' ich mit Anstand auf, das heißt alphabetisch — und beweist zugleich mein Zartgefühl. Dabey muß alles so ausgeführt werden, wie ich es mir vorstelle und wie ich es fordere. Denn: Kritik ist Urtheil des Einzelnen.“ —

Hier mußte ich laut auflachen, denn das war kritisch = komisch, und Apelles hinter dem Gemälde fiel mir bey und der kritisirende Schuhkünstler. — Geh't so fort mit der Kritik, so erhalten wir nächstens lauter zünftige ~~Gewerk~~urtheile. Dichten kann nur der Dichter, darstellen nur der Künstler, Kunstfachen beurtheilen nur der Kunstverständige, so hieß es sonst; jetzt, leider! heißt es anders. Individualität, als ein Haupterforderniß der Kunsturtheile, giebt nur lederne Ansichten und dem Apelles muß am Ende, auf jeden Fall, die Geduld reifen.

O! warum ist doch die Kunst nicht bekannter, schwarze Tinte erblassen zu machen, als erblaste aufzuschwärzen! Warum ist sie den Skriblern nicht bekannter! Man kann Speck zu konserviren, Ameisen zu vertreiben, Schöpfsenfleisch gegen das Verderben zu bewahren verstehn, aber doch

daß Kritisiren nicht; darum — si tacuisses, philosophus mansisses!

---

## Theaternachrichten aus Riga.

### Briefauszug.

— Unser Theater hat ganz kürzlich manche Veränderung im Innern erlitten. Das Personal ist durch Abschaffung eines großen Theils der ehemaligen Rundthalerschen Heldentrümmer verringert worden, wobey es eben nicht an Glanz und Gehalt eingebüßt hat. Allein durch den plötzlichen Abgang der ältesten Demoiselle Bessel, ist leider auch dies der Fall, da sie, außer und neben Herrn Feddersen, dem Ganzen eigentlich das Relief lieh. Ihr Verlust ist, bey der hohen Schätzung ihres Künstlerwerths, um so fühlbarer, je unerwarteter er eintrat. Natürlich erregte dies mancherley Vermuthungen im Publikum und manchen Tadel gegen die Direktion, weil das Publikum im Ganzen, wie der einzelne Beurtheiler, nie hinter die Koulissen schaut, — wohin, beyläufig, auch kein reiner Blick sich verirren soll. Auch Herr und Madame Brandt, ein vorzügliches, aber hier — Gott weiß warum — zurückgesetztes Künstlerpaar, treten ab und verlassen Riga. Und da

Herr Ringelhardt's Platz bis hiezu noch immer unbefetzt ist, so fehlt es uns immer auch noch an einem jungen Liebhaber. Außerdem entbehren wir jetzt eine tragische Heldin, eine junge Schauspielerin für naive Rollen, eine Prima Donna und einen seriösen Bassisten für die Oper, oder aber einen Buffon — wie man will; denn bis dahin ward Herr Feddersen in beyden Fächern abwechselnd gebraucht. In der That scheint unser Theater zu kränkeln, wenn es sich nur nicht in schleichenden Fiebern seiner gänzlichen Auflösung nähert.

Der Schauspieler Lange hat einen Michael Romanow, aus der russischen Geschichte, in sogenannten Jamben, auf die hiesige Bühne gebracht, für die er unermüdet, aber mit geringem Erfolg, thätig ist. Die Vorstellung währte fast fünf Stunden. Herr Feddersen, als Feodor Romanow, imponirte durch sein kräftiges Spiel und hob eigentlich das Ganze. Arinia, im Getümmel der Schlacht tödtlich verwundet, stirbt sichtlich über eine halbe Stunde. Da heißt es wohl mit Recht: Sterben wollen und nicht können! — Dem vierten und fünften Akt fehlt es ganz an Handlung, und daß der Vater in des Sohnes Erhebung auf den Zaarenthron willigt, weiß der Zuschauer schon früher, ehe er es, der Anlage nach, erfahren soll. Ungeachtet alles dessen und der größten Langeweile, die das Stück erregte, foderten ein paar Diskantstimmen den Autor vor die Schranken, und es ward mit allen Fehlern und Gebrechen am andern Tage bey leerem Hause wiederholt.

Eine Madame Köpfe hat als Johanna von Montfaucon, im Schauspiel gleiches Namens, debütirt. Sie soll die Stelle der Dymann,

der Wessel ersetzen!!! Ihr erster Debüt entscheidet nichts, man muß sie mehreremal sehen. Sie scheint aber noch sehr Anfängerin, also eine wirkliche Novizin zu seyn, um in ächtkatholischer Kunstsprache zu reden. So viel ist indeß gewiß, wenn auch, wie einige sagen, Herr v. Göthe selbst in Weimar an ihr gemeißelt haben sollte — zu spüren ist davon nichts. Uebrigens mag ihr kleines, niedliches Figürchen ihr bey manchem zur Empfehlung dienen. Die Hauptrolle abgerechnet, wurde dies Stück im Ganzen besser ausgeführt als ehemals. Herr Wessel zeichnete sich, als Philipp von Montenach, sehr zu seinem Vortheil aus, und ärndtete rauschenden Benfall ein. Selbst der alte Klausner wußte diesmal seinem Spiel mehr Herzlichkeit und Wärme zu geben, so wie denn auch der alte Montenach in bessere Hände gerathen war.

In Kurzem erwarten wir den Kochus = Wumpernickel, eine bereits veraltete Neuigkeit, worauf sich hier jedoch die Lacher schon im Voraus was zu Gute thun. Auch ein paar Kobzebuesche Stücke — vielleicht aus dem, bereits gedruckten, Almanach für 1811, sollen nächstens an die Reihe kommen. Irre ich nicht, so heißen sie: Fettlummels Hochzeit und der Bräutigam von Saragossa.

---

## VIII.

## L i t e r a t u r.

Pandora, ein Lebensgemälde, von Peter. Riga, in der Hartmannschen Buchhandlung, 1810.

**R**ec. hat dieses Buch mühsam durchgelesen, weiß aber dennoch nicht, was er daraus machen soll. Es ist weder eine Reisebeschreibung, ungeachtet der Verf. seine Leser aus Livland nach Petersburg führt, und mit ihnen einige Palläste dieser Stadt und ihre Umgebungen flüchtig betrachtet; noch ein Roman, obgleich auch eine Art von Liebesgeschichte mit einem sehr tragischen Ende eingewebt ist, sondern vielleicht ein Gemisch von beyden mit einem Zufaze von theils halbahren, theils schief gestellten Rasonnements über Menschenleben, Religion, Kunst, Liebe und Tod, in Briefen Edwards an seinen Freund Albert. Eduard findet nämlich unvermuthet die verloren geglaubte Geliebte seines Freundes, Adelhaide, welche den vermeinten Tod ihres Albert beweint, und, um ihren Schmerz durch Zerstreung zu lindern, das Anerbieten einer Fürstin angenommen hat, welche sie als Gesellschafterin nach Petersburg führt. Unser Verf., welcher schon früher Neigung für Adelhaide gefühlt hatte, überläßt sich nun derselben in Abwesenheit des Freundes ohne weitere Umstände, obgleich er viel von seinem Unrecht und seinen Gewissensvorwürfen spricht, und heirathet sie. Nach der Hochzeit aber erfährt sie aus seiner unvorsichtig zurückgelassenen Briefftasche, daß ihr Albert noch lebe, wird vom Kummer erdrückt und — stirbt. Eduard weilt an ihrem Todsbette und bittet endlich die Sterbende: ihm in den Wohnungen des

ewigen Friedens einen Platz neben sich, nach Albert, anzuweisen; ungefähr so, wie Rec. sich eines Predigers erinnert, der seinem hinscheidenden Freunde den Auftrag gab: seine früher heimgegangenen Kinderchen von ihm zu grüßen. Der Verf. erreißt nun in diesen Briefen das Herz seines Freundes mit der Schilderung seiner Gefühle, worin die Worte fürchtbar, fürchterlich bis zum Ueberdruß gebraucht werden, beschreibt mit erzwungenem Feuer den schweren Kampf der Leidenschaft mit der Pflicht, und zählt dabei mit kalter Ruhe die Merkwürdigkeiten der Residenz auf.

Nichts ist aber merkwürdiger, als der Styl des Verfs. Seine Poesie ist prosaisch, und seine Prosa poetisch. Jean Paul, aus dessen Schriften auch Reminiscenzen vorkommen, z. B. der Traum S. 29, scheint sein Muster zu seyn, aber wie wenig er im Stande sey, diesem genialischen Schriftsteller auch nur entfernt nachzuahmen, beweiset jede Zeile dieses Buchs. Es ist eine herkulische Arbeit, sich durch die verworrene Wortbildung, gehäuften Metaphern und langen Zwischensätze durchzuwinden. Nicht selten füllt eine Periode eine ganze Seite, und mehr, und in der Wahl der Beywörter ist er eben so unglücklich, als in seinen Gleichnissen, z. B. „tagendes Morgenroth, fühlende Beredsamkeit, aufquellender Fluß, der fürchtbare Selbstmord meines Todes. S. 168: ein fürchterlich sanftes Todesurtheil, eine Mumie des Lebens, das aufblüht, wie eine Blume, der Philosoph ergreift die unendliche Leuchte der Wahrheit, — Sie erhob mich zum Gipfel des höchsten unglücklichen Glücks — die Kaiserin ist die unübersetzbare Gläubigerin ihres Volks — der sich selbst vernichtende Lebensocean. Mich ergriff ein Schaudern, wie der eines Sterbenden, der den Fluch

des an seinem Todtbette harrenden Priesters vernimmt.“ Welcher Priester, könnte man fragen, pflegt am Sterbebette zu fluchen? „Mich ergriff dieses Sehnen nach Freyheit, dieses Niederdrücken von irischer Schwere.“ Kann beydes zugleich statt finden? „Der Tanzsaal ist die Börse der Moralität. Das Freuden- und Menschengewühl glitt wie eine prophezeigte Mondfinsterniß an der Seele eines Wilden vorüber.“ Aber auch in der Sprache selbst, und besonders in der Wortfügung macht Herr Better große Fehler. Z. B. „Katharina schrieb Gesetze der Wohlthätigkeit,“ statt: wohlthätige Gesetze. „Er begleitete,“ statt: bekleidete „ein Amt. Ich fühlte mich erhaben über die niedrige Sphäre spekulativer Menschen,“ statt: spekulirender Menschen; denn die Spekulation ist wohl die höchste Sphäre, die der Mensch erreichen kann. — „Nicht so lange, als wir hier verweilt hatten, kam sie wieder zurück. Nicht so lange, als das Anklingen der Schlüssel uns verkündete, daß die Pforte aufgeschloffen sey, traten wir in die Kirche. — Er stürzte die Treppe herauf.“ (?\*) Mit der Interpunktion nimmt der Verf. es auch nicht sehr genau. Rec. fiel dabey die Stelle in Aëmus Werken ein, wo er seinem Better schreibt: Ich besinne mich, daß es ihm in der Schule immer so schwer ward, die Kommata und Punkte recht zu setzen. Sieht er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt er ein Komma; wo er ganz aus ist, ein Punktum, und wo gar keiner ist, kann er setzen, was er will, wie er auch in vielen Schriften findet, die herauskommen. \*\*)

\*) Warum nicht? Des Verfassers Helden scheinen auf dem Kopf zu gehn — wie er selbst. d. Red.

\*\*) Hier thut der Rec. dem Verf. offenbar Unrecht. Denn nach dem Angeführten kann ihm wohl niemand wehren, überall zu setzen, was er will. d. Red.

Eben so wenig fehlt es an halbwahren, affectirt ausdrückten, oder sich widersprechenden Sätzen. Z. B. „Jedes Sinken ehemaliger Geisteskultur endet mit mechanischer Kunstfertigkeit. Die Bedingung der Möglichkeit der letztern ist der Beweis des ehemaligen Daseyns der erstern. — Der Mensch schätzt sich glücklich, wenn er nichts mehr hoffen darf,“ und gleich darauf: „dem Grabe seiner Gegenwart entsteigt die Hoffnung wie eine liebliche Blume.“

S. 51 behauptet er, daß die Tugend nicht Gewohnheit seyn dürfe; und ebendasselbst heißt es: durch den Schleier der Religion erscheint das Leben als glückliche Täuschung. Sollte der Verf. nicht wissen, daß die Religion erst dem Leben Wahrheit und Bedeutung giebt? Eben so unrecht hat der Verf., wenn er in dem vorangeschickten Gedichte sagt: „damals (in meinen frühern Jahren) blühte noch ein inneres Leben.“ Im Gegentheil ist die Jugendzeit mehr ein äußeres Leben. Die Aufmerksamkeit ist da noch zu sehr getheilt zwischen einer Menge von Gegenständen, die die Sinne beschäftigen, um besonnen und ungestört sich selbst anzuschauen, seinen Menschenwerth zu fühlen, und seine hohe Bestimmung zu ahnen. Die Phantasie, so rege und thätig sie auch in der Blüthenzeit des Lebens seyn mag, hat noch nicht den Erdenstaub von den Flügeln abgestreift, um den hohen Flug in das Reich der Unendlichkeit zu wagen. In sich selbst kehrt erst der durch Erfahrung gereifte Mann zurück. Das innere Leben erwacht erst, wenn der Geist sich von den Fesseln der Sinnlichkeit losgewunden hat, und sich bis zu der Idee des Universums zu erheben vermag. Der Verstand ist noch nicht ausgebildet genug, um das Unbefriedigende seiner For-

schungen zu bemerken, und die Gränzen des Glaubens und Wissens zu scheiden. Der Glaube ist noch zu sehr ein dunkles, mit Schwärmerey gemischtes Gefühl, als daß er zum klaren Selbstbewußtseyn zu führen und die Räthsel des Lebens zu lösen vermöchte. Nur ein fester, moralischer Sinn, nur der im Kampf mit der Sinnlichkeit geübte Muth, für die Tugend, alles zu opfern, giebt den Schlüssel zum innern Leben.

Wenn der Verf., seines Titels eingedenk, ein Lebensgemälde giebt, ist es eben so voll schielender Ansichten, und es wird fast ganz von den Schatten des Todes verdunkelt. „Das Leben ist ihm die fürchterlich-schwüle Atmosphäre der Vernichtung, ein Schatten des Traumes vom Nichtseyn! und erscheint ihm, wie ein rasseln- des, von dem Sturme des Schicksals angeweh- tes knöchernes Gerippe mit der Sense des Todes.“

Spricht der Verf. von der Kunst, so tritt er in eine Sphäre, die ihm völlig fremd ist. Man lese z. B. S. 62 ff. S. 75 ff., oder die Beschrei- bung von Raphaels Gemälde, die Verkündigung Maria S. 52 ff. Doch — wie dürfte der über Werke der Kunst urtheilen, der bey einer Uhr mit einem Eichhörnchen und einem Pfau, die beyde sich bewegen, staunend und begeistert aus- ruft: „Jeder Künstler müßte dies besonders zum eignen Maasstabe seiner Talente in Augenschein nehmen!“ — Richtig, wenn gleich nicht neu, ist die Bemerkung, daß eine kolossalische, weib- liche Figur, wie die Kleopatra — sich nicht mit dem Begriffe zarter Weiblichkeit verträgt.

Auf das Französischsprechen sollte der Verf., der so viel an seinem deutschen Styl zu bessern hat, sich nicht einlassen. — S. 173 läßt er die Fürstin sagen: je Vous félicite, car Vous

avez une épouse, dont la beauté ressemble à la vertu, qui l'environne; und seine Antwort ist: Votre Altesse pardonnera, car il Vous faut d'autant plus pleurer de tels gens, qui affectent la vertu!

Dessen ungeachtet verrathen einzelne gelungene Stellen in diesem Buche Spuren von Talent, die wenigstens nicht daran verzweifeln lassen, daß der Verf. im Stande sey, mit der Zeit etwas Besseres zu liefern, wenn er seine Schreibart und seinen Geschmack an guten Mustern mehr ausbilden, seine Phantasie mehr zügeln, seine Ideen ordnen und berichtigen, und vor allen Dingen sich überzeugen wird, daß Deutlichkeit und Natürlichkeit unerläßliche Erfordernisse eines Schriftstellers sind, der auch nur auf das Verdienst der bloßen Unterhaltung Anspruch machen will.

G. S. B.

Reden bey der Einweihung der neuen lutherischen Kirche im kaiserlichen Militärwaisenhaus und bey der Introduction des bey derselben angestellten Pastors, Herrn Lohgren, gehalten von dem Generalsuperintendenten u. Dr. Rheinbott. Mitau, 1810.

In der Einweihungsbrede spricht der würdige Verf., ohne eine biblische Stelle zum Grunde zu legen, von der Pflicht, Gott zu verehren, und leitet selbige aus unsern Verhältnissen her, indem wir schon überhaupt als Geschöpfe Gottes, besonders als vernünftige Wesen, sodann als Christen, endlich als Mitglieder der großen Menschenfamilie, und als Bürger des Staats uns zur

Berehrung des höchsten Wesens um so mehr aufgefördert fühlen müssen, da dieses Gefühl zugleich ehrenvoll für uns, und angenehm ist.

In der Introdutionsrede über 1. Tim. 4, 16. zeigt der Verf., wie die Vorschrift des Apostels zugleich die Pflichten des Lehrers und des Zuhörers in sich faßt. Beyde mögen Acht haben auf sich selbst, und zwar der Lehrer auf das, was und wie er lehrt, und auf sein Verhalten, besonders auf die äußern Geschäfte seines Lebens, und seinen Beruf; die Zuhörer auf ihr religiöses Benehmen, und auf ihren moralischen Wandel, daß sie mit Aufmerksamkeit und Lernbegierde, mit frommen Gesinnungen und guten Entschliessungen den Gott geweihten Ort besuchen, und die Lehren der Religion und Tugend beherzigen und befolgen.

Es herrscht in diesen Vorträgen übrigens derselbe ruhige und feste Ton der Ueberzeugung, dieselbe Faßlichkeit, derselbe religiöse Sinn und die edle, zuweilen rührende Sprache, die Rec. bereits an den unlängst in dieser Zeitschrift beurtheilten Reden des Verf. gerühmt hat. Nur ein paar Ausdrücke sind dem Rec. aufgefallen. S. 16: „Der Mensch denke daran, wie er mit ruhiger Fassung in das schauervolle Dunkel der Zukunft sehen möge, das hinter ihm liegt;“ und S. 11: „Tausende, die verfolgt und ausgesogen werden von den Händen der Ungerechtigkeit.“

G. S. B.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat October.

---

I.

P r o l o g

aus einem noch ungedruckten Satyrodram: „die Röcke.“

---

(Eine Werkstätte. Schneidermeister und Gesellen.)

Angebrannt die hohen Lichter,  
Jedes Endchen angebrannt,  
Denn die Schneider und die Dichter  
Lieben Schatten an der Wand!

Weggepuht den Dieb,  
Der ums Flämmchen trieb;  
Soll das Werk den Meister nennen,  
Müssen hell die Lichter brennen.

Zum neuen Rock der deutschen Sitten  
Geziemt sich wohl ein ernster Spruch;  
Denn ob man wohl ihn stark beschnitten,  
So stiehlt die Scheere nie genug.

Dritter Band.

6

Von jeher ward mit vielen Worten  
 In keinem Fache was gethan,  
 Und überall mit Glimmerborten  
 Erscheint als Wahrheit jezt der Wahn.  
 Der Diebstahl aus dem Reich der Künste  
 Erfand uns das System der Dünste;  
 Drum Stich an Stich, wie Wort an Wort,  
 So näht sich's philosophisch fort.

Angezogen, aufgekrempt,  
 Wie der Faden es euch hieß,  
 Wird' er mit Verstand gestempelt,  
 Mit dem Stempel des Genie's!

Zieht den edlen Flachs  
 Durch das weiße Wachs,  
 Dann wird sich der Rock gestalten,  
 Ohne Fehl und ohne Falten.

Von einem Thier mit kleinen Ohren  
 Ward diese Wolle, schön und fein,  
 Mit einem Liedchen einst geschoren,  
 Um Hülle eines Manns zu seyn;  
 Dies Garn vom brüllenden Kameele,  
 Mit einem fast zu kleinen Korf,  
 Umstrickt heut einer großen Seele  
 Den hehren Durchgang für den Knopf; —  
 Der Abgang eines kleinen Wurmes  
 Umhüllt mit wunderbarer Kraft  
 Das Bogenschiff des Seelensturmes,  
 Hier Mann und Geist und Wissenschaft.

Wohlgepolstert wird der Rücken,  
 Daß der krumme Buckel schweigt  
 Und sich nicht im Hochentzücken  
 Seiner Auferstehung zeigt.

Auch das Schulterblatt  
 Werde gleich und glatt.  
 Krumme Buckel — grade Zeiten,  
 Enge Herzen — Taillenbreiten!

Wir fügen Stück für Stück zusammen,  
 Zur Decke für das Hartgefühl,  
 Für Freud' und Leid und alle Flammen  
 Der Lieb' im alt' und neuen Styl; —  
 Was keines Menschen Aug' erspähet,  
 Verborgen in des Herzens Grund,  
 Und was kein Seufzer noch erflehet,  
 Noch ausgesprochen hat kein Mund,  
 Das wird das enge Kleid verschweigen,  
 Wenn sklavisch sich der Träger bückt,  
 Die Nachwelt wird das Loch nur zeigen,  
 Das einst die Gegenwart gestickt.

Angestrengt und nun gebügelt,  
 Frisch, Gefellen! werd't nicht matt;  
 Wenn man nur das Neufre striegelt,  
 Wird das Innre auch schon glatt.  
 Schaut! das Eisen glüht,  
 Und der Speichel sprüht;  
 Blasse Schneider, nicht geblasen,  
 Denn das röthet stolze Nasen!

Wohl göttlich sind des Künstlers Werke,  
 Der aus dem Menschen alles macht;  
 Die Uniform giebt auch dem Schwächsten Stärke, —  
 Die Freude, die im rothen Kleide lacht,  
 Erhält ein schwarzes Kleid und Thränen,  
 Sie strömen blank, und dick, und groß.  
 Uns aber ist es gleich, des Menschen Sehnen;  
 Wir näh'n still sein ernstes Loos.

Der Mensch ist wenig ohne Kleider,  
 Ein bloßer Mensch ist fast ein Nichts,  
 Sein Daseyn giebt ihm nur der Schneider,  
 Unsterblichkeit und Glanz des Lichts.

Laßt den schwarzen Rock uns steifen,  
 In ihm ist ein großer Fluß;  
 Massen, die sich wild durchschweifen,  
 Sammelt er zum Regenguß.

Wärmt der Rock den Balg,  
 Schmilzt der Rednertalch,  
 Und es reißen, wie vom Horte  
 Felsen, sich die dunkeln Worte.

Denn an des Neugebornen Wiege,  
 Der ohne Werth im Reime liegt,  
 Und dem zum Leiden höchstens eine Fliege  
 Auf das geschloßne Auge fliegt, —  
 Tritt langsam, mit gemessnen Schritten,  
 Der schwarze Rock, als Priester, hin  
 Und spricht von Lasterpfuhl und Tugendhütten  
 Und Rettung und — sitzt selbst oft drin.  
 Und feyerlich wird nun der Bann gesprochen,  
 Die armen Teufel haben sich verkrochen,  
 Und einer summet nach dem andern aus  
 Aus seinem kleinen Bienenhaus.  
 Ihm reicht Ammenmilch die Mutterliebe,  
 Und mit der fremden Pflege — fremde Triebe.  
 Da schießt er rasch vom jähen Hügel  
 In seinem Schlitten hin zur Luft,  
 Und öffnet fremdes Gut und achtet keine Siegel,  
 Und wird des Lasters sich bewußt.  
 Die züchtigen, verschämten Wangen  
 Der Unschuld rühren nicht sein Herz,

Die Tugend fällt dem stürmischen Verlangen,  
 Und ihre Klage dünkt ihm Scherz.  
 Und alle Teufel kehren wieder,  
 Von ihrem Banne losgesagt,  
 Und Jünglingskraft verläßt die Glieder,  
 Von dem Bewußtseyn angeklagt . . .

Gebt den Ärmeln keine Enge,  
 Denn das Pathos brauchet Raum,  
 Für die Schmerzen braucht es Länge,  
 Breit' und Tiefe; wie im Traum,  
 Müssen aus dem Knäu'l  
 Wickeln sich die Gräu'l.  
 Sparet Puffen, sparet Taschen;  
 Aber macht nur weite Taschen!

Denn am vollendeten Gewande,  
 (Bleibt selten doch der Mensch allein,  
 Und gleicht es doch dem Ehestande,)  
 Da müssen stets zwey Ärmel seyn.  
 Es naht sich, was die Ferne wies:  
 Man kann zusammen Scheeren schleifen,  
 Zusammen hungern, Federn reifen, —  
 Der Thee ist herb, der Zucker süß.  
 Horcht! schon klingen Freudenglocken,  
 Und zur Trauung ruft die Uhr,  
 Und es ringeln sich die Locken  
 An der bräutlichen Frisur.  
 Wie zum Opfer ausgeschmückt,  
 Beut sich nun die Schönheit dar,  
 Und der böse Wind zerspücket  
 Alle Knospen in dem Haar.  
 Züchtig wird das Aug' gelenket,  
 Aber ach! die Schürze hüpfet,

Weil die Unschuld sich gesenket,  
 Und zu früh davon geschlüpft.  
 Hand in Hand muß sich nun fügen,  
 Und sie bauen einen Ort,  
 Küssen, wedeln sich die Fliegen,  
 Denken wenig an ihr Wort.  
 Von dem Himmel kommt der Segen,  
 Aber von dem schwarzen Mann  
 Fängt das Recht, ins Bett zu legen  
 Sich, für Ehebrecher an.  
 Der Tisch wird gedeckt!  
 Die Schüssel muß wandern  
 Von einem zum andern,  
 Der Wein wird geschmeckt;  
 Da öffnet die Pforte  
 Der Tasche sich auch,  
 Und Äpfel und Torte  
 Geht, neben dem Bauch,  
 Von mancherley Sorte,  
 Hinein in den Schlauch.  
 So strömet herbey die unendliche Gabe,  
 So füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;  
 Die Räume wachsen in beyden Säcken,  
 Und um den kleinen Eingang giebt's große Flecken.  
 Endlich und endlich verliert sich der Saus,  
 Und jeder geht freudig taumelnd nach Haus; —  
 Das reinliche Mädchen  
 Wird schmutzige Hausfrau,  
 Die Zunge wird ein Spinnerädchen,  
 Und alles Weiße spindelt sich grau.  
 Sie spielt mit dem Möpschen,  
 Vor Liebe fast blind,  
 Und zieht sich ein Schöpschen  
 Am eigenen Kind.

Sie denkt nicht an Sorgen des häuslichen Lebens,  
 Die Freude, die Pracht ist Ziel ihres Strebens,  
 Sie denkt nur an Walzer und denkt nur an Sang,  
 Und sieht sich im Spiegel mit freudigem Drang,  
 Und tanzet, verführet von Wollust und Schimmer,  
 Am Abgrund immer.

Ach! sie dünket sich zu Hause  
 Stets zu seyn in einer Klausen.  
 Und der Vater, mit bangem Blick,  
 Sieht des Hauses weitschauende Dächer  
 Und der Gattin goldenen Fächer,  
 Und denkt an seine Schulden zurück!  
 Ein schönes Häuschen, Stein an Stein,  
 Doch keinen nennt er davon sein.  
 Der schöne Stuhl mit Seide bezogen,  
 Der blanke Tisch mit Bronze umbogen,  
 Und dieser Kronleuchter im diamantnen Glanz,  
 Und diese Statuen im Grazientanz,  
 Dieses ganzen Hauses Pracht —  
 Hat ein Jude hervorgebracht.

Wohl! Doch daß wir uns nicht irren.  
 Schwarz und blau sieht sich fast gleich,  
 Und bey Licht kann man's verwirren,  
 Und es gilt ein Himmelreich!  
 Wolkenschwärze — blaut,  
 Und das Blaue — graut,  
 Und das Graue wird zum Weißen,  
 Bis die Wolken sich zerreißen.

Wohlthätig ist des Geistes Macht,  
 Wenn ihn der Mensch zum Besten wendet,  
 Und Farben nicht vermengt, nicht der Geseße lacht,  
 Und jedes Werk mit Ehren endet.  
 Was er sinnet, was er webt,  
 Alles wird vom Geist belebt;

Wohl ihm, wenn er sich erhebt,  
 Wehe, wenn er sich verschwebt!  
 Wie ein rother Feuerbrand  
 Durch die volkrelebten Gassen  
 Sprudelnd stürzt, so der Verstand;  
 Hat die Wahrheit ihn verlassen,  
 Irrt der Mensch auf dunkeln Wegen  
 Ohne Heimat, ohne Segen,  
 Ohne Obdach, ohne Brodt,  
 Statt des Ränzels trägt er — seine Noth.  
 Und es zeigt sich durch das Dunkel,  
 Aus der Hütte, in dem Wald  
 Eines schwachen Lichts Gefunkel,  
 Armer Köhler Aufenthalt.  
 Schon, schon ist das Licht verglommen,  
 Und er steigt ins Haus, beklommen,  
 Raubt das Beste ihrer Habe,  
 (Zum Begräbniß sollt' es seyn,  
 Daß man einen Hügel grabe,)  
 Etwas Geld und etwas Lein.  
 Aus der Wolke  
 Bricht der Mond,  
 Und der Haushund  
 Sieht den Schatten,  
 Winselt, scharret,  
 Bellt und heulet,  
 Und das kleine Pfortchen knarret,  
 Und der Bösewicht erstarrt. —  
 Doch der Köhler tritt heraus,  
 Geht ums Haus,  
 Sieht sich um und weilet. —  
 Alles still,  
 Ein frommes Heimchen  
 Biryt nur an dem Blüthenbäumchen,  
 Alles still. —

Schon will sich der Arme wenden,  
 Da fährt des Mörders Stahl  
 Ihm in das Herz, —  
 Ein wilder Schmerz  
 Durchzuckt ihn, Todesqual  
 Will schon sein letztes Leiden enden,  
 Er schlägt das Auge auf und sieht, —  
 Ein wilderer Schmerz durchzittert seine Glieder,  
 Im Mörder mit den blutbesprüzten Händen,  
 Der auf der Brust ihm wüthend kniet,  
 Im Mörder — seinen Bruder wieder.  
 Hört ihr's nicht im Laube rasseln?  
 Das ist Furcht!  
 Hört ihr's wimmern dumpf zur Seite?  
 Das ist Angst!  
 Seht, er kann die Hand nicht säubern!  
 Das ist Blut! —  
 Horcht, es dröhnet von den Höhen  
 Glockenklang,  
 Einzeln, wie des Schmerzes Wehen,  
 Zuckt der Strang;  
 Arme Waisenkneben gehen,  
 Singen einen Sterbesang.  
 Leichenblaß,  
 Vom Todtenschweisse naß,  
 Wanke im weißen Kleide,  
 Mit dem schwarzen Flor  
 Angethan, hervor  
 Der Verbrecher durchs Gedränge.  
 Da verläßt das Schwerdt die Scheide,  
 Und es harret die bange Menge, —  
 Alles harret,  
 Aller Athem schwindet  
 In der bangen Gegenwart.  
 Ach! wen noch das Leben bindet,

Denkt: wie bald ist es geraubt!  
 Kaum gedacht, da blutet  
 Schon das Haupt,  
 Und fluthet.

Klopfet aus die Staubatome,  
 Denn es wird zu unserm Ruhm  
 Zeugen einst im großen Dome,  
 Reden einst im Heiligthum;  
 Endlich aber Staub,  
 Der Verwesung Raub,  
 Wird dies Kunstwerk auch verflieben,  
 Keinen hassen, keinen lieben.

Unsre Hütten stehn an einem Felsenhange,  
 An den Abgrund hingebaut,  
 Und es tont mit dumpfem Klange  
 Aus dem Thal nur — Sterbelaut.  
 Bang Gebümmel  
 Klagt vom Thurm; —  
 An dem Himmel  
 Braust der Sturm; —  
 Krähen flattern ums Gemäuer,  
 Eulen heulen dumpf und hohl; —  
 An des Kirchhofs stillem Weiher  
 Wird es uns so bang und wohl,  
 Sand und Schollen  
 In das Grab,  
 Wie sie rollen  
 Tief hinab!  
 Alles, alles, was wir lieben,  
 Schlingt die Erde endlich doch,  
 Und für eine böse Sieben  
 Gräbt man heut' ein tiefes Loch.

Tragt sie sanft, ihr Knüppelwege!  
 Zänktisch war ihr Lebenslauf;  
 Weckt sie nur, ihr Trauerschläge,  
 Weckt die Sanfte ja nicht auf!

Seel'ges Bild vom ew'gen Frieden! —  
 Wird denn auch das Handwerk ruhn?  
 Altgesellen, gönnt den Müden  
 Endlich einmal nichts zu thun!  
     Nadeln, Wachs und Licht  
     Brauchen wir dann nicht,  
 Und die Menschheit keine Lumpen,  
 Und die Dichter keine Puppen.

Seht, o! seht die Heimat blinken,  
 Wo der goldne Friede thront;  
 Unbesorgte Schäfchen trinken  
 Aus der Quelle, wo er wohnt.  
 Gemsen hängen an der Klippe,  
 Fürchten keinen Ueberfall,  
 Und durch wankendes Gestrüppe  
 Murmelt sanft ein Wasserfall.  
 Es säuselt in Zweigen,  
 Es flattert im Baum;  
 „Hier herrschet der Frieden  
 Im seligen Traum.“  
 Seht die Henne, wie sie glucktet  
 Und die zarten Jungen deckt,  
 Wie sie ängstlich um sich gucket  
 Und besorgt die Brut versteckt!  
 Furchtsamkeit ist immer schüchtern,  
 Trunkenheit ist niemals nüchtern.  
 Fröhlich  
 Dreht sich  
 An der Tenne,  
 Bey der Bahn,

Um die Henne  
 Nun der Hahn. —  
 Vögel schwirren,  
 Täubchen girren,  
 Und den Auerhahn hört man falzen  
 Durch des Waldes weiten Raum;  
 Aber holde Mädchen walzen  
 Um den alten Lindenbaum.  
 Blumen blühen,  
 Würmchen glühen,  
 Fern und nah,  
 Hier und da!  
 Lerchen flattern aus den Gründen  
 In die Höh,  
 Und die Kraniche verschwinden  
 Ueber Land und See.  
 Langsam ziehen träge Stiere  
 Durch des Flusses hohes Raß,  
 Und dann strecken alle Biere  
 Sie dahin ins weiche Gras.  
 Es schnuppern und gackern  
 Die Gänse im Moor,  
 Ein Häschen am Acker  
 Spißt lustig das Ohr.  
 Lieblich blinkt die Abendröthe,  
 Lieblich duftet goldner Saft;  
 Ferne tönt die Hirtenflöte, —  
 Nahe tönt der Dudelsack!  
 Laßt uns schlafen gehn, ihr Müden,  
 Denn sonst wecken wir den Frieden.

Klüglich zieht den Riß mit Kreide  
 Eines Meisters kühne Hand;  
 Ihre Gränzen hat die Freude,  
 Seine Schranken jedes Land,

Geht es weiter hin,  
 Wird's verkehrter Sinn;  
 Auswuchs werden die Gedanken,  
 Und der Wein treibt wilde Ranken.

Schauerlich zieht in zerfetzten Lumpen  
 Dort ein Weib, die Haare sind verwühlt,  
 In der Faust erhebt sie einen Humpen,  
 Der von Menschenblute schwült; —  
 Mord und Aufruhr fletscht die Zähne,  
 Und das Weib wird zur Hyäne.  
 Ueberall zeigt sich das Schrecken,  
 Sperret den Rachen auf die Wuth,  
 An Laternen aller Ecken  
 Zappeln Menschen, sieht man Blut.  
 Hier ein Auge in der Pfütze,  
 Dort ein abgehau'ner Kopf,  
 Hier ein Herz, dort eine Mühe,  
 Hier ein Arm und dort ein Fopf!  
 Flammen brechen durch die Fenster,  
 Züngeln schon zum Dach hinaus,  
 Menschen fliehen, wie Gespenster,  
 Und in Feuer steht das Haus.  
 Und ein Bube voller Tücke,  
 Eine Fackel in der Hand,  
 Sieht's mit heiterm Mörderblicke;  
 Denn er hat es angebrannt.  
 Ha! von Dampf und Rauch umschwollen,  
 Wälzet sich des Feuers Bach,  
 Blau und roth, wie Schlangen rollen,  
 Ueberall dem Flüchtling nach.  
 Und ein Kind, im süßen Schlummer,  
 Wird vom Prasseln aufgeweckt,  
 Und es freuet sich der Flamme,  
 Die um seine Wiege leckt.

So der Mensch im Unverstande,  
 Hat ihn Freyheitswuth berückt;  
 So verheert er Saat und Lande,  
 Und ist ob dem wilden Brande  
 Wie ein kleines Kind entzückt.

Freyheit sprengt alle Rätthe,  
 Wie der gar zu hohe Stolz;  
 In die Asche sinken Städte, —  
 Ist nicht brennbar alles Holz?  
 Soll man denn sich Städte bauen,  
 Um sie brennend anzuschauen?

Seht, vom tollen Freyheitswahn  
 Dort ein Dörfchen eingesunken,  
 Wo ein alter Kriegskumpan  
 Aeschernd späht nach einem Funken;  
 Und die Pfeif' auf einen Zahn,  
 Raucht er hier, der Siege trunken,  
 Lustig seinen Taback an.  
 Menschenunsinn auszumalen,  
 Giebt ein Bild für Kannibalen!

Freudig leg' ich auf die Seite  
 Meine blanke Scheere nun;  
 Richtig ist die Läng' und Weite  
 Und die Nadel mag jetzt ruhn.  
 Menschenwerk ist Spiel,  
 Nur die Zeit wirkt viel,  
 Und aus jedem unsrer Wunder  
 Wird am Ende doch nur Plunder.

Herein! herein!  
 Gefellen, alle schließt den Reihen,  
 Daß wir den Rock der Andacht weihen.  
 Er soll der Wahrheit Sinnbild seyn!

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine  
 Versammle er die liebende Gemeine!  
 Ewig wird der Glaube stehen,  
 Ob der Noth auch schwarz, ob weiß,  
 Langsam wird er einst vergehen, —  
 Wird doch jeder Knabe Greis.  
 Seltsam ist's, daß wir der Wahrheit  
 Schwarzen Schatten zugesellt,  
 Grad, als ob das Licht, die Klarheit  
 Gerne sich ins Dunkle stellt;  
 Durch das Schwarzhell dieser Zeiten,  
 Deffnen sich die Ewigkeiten.  
 Warum sehet ihr das Leben,  
 Erdensöhne, gern geschwärzt?  
 Wird denn nicht des Menschen Streben  
 Leider nur zu viel geschwärzt?  
 Bindet sich der Geist des Menschen  
 Nur an eitler Farben Spiel?  
 Wirkt die Wahrheit — Tugendeifer,  
 Oder Farbe eu'r Gefühl?  
 Braucht die Wahrheit auch der Schminke,  
 Sey sie schwärzlich, sey sie roth?  
 Die Unsterblichkeit ist farblos,  
 Ohne Farbe ist der Tod.

Schwarzer Noth, nun thu' hienieden,  
 Nach Bewußtseyn deine Pflicht,  
 Predige der Menschheit — Frieden,  
 Aber zank' dich selber nicht!

Klopf' bey fremdem Schmerz,  
 Unterm Schwarzrock — Herz!  
 Ach! es wird, nach manchen Jahren,  
 Blau und Schwarz gewiß sich paaren!

Broße.

## II.

Ueber den Grundsatz, daß Latein und Größtenlehre die Hauptsache bey der Jugendbildung seyen.

Wenn ein außerordentlicher Mann erscheint, so liegt die Frage so nahe: wie ist aus ihm der außerordentliche Mann geworden? In unsern Zeiten besonders, wo man keine Wunder gelten läßt, wo man alles natürlich zu erklären sucht, will man auch die außerordentliche Größe eines Mannes gerne von begreiflichen Ursachen herleiten, so wie man dagegen in dichterischen Zeitaltern die frühere Geschichte großer Männer geflissentlich in Wundergeschichten einhüllte. Dieses Streben, das Außerordentliche begreiflich und alltäglich zu machen, hat noch einen andern Grund. Man glaubt nämlich, auf welchem Wege der Eine groß geworden ist, auf demselben könne es auch jeder Andere werden; und wie man bisher in der Heilkunde an allgemeine Mittel glaubte, so glaubt man in der Erziehung noch jetzt an Allerweltslehr- und Erziehungsarten. Man vergißt, daß die Eigenthümlichkeit jedes Lehrers und jedes Lehrlings, jedes Erziehers und jedes Zöglings, eine eigenthümliche Lehr- und Erziehungsart für jeden besondern Fall nothwendig mache.

Nach dieser Einleitung brauche ich nicht zu sagen, woher es komme, sondern nur zu bemer-

ken, es sey jetzt herrschender Ton, daß man behaupte, Latein und Mathematik seyen die Hauptsache bey der Jugendbildung. Der Geist, der jetzt alle Geister gefangen nimmt, hat sie auch in diesem Stücke befangen, ohne daß sie es selbst ahnen. Gesezt, Alexander wäre durch Lesung des Homer groß geworden; sollen wir darum unsere Knaben zu nichts, als zur Lesung des Homer anhalten? Gesezt auch, wir bekämen dadurch die ganze Schule voll kleiner Alexander, was wäre uns damit gedient? Und Gott sey der Welt gnädig, wenn vollends lauter große Alexander aus ihnen würden!

Gesezt, durch Latein und Größenlehre könnten wir alle unsere Knaben zu großen Geschützbevollmächtigten bilden, wäre das ein Grund, jene Wissenschaften zu einzigen oder vorzüglichen Lehrgegenständen zu machen?

Wenn der Mensch auf der einen Seite zu weit gegangen ist, dann überschreitet er gewöhnlich die Gränze auf der andern. Diesen Satz erläutert die Geschichte unserer Zeit im Allgemeinen und die Geschichte unserer Lehr- und Erziehungskunst insbesondere. Die Anhänger der seichten Menschenfreundlichkeit, die Kinder- und Jugendfreunde, wollten die alten Sprachen und die strengen Wissenschaften ganz verbannen und das Lernen zum Spielwerk machen. Jetzt führt man wieder die karnibalische Lehrart ein, läßt vierjährige Knaben

die Odyssee kritisch auslegen, die Lesarten im Horaz berichtigen und die Höhe der Mondsberge berechnen, ehe sie einen Berg auf Erden gesehen und erstiegen haben; läßt sie den Schuß der Bomben berechnen, ehe sie eine Pistole in die Hand nehmen durften. Dies alles ist in meinen Augen eine große Verkehrtheit.

Nicht mit der formellen Erkenntniß muß der Anfang gemacht werden, sondern mit der materiellen. Das könnte uns der Gang der Natur schon an die Hand geben. Die Form als Form zu betrachten, setzt immer schon das Abziehungsvermögen voraus. Dies aber erwacht später, und soll später erwachen. Wird die Ordnung umgekehrt, so wird nothwendig alles Menschliche in dem Menschen getödtet. Ein so formell und abstrakt erzogener Mensch würde ein menschliches Ungeheuer werden! Erzögen wir alle Knaben auf diese Weise, so wäre erstlich alle Hoffnung verloren, daß ein Dichterkopf sich entwickeln könnte, aber zweytens würde auch der Keim zu alle dem erstickt werden, wodurch ein Mensch selbst glücklich wird und andere glücklich macht. Kalte, gefühllose Rechenmeister, einseitige, gemüthlose Verstandesmenschen, Menschen ohne Menschheit und ohne Gottheit, ohne Glauben und ohne Gewissen würden bey solcher Bildung zum Vorschein kommen.

Aber Gottlob, es ist kaum zu fürchten, daß die herrschende Verkehrtheit so allgemein verderb-

lich werden sollte! denn die Natur läßt sich nie ganz unterdrücken. Glückliche geborne Knaben werden die Aftersweisheit ihrer Lehrer und Erzieher zu Schanden machen, und wenn sie der Zucht entwachsen sind, den schönern menschlichen Keim entfalten, der getödtet zu werden gefährdet wurde.

Wöchte man sich doch bewußt werden, welche richtige, nur freylich dunkel gefühlte, Vorstellung den sogenannten Real schulen zum Grunde lag und noch liegt. Nicht todte Formen und Buchstaben, lebendige Anschauung soll das erste seyn, was der Seele des Kindes eingedrückt wird. Lebendige Anschauung und Erkenntniß soll auch in der Folge immer die Hauptsache seyn, und vor jeder andern den Vorzug haben.

Zuerst soll der Mensch die Außenwelt, die Natur, frisch und lebendig, wie sie sind, erkennen. Auf die natürlichen Erscheinungen, auf die natürlichen Kräfte soll er aufmerksam gemacht werden. Späterhin erst soll er die Formen der äußern Anschauung, die Größenlehre zu seiner besonderen Beschäftigung machen. Kennt der Mensch sich und seines Gleichen, den Weltkörper, den er bewohnt, und die Welten, die über uns funkeln, so wie diese Dinge erscheinen, wie sie sind; dann lerne er durch die Geschichte, wie diese Dinge das geworden sind, was sie jetzt sind, er lerne, wie sie in früheren Jahrhunderten beschaffen waren!

Ich kenne daher auch nur zwey Hauptwissen-

schaften, die aller Jugendbildung zum Grunde liegen müssen! Naturgeschichte, woraus später Naturwissenschaft wird, und Geschichte, d. h. Menschen- und Weltgeschichte, welche nicht mit Adam und Eva, sondern mit der Geschichte des eigenen Volksgeschlechts, bey uns also mit der deutschen Geschichte, anfangen muß. Alle andern Wissenschaften sind nur als Hülfz- und Nebenwissenschaften dieser beyden anzusehen. Die Sprachkenntniß z. B. ist eine bloße Dienerin der Geschichte. Wozu ist uns z. B. das Latein groß nütze, als, die römische Geschichte besser zu begreifen, und die unsere, sofern sie mit der römischen zusammenhängt? Fremde Sprachen, alte und neue, sind durchaus als ein nothwendiges Uebel zu betrachten, als ein nothwendiges Handwerksgeräth. Diese Sprachen also zur Hauptsache bey dem Jugendunterricht zu machen, ist unvernünftig. Es ist gerade so, als ob man behauptete, das Linnéische Namenwesen sey das hauptsächlichste bey der Naturforschung. Der große Homer, Plato und Alexander haben kein Sterbenswörtchen Latein gewußt; Moses, David, Dssian und der Verfasser der Sakontala keine Sylbe Griechisch. Horaz aber und Virgil würden wahrscheinlich bessere Dichter gewesen seyn, wenn sie weniger die gelehrte Sprache studirt hätten.

Die Natur verlangt, daß man auch bey dem Unterricht vom Aeußeren auf das Innere, vom Kör-

perlichen auf das Geistige, vom Gegenwärtigen auf das Abwesende, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare übergehe; daß man also, nach dem Beispiel der Alten, erst den Körper übe, dann den Geist; erst die Sinne, dann den Verstand; erst Naturgeschichte lehre, dann Geschichte; erst Physik, dann Größenlehre; erst Feldmesskunst, dann Rechenkunst; erst Sprachlehre, dann Denklehre.

Und wenn es auch eine Forderung der Natur ist, daß man nicht scheide, was sie verbunden haben will, daß man also auch materielle und formelle Bildung nicht auseinander- und abgerupft zu vollenden unternehme, so stimmt dies sehr gut mit den hier als wahr aufgestellten Grundsätzen überein. Es gehört z. B. zur Naturgeschichte, daß der junge Mensch mit sich selbst bekannt werde, mit der Sprache, die er spricht, in der er seine Gedanken ausdrückt. Wohl! man mache die Muttersprache zu einem vorzüglichen Gegenstande des Unterrichts (dadurch werden wir am besten beweisen, daß wir den Geist der Griechen in uns aufgenommen haben; denn diese lernten nur die Muttersprache); man lehre das Kind, wie es sprechen soll, und es wird eben dadurch lernen, wie es denken soll.

Das hier Gesagte soll jedoch keinesweges bloß für den Kinderunterricht gelten, sondern auch, und vielmehr vorzüglich, für die höheren gelehrten, eigentlich wissenschaftlichen Lehranstalten. In den

Klosterschulen lehrte man nichts, als Latein und Größenlehre. Von dieser Einseitigkeit kam man zurück, und die Anstalten, welche in neueren Zeiten gegründet wurden, gnügten mehr der oben vorgebrachten Forderung: daß Naturwissenschaften und Geschichte die Hauptgegenstände des Unterrichts seyn müssen. Die Mathematik betrachtete man als eine Gehülfin der Naturwissenschaft, die alten Sprachen als Dienerinnen der Geschichte, Kunst und Weltweisheit — die eigentlich nicht gelehrt werden, die auch nur geschichtlich als Lehrgegenstände vorkommen können, und wovon die erste der Naturwissenschaft, die zweyte der Geschichte entspricht — so wie auch die Glaubenslehre, welche der Anfang und das Ende aller Weisheit ist, diese drey Dinge wurden auch dem todten, mönchischen Formenwesen entrissen, wurden genießbarer, lebendiger und aufs Leben einwirkender behandelt und vorgetragen. Man bemühte sich, den Menschen zum Menschen zu bilden, dadurch, daß man den ganzen Menschen, nicht bloß eine einseitige körperliche oder geistige Kraft, ausbildete. Statt, daß sonst von allen Lehrern, vom Morgen bis auf den Abend durch alle Klassen hin, Latein und Größenlehre, und nichts als das gelehrt wurde; so stellte man nun auch besondere Lehre: für Geschichte, Naturwissenschaften und andere Fächer an; man wollte nicht bloß auf den Verstand der Zöglinge wirken, daß

Gedächtniß nicht bloß mit lateinischen Worten und Redensarten, die Einbildung nicht bloß mit leeren Formen füllen, sondern man bestrebt sich auch, das Gemüth zu veredeln, das Herz zu bessern, den Geschmack zu verfeinern, das Gefühl für Wahrheit, Schönheit und für das Heilige zu beleben. Auch die körperliche Ausbildung wurde dabey nicht vergessen. Aber leider fängt man jetzt an, diese wahrhaft menschlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, diese edlen Uebungsgebäude, in lateinische Schulen nach dem alten Zuschnitte zu verwandeln. Man kennt nur eine Art der Größe, zu der man freylich nur durch großen Verstand gelangen kann. Nach dieser Größe arbeitet nun ein jeder hin, und Latein und Mathematik sind einem jeden die Worte des Heils. Das Wesen, was ich nicht besser als durch praktischen Scholasticismus, d. h. gesondertes Verstandesleben in der Wirklichkeit, bezeichnen zu können glaube, dies will sich nun auch im Geistigen geltend machen, und daher wird unsere wissenschaftliche Bildung so gemüthlos, so scholastisch. Diesem Wesen sagt der, alles menschliche Gefühl verleugnende, Kaltblütigkeit für Weisheit nehmende römische Charakter vorzüglich zu, und man kann ihm nicht besser entgegenarbeiten, als indem man griechische und alt-ächtdeutsche Art geltend zu machen sucht. Wer wird einen großen Verstand nicht ehren? wer muß ihn nicht

fürchten? Aber wer liebt nicht ein menschlichfühlendes Herz? wer huldigt nicht der Schöpferkraft des Künstlers, dem Tieffinn des Weisen und der Erleuchtung des begeisterten Sehers? Abgesondertes Gefühlleben — Mysticismus — ein von Gefühl und Verstand nicht in Schranken gehaltenes Leben der Einbildungskraft — Schwärmerey — ist von der Vollkommenheit eben so entfernt, als einseitige Verständigkeit; aber jene beyden zerstören nur sich selbst; der kalte Verstandesmensch ist ein Ungeheuer, Selbstsucht genannt, das sich zum Mittelpunkt der Welt macht, und vernichtet, was ihm nicht dienet.

Ein außerordentlicher Mann dieser Art wird freylich auch, wie jeder andere große Mann, geboren. Leugnen läßt sich indeß nicht, daß auch die Bildung viel zur Entwicklung einer solchen Größe beytrage. Will man also bloß Männer bilden, die groß seyen in dieser Art; nun dann sey der formellen Bildung, der Verstandesbildung, jede andere nachgesetzt, dann befolge man den Grundsatz, daß Latein und Größenlehre die Hauptsache bey der Jugendbildung seyen, und schreie über Keßeren, wenn Andere behaupten: Alte Sprachen und Größenlehre seyen dem Gelehrten zwar auch unentbehrlich, aber keinesweges das Wesentliche, sondern Naturwissenschaft und Geschichte seyen die beyden Hauptwissenschaften, auf welche alles bezogen werden müsse; jede Jugend-

Bildung werde lücken- und stümpferhaft ausfallen, bey welcher nicht beyde letztgenannten Wissenschaften als das Wichtigste und Wesentlichste betrachtet worden sind. Die Erfahrung wird — wo es der gesunde Sinn nicht thut — lehren, auf welcher Seite die Wahrheit sey.

E. Ch. Trautvetter.

---

### III.

Friedrich Johann Klappmeyer.

Eine biographische Skizze.

Dieser, in mehrerer Hinsicht, des Andenkens seiner Landsleute nicht unwerthe Mann, ward 1747 den 5ten Januar in dem Cosenschen Pastorat in Kur-land, woselbst sein Vater Christoph Friedrich Klappmeyer damals Prediger war, geboren. Von diesem erhielt er auch den ersten Schulunterricht; in der Folge aber genoß er der Unterweisung des Predigers zu Schleck und nachmaligen Piltenschen Superintendenten Bütner. Er studirte hierauf zu Göttingen Theologie, legte sich aber zugleich auf Physik, Mathematik und einige neue Sprachen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er Hauslehrer, und widmete sich

diesem Fache mehr als zehn Jahre lang. Wegen einer anhaltenden Kränklichkeit seines Vaters wurde er Gehülfe desselben bey der Wormenschen Gemeinde, und als solcher 1778 den 6ten Januar ordiniret. Da aber der Vater seine Gesundheit wieder erlangte, so übernahm der Sohn das ihm angetragene Vikariat bey dem Prediger zu Neuenburg, und verwaltete dasselbe bis zum Jahre 1781. In diesem Jahre ging er als Adjunkt wieder zu seinem Vater, und ward durch den Tod desselben 1784 einziger Prediger zu Wormen, woselbst er denn auch 1805 den 5ten April gestorben ist. Mit seiner Gattin Beata Elisabeth, geborenen Rast, lebte er in einer sehr glücklichen, jedoch kinderlosen Ehe. 1797 den 10ten July wurde er von der livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät zu ihrem Ehrenmitgliede, und in demselben Jahre den 5ten Dec. von der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg zum Mitgliede erwählt.

Wenn die Verdienste dieses gemeinnützigen Mannes nicht glänzten und seinen Zeitgenossen blendend in die Augen fielen, so waren sie doch desfalls um nichts weniger groß, und wurden durch seine anspruchlose Bescheidenheit nur um so verehrlicher. Er war, was jeder Prediger seyn sollte, ein treuer Freund und Vater seiner Gemeinde; jedoch fand sein Geist in diesem beschränkten Wirkungskreise nicht den erforderlichen Spiel-

raum. Er wußte aber, sich denselben zu verschaffen. Seine mühsamen, in einer Reihe von Jahren fortgesetzten, und freylich nur seiner aufmerksamen Betriebsamkeit allein ganz geglückten Versuche, den Kleebau im Großen vortheilhaft zu treiben, den Anbau dieses, für den Landwirth so wichtigen, Futtergrases unserm vaterländischen Klima und Boden einzuverleiben und mit dem Getreidebau zu verbinden, haben wenigstens den Erfolg gehabt, daß mehrere Landwirthe in gleicher Absicht Versuche und Beobachtungen anstellten. Wenn nun diese endlich, mit oder ohne zu reichenden Grund, das Unternehmen aufgaben, so war doch entweder schon durch diese Versuche selbst der Acker verbessert worden, oder man hatte so manche nicht unwichtige Erfahrung in Rücksicht der Landwirthschaft dabey gemacht, daß dadurch die etwanigen, nur durch besondere Umstände veranlaßten geringen Aufopferungen gewiß ersetzt wurden. Eben so gewiß verbreitete die praktische Anwendung der Lehre vom Kleebau immer mehr die große Wahrheit, daß kleine, gehörig unterhaltene Felder größere, nur obenhin bearbeitete, an Ertrag übertreffen. Dadurch aber wurde dem bisherigen, ganz unnöthigen Aufwande von Menschenkräften bey der Landwirthschaft mächtig vorgebeugt, und durch diese konnten nun ohne Anstrengung anderweitige Zwecke erreicht werden. So haben aber auch Tausende der arbeitenden Klasse

unserm patriotischen Klaymeyer manche Stunde der Ruhe zu verdanken, die ohne ihn in nutzloser, angestrongter Thätigkeit vergeudet würde.

Seine gedruckten Werke betreffen den Kleebau, und sind folgende:

- 1) Janna Krischjanna Schuberta Klee-  
felda padohns wisseem Arrajeem  
eedohts, kam truhkums pee Lohpu-  
Ehdumeem irraid. Mitau, 1794. 64 S.  
mit einem Anhang von S. 65 — 164. 8.

Durch diese Uebersetzung wollte der Herausgeber auch die Letten auf die großen Vortheile der Stallfütterung aufmerksam machen.

- 2) Vom Kleebau und von der Ver-  
bindung desselben mit dem Getrei-  
debau. 2 Theile. Mitau, 1794. gr. 8.

Von der Uneigennützigkeit des Verfassers dieses noch lange schätzbaren Werkes, welches schon 1796 zu Riga zum zweytenmale aufgelegt werden mußte, zeigt der Umstand, daß der etwanige Ueberschuß, nach Abzug der Druckkosten, von ihm zum Besten der Goldingenschen Predigerwittwen- und Waisenkasse bestimmt wurde.

---

## IV.

## Die Geldsäcke.

Eine Anekdote.

Ruhig saß der reiche Kaufmann Felsenberg an einem Fenster seines Hauses, dampfte behaglich seine Pfeife Wagstaff, und musterte gelegentlich mit seinen Blicken die Vorübergehenden. Sehr richtig glaubte er besonders den jungen Anfängern seines Gewerbes ihr günstiges oder ungünstiges Schicksal vorher bestimmen zu können. „Klein muß man anfangen, um groß endigen zu können,“ sprach er zu seinen Söhnen, die sich gerade auch in dem Zimmer befanden. „Einen Rock hatte ich nur, und zehn Thaler in der Tasche, als ich meine kaufmännische Laufbahn begann, und so machte ich die Spekulation, diese Baarschaft zum Ankauf einer Parthie gesponnenen Bauerntabacks anzulegen, welche ich den Landleuten für ächten Rappé verkaufte. Einhundert drey und zwanzig und ein Quart Procent war gleich mein erster Gewinn, und so half denn Gott weiter. Nach drey Jahren hatte ich schon einen eigenen Kaufladen, aber der Rock war noch immer derselbe. Nach siebzehn Jahren trat ich die weiland Bitelsche Handlung an, kaufte dieses Haus und ging noch in demselben Rock aufs Rathhaus, um den Kauf abzuschließen. Und heute, nach zwey und dreyßig und einem halben Jahre hängt derselbe Rock noch in

meinem Kleiderschranke, wo selbst er die Oberstelle einnimmt. So, Kinder! muß man es machen, wenn man durch die Welt kommen, und auch den Seinigen etwas hinterlassen will. Seht! da geht der junge Hans Gürgen Freywald vorüber, der sich kürzlich, nach des Vaters Tode, hier etablirte. Er hat freylich einhunderttausend Thaler oder noch mehr geerbt und das Seinige gelernt; aber so groß sollte er doch nicht anfangen. Der Alte, Gott lasse ihn ruhen! fuhr nie in einer Kutsche, und bey seinem Tode fand man das achtzehnte Paar Schuhe, das er sich in funfzig Jahren hatte machen lassen, wie aus seinem Hausbuche ersehen worden, noch fast ganz neu. Wozu der prächtige Wagen, die Reitpferde und die Tagediebe von Bedienten, wenn man selbst noch gesunde Beine hat? Es währt gewiß nicht lange, die Handlung leidet, Herr Freywald sitzt auf den Strand und dann werden ihn die schönen Kutsch- und Reitpferde nicht abbringen. Da gefällt mir unser Nachbar, Herr Johann Kaspar Trautmann, weit mehr, obgleich er nicht so reich seyn mag. So oft ich ihn auch sehe, trägt er den kaffeebraunen Hausrock, und auch Sonntags keinen andern. Dagegen aber sehe ich oft seine Handlungsdienner mit gut gefüllten Geldsäcken über die Straße gehen. Der Mann mag schon ganz gute Geschäfte machen!“

So sprach der ehrliche Alte, und seine Edhne, die schon oft die Lobeserhebungen des abgetragenen

Rockes gehört, und sich den glücklichen Erfolg der ersten merkantilischen Spekulation ihres Vaters hatten erzählen lassen, schwiegen ehrerbietig. — Nach einigen Tagen erschien der junge Nachbar Trautmann in den Abendstunden bey Felsenbergs, um ein Pfeifchen mit dem Alten zu rauchen. Man unterhielt sich bey einem Glase vaterländischen Gerstensaftes von Handelsgeschäften, und schied von einander, nachdem Trautmann einen wichtigen Stein im Brette bey dem alten Felsenberg gewonnen hatte. Die gut gefüllten Geldsäcke wurden von des Erstern Handlungsdienern noch öfters vor des Letztern Fenster vorübergetragen, und mancher Abend ward von den beyden Nachbarn traulich verplaudert.

Nach einiger Zeit machte sich auch Freywald in Felsenbergs Hause bekannt und warb endlich bey dem Vater um dessen Tochter Julie, — nachdem mit dieser das Erforderliche früher schon berichtet worden war. Aber rund abgeschlagen ward vom Alten die Bewerbung, auch wurden dem Freyer alle Aussichten zur etwannigen Aenderung dieser Willensmeinung benommen. Julie erhielt die Weisung, Freywald mit keinem Auge anzublicken, vielweniger Worte oder gar Briefe mit ihm zu wechseln, bey Strafe der höchsten väterlichen Ungnade.

Trautmann erfuhr diesen Vorfall bald, und bemerkte auch die günstige Stimmung Felsenbergs

für ihn. Ohne zu fragen, ob das Mädchen ihn liebe, hielt er bey'm Vater um Julie an. Sein abgetragener Rock war ein gültiger Freywerber, auch waren neulich wieder Geldsäcke passirt. Die väterliche Einwilligung erfolgte, und Julie mußte endlich — Ja sagen. Wenig Wochen nach der Hochzeit ward Trautmanns Eigenthum von den Gläubigern in Beschlag genommen. Felsenberg tobte und wollte durchaus von keiner Unterstützung wissen. Der biedere Freywald, um die noch nicht vergessene Julie nicht darben zu sehen, stellte Sicherheit, und machte, daß der Beschlag gehoben wurde.

So falsch hatte Felsenberg in zwey und dreyßig und einem halben Jahre nicht spekuliret. Von dem Wohlstande seines Schwiegerohns überredet, hatte er unlängst einen seiner Söhne, der eine eigene Handlung etablirte, mit dem Wunsche aus dem väterlichen Hause entlassen, daß der Allmächtige ihn mit dem Segen erfreuen möge, dessen er seinem Sohn Johann Kaspar Trautmann gewürdigt habe! Und nun stand der Segen Gottes mit dem Gerichtssiegel an Johann Kaspar Trautmanns Ladenthüre gezeichnet. Gerade der Freywald aber, dem Julie nicht zu Theil ward, weil er mit mehr als hunderttausend Thalern nicht klein genug anzufangen verstand, schützte sie jetzt vor Mangel und Dürftigkeit und sein Glücksschiff war noch immer nicht gestrandet. „Aber zum

Henker! was waren denn das für Geldsäcke, die ihr so oft auf den Straßen umher schlepptet?“ fragte der entrüstete Felsenberg einen der Handlungsdiener Trautmanns. „Sie stehen noch immer gefüllt,“ erwiderte dieser. „Sollte aber jemand,“ fuhr er fort, „auf diese seine Hoffnung setzen wollen, so würde er auf Sand bauen, denn damit sind sie gefüllt.“ —

Dr. Zimmermann.

## V.

### Zwey Briefe Dr. Martin Luthers an Albrecht, Herzog von Preußen.

Von den Originalen im geheimen Archiv zu Königsberg.

Das allgemeine Interesse, welches der Briefwechsel eines so anerkannt großen Mannes gewährt, als Luther in dem Andenken der spätesten Nachwelt und der weit ausgebreiteten Gemeinde, die seinen Namen führt, gewiß bleiben wird, hat es schon öfter gerechtfertigt, seine Briefe, wenn sie auch gerade keine historische Merkwürdigkeiten überliefern, doch aber seinen Verehrern den kräftigen Denker, den sorgsamen Vatten und Freund, oder belehrenden Rathgeber zu erkennen geben, durch öffentliche Mittheilung bekannt zu machen. Ein solches Interesse werden hoffentlich

auch die folgenden beyden Briefe Luthers an den Herzog Albrecht von Preußen, die sich unter einer Sammlung an ihn gerichteter vertrauter Briefe im geheimen Archiv zu Königsberg befinden, von den Lesern dieser Zeitschrift gewinnen.

Der erste Brief enthält eine Fürbitte für den Doktor Basilius und seine Familie, die bey dem menschenfreundlichen Herzoge und von Seiten eines so von ihm geschätzten Mannes, gewiß ihren Zweck nicht verfehlte. Im andern theilt Luther dem Herzoge seine Meinung über die an ihn ergangene Aufforderung, am Türkenkriege Theil zu nehmen, mit. Sie lauten, diplomatisch genau, folgendergestalt:

1. G B F (Gnad und Friede) und mein arm pr (pater) noster. Durchleuchtiger hochgeborner Fürst gnediger Herr E f g haben zween auß Preussen anher zum studio gesand, mir befolhen auff zu sehen, daß sie fruchtbarlich hie sein mugen vnd zu nemen Welchs ich, vnd wo sie sonst meins Rats begeren, gern thun wil, so viel mir möglich.

Auch gnediger Herr, wissen E f g wie Doctor Basilius, Medicus, nū viel iar ynn Preussen gedienet. Vnd mit Kindlin begabet. dazu icht durch absterben seins weibß ynn iamer vnd elend steckt. daß er wol hulff vnd trosts bedarff. Doch noch nichts eigens hat. Sondern wie ein tagloner, sich hat lassen an seinem lohn benugen, ist derhalben

mein unferthenige bitte E f g, wollen yhm auch bedenden mit ettwas eigens fur seine arme Kindlin so er ynn Preussen bleiben sol, Wie wol ich wolt er were wider heraus, vmb der Kinder willen. wie ich yhm geraten habe, aller meist vmb der Kinder willen, welchen nu mehr not ist, auch ettwa ein Dechlin vnd Herdlin, wie E f g, wol selbs konnen gnediglich bedenden. So haben (hoffe ich) E f g, ia einen trewen vleissigen Diener an yhm gespuret vnd erfahren. E f g, wolten sich gnediglich gegen yhm erzeigen. Hie mit Gott befolhen Amen Din-  
stags nach Michaelis. 1541.

Neue Zeitung ist hie viel, vnd bose, vom Tur-  
cken, der E f g mehr ich, on zweiuel wissen. Es  
sihet, als sey eitel verretheren ynn den hohesten  
Heubtern. Vnd mit den Turken ym bund ic. Gott  
wolt den jingsten tag komen lassen, als ich hoffe

E f g

Billiger

Martinus LutheR.

2.

G B F Durchleuchtiger Hochgeborner Furst  
gnediger Herr Ich hab E f g schreiben auch  
mundlich werben des Secretarien, seer gern ver-  
nomen. Bitte auch noch, wie zuuor E f g wol-  
ten (wie sie sich selbs herzklich er bieten.) drauff  
sehen. das die secten nicht einreissen Denn es darff  
auffsehens, weil der Feind nicht ist ein gemalet  
oder geschnitzt bilde, Sondern wie Christus sagt,

ein lebendiger. Ja, ein regierender furst vnd Gott der welt, wie wir denn teglich wol erfahren zc.

Das E f g erfordert sind zum kriege wider den Turcken von M g Hern Churfursten zu Brandenburg zc. hore ich gern, Vnd wolt wol gern, das solchem grossen mechtigen feinde. statlich widerstand geschehe. Aber das es solt eine Vocatio sein, das ist nichts, weil E f g nicht vom Reich erfordert sind. Sonst were es wol ein freundlicher Dienst als von einem nachbar, derhalben E f g, vngesar des gewissens wol konnen heym bleiben, wie auch, wol von nöthen.

Wo nu E f g auß vnverbundener pflicht allein zur freundschaft wolten zihen. So hetten E f g beger nach, alhie die zween Stipendiaten, welche zum Heerprediger ampt tüchtig gnug Acht auch wol, wo sie E f g foddern wurden, solten sie sich willig finden lassen.

Des Wündarhts halben weis ich hir keine antwort zu geben, Denn sie hir nicht sind oder schon alle abgefoddert, Vnser lieber Herr Christus segene E f g vnd behüte sie ynn allen genaden Amen Freitags nach trinitatis 1542.

E f g

Williger

Martinus Luther.

Königsberg.

Faber.

## VI.

## Von einem ausgezeichneten Weltmann.

(Beschluß.)

Warum malt man die Gerechtigkeit immer mit Schwerdt und Waage? Den Schleyer sehe ich ihr viel lieber umgehängt. Es liegt oft Gerechtigkeit darin, sie nicht zu geben. Es giebt eine Gerechtigkeit der Strenge und eine der Güte. Wenn nun, nachdem die Waage genau gewogen, und selbst das drohende Schwerdt gehoben, ihr der Schleyer wehrte, alles Strafwürdige zu sehen? . . . Die Gerechtigkeit würde vielleicht darum nicht weniger gerecht seyn.

Wenn sie ganz sehend verzeiht, das ist Milde; die fordre ich aber nicht; nur geschehe ihre Untersuchung und Entscheidung nicht immer mit dem Willen zu strafen. Es giebt so viel kleine, kaum sichtbare, Schattirungen zu beachten, von denen man sich nicht Rechenschaft geben kann, und die doch Rechtfertigung oder mildere Beurtheilung einer Handlung gestatten. Es gehdrt viel Geist zur Güte; sie setzt mehr Scharfsinn voraus, als der Tadel; denn das Beste an den Menschen ist oft im tiefen Grunde ihrer Seele verborgen.

---

Das Vergnügen, welches wir am Lobe finden, wiegt den Verdruß des Tadelß nicht auf. Jenes

nimmt man für Kompliment und dieselbe für Wahrheit.

---

Oft wird man betrogen, indem man vertraut; aber man betrügt sich selbst, indem man mißtraut. Der, dem wir ein nicht verdientes Vertrauen gewähren, wird dadurch geschmeichelt, und vielleicht es zu verdienen suchen; der aber, dem wir zur Unzeit mißtrauen, wird es nie verzeihen. Erst mißtraut man den Menschen; dann selbst Dingen, und hält für unmöglich, was bloß schwer ist: man überredet sich, daß die wahrscheinlichsten Erfolge nicht eintreffen werden; so mißtraut man endlich sich selbst und taugt zu nichts mehr.

---

Wenn man nur eben so viel in der Welt gilt, um eine Rolle zu spielen; so wird man wie eine Kugel fortgerollt, die nie wieder in Ruhe kommt.

---

Die Welt ist eben so wohl eine Kugel, welche Gott fortrollt. Vielleicht geht sie nicht immer gut, aber sie geht und wird immer gehen. Man sagt: wenn dieser Mann, der seinen Platz so gut ausfüllt, einmal stirbt, was wird man anfangen? Ein Anderer tritt an seine Stelle, und es geht. Man sagt: wenn wir's dies Jahr nicht so machen, was wird daraus entstehen? Nichts. Wenn die und die Veränderung in der Verwaltung unterbleibt, ist Alles verloren. Nein, Jeder wird

durchkommen. Man muß thun, und Jeden das Seine thun lassen. Und wenn man es nicht thut . . . . kommt's fast auf dasselbe heraus.

---

Es ist abscheulich und ein wahres Verbrechen, Heirathen der Liebe zu stören: man kann unzufrieden mit dem äußern Wohlergehn eines Menschen seyn, und das Schicksal ungerecht finden; aber das Glück des Herzens ist immer verdient.

---

Die wahre Philosophie ist das Vergnügen. Man nehme seine Pflichten mit darin auf. Sind diese erfüllt, so athmet nichts als Freude, Spiele, Feste, Theater, gute Tafel, gute Gesellschaft, Außerordentlichkeiten, selbst Thorheit und Thorheiten: Nur immer Geschmack, selbst in Berirungen. Es giebt Leute, denen alles kleidet, weil sie Grazie und Takt haben. Man fühlt, daß sie über ihren Fehlern sind, und eben so viel als ihre Tadler davon verstehen: man erwartet sie auf dem Rückwege.

---

Herr von Turenne konnte wohl wissen, daß die Zeitung mehr, als er, von einem seiner Siege sagen würde, als er schrieb: Die Feinde kamen auf uns los, sie wurden geschlagen; ich bin etwas ermüdet und wünsche guten Abend. Eine solche Bescheidenheit ist nicht schwer.

---

Wenn mir etwas Heiteres zu thun oder zu sagen vorgekommen ist, so habe ich es mir wahrscheinlich zu Gut gehalten. Aber mir ekelt vor den Bonsmots-Machern von Gewerbe, vor denen, die citirt seyn wollen, den Witzlern, Geheimnißvollen, Poffenreißern, und vor allen Rollen, die man lieber als seine eigene in der Gesellschaft spielen will.

---

Ein Gedankenmacher denkt oft mehr an Beyfall als an Verständlichkeit, und macht ein Funkenfeuer, blendend, aber nicht erhellend. Es giebt einen kleinen Handgriff von Definitionen, Erklärungen, Synonymen, Gegensätzen, Vergleichen, Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten — der sehr leicht Ruf verschafft, wenn man will. Die abgerissenen Gedanken sind die leichteste Satzung für einen Mann von Talenten; allein, wie alles Leichte, erfordert diese desto mehr wahren Gehalt. Es ist mit der Literatur, wie mit der Musik: überwundene Schwierigkeiten machen den wirklich guten Meister noch nicht kenntlich; ein einfaches Lied läßt aber darüber keine Ungewißheit zu.

---

Die Bösen sind auf ihrer Hut, und die Dummen ebenfalls. Die Guten, die Geistreichen nie. Die ersten glauben es in den Augen zu lesen, daß man sie errathen; die Dummen mißtrauen Jedem,

dessert Ueberlegenheit sie fühlen. Gute Menschen und helle Köpfe denken gut genug von Andern, um sich von ihnen geliebt zu halten.

---

Was wir am frühesten annehmen und am spätesten aufgeben, ist, glaube ich, die Wichtigkeit. Die Kinder machen die Unentbehrlichen. Die Alten bilden sich ein, daß Altwerden schon ein Verdienst sey. Ihr letztes Werk, ihr Testament, wird sogar mit einer Art Hochmuth zu Stande gebracht.

---

Niemand ist bescheiden, trotz der verlegenen Ehrfurcht, oder der schüchternen Miene, die man zuweilen annimmt. Niemand ist sanft, Niemand ist natürlich, Niemand ist aufrichtig, Niemand erzeigt sich Gerechtigkeit, Niemand erzeigt sie Andern, Niemand hört richtig, Niemand sieht gut, Niemand sagt die Wahrheit, noch will er sie sich sagen lassen. Widerspricht nur Einem, so sehr er Euch auch verpflichtet sey, er vergißt es; besonders wenn ihr ihm unbefangen merken laßt, daß er sich über einen Gegenstand getäuscht hat, der seine Eigenliebe angeht. Und doch kann man bey allen diesen Fehlern liebenswürdig und selbst gefühlvoll seyn. Sie finden sich mehr in der Gesellschaft und mehr in den Worten, als in den Dingen.

---

Zwey Männer von Geist, vier oder fünf Dummköpfe, sechs Zudringliche und drey Herren von Wichtigkeit waren bey mir im Zimmer. Mit den ersten konnte ich nicht sprechen, die zweyten redeten beständig, die dritten bestanden auf ihrer Meinung von meinem Einfluß, und die letzten wollten mich von dem ihrigen überreden, und, daß ich wohl thäte, ihnen meine Angelegenheiten anzuvertrauen.

---

Die Trägheit der Leute von Geist liebe ich: aber faule Plattköpfe gleichen der Dienerschaft im Vorzimmer, die daselbst lügenhaft, verläumderrisch, neugierig und unverschämt wird.

---

Wer sein Glück oder einen Freund durch ein Wort verschert, ist ein Dummkopf; denn, daß er es nicht zurückhalten konnte, beweist, daß ihm dergleichen seiten kommt. Zwanzig, zuweilen, finden sich, die man sich leise sagen kann, um in sich zu lachen, die man aber nicht weiter verbreiten darf.

---

Chaulieu war weder reif noch genialisch; aber er war glücklich. Despréaux und Moliere, Männer von Genie (obgleich man es dem ersteren abspricht), waren zu nachdenkend, um fröhlich zu seyn. Sie gaben zu lachen, und selbst lachten sie nie. Es ist schwer, in der Tiefe des Herzens

nicht ernsthaft zu seyn, wenn diese Tiefe nicht, wie bey Vielen, an der Oberfläche ist.

Nicht Jedermann steht es zu, bescheiden zu seyn: die Bescheidenheit ist Geckerey oder Dummheit, wenn man nicht sehr hervorstechendes Verdienst hat.

Ich habe keine Achtung für die, die den Adel kaufen, sagte Joseph II. einst zu Herrn von Casanova; und dieser, bey dem jedes Wort ein Strahl und jeder Gedanke ein Buch ist, sagte darauf: aber die, welche ihn verkaufen, Sire?..

Ein Original ist oft eine ehrliche Haut: seine Originalität stützt sich darauf, daß es seines Charakters gewiß ist. Deshalb vernachlässigt es die herkömmliche Sitte. Es hat vielleicht viele Fehler, aber schwerlich ist die Falschheit und Kriecherey darunter.

Nach so vielerley Vorgängen hört man oft sagen: wir wollen alle unsere Bücher verbrennen und zur Unwissenheit zurückkehren. Keineswegß. Da man aus ihr herausgetreten ist, so verlange ich gerade, daß man immer heller werde. Ihr seyd nur halb aufgeklärt? werdet es ganz. Mit mehr Kenntnissen werdet ihr wieder zur Rechtlichkeit gelangen. Vergleichungsgabe, Urtheil, Ein-

sicht können Euch gewiß so gut als der Instinkt leiten. Wissen, heißt das nicht zergliedern, was man fühlt und dunkel ahndet?

---

Die Phantasie hat mehr Reize im Schreiben als im Reden. Ihre großen Flügel müssen sich zusammenfalten, um in einen Saal hinein zu können. Ist sie zu lebhaft, zu flammend, so muß man sie aufhalten; denn in der Unterhaltung macht zu viel Feuer kalt, zu viel Strahl blendet, zu viel Geist demüthigt. Um zu gefallen, muß man verstehen, sich zu senken und in den Gesichtskreis der Mehrheit zu treten.

---

Ich kenne Augen in Deutschland, die nichts sagen, obgleich sie viel ankündigen; und die in Frankreich viel sagen und wirken würden. Miene, Haltung, Gang, Sprache wechseln nach den Klimaten. Wir wollen nur den Italiener betrachten. Sein Geberdenspiel entsteht aus Gewohnheit und Nachahmung, es ist oft Heißes zum Kalten. Wenn aber ein Franzose eben so regsam ist, so kommt es von einer erstaunlichen Lebhaftigkeit; seine Bewegungen werden von einer Menge kom-mender, fliehender und durchkreuzender Ideen bestimmt.

---

Ein zu rascher Geschichtschreiber ermüdet und wird ermüdet, wie ein Reisender, der unaufhaltsam den Gesichtspunkten seines Weges zueilt.

---

Um ein Werk richtig zu beurtheilen, darf man seinen Verfasser nicht kennen. Sonst ist es fast unmöglich, nicht im Voraus für oder wider ihn zu seyn. Bey der ernsthaftesten moralischen Abhandlung, die von einem fröhlichen Manne geschrieben ist, sagt man voraus: ich wette, es werden tausend Vossen vorkommen; man liest es lachend, und etwas Tiefes und Neues wird vielleicht eine Narrheit scheinen.

---

Montaigne ahndete nicht, wie tief er war, wie fein seine Beobachtungen. Ich bin für ihn, wie Condé für Turenne. Was möchte ich nicht geben, sagte der große Condé, um eine halbe Stunde mit ihm zu plaudern! — Montaigne war, bis auf den Dünkel, ein ganzer atheniensischer Porticus in Einem Stück. Man sieht überall den redlichen Mann, die Gutmüthigkeit, den guten Kopf. Er hat die Welt errathen. Er sah Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, ohne sich für einen großen Zauberer zu halten.

---

Stand und Lebensweise richten die Leidenschaften. Wenn Karl XII. im niedrigsten Stande geboren wäre, was hätte er mit seiner Kriegslust angefangen?

---

Ein Strahl von Genie ist beynahe ein Strahl von Thorheit. Wären Friedrich II., Karl XII.,

Eugen, Condé sehr vernünftig gewesen, so hätte man nicht von ihnen gesprochen.

---

Hätte Friedrich II. noch etwas mehr Geist gehabt, so würden eine Menge Albernheiten auf seine Rechnung kommen; aber seine Demarkationslinie zog sich zwischen Genie und gesundem Verstande. Er hatte Schwung, dann aber auch Ueberlegung.

---

Um den ersten bürgerlichen Schriftsteller, der gegen den Adel schriebe, zu züchtigen, mache man ihn zum Baron. Er ist gefangen, und der Ritter von der Feder wird der Hochfahrendste aller Barone werden.

---

Man hat viel zu oft gesagt, die Meinung sey die Königin der Welt; sie ist die einzige Königin, die man entthronen muß, sonst werden alle andere entthront werden.

---

Wie das Weiße nicht eine Farbe, sondern die Abwesenheit derselben ist, könnte man nicht ebenso sagen, daß der Geschmack die Abwesenheit alles dessen ist, was in irgend einem Sinne beleidigt?

---

Man nimmt die Gewohnheiten derer leicht an, mit denen man umgeht, und das schadet gar nichts, wenn sie weder böß noch gefährlich sind. Das soll

Schwäche heißen; aber die Gefälligen werden immer geliebt. Man nennt das, keinen Charakter haben. Die dieses Wort mißbrauchen und mit einer launischen Sprödigkeit verwechseln, haben selbst fast alle keinen. Man setze diesen Charakter darin, die Freunde, die Abwesenden, die Beugnadigten zu vertheidigen. Allein die Gefälligkeit in den täglichen Beziehungen des Lebens beweist nur den Umfang des Geistes; auf Kleinigkeiten Gewicht legen, heißt seinen Maßstab geben. Die glücklichsten Frauen im Innern sind die, welche Männer von Genie heiratheten; diese lassen sich so viel williger leiten, da sie Herren ihrer selbst sind: man giebt sich nur hin, wenn man sich gehört.

---

Warum giebt es so wenig natürliche Menschen in der Welt? Es giebt ihrer, die, wahrer Gefühle fähig, sich künstliche machen, um zu sehen, ob sie auf diese Art mehr Wirkung hervorbringen können. Sie werden genug für Mühe und Zwang bestraft. Sie verscherzen durch Berechnung einen Erfolg, den sie durch Natur erreicht haben würden.

---

Der Unglaube ist so gewiß eine bloße Manier, daß ich nicht begreife, warum, wenn er aufrichtig wäre, man sich nicht bey dem ersten Körper- oder Seelenleiden umbringt? Man weiß zu wenig, was das Menschenleben bey einer positiven Ir-

religion werden würde. Die Atheisten leben im Schatten der Religion.

---

Wir Moralisten sind um nichts besser, als die, die uns lesen. Wir sind die Klasse von Wärterinnen, die zwischen Amme und Gouvernante stehen. Die sind oft eben so einfältig, als die, welche an ihrem Gängelbände gehen. Doch möchte man so gern das Menschengeschlecht gängel'n, damit es nicht falle, sich verbrenne, besonders nicht weine, schreie, alles ergreife und verderbe.

---

## VII.

## Der häßliche Prinz.

Ein Märchen.

(Fortsetzung.)

Beide Abentheurer zogen durch die entgegengesetztesten Thore der Stadt davon, und jeder von ihnen schlug einen ganz verschiedenen Weg ein.

Zambedin war schon lange unterwegs, da erblickte er ein Haus, das eine reizende Lage hatte. Zwar ward er aus dem Schilde desselben nicht klug; desto deutlicher aber war die Ueberschrift: „Herberge für Reisende zu Roß und zu Fuß.“ Er lenkte darauf zu. Auf Kolibri's Pochen kam ein junges, reizendes Mädchen zum Vorschein. Aber wie erstaunte unser Held, als er in diesem Mädchen das Original seines Dofengemäldes erkannte! So entzückt er darüber war, so wenig behagte es ihm doch, sie in diesem Zustand zu treffen. Denn sie war wie eine gemeine Magd gekleidet. Sie half dem Knappen das Pferd ausspannen und in den Stall führen; sie selbst band es an die Krippe, und ließ dabey eine Bescheidenheit und eine Anmuth blicken, die dem Prinzen durchs Herz drang. Hierauf wies sie ihm ein sauberes Gemach an, seiner weiteren Befehle harrend. In dem Augenblick ließ sich draußen eine wilde Stimme vernehmen, die nach dem Mädchen fragte,

und zugleich ward er Tulipan gewahr, welcher eben ins Haus ging.

„Sieh da, Freund Zambedin!“ rief er bey seinem Eintritt in die Stube, „es freut mich, Euch hier zu finden. Wenn Ihr wollt, so essen wir zusammen.“ — Mir nicht zuwider, antwortete der Prinz. — „Und das niedliche Wirthshausmädchen soll uns Gesellschaft leisten,“ fuhr jener fort; „es ist ein nettes Ding. Ihr habt sie doch gesehen?“

„So eben; aber wenn ihr Gesicht nicht täuscht, so täuscht Ihr Euch gewiß —“

„Ihr seyd ein drolliger Kauz mit Euren Bedenklichkeiten. Laßt mich nur machen.“ — Ohne darauf zu antworten, verließ Zambedin das Zimmer und trat in einen anmuthigen Garten, der an die Flur stieß. Hier verlor er sich in allerley traurigen Betrachtungen, deren Gegenstand ihm selbst nicht klar war; endlich ward er zum Abendessen abgerufen, und es ist schwer zu sagen, ob er mehr erstaunt, als betrübt war, da er das junge Mädchen zwischen sich und seinem Tischgenossen Platz nehmen sah. Ihr anständiges Betragen, ihre Anmuth im Gespräch, und die Grazie, welche über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, fesselten seine Aufmerksamkeit zu sehr, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Tulipan sorgte übrigens fast allein dafür, und berauschte sich weniger im Wein, als in seinem eigenen Geschwätz. Beym

Nachtsch ergriff er im Uebermaaß von Entzücken die Hand seiner Nachbarin, um sie zu küssen; allein sie schien dadurch beleidigt, und zog sie mit Unwillen zurück. Zambedin nahm eine ernsthafte Miene an. Der Unverschämte ward nur noch stürmischer, und im Begriff, ihr einen Kuß zu rauben, entwand sich ihm das Mädchen mit einem Angstgeschrey und stürzte in den Garten; er wollte ihr folgen, aber Zambedin vertrat ihm den Weg und stellte ihn ziemlich unsanft zur Rede. Das nahm er übel, ein Wort gab das andere, und beyde griffen endlich zum Schwerdt. Tulipan, nicht fest auf den Füßen, wankte, und versing sich in seines Gegners Klinge, von deren Spitze getroffen er blutend zur Erde sank. Die Weiber im Wirthshause, die ihn schreyen hörten, erhoben ein noch ärgeres Geschrey; die Knechte und männlichen Bedienten griffen zum nächsten Haußrath, und es wäre bald zu einer förmlichen Balgerey gekommen. Zambedin beschwichtigte indeß durch sein Ansehn den Haufen, und jeder schlich wieder davon, wie er gekommen war, ohne zu wissen, was er gewollt hatte und ohne zu erfahren, was da vorgefallen war.

Zarantel flog mit aufgeloßtem Haar ihrem Sohn zu Hülfe, der vor Wuth und Schaam knirschte. Sie tröstete ihn damit, daß der Abendthau die Erde schlüpfrig gemacht und dieser Umstand seinen Fall verursacht hätte. Und

da die Feen das Geheimniß besitzen, kleine Uebel auf der Stelle zu heilen, so half auch Tarantel ihrem Sohn sogleich wieder auf die Beine. Um jedoch einen neuen ähnlichen Unfall zu verhüten, nöthigte sie ihn, ohne Zeitverlust sein Roß zu besteigen und seinen Weg zu verfolgen.

Als unser Prinz, durch einen sanften Schummer gestärkt, am andern Morgen erwachte, wollte auch er sich auf den Weg machen. Da trat die alte Gastwirthin herein, um ihm für seinen Beystand zu danken und eine glückliche Reise zu wünschen. Und da sie von ihm erfuhr, daß er nichts Geringeres vorhatte, als die Entzauberung des Königs Murphas, so widerrieth sie ihm, den großen Weg aufzunehmen, der von dem Hause geradeaus führte. „Das ist der,“ sagte sie, „den Euer Gefährte eingeschlagen hat; zwey Meilen von hier ist er rücklings vom Pferde gestürzt und läuft jetzt diesem nach, daß er vielleicht in einigen Tagen erst antreffen wird. Ich will Euch einen andern Weg anzeigen.“ Und nun rief sie das Mädchen. „Komm,“ sagte sie, „und führe diesen Herrn durch die kleine Gartenpforte in den Busch; ich werde das Wägelchen nachschicken, daß er es am Ausgange findet.“ Zambedin, welcher nichts sehnlicher als ein Gespräch unter vier Augen mit dem geliebten Gegenstand wünschte, dankte der Alten von Herzen, und folgte seiner liebenswürdigen Führerin. Lange gingen sie still neben

einander, endlich brach er das Schweigen und sagte: Je mehr ich Euch betrachte, desto wahrscheinlicher wird es mir, daß Ihr nicht seyd, was Ihr scheinen wollt. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Euch in diesem Zustande zu sehen; aber es steht nur bey Euch, ihn aufzugeben. Ihr würdet die schönste Zier am Hofe meines Vaters seyn; übrigenß sollte es mir leicht werden, Euch dort einzuführen, und ich würde mich glücklich schätzen, Euch einen Dienst geleistet zu haben.

„Diese Gefinnung,“ erwiderte das Mädchen, „entspricht ganz der Güte, mit der Sie gestern Sich meiner gegen den Prinzen Tulipan annahmen, die ich nie vergessen werde.“

„Wie war es möglich,“ rief Zambedin lebhaft, „daß er sich einem so lieben Mädchen gegenüber nur einen Augenblick vergessen konnte! und daß seine Empfindungen von denen so verschieden seyn können, die Ihr mir eingefloßt habt? Mein Herz flammt von Liebe für Euch; aber ich werde sie nie auf eine Art gegen Euch äußern, die Eurer unwürdig wäre und mir wohl gar Euer Mißfallen zuziehen könnte.“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete sie, „haben Sie weniger Unrecht als Ihr Gegner; aber Unrecht bleibt es immer, zu einem Geschöpf von Liebe zu sprechen, dem eine solche Sprache fremd seyn muß.“

„Ach! daß es wahr seyn muß!“ fiel er seufzend ein. „Auch entschlüpfte mir das Geständniß

meiner Liebe wider meinen Willen. Indessen kann ich Euch doch nicht bitten, es zu vergessen; ich erkenne meinen Fehler, ohne mich dessen anzuklagen.“

Lächelnd sagte sie hierauf: „Mir bleibt nichts übrig, als Ihnen zu vergeben; denn nach dem, was Sie für mich gethan haben, wäre es unnatürlich, uns im Zorn zu trennen. Ja, ich will noch weiter gehn. Die Gefinnungen, die Sie gegen mich äußern, schmeicheln meinem Herzen, ohne gerade einen Eindruck auf dasselbe zu machen; aber sie heischen mein ganzes Vertrauen — „Ach!“ rief der Prinz und seufzte, „was kann ich mehr verlangen? Die Liebe ist eine Empfindung, die ich einzusprechen verzweifeln muß; ich werde nur allein lieben dürfen. Wird meine Huldigung nur nicht verachtet, so bin ich schon belohnt.“

„Wie?“ unterbrach sie ihn, „verachtet? Sie sind gar zu bescheiden, und werden wohl nie in den Fall kommen, die Erfahrung zu machen. Ich werde Sie niemals lieben, das ist wahr; aber Verachtung ist meinem Herzen fremder noch als Haß.“

„Ihr werdet mich niemals lieben, ich weiß es,“ antwortete Zambedin, „aber es so gerade heraus zu sagen, ist doch nicht hübsch. Begnügt Euch daran, schönes Kind, mir keine Hoffnung zu machen; aber jagt mich nicht in Verzweiflung.“

„Aufrichtigkeit ist nun einmal der Hauptzug in meinem Charakter,“ erwiederte sie.

„Wenn ich mich also zu fragen unterstände, ob ihr schon einen Andern liebtet“ —

„So würde ich es bejahen.“

„Man soll sich durch das Vertrauen derer, die man liebt, geehrt finden,“ sagte der Prinz, „aber das ist eine Probe, nach der ich nicht geize.“

„Auch wollte ich sie Ihnen nicht geben; das Wort entschlüpfte mir nur, wie Ihnen die Frage. Statt Ihnen den Zustand meines Herzens zu verrathen, wollte ich Ihnen bloß über meinen Stand einiges Licht geben. Ich bin nicht, was ich zu seyn scheine; wer ich aber bin, darf ich nicht sagen. Alle, die das Abenteuer bestehen wollen, worauf auch Sie sich eingelassen haben, müssen durchaus hier vorbeyn. Mir liegt es ob, sie zu empfangen, und mit ihnen zu speisen; denn glauben Sie nicht, daß ich sonst die Aufforderung des Prinzen Tulipan angenommen hätte.“

„Ich muß bekennen,“ unterbrach sie der Prinz, „daß mir ein schwerer Stein vom Herzen fällt. Sind hier schon viele passiert, um die Entzauberung des Königs Murphas zu versuchen?“

„O, sehr viele; aber keinem ist es geglückt. Sie sind bisher der Einzige, der wenigstens den rechten Weg gewählt hat, um mit Sicherheit zum Ziele zu gelangen.“

„Ich würde des guten Erfolgs gewiß seyn,“

versezte unser Abentheurer, wenn Ihr einigen Antheil daran nehmen und mir Eure Wünsche auf den Weg geben wolltet.“

„Der Einzige, für den ich dies thun möchte,“ sagte sie, „ist noch nicht erschienen; ich weiß auch nicht, ob er mit auf diesem Abentheuer begriffen ist. Ich bin Ihnen übrigens zu sehr verbunden, um Ihnen nicht gern alles Heil zu wünschen, wenn mich nicht ganz besondere Gründe davon abhielten.“

„Was mich betrifft,“ sagte Zambedin, „so wünsche ich nur eins auf der Welt: Euch glücklich zu sehen und mein Leben zu Euren Füßen hinzubringen.“

„Lassen Sie uns ein Gespräch enden, mein Prinz, das Ihrerseits eine so leidenschaftliche Wendung nimmt. Dort ist ihr Wagen, hier geht die Straße. Erlauben Sie, daß ich mich entferne.“

Damit verneigte sie sich und ließ den Ueberglücklichen stehn, der ihr mit den Augen bis zur Gartenthür folgte, hochentzückt, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit unter den Lebendigen zu wissen. Ein Hoffnungsstrahl erhellte sein Gemüth und eine geheime Stimme flüsterte ihm zu, daß er einst glücklich seyn würde. Aber er selbst gebot ihr Schweigen, und verwies sich den geheimsten Wunsch seines Herzens. Ruhig langte er seine Dose hervor, um sich an deren Bildniß zu weiden,

die — vielleicht für immer — seinen Blicken entschwinden war.

Unterdessen lief Tulipan vergebens seinem Pferde nach, daß ihn, von einem panischen Schrecken ergriffen, zur Erde geworfen und Reißaus genommen hatte. Es galloppirte immer in einer kleinen Entfernung vor ihm her, ohne sich erreichen zu lassen. Endlich, aller Hoffnung beraubt den Gaul zu haschen, warf er sich ermüdet ins Gras und versiel in einen festen Schlaf, aus dem er erst nach einigen Stunden erwachte. Ein Fluß, den er vor sich sah, sollte ihm zum Wegweiser dienen; er ging daher immerfort dem Ufer entlang, und stieß hier endlich auf einen Mann, der ruhig unter dem Schatten eines Baumes saß. Guter Freund, redete der Prinz ihn an, wie macht man es, um über den Fluß zu kommen? — „Daß sollen Sie gleich sehen,“ antwortete jener, und sprang mit einem Satz hinüber, und sogleich von dem jenseitigen Ufer wieder herüber. — Ganz wohl, sagte Tulipan, aber ich bin kein Springer vor Profession, wie Ihr. — „Ach! Sie kennen nur Ihre Kräfte nicht! Mit einem Wanderer meines Gleichen ist man so leicht wie eine Feder.“ Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand, nahm einen Anfaß und sprang wie gewöhnlich herüber; aber Tulipan erreichte nur die Mitte des Flusses und plumte hinein, wo er gerade am tiefsten war, ohne jedoch großen Schaden zu nehmen, denn er

ward vom Wasser gehoben, und fand sich am Ende glücklicher Weise auf dem Absatz eines Felsens, den die Wellen umspülten. Eilig kletterte er ans Ufer, wo er den Wanderer traf, der aus vollem Halse lachte, da er ihn, vom Wasser triefend, erblickte. Tulipan wollte dies anfangs übel nehmen, aber er erwog, daß der Mann ihm vielleicht in Absicht seines Unternehmens einige Aufschlüsse geben und wohl gar mit seinem Rath dabei unterstützen könnte. Er fragte ihn daher, ob er schon viele diesen Sprung gelehrt habe? „Allen, die dieselbe Absicht hatten, wie Ihr.“ — Und was habe ich noch zu thun? — „Vor allen Dingen,“ antwortete der Wanderer, „müßt Ihr Euch des großen kaiserlichen Karfunkels bemächtigen. Am Ende der Fläche werdet Ihr das Schloß erblicken, wo dies Kleinod von einem Drachen bewacht wird, der es zwischen den Zähnen hält.“

„Aber wird er es mir auch willig ausliefern, sobald ich mich zeige?“ fragte Tulipan.

„Das ist eine Artigkeit, die er, wie ich glaube, noch keinem erwiesen hat. Aber vielleicht verdient Ihr einen Vorzug; ich wünsche es.“

„Nun so sagt mir, wie ich es anfangs, dem Ungeheuer das Kleinod zu entwinden?“

„Ihr habt Verstand,“ antwortete jener, „ich setze das wenigstens voraus; Eure Sache ist, es zu beweisen. — Es könnten Reisende kommen, darum verfüge ich mich auf meinen Posten; man

muß immer zum Dienste Anderer bereit seyn.“ Und so setzte er wieder mit einem Sprung über den Fluß, und lagerte sich auf der alten Stelle.

Nachdem Tulipan, mit großer Ungeduld, seine Kleider in der Sonne getrocknet hatte, so setzte er seinen Weg fort — nicht wenig zweifelhaft, ob es auch der rechte sey, bis er beym Einbruch der Nacht einen außerordentlichen Schimmer wahrnahm, dem er drei entgegen ging. Diesen Schimmer warf der Karfunkel von sich, dessen wundervoller Glanz dem Glanz der Sonne glich. Tulipans Verwunderung wuchs mit jedem Schritt; zuletzt sah er sich auf der weiten Ebene von einem Lichtmeer umflossen. Der Drache aber ward ihn nicht sobald gewahr, als er seine wilden Augen auf ihn heftete; jener, vom Schreck ergriffen und von dem Glanz geblendet, sank taumelnd, ohne Bewußtseyn, zu Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## VIII.

## T h e a t e r.

## St. Petersburger Bühnen. \*)

Vielleicht haben wenig Bühnen in einem so kurzen Zeitraum so sonderbare und mannigfaltige Schicksale erfahren, als die St. Petersburger deutsche Bühne. Der Anfang war sehr unbedeutend. Ein gewisser Herr Kundthaler kam auß Gerathewohl mit einem zusammengerafften Häuflein nach St. Petersburg, unter welchem denn aber doch manches brauchbare Subjekt (so wie die unlängst daselbst verstorbene Madame Müller, Herr und Madame Schröder und ein Herr Derling, gegenwärtig Rathskonsulent in Fellen,) sich befand. Herr Miré, in Deutschland durch seine Fechtspettakel bekannt, brachte durch seine Bemühungen eine nicht unbedeutende

---

\*) Aus einer uns mitgetheilten Handschrift, die, unter dem Titel Joh. Engelmanns Lebenserfahrungen, in zwey Theilen, zum Druck bestimmt und, als die Biographie eines Kunst- und welterfahrenen — übrigens nicht unbekannten — Schauspielers, besonders reich an Schilderungen aus dem Theaterleben, wie der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands und ihrer Glieder, ist. Ein paar andere Fragmente daraus, von allgemeinerem Interesse, die wir in den nächsten Heften zu liefern gedenken, zeigen den Verfasser auch außer dem Kreise seiner eigentlichen Wirksamkeit als einen nicht unglücklichen Beobachter.

Subskription zusammen, übernahm Rundthalers Gesellschaft, verschrieb neue Mitglieder aus Deutschland, und spielte anfänglich mit abwechselndem Glücke. Freylich konnte das Ganze kein ersprießliches Gedeihen gewinnen, denn von den verschriebenen Mitgliedern blieben gerade die ausgezeichnetsten aus, als Herr und Madame Bohß, Herr und Madame Weyrauch, Herr Heyde aus Weimar, und Herr Brückl nebst Familie aus Prag. Dagegen quälte ein Herr Ewest, ehemaliger sächsischer Militär, sich und das Publikum mit noblen Vätern, und seine vierzigjährige Gattin hatte den Muth, noch siebzehnjährige Mädchen zu spielen. Ein Herr Borch, der sonst nicht ohne Talent war, erlaubte sich dann und wann die muthwilligsten Späßchen, extemporirte frisch drauf los und ließ sich nicht selten Dinge entschlüpfen, wie man sie nur in Kraßnoe-Kabak zu hören gewohnt ist. Ein Herr Lindner war manchmal, während er einen Helden, oder Minister, oder Vater repräsentirte, so betrunken, daß er taumelte und den größten Unsinn daher schwatzte. Das sogenannte schwarze Lieschen, Madame Wieland, stellte gewöhnlich, mit Verleugnung aller Decenz, sichtlich gern ihre Kontoure und einen übervollen offenen Busen zur Schau, um reiche Lüstlinge zu locken. — —

Das waren die Matadore, deren kunstreiches Spiel die sittliche Welt von Peterssburg unter-

halten sollte! Doch wäre es ungerecht, durchweg auch so von den Uebrigen urtheilen zu wollen. Eine Madame Müller, die Herren Linden-stein, Wieland und Müller, so wie Madame Miré, und andere mehr, würden jeder Bühne Ehre machen.

Mehrere Gründe bewogen den Kaiser Paul, anderthalb Jahre nach Eröffnung der Bühne, die Gesellschaft in Hofsgage zu nehmen, und den Herrn v. Kozebue, der gerade damals aus seinem Exil zurückberufen war, als Direktor unter sehr vortheilhaften Bedingungen dabey anzustellen. Man erwartete von der neuen Direktion sehr viel, allein es blieb alles in seiner vorigen Mittelmaßigkeit. — —

Bald nach der Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers Alexander erhielt Herr von Kozebue mit 1500 Rubel Pension und dem Titel eines Kollegienraths seinen Abschied. Herr Miré kam wieder in den Besitz der Direktion und erhielt noch obendrein 25000 Rubel jährlichen Zuschuß von der Krone. Allein, da er einen Schwarm von Menschen verschrieb, und anstellte: so überstieg seine Ausgabe die Einnahme, und er war nach einigen Jahren gezwungen, mit einem Deficit von 50 bis 60000 Rubeln die Theaterdirektion niederzulegen. Se. Majestät bezahlten aus angeborner Milde Miré's Schulden, überließen hierauf dem Schauspieler Arresst aus Hamburg vorläufig auf drey

Jahre das deutsche Theater, und bewilligten ihm einen jährlichen Zuschuß von 30000 Rubeln. Allein ein Zufall machte der ganzen Theater-entreprife ein schnelles Ende. In der Nacht vom letzten Januar zum ersten Februar 1806 brannte nach der Vorstellung der Oper Fan-  
chon das Schauspielhaus ab, und alle dazu gehö-  
rigen nicht unbeträchtlichen Dekorationen wurden, so wie die ganze schöne Garderobe ein Raub der  
Flammen. Es wäre für immer mit dem deutschen  
Theaterwesen in Petersburg vorbei gewesen, hätte  
nicht Alexander der Gütige die verwaisten Musen  
und ihre Priester in seinen Schutz genommen und  
das deutsche Theater unter die Oberhofdirektion des  
Herrn Grafen v. Narischkin gestellt.

Gegenwärtig, im Jahre 1810, hat der Mo-  
narch, nachdem die Direktion bald ein Herr von  
Dankelmann, bald der Koburgische Hofrath  
Gruner, endlich ein Doktor Maun in Händen  
gehabt, den würdigen Etatsrath und Ritter von  
Riesenkampf an die Spitze der deutschen  
Theaterdirektion gesetzt. Man erwartet von der  
Einsicht dieses talentvollen Mannes viel. Unter  
den Schauspielern und Sängern glänzen gegen-  
wärtig Demoiselle Brückl, Madame Dahlz-  
berg, Madame Gebhardt, Herr Linden-  
stein, Herr Elmenreich, Herr Zeibig, Herr  
Gebhardt &c.; allein dessen ungeachtet ist man  
bis jetzt mit dem deutschen Theater im Ganzen

nicht zufrieden. Vielleicht, daß beym Eintritt günstigerer Zeiten sich auch ihr Einfluß auf die deutsche Hofbühne erstreckt.

Das französische Theater behauptet in St. Petersburg den ersten Rang, sowohl in Absicht seiner Mitglieder, als der Theilnahme des Publikums. — Zu dem letzteren gehören nicht nur alle hier ansässigen Franzosen, die größtentheils keine andere Sprache, wenigstens nicht die deutsche, verstehen, sondern auch die russischen Herrschaften, deren Lieblingssprache natürlich die seyn muß, welche sie von Jugend auf fast als ihre zweyte Muttersprache zu betrachten gewohnt sind.

Die unter dem Namen Demoiselle Felix bekannte Madame Andrieux, die gegenwärtig das Rollenfach der Madame Chevalier ausfüllt, ist eine Schauspielerin von großem Werthe. Sie hat eine jährliche Gage von 6000 Rubeln, und eine Benefice, die eben so viel einbringt. Gleich nach ihrem Debüt sind alle Logen zu dem sehr hohen Preis von 1000 Rubeln abonniert worden. Gibt es wohl noch einen Ort in Europa, wo an das Vergnügen des Schauspiels so viel gewendet wird und gewendet werden kann? So besitzt auch dieses Theater an Herrn Paris einen geschickten Musikdirektor, und an Herrn Boieldieu einen wackern Opernkomponisten.

Das russische Theater hat sich bis jetzt noch zu keiner bedeutenden Höhe emporschwingen

können; doch fand ich, ungeachtet meiner Unbekanntschaft mit der russischen Sprache, manchen gewandten und braven Schauspieler unter den Russen. Besonders gut führen die Russen ihre Nationalstücke, z. B. den Melnick (Müller), den Sbitenschick (Getränkverkäufer), auf, worin, außer ihren Nationalgesängen, vorzüglich ihr leichtes, natürliches, munteres Spiel gefällt.

Bekanntlich ist die russische Theaterliteratur noch immer sehr arm an Originalstücken, wiewohl sie unter diesen wenigen einige vorzügliche aufzuweisen hat. Ihre meisten Theaterstücke sind Uebersetzungen aus dem Französischen, und besonders aus dem Deutschen, worunter die meisten Kozebue's Schauspiele sind. Des General Dserow's Dedip in Athen und die Versuche eines jungen Dichters Glin (Lise, oder der Triumph der Dankbarkeit, die Rekrutenausshebung und noch einige andere) sind für die russische Bühne eine wahre Bereicherung. Auch in Moskau erscheinen schöne Produkte der russischen Theaterliteratur, unter welchen mir Verleumdung und Unschuld, die arme Lise, nach einer Erzählung Karamsin's, beyde von Fedorow; Jermack, der Eroberer Sibiriens, vom Schauspieler Plawiltschikow, genannt und von Sachkennern als vorzügliche Dichtungen gerühmt worden sind.

Die italienische Oper ist gänzlich einge-

gangen. Desto glänzender sind die Ballette, die an Pracht und Kunstwerth vielleicht keinem Ballette in der Welt nachstehen. Man darf nur die Namen le Pif, Rose Collinet, Didelot hören, um seine Erwartungen aufs höchste zu spannen, und man wird sich nicht getäuscht finden. Uebrigens sollen die verschiedenen Bühnen jährlich dem Hof an 500000 Rubel kosten.

---

### Theaternachrichten aus Riga.

Der so sehnlichst erwartete Kochus Pumpernickel ist mit allen — aber nicht mit dem ihm eigentlich gebührenden — Ehrenbezeugungen aufgenommen worden, und an der Berliner caramama mit dem dukend kleinen Pumpernickelchen, \*) wie an den übrigen Hanswurststaden, kann sich Groß und Klein nicht satt genug lachen — das möchte noch hingehn — aber auch nicht satt genug applaudiren, und das wird niemand für Selbstlob halten. Ein paar unserer Heldenspieler, die in dieser Farce die Hauptrollen

---

\*) Der überraschendste Einfall im Stück — übrigens aus dem Simon Lämchen von Wahlmann entlehnt, der ihn auch schon einem alten Komiker abgeborgt hat. Moliere's *malade imaginaire* muß gleichfalls einige Ingredienzien zu dieser Fastnachtsposse hergeben, die überhaupt, was die Musik sowohl, wie den Inhalt, betrifft, eine buntscheckige Zusammensetzung der heterogensten Sachen — eine ächte *Narrenzacke* — ist. D. Red.

repräsentirten, ließen es sich recht angelegen seyn, auch hier als Helden des Lächerlichen zu imponiren, und man kann mit Recht sagen: sie haben ihren Zweck vollkommen erreicht. Nur will man bemerckt haben, daß ein kleiner Ueberrest dieser vis comica sich auch in ihre Anstandsrollen verloren hätte; *exempli gratia* in der Sonnenjungfrau, wo es auch viel zu lachen gab.

Das Krönungsfest ward im Theater mit einer von Madame Mende gesprochenen Rede gefeyert, der zwey, sich übrigens sehr ähnliche, Nachspiele folgten: Scherz und Ernst, von Stoll, und die Beichte, von Kozebue. Obwohl jenes zum erstenmal gegeben wurde, so war, auch ungeachtet des Festtags, das Theater dennoch leer — was jetzt übrigens eine fast tägliche Erscheinung ist. Man will nicht immerfort bloß Kleinigkeiten sehen, und doch können nur noch diese, bey der jetzigen Beschaffenheit des Theaterpersonals, leidlich besetzt werden. Sonst wäre auch wohl diesmal die theatralische Feyer dem feyerlichen Tage angemessener ausgefallen. In der erstgenannten Piece trat Madame R d p k e (nicht R d p k e) als Cephise auf. Sie verräth einiges Talent für muntere Rollen, desto weniger aber paßt sie für Charaktere ernster Gattung.

Als Neuigkeit hat ein kleines Stück von Kozebue, die Schauspielerin aus Liebe, viel Glück gemacht, woran das ausgezeichnet brave

Spiel der Demoiselle Bessel keinen geringen Antheil hat. Ueberhaupt zeigt diese junge Schauspielerin viel Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich, und ihr rühmliches Streben, die früher an ihr gerügten Fehler zu vermeiden, wird von dem sichtbarsten Erfolge gekrönt.

Von einigen neubesezten Opernvorstellungen, die wir kürzlich erlebten, läßt sich nicht viel Gutes sagen. Die eine, Lehmann oder der Neustädter Thurm, fiel unter der vorigen Direktion bey weitem besser aus. Wer sich noch des Gesangs der jugendlichen Brückl erinnerte, konnte durch Demoiselle Pauser, als Elisene, unmdglich befriedigt werden. Sie hat ihre Epoche überstanden, und hätte überhaupt besser gethan, ihrem früheren Entschluß, der sie der Bühne untreu machte, treu zu bleiben. Das fühlte man auch in dem trefflichen Singspiel, Ein Tag in Paris, worin sie die Rolle der ältesten Demoiselle Bessel hatte übernehmen müssen. Da diese im Trotz vom Publikum geschiedene Künstlerin gerade im Theater gegenwärtig war, so wurde jene absichtlich um so mehr mit lautem Beyfall gekrönt, aber man merkte und gestand es sich auch wohl insgeheim, daß er nicht vom Herzen ging.

Titus, dieses Meisterstück des unsterblichen Mozart, ist auch wieder an die Reihe gekommen, und Herr Rohloff machte, in Stelle der Demoiselle Bessel, den Sextus. Das Publikum hatte

Nachsicht mit ihm, und nahm den Willen für die That. Man begnügte sich mit dem augenscheinlichen Eifer dieses jungen, hoffnungsvollen Mannes, und übersah gern manche Mängel im Gesange, wie im ganzen Vortrage dieser schwierigen Parthie. Es ist wahrlich ein gewagtes Unternehmen, als Anfänger die Rolle des Sertus zu spielen und zu singen, besonders, wenn man darin eine Virtuofin zur Vorgängerin hatte! — Mademoiselle Pauser, als Vitellia, giebt sich zwar alle Mühe, ihrem Gesange Rundung und Präcision zu geben; allein ihre Schnörkel und Triller sind einem Kennerohr unangehm. Auch kosten ihr die Koloraturen und bunten Passagen große Anstrengung; besonders überschreyt sie sich dabey, wo es ihr an Höhe (die sie erzwingen will) mangelt. Herr Arnold, dieser gebildete, liebliche Sänger, gewährte allein ungetrübten Genuß. Möchten doch unsere jungen Sänger die Singmanier dieses mit Recht noch immer beliebten Vetersans zum Muster nehmen! — Uebrigens ist das Schöne bey unsern Opern immer nur vereinzelt, und an ein Ensemble gar nicht zu denken. Unter andern wurde neulich ein Chor (im Blaubart) von einer einzelnen Schauspielerin, die nicht einmal Sängerin ist, gesungen; und wenn dieser auch die Lust dazu gefehlt hätte, so würden wir — was auch nicht selten ist — die Begleitung allein gehört haben. Uebrigens verräth

sich, unter allen Mängeln und Gebrechen bey den hiesigen Opernvorstellungen, der Mangel an Sängern am schreyendsten — im eigentlichsten Sinn. Selbst die Wahl der Opern wird dadurch beschränkt und es können nur solche aufs Repertoire kommen, die bloß eine Sängerin erfordern; und daß es nur wenige solche Opern giebt, haben unsere Ohren oft erfahren.

Das Neueste vom hiesigen Theater überhaupt ist übrigens: daß ein Herr Lösch, von der ehemaligen Kundthalerschen Truppe, als Visitator in den Indianern in England, debüirt — und Herr La Roche ganz unvermuthet eine Reise nach St. Petersburg angetreten hat,\*) um, wie es heißt, von dort her seine Gesellschaft zu rekrutiren und die Lücken derselben zu füllen. Sonst war es umgekehrt! Auch ist das St. Petersburger Deutsche Theater selbst nur nothdürftig besetzt, wie man weiß. — Ein Blick auf das verflossene Theaterjahr, ein unbefangener, aber prüfender Blick, dürfte eben keine erfreulichen Resultate liefern, und die Frage: was verhiess die neue Direktion dem Publikum bey Uebernahme des Theaters, und was vermag sie jetzt, nach einem Jahr, zu leisten? etwa also zu beantworten seyn: damals machte sie jenem den Hof — und nun giebt sie ihm den Rath, „so vorlieb zu nehmen.“

\*) Ist, nach einer später eingegangenen Nachricht, bereits retourirt.

## IX.

## Literatur.

Preussisches Archiv, oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit. Herausgegeben von Karl Faber, Königl. geheimen Archivar. Dritte Sammlung, mit einem Plan. Königsberg, bey Nicolovius, 1810.

„Während die großen Ereignisse der Gegenwart die mehrsten Völker Europas damit beschäftigen, ihre Existenz zu sichern, sich zu reorganisiren, oder eine trübe Zukunft von sich abzuwehren — und von der Kunde der Vergangenheit auch selbst den flüchtigsten Blick abziehen wollen; ist diese es, welcher der patriotisch = gesinnte Ritterstand der unter Alexanders mächtig schützendem Scepter vereinter Provinzen von Liv = Est = und Kurland sich so rühmlich widmete.“ So beginnt die Dedication des Buchs an „die Ritter = und Landschaften der russisch = kaiserlichen Herzogthümer Liv = Est = und Kurland;“ und wenn es nicht unbekannt ist, daß diese unter der Leitung eines verdienten Geschichtsforschers, des Herrn Dr. Hennig, die im geheimen Archiv zu Königsberg modernden Urkunden kopiren lassen, welche die alte Ordensgeschichte jener Provinzen betreffen, der wird es ein wahres Wort und ein Wort zu seiner

Zeit nennen, so wie jeder, welcher die Nützlichkeit des Unternehmens und die Wichtigkeit des Geschäfts begreift, gewiß in den Ausruf des Herausgebers vorstehender Sammlung einstimmt: „wenn dieses große Geschäft einst beendigt seyn wird, muß die Mit- und Nachwelt dankbar die Männer preisen, welche aus reinem Patriotismus und mit dem lebhaftesten Eifer für die Wissenschaften besetzt, ohne Mühe und Kosten zu scheuen, dasselbe ausführten, um ihrer vaterländischen Geschichte neue Aufklärungen zu verschaffen.“

Außer dem Verdienstlichen dieses Unternehmens an sich, hat es zufällig noch manches Ersprießliche gefördert. Dahin rechnen wir nicht allein, was auch Herr F. gesteht, daß diese diplomatische Arbeit selbst auf die Ordnung des geheimen Archivs von wohlthätigem Einfluß ist, sondern auch — und hauptsächlich — sein eigenes, obengenanntes Werk, wovon die jetzt erschienene dritte Sammlung den Fleiß und die Beharrlichkeit des Herausgebers bekundet. Die früheren sind bekannt und mit Beyfall aufgenommen worden, auch schon anderweitig beurtheilt, um hier von dem Ganzen mehr sagen zu dürfen, als: daß es mehrere Vorzüge in sich vereinigt, deren sich nur selten ein Buch rühmen darf, indem es nicht bloß, außer dem Nutzen, den es dem Forscher gewährt, dem Geschichtsfreund eine willkommene Erscheinung ist, sondern sich auch für Jedermann

zur unterhaltenden Lektüre eignet, und daher nicht leicht in irgend einer Büchersammlung fehlen darf. Eine Probe, die wir vor einiger Zeit aus der Handschrift lieferten, \*) überhebt uns hier alles weiteren Beweises.

Man irrt übrigens, wenn man dies Werk für eine bloße Urkundensammlung hält; es ist vielmehr eine Sammlung historischer Ausstellungen nach Dokumenten und im geheimen Archiv gefundenen Papieren. Was die vor uns liegende Sammlung dieser Art liefert, zeigen die verschiedenen Rubriken, die wir hier der Reihe nach ramhaft machen: 1) Nachricht von der fehlgeschlagenen Unternehmung des Zars Iwan Wasiljewitsch, sein Land durch Gelehrte, Künstler und Handwerker aus Deutschland zu verbessern. Nach den im geheimen Archiv befindlichen Papieren seines Gesandten Johann Schlitte. 2) Unterredungen des Königs Gustav Adolph mit den Abgeordneten der preussischen Regierung über die Neutralität im schwedisch-polnischen Kriege (1626). Nach den im geheimen Archiv befindlichen Relationen der Abgeordneten. 3) Die Belagerung von Smolensk durch die russische Armee, im Jahr 1633 (mit einem Plan des Kriegsschauplatzes). Es sind hier die Berichte, aber nicht im Original oder in der Schreibart und den Ausdrücken des Originals, mit-

---

\*) Peter der Große in Memel. S. Februarheft d. Ruth. 1810.

getheilt, die der kurfürstl. brandenburgisch = preussische Agent v. Weinbeer aus dem Hauptquartier des Königs von Polen an die preussische Regierung zu Königsberg erstattete. 4) Beschreibung des Turniers, welches vom Hochmeister Markgrafen Albrecht zu Königsberg in Preußen, im Jahre 1518, am Fastnachtsdienstage gehalten worden. Nach darüber im geheimen Archiv vorhandenen Nachrichten. 5) Das unglückliche Turnier zu Paris im Jahr 1559. Tod und Begräbniß des Königs Heinrich des Zweyten (der bekanntlich dabey das Leben einbüßte). Nach der Beschreibung eines Augenzeugen. 6) Die Feyerlichkeiten bey der Salbung und Krönung des Königs Franz des Zweyten zu Rheims. Ein Auszug aus den Nachrichten des vorgedachten Augenzeugen. 7) Beschreibung des Ceremoniels bey dem Empfange der königl. preussischen Gesandtschaft in Moskau, im Jahre 1701. Nach der Relation des Gesandten. 8) Peter der Große und der Gastwirth zu Memel. Eine Anekdote. Nach den Akten des geheimen Archivs: „Zaarischer Majestät Reisen durch Preußen betreffend.“ 9) Historische und kuriose Notizen. Sämmtlich nach archivalischen Quellen.

---

Hauptafel über den deutschen Genitiv,  
Dativ und Akkusativ, von D. Krü-  
ger.

Der Verf. hat unstreitig mit der Anfertigung dieser Tabelle etwas sehr Nützliches unternommen, und einem wichtigen, ziemlich allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen. In keiner Sprachregel wird unter uns so oft und vielfältig gefehlt, als eben in der Setzung des Dativ und Akkusativ, besonders bey persönlichen Fürwörtern. Und dadurch können nicht nur auffallende Zweydeutigkeiten, sondern auch unangenehme und schädliche Mißverständnisse entstehen, die den Fehlenden dem Gelächter und dem Spotte der Gesellschaft Preis geben. — So hörte z. B. Recensent einen würdigen Mann erzählen: ich war auf meiner Reise nach P. gegen den Postmeister in \*, der mich mehrere Stunden vergeblich auf Pferde warten ließ, so aufgebracht, daß ich ihm erklärte: Herr spannen Sie mich an, oder — u. s. w. Ein Anderer erwiederte, als man sich theilnehmend nach dem Befinden seines Bruders erkundigte, mit trauriger Miene: ach! seit einiger Zeit kränkt er mich sehr. Er wollte sagen: kränkelt er mir sehr. Gewöhnlicher aber wird der Dativ falsch gesetzt. Diese Bemerkung hat den Verfasser veranlaßt, Alles, was diesen Beugefall betrifft, den Freunden desselben (sonst Mirbrüdern genannt) zu Gesallen, mit rother Schrift drucken zu lassen. Die

schlimmste Klippe für Kurländer ist in dieser Hinsicht das Vorwort „auf,“ welches mit dem Dativ gebraucht, manches méchant equivoque erzeugt, z. B.: ach! wie mein Mann gestern böse auf mir war! u. m. dergl.

Wer wird nun nicht wünschen, solche und ähnliche Fehler, und den damit verbundenen unangenehmen oder selbst beschimpfenden Verlegenheiten auszuweichen? Wer dürfte noch die Mühe scheuen, den frühern mangelhaften Sprachunterricht durch eigenen Fleiß zu ersetzen, wenn es ihm so leicht, wie hier, gemacht wird? Doch muß auch diese Tabelle, so einfach sie ist, durchdacht und gelernt werden. Wer sie dann nur täglich einigemal mit Aufmerksamkeit durchgeht und seinem Gedächtnisse eindrückt, der wird sich in der Folge so leicht keinen Fehler dieser Art zu Schulden kommen lassen. Man kann zu dieser Absicht den Bogen in seinem Zimmer anheften, um die Regeln immer vor Augen zu haben, und erforderlichen Falls gleich nachzusehen. Besonders werden dieß Eltern und Lehrer mit Erfolg thun können, indem sie ihre Kinder oder Schüler üben, jeden Fehler, den sie machen, selbst in der Tabelle aufzusuchen, — und so werden sie dem Verfasser Dank wissen, daß er ihnen viel Zeit und Mühe erspart hat.

G. S. B — g.

Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Geographie Rußlands für Privat-Lehrinstitute, Kreis-schulen und die niedrigste Klasse der Gymnasien (,) von C. H. Benken, Oberlehrer am Kaiserl. Gymnasio (um) zu Riga. — Riga, 1810. Gedruckt bey W. F. Häcker.

Recensent kannte einen alten pedantischen Hauslehrer, dessen einzige Lektüre der Hamburger Korrespondent — und beyläufig auch, der gelehrten Nachrichten wegen, seine Literaturzeitung — war, der etwas darauf hielt, die Einwohnerzahl jedes Orts aufs genaueste zu wissen. Uebrigens widersprach er keiner Seele, außer nur in diesem Punkt, und wenn jemand die runde Volkszahl eines Orts nannte, sprang er hitzig auf, und ergänzte sie sogleich, aus dem Gedächtniß oder aus einem zur Hand liegenden Kompendium, bis auf die Zehner und Einer. Geistarme Gedächtnismänner und federlesende Pedanten — sie mögen ihre Weisheit nun aus Kompendien oder Chroniken schöpfen — giebt es immer noch genug; und diesen zu Liebe wollen wir bemerken, daß Herr B. ein paar unbedeutende Flüßchen (namentlich in Kurland die Ubaun und die Bartau) ausgelassen, hie und da vielleicht auch ein paarhundert Einwohner mehr oder weniger angegeben hat, wo die Zahl derselben jedoch schon in die Tausende geht

und es also damit überhaupt nichts auf sich hat. Uebrigens kommt es hier, wo es keine Besteuerung und also auch keine Zahlung der Köpfe gilt, nicht auf eine haarscharfe Berechnung an, die, wenn sie möglich wäre, um so überflüssiger seyn würde, da jeder Todtengräber und jede Hebamme täglich einen Bruch darin machen. In einem Abriß der Geographie, der bloß zum Leitfaden beyhm Unterricht dienen soll, brauchen eben so wenig alle Adern einer Quelle aufgezählt zu seyn, und es können manche minder wichtige geographische Bestimmungen, dem Ganzen unbeschadet, fehlen, wenn nur die Hauptangaben darin nicht vermißt werden. Das vorliegende Buch ist daher immer als zweckmäßig zu rühmen und wird überall mit Nutzen gebraucht werden können, wo der Verfasser es genützt und gebraucht wissen will. R. S.

Rede zur Secular- (Säcular-) Feyer und zur Eröffnung des Dimissions-Actes im Gouvernements- Gymnasium zu Riga am 5ten Julius 1810. Mit Anmerkungen begleitet. Von August Albanus, D. d. W. W., Livländ. Gouv. Schuldirector, Prediger bey der deutschen Stadtgemeinde und Ritter des heiligen Wladimir 4ter Classe. 82 S. in 8.

Ob diese Rede so, wie sie hier im Druck erschienen, gehalten worden ist, können wir nicht sagen;

wohl aber, daß sie weniger eine Rede als eine Vorlesung zu nennen wäre, worin die Frage: was waren die Bildungsanstalten Riiga's und Livlands in den früheren Jahrhunderten? historisch gelöst und besonders eine Geschichte der städtischen Lehranstalten im Abriß, jedoch dabey in möglichster Vollständigkeit, geliefert wird. Die der Rede beygefügtten Anmerkungen, welche größtentheils geschichtliche Erläuterungen, nähere Bestimmungen und eine weitere Ausführung dessen enthalten, was im Text nur angedeutet werden konnte, liefern manche biographische Skizze und mitunter nicht verwerfliche Materialien zu einer künftigen Literärgeschichte Livlands; sie nehmen fast die Hälfte der ganzen Schrift ein, die sich — um sie mit wenig Worten zu charakterisiren — nicht nur als eine nützliche, sondern auch, in Absicht des Vortrags, als eine angenehme Lektüre empfiehlt.

II.

---

## X.

## K o r r e s p o n d e n z .

Aus einem Brief aus Reval, über die dortige Säkularfeyer.

Der für Reval und die ganze Provinz Ehstland so wichtige und erfreuliche Tag, an welchem vor hundert Jahren ihre Unterwerfung unter Rußlands beglückende Herrschaft erfolgte, und auch diese Ostseeprovinz durch den mächtigen Heldenarm Peters des Großen den Drangsalen eines schreckenvollen Krieges entrisen wurde — der neun und zwanzigste September — ist hier, nicht eben mit ausgezeichnete Pracht, aber mit allgemeiner, sinnvoller Freude festlich begangen worden. Nicht künstlich und ängstlich vorbereitet, doch um so freyer und patriotischer war die Feyer. Die eigentlichen Anstalten dazu fanden erst wenige Tage zuvor statt; früher wurde fast gar nicht, oder wenig, davon gesprochen. Die Bitterung begünstigte die Feyer, und schon der Morgen verkündigte einen heitern Tag, bey dessen Anbruch der Donner der Kanonen von den Wällen der Stadt und zugleich von allen Thürmen eine feyerliche Musik ertönte, worin sich das Geläute aller Glocken mischte. Dies wahrte bis gegen neun Uhr, um welche Zeit sich die Honoratioren und verschiedenen Korporation. der Stadt, so wie die

Garde der Schwarzhäupter auf dem Rathhause versammelten. Um neun Uhr begann in allen Kirchen der Gottesdienst; die größte Menschenmasse aber strömte der St. Nlay-Kirche zu, wohin sich auch um eben diese Zeit der ganze Zug vom Rathhause in Bewegung setzte, welcher am Haupteingange von dem Herrn Superintendenten Mayer und den übrigen Stadtpredigern empfangen wurde. Die Lieder, die in der Kirche vertheilt wurden, waren eigends zum Säkularfest von dem Herrn Superintendenten Mayer verfaßt, der auch die Predigt hielt; sie war über 1. Buch der Könige B. 56 u. 57. herzerhebend und ganz der wichtigen und frohen Veranlassung entsprechend. Nach der Predigt wurde, auf dem Orgelchor, von den Mitgliedern des hiesigen Theaters und dessen Orchesters, unter Leitung des Herrn Musikdirektors Mainzer, ein Oratorium aufgeführt, wozu der Text besonders verfaßt und einigen ausgewählten Sätzen aus einer der schönsten Messen von Hayd'n angepaßt worden war. Nach geendigtem Gottesdienst ging der früher erwähnte Zug nach der hiesigen russischen Hauptkirche, und von dort nach dem Rathhause zurück, wo unterdeß ein splendides Frühstück servirt war. Die sämtlichen Truppen paradirten während dem vor dem Rathhause vorbey; dann langte die Garde der Schwarzhäupter zu Pferde an, unter deren Vorritt die Versammlung in den glänzendsten Equipagen

nach dem nahegelegenen Katharinenthal \*) aufbrach, um daselbst, im Park, den Grundstein zu einem Monument zu legen; was denn auch mit aller Feyerlichkeit vor sich ging, und wobey von dem Herrn Superintendenten Mayer eine passende Rede gehalten wurde. Hierauf ging es in derselben Ordnung zur Stadt und zu einem glänzenden, großen Diné nach dem Rathhause zurück; bey der Tafel wurden die Gesundheitten der höchsten und hohen Herrschaften 2c. ausgebracht und von Kanonen kleineren Kalibers, die auf dem Markt aufgepflanzt waren, böllernd begleitet. In allen Thoren wurden die Wachen gespeist, eben so auch die Armen. Abends war freyes Schauspiel, und zwar zum erstenmal: Die Bestürmung von Smolensk, in fünf Akten von Madame Weiffenthurn. Die Billets wurden Nachmittags bey der Entree unentgeltlich ausgegeben, und so groß die Verwirrung im Schauspiel selbst war, was bey dem Zudrang von Menschen aus der untern Klasse, die die ersten Sitze einnahmen, nicht zu vermeiden stand, so sehr war doch

---

\*) Ein kaisert. Lustschloß, das der Herr Militärgouverneur im Sommer bewohnt. Merkwürdig ist hier besonders ein Zimmer, worin noch das Bett und ein Paar Pantoffeln Peters des Großen aufbewahrt werden. Auch steht in kleiner Entfernung noch das Haus, das jener Monarch selbst gebaut hat, und im vorigen Jahr auf kaiserlichen Befehl, jedoch ohne irgand eine Aenderung an dem Gebäude selbst vorzunehmen, reparirt wurde.

für Ordnung bey dem Ein- und Ausgange und dafür gesorgt, daß niemand Schaden nehmen konnte. Auf's schönste war unterdeß die ganze Stadt erleuchtet, wobey sich besonders das Rathhaus, die große und kleine Gilde, das Schwarzehäupter- und das Ritterschaftshaus auf dem Dom durch wohlangebrachte Transparenz auszeichneten. Nach dem Theater gab es einen doppelten Freyball auf der großen und kleinen Gildestube; zu beyden Häusern führte ein von Segeltuch bedeckter Gang über die Straße, der mit Gränen geschmückt und zu beyden Seiten von Lampen erleuchtet war; die Straße selbst war mit Dielen belegt. Um neun Uhr Abends begann wiederum das Geläute aller Glocken, welches bis Mitternacht, periodenweise, fortwährte. Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß nicht nur den Armen vom Adel 12000 R. geschenkt worden waren, sondern auch von der Stadt ihnen eine ähnliche Unterstützung wiederfuhr. \*)

Am 30sten September fand zuerst Vormittags um 11 Uhr im hiesigen Gymnasium, vor einer dazu eingeladenen, sehr zahlreichen, Versammlung, ein feyerlicher Redeakt statt. Herr Professor Becker sowohl, wie der KreisSchullehrer, Herr Lundberg, führten uns in die Vergangenheit zurück und ließen uns dann einen freudigen Blick

---

\*) Hier scheint in der vor uns liegenden Handschrift etwas zu fehlen. D. Red.

in die Zukunft thun. Das Ganze schloß eine kleine Kantate, über deren Aufführung sich jedoch nichts sagen läßt. Mittags war große Gesellschaft im Schwarzenhäupterhause von mehr als dreihundert Personen, wobey ebenfalls tapfer — kanonirt wurde. Auch wurden zugleich alle hiesigen Invaliden gespeist. Abends ward im Theater die gestrige Freykomödie wiederholt — allein für Geld, und also für die gebildete Klasse des Publikums, wobey das Haus dessen ungeachtet gedrängt voll war. Ein Theil der Stadt war wiederum erleuchtet und darunter auch die oben erwähnten Transparents vom vorigen Tage; um zehn Uhr brachte die Schwarzhäuptergarde, bey Fackelschein, mit türkischer Musik, den Angesehensten der Stadt ein Vivat.

Nach vollbrachter Jubelfeyer traten die Deputirten des Adels und der Stadt die Reise nach St. Petersburg an, um Sr. Majestät über das glückliche und frohe Ereigniß, das sie veranlaßt, zu komplementiren. —

Aus dem Brief eines Kurländers über seinen Aufenthalt in Libau, während der diesjährigen Badezeit.

Ich theile Ihren Enthusiasmus für die treffliche russische Gräfin, welche eine Zeitlang wie ein freundlicher Genius unter uns gewellt hat. Aber Sie würden noch mehr entzückt seyn, wenn

Sie dieselbe, wie ich) in ihrem häuslichen Kreise beobachtet hätten. Hier erschien sie erst in dem schönen Lichtglanz ächter und anspruchloser Tugend. Sie erinnern sich der wichtigen Bemerkung, die Campe in keiner seiner Schriften mittheilt: „Um den Menschen ganz kennen zu lernen, müsse man ihn nicht bloß auf dem Theater der Welt handeln sehen, sondern hinter die Kulissen treten, wenn er das enge und beschwerliche Prachtgewand gegen den weiten und bequemen Schlafrock vertauscht hat.“ Da nimmt er die Larve ab, zeigt sich in seiner wahren Gestalt, und äußert sich rücksichtslos, wie er ist. Finden wir da noch Grund, ihn zu bewundern, so ist er jeder Huldigung, so ist er unserer innigsten Liebe und Verehrung werth. Dies ist meine Erfahrung in Hinsicht der Gräfin. Mitten im Geräusch der Stadt, welche durch die Gegenwart vieler Badegäste sehr lebhaft geworden war, entzog sie sich den großen Gesellschaften, und gnügte sich selbst in ihrer stillen Einsamkeit. Ihr eigener, durch Wissenschaft und Kunst gebildeter, Geist gewährte ihr eine reiche Quelle der Unterhaltung, und eine andere wurde ihr in den Werken französischer und deutscher Klassiker geöffnet. Und welche schöne Freuden mußte sich ihr Herz im Wohlthun, besonders im Auffuchen der beschämten Armuth, und in dem Briefwechsel mit ihrem entfernten Gemahle zu bereiten! Nichts gleich der Sehnsucht, mit welcher sie auf jeden

Posttag wartete, der ihr Nachrichten von dem Geliebten ihres Herzens brachte. Ich habe die bogenlangen Briefe gesehen, welche sie schrieb und empfing; und war oft ein gerührter Zeuge der lebhaften Freude, mit welcher sie das angekommene Schreiben entsiegelte, und der warmen Theilnahme, mit welcher sie es durchlas. Wie konnte sie unter solchen Beschäftigungen, unter den Erholungen weiblicher Arbeiten, kleinen Spaziergängen, die immer einen wohlthätigen Zweck hatten, und unter geistreichen Gesprächen mit wenigen gewählten Freunden, das Drückende der Langenweile fühlen? Die Sorge für ihren schwächlichen Körper raubte ihr nur einen kleinen Theil ihrer kostbaren Zeit, ob sie gleich zweymal täglich sich badete. Indessen hatte diese Kur, bey einem gleichförmigen diätetischen Verhalten, und bey einer ruhigen und heitern Gemüthsstimmung, welche immer die sanfte Gefährtin der Tugend ist, so günstigen Erfolg, daß sie völlig wiederhergestellt die Stadt verließ, um in die Arme ihres glücklichen Gemahls, der ihrer Rückkunft mit freudigem Verlangen entgegen sah, zu eilen. Ihr Abschied versetzte Einheimische und Fremde in Trauer. In allen Blicken war ungeheuchelte Achtung sichtbar, und in manchen Augen, deren Thränen sie getrocknet hatte, bemerkte man tiefgefühlte Dankbarkeit. Und wie konnte dies anders seyn? Nicht zufrieden mit den Handlungen der

Wohlthätigkeit, welche sie täglich im Stillen übte, nahm sie noch, gleichsam zur angenehmen Erinnerung ihres Aufenthalts in Libau, ein Kind armer Eltern mit, für dessen Erziehung sie mütterlich sorgen wird. — Segen über diese edle Menschenfreundin! Möge nie eine Wolke des Kammers den Himmel ihrer Tage trüben, und eine Gesundheit in Gefahr setzen, an welche die Rettung so vieler Hülflosen, die Erhaltung so vieler Unglücklichen geknüpft ist! Und einst, wenn Erdenglück ihr nicht mehr gnügt, und die Sonne ihrer Pilgerschaft zum Untergange sich neigt, müsse ein lohnender Rückblick auf die mit Segen bezeichnete Bahn ihres Lebens noch den Abend desselben verschönern. In die Gebete, welche die getröstete Armuth für ihr Wohl zu Gott hinausschickt, mischen sich auch die frommen Wünsche manches stillen Verehrers, der das Andenken dieser Edlen in seinem Herzen verschließt, und daraus Kraft und Muth zum Guteswirken für sich nimmt.

## XI.

## Der Schneeballen und der Knabe.

„Seht, wie schön ich bin!“ prahlte einst ein Schneeballen, den ein Knabe mit emsiger Kunst zu einer Kugel geformt hatte. „Über auch, wie vergänglich, und zerstörbar!“ sprach der Knabe; „eine warme Hand kann Dich bald vernichten.“ „Nur in Wasser auflösen,“ erwiderte der Schneeballen; „hingegen würde eine kalte Hand, wie die Deinige, mich noch verschödnern.“ „Doch auch verhärten, und dem Schaden, welchen Du triffst,“ antwortete der Knabe.

Das warme Gefühl erweicht das Herz, während der ängstlich prüfende Verstand es nicht selten erkaltet. Der Unglückliche wünscht eine warme Hand, welche schnell die Thräne trocknet, und scheuet den kalten Forscher, der die Ursachen des Elendes erst ergründen will, eh' er die Hand zur Rettung hebt.

G. S. Bilterling.

## N a c h r i c h t.

Diese Zeitschrift wird auch im künftigen Jahre fortgesetzt; und wird die Deubner- und Treup-  
sche Buchhandlung in Riga, welche sie in  
Verlag genommen, nächstens eine bestimmte An-  
zeige darüber erlassen.

# K u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat November.

---

## I.

Proben einer metrischen Bearbeitung des  
Corneilleschen Trauerspiels Polyeuct.

Zweyter Akt, letzte Scene.

Polyeuct. Nearch.

(Polyeuct, ein armenischer Großer, hat, geleitet durch Nearch, einen christlichen Freund, an eben dem Tage die Laute empfangen, und wird nun von dem Statthalter des Landes, Felix, dem Vater seiner Gattin, Pauline, zu einem feyerlichen Opfer geladen, veranstaltet, auf Geheiß des Kaisers, von Sever, einem römischen Ritter und früheren Geliebten Paulinens, für große Siege, die durch des letztern Tapferkeit über die Perser erkochten worden. Die Handlung des Stückes fällt in die Zeit der Verfolgung des Decius.)

Nearch.

Wohin gehst Du?

Polyeuct.

Dem Rufe nach, zum Tempel.

Ne arch.

Dort mit dem Heidenvolk das Knie zu beugen?  
Bergißt Du schon die neue Christenpflicht?

Polyeuct.

Erkennst Du sie, der Du mein Führer warst?

Ne arch.

Verhaßt sind mir die Götter —

Polyeuct.

Mir verflucht —

Ne arch.

Gottlos ist Götzendienst —

Polyeuct.

Verderblich ist er.

Ne arch.

Drum meide den Altar!

Polyeuct.

Ich will ihn stürzen.

Erlieg' ich nicht, so weichen jene Götter —

Laß uns, Ne arch, den Trug der Bilder lösen,

Daß laut die That verkünde unser Wesen;

Es spricht aus mir des Himmels eigner Wille,

Dem ich's gelobt, dem ich es jetzt erfülle.

Dem Gott dank' ich, den Du mich finden lehrtest,

Daß er sobald den Weg mir aufgethan,

Daß er mich führt auf seiner Prüfungs Pfade

Zur Krone hin, zum Ziele seiner Gnade.

Ne arch.

Du glühst, Dich treibt ein ungemess'ner Eifer.

Polyeuct.

Kennst Du das Maaß, das Gott gemäß Du nennest?

Ne arch.

Du gehst in Deinen Tod —

Polyeuct.

Es ist für Gott.

Ne arch.

Und wenn die Kraft Dir fehlt?

Polyeuct.

Er ist mein Schild.

Ne arch.

Nicht das gebent er, in den Tod zu stürzen.

Polyeuct.

Verdienst giebt nur, was Frucht der Willführ ist.

Ne arch.

Sieh' fest auf das Geschick, doch ehre es.

Polyeuct.

Wer duldet gern, wenn nicht als freyes Opfer?

Ne arch.

Bedenk', Du kannst im Tempel nur erliegen —

Polyeuct.

Um zu des Himmels Glorie zu erstehn.

Ne arch.

Des Heiles werth macht nur ein heilig Leben.

Polyeuct.

Doch Raum der Sünde giebt auch dieses Leben;

Drum sey mein Blut des sichern Lohnes Pfand,

Der reiche Strom, der mir die Palme tränke.

Also treibt mich des Glaubens neue Kraft,

Gleichwie den Leib des Menschen Geist bewegt;

Todt acht' ich nur, was nicht im Glauben lebt.

Ne arch.

Erhalte Dich für Gott und seine Sache,

Ein Schutz der unsern sey in diesem Lande.

Polyeuct.

Ich lehre sie den sichern Schutz zu finden.

Ne arch.

Kann den nur Tod verleihn?

Polyeuct.

Was giebt die Welt?

N e a r c h.

Laß mich gestehn, ich weiß Dir nicht zu folgen.  
Mein Geist ist schwach, die Marter ist zu stark.

P o l y e u c t.

Geh' festen Schritt, und sicher ist Dein Gang;  
Dich schüzet Gott mit seiner großen Stärke —  
Doch zweifelst Du, so zweifelst Du an ihm,  
Es fürchtend nur hast Du ihn schon verrathen.

N e a r c h.

Wer nichts bedenkt, verkennet des Menschen Kraft.

P o l y e u c t.

Die acht' ich nicht, der Himmel giebt Gedeihn.  
Doch ich nur rede? Stumm vor Schrecken, schweigt  
Dein wahrer Geist?

N e a r c h.

Selbst Gott schien schwer der Tod.

P o l y e u c t.

Doch litt er ihn, und sollten wir nicht leiden?  
Bau'n wir sein Haus im Sturz von Wahngebäuden!  
Du sprachst, und tief ins Herz drang mir das Wort:  
Für ihn soll man der Erde Lust verschmähen,  
Für seinen Ruhm den Todeskampf bestehen —  
Wo schwand sie hin die reine Gottesliebe?  
Was wandte ihn, den unverwandten Sinn?  
Ermanne Dich, daß nicht das große Erbtheil  
Dem jüngern vor dem ältern Bruder werde.

N e a r c h.

Ach! hier gilt nicht ein Recht der Erstgeburt;  
Den Neugebornen nur im heil'gen Quell,  
Im Himmelsbronn auf dieser dürren Erde,  
Ihn nährt das reine Feuer des Verlangens,  
Ihn trägt ein Gotteshauch hoch in die Lüfte. —  
Doch mir, der von dem sichern Uferland  
Oft schon abglitt in trügerischen Grund,

Mir hält den Gang der zähe Pfuhl zurück,  
 Umschließt mein Herz mit frostiger Gewalt. —  
 Soll ich in dieser Ohnmacht untergehn?  
 Doch nein, es giebt mir Gott in Dir ein Zeichen,  
 Dir folg' ich nach, als Leitstern zu der That.  
 Laß uns, o Freund, den Trug der Bilder lösen,  
 Daß laut die That verkünde unser Wesen;  
 O, daß mein Blut zuerst den Bund erneue,  
 Wie Du zuerst aussprachst die Todesweihe!

Polyeuct.

Heil mir, es bricht die Klarheit durch die Wolken,  
 Und hell im Glanz seh' ich des Freundes Haupt.  
 So komm mit mir, das Opfer zu vollstrecken,  
 Den guten Kampf für unsern Gott zu fechten,  
 Tief in den Staub die Bliße hinzustrecken,  
 Die blindes Volk vertraute todten Mächten,  
 Es aus dem Schlaf mit Donnerton zu wecken  
 Und jeglich Bild zu stürzen mit der Rechten;  
 Der eine Ruf muß unsre Brust durchdringen:  
 Gott sey die Ehre, sein ist das Gelingen!

Ne arch.

Das Licht des Herrn soll allen sich entzünden,  
 Er ruft uns zu, er soll getreu uns finden.

### Dritter Akt, erste Scene.

Pauline. (Sie erwartet den Ausgang des Opfers, bey dem die Nebenbuhler sich begegnen sollen, beängstiget durch einen ahnungsvollen Traum.)

Was wollen mir die unbestimmten Bilder  
 In schwarzer Schaar den trüben Blick umschleyernd?  
 Wann bringst Du mir, o meine süße Ruhe,  
 Den Tag zurück, der dieses Dunkel löset?  
 Jetzt scheint ein Strahl — o darf ich ihm vertrauen?  
 Ist's Hoffnung, die der Zukunft Pforten öffnet?

Der Blitz verschwand — was birgt die tiefe Nacht?  
 Wo liegt der Schlund, der mich verschlingen wird?  
 Ihr Zweifel, die mit Sturmgewalt ihr woget,  
 Und nun mein Herz zu lichten Höhen führt,  
 Und nun es in der Tiefen tiefste reißet,  
 Laßt ab, laßt ganz mich trauen oder sorgen;  
 Ja, Sorge nur, dich mahnt der Neid Sever's,  
 Der in der starken Brust verschlossen wüthet;  
 Es mahnet dich des eignen Gatten Argwohn,  
 Bey des Verdächt'gen unerwünschter Nähe.  
 Sie sehen sich und es erkennet jeder  
 Durch unbekante Züge seinen Feind,  
 Den Räuber, der im Spiel des Augenblicks  
 Die Frucht der langen treuen Müß' gewann,  
 Den Günstling, der das nackte Schwerdt der Macht  
 In diese unbeschützte Wohnung trägt.  
 Es schwingt den Brand der Wuth ihr starker Arm;  
 Der zündet ihn an seiner Liebe Gluthen,  
 Und jener nimmt ihn von der heil'gen Flamme,  
 Die auf dem Heerde unsrer Väter lodert;  
 Der Kampf beginnt, des Tempels Mauern hallen,  
 Und, ach! es stürzt die Feste dieses Hauses. —  
 Wie riß der Wahn dich hin, mein töricht Herz?  
 Sind sie es nicht, der Gatte und der Freund,  
 Die jeder Tugend schönes Doppelbild  
 Die Häupter tragen weit von dem Gemeinen?  
 Ja, in den Kranz, der ihre Stirn umschattet,  
 Flicht dieser Sieg den letzten schönen Zweig;  
 Sie sehen sich, und schon sind sie versöhnt,  
 Sind eng' vereint durch den verwandten Geist —  
 Sie sehen sich! ach, treulos ist der Sinn,  
 Im ew'gen Kampf sind irdische Gewalten.  
 Des großen Adlers Blicke trägt Sever,  
 Mein Vater schwankt, und Polyneuct erliegt!  
 Ihr Götter endet diesen Streit der Seele,

Sprecht ihr es aus, daß ich nicht fürder wähle;  
 Gebt das Geschick, das mir eu'r Schluß beschieden,  
 Verderben gebt — nur gebet mir den Frieden!  
 Man kommt, es ist geschehn.

Zweyte Scene.

Pauline. Stratonice.

Pauline.

O, Stratonice!

Sprich, wie hat dieses Festes Glanz geendet?  
 Sahst Du vereint die edeln Widersacher?

Stratonice.

Gebieterin —

Pauline.

So gebt, ihr Himmlischen,  
 Gehör! Denn stumm verkünden's Deine Tüde:  
 Sie waren feindlich?

Stratonice.

Polyeuct, Nearch,

Die Christen —

Pauline.

Mische nicht so fremde Namen;  
 Wie schwerer ist's, das ich vernehmen soll?

Stratonice.

O hör' es nicht, denn nimmer trägt's Dein Herz.

Pauline.

Er fiel also?

Stratonice.

Selbst hat er sich vernichtet;  
 Dein Traum trifft ein; nicht mehr ist Polyeuct —

Pauline.

So muß' er enden!

Stratonice.

Nein, er athmet noch.

Jedoch es fiel sein edler Sinn; todt ist

Das große Herz, das ehemals Dich erfreute;  
 Er ist ein Glied vom frevelhaften Bunde,  
 Den Rom verwirft, den jedes Land verflucht;  
 Sein Tempel ist in unbetretten Höhlen,  
 Nicht froher Tag beleuch. et seine Opfer,  
 In dunkler Stunde bringt er sie der Nacht —  
 Denn wissen sollst Du, Polyuect ist Christ.

Pauline.

O mehre nicht sein Unglück durch die Schmäbung.

Stratonice.

Ich schmähe nicht, es ist der Ruf der Welt.

Pauline.

Der Welt gehört das Volk, sie mag es richten,  
 Doch er schwor mir, eh' diesem Volk er schwur.

Stratonice.

Laß ab von ihm, der von den Göttern ließ. —

Pauline.

Sind nicht die Götter Zeugen meiner Treu?

Stratonice.

Sie warnen Dich, erkenne ihre Stimme;  
 Der sie verrieth, er konnt' auch Dich verrathen.

Pauline.

Und konnt' er es, ich bin sein treues Weib —  
 Den Stamm der festen Treu', dem heil'ge Liebe  
 Entspricht in ew'ger Blüthen goldner Zier,  
 Ihn trug, ihn schüzet meines Busens Tiefe,  
 Ihn kann der Sturm des Lebens nie entwurzeln.  
 Die Christen sind mir fremd, doch er ist mein,  
 Und laut will ich vor allen für ihn zeugen,  
 Vor Fellig selbst. — Wie zürnte der? Mit Milde?

Stratonice.

Er schwieg, jedoch es sprach der Zorn aus ihm,  
 Der Schrecken über das noch nie Erhörte, —  
 Schmerz, um den Tochtermann, dem, so gebot er,  
 Der Tod Nearchs ein blutig Beyspiel sey.

Pauline.

Wearh ist mit ihm?

Stratonice.

Der hat ihn verleitet;

Das war der langen Freundschaft böse Frucht;  
Denn heute noch hat er den Zögernden  
Aus deinem Arm zur Taufe hingezogen,  
Und diesen Vorsatz barg es das Geheimniß,  
Das Deine ahnungsvolle Seele trübte.

Pauline.

Mir lüftete ein Gott den dichten Schleier,  
Und bang erkannte ich des Unglücks Nähe;  
Nun ist geschehn, was keinen Trost verstattet,  
Des Glaubens Kluft zerreißt des Blutes Bande,  
Der Vater zückt das Nachschwert auf den Sohn.  
Nur ich darf nicht verzweifeln; Kreuz und Schwert  
Wird meiner Liebe Kraft zusammenfügen,  
Wenn nicht, so mag die erste ich erliegen.  
Drum meld' jezt klar, wie jenes sich ereignet.

Stratonice.

Dein Wort, Gebieterin, löst mir die Zunge,  
Die Schrecken band und Scheu vor unsern Göttern;  
Denn solchen Frevel haben sie verübt,  
Daß schon das Denken Sünde dünkt. Vernimm:  
Ehrfürchtend schwieg die Menge vor dem Priester,  
Der den geweihten Blick zum Aufgang hob,  
Nur jene standen trozig und verachtend;  
Wie dann die heil'gen Bräuche man beging,  
Rühmten wetteifernd sie des Wahnsinns sich,  
Unmäßig scheltend das Mysterium,  
Verhöhnend unsrer Götter hohes Reich.  
Da alles Volk nun murt und Felix zürnt,  
So scheinen sie zu neuer Wuth entflammt,  
Und Polyeuct mit starker Stimme spricht:  
Wie? ehret Gözen ihr von Holz und Steine? —

Erlaß mir den Bericht der Pasterreden,  
 Womit er frech den Donn'rer selber schmähte,  
 Und also schloß der E. den langen Vortrag:  
 Euch kund' ich es, Ihr Männer! kund' es allen,  
 Der Gott, den meiner Brüder Kreis verehret,  
 Gebeut der Erde und den Himmelshallen;  
 Der allgewaltig den Geschicken wehret,  
 Er ist der Quell, der nimmer sich erneuet,  
 Er ist's, der Christen Gott, dem Preis gehört  
 Für Siege, die er unserm Fürsten leihet;  
 Denn sein Arm waltet auf dem Schlachtgesilde,  
 Der mächtig hebt und in den Staub zerstreuet.  
 Allmächtig ist er, allgerecht und milde,  
 Er züchtiget, und er ist's, der da lohnet. —  
 Was ruft Ihr an ohnmächtige Gebilde?  
 Zu ihm blickt auf, der in den Höhen thronet! —  
 D'rauf greifen beyde nach der Opfer Spendung,  
 Zum Schemel wird das heilige Gefäß,  
 Und ohne Furcht der Schwerdter und des Blickes  
 Gehn sie gewalt'gen Schrittes zum Altar —  
 Da stürzt — was nie wohl Menschen Augen sahn —  
 Das Bild des Herrn, der Götter und der Menschen,  
 Zertrümmert hin durch frevelhafte Hände;  
 Entweihet ist das Fest, das heil'ge Haus,  
 Es tobt und zagt das bang erschrockne Volk,  
 Und flieht vergeblich vor dem Zorn der Götter.  
 Felig darauf — Doch sieh', er selbst erscheint.

Pauline.

Wie trübe Flammen sprüht sein finst'rer Blick!  
 Wie scheint zu ringen er mit Zorn und Schmerz!

Dr. Liepmann, gen. Junker.

---

## II. Spanische Gedichte.

### Die Philosophie.

Sonett aus dem Spanischen des Lope de Vega.

Wenn Schuld Empfängniß und Geburten Wehen  
Zu leben Krieg, der Tod menschliche Ziele,  
Wenn nach dem Menschen Erd' und Wurm Gewühle,  
Und nach dem Wurme Staub und Windeswehen;

Wenn nichts der Wind und nichts das Grundbestehen,  
Ehrsucht Tyrannin, Schönheit Blum' am Stiele,  
Der Ruf und Ruhm des Denkens eitle Spiele,  
Und eitel, was das Denken mag erspähen;

Wer geht in diesem Meer, um zu verderben?  
Was hilft's, sich in Trugbildern zu verzehren?  
Nichts denken, als Erlösung zu erwerben?

Was hilft's vor Andern hoch zu seyn in Ehren?  
Andenken suchen zum Vergessen sterben?  
Und bauen, um von hinnen weg zu kehren?

### A n S y l v i a.

Aus dem Spanischen des Esquilache, übersetzt in den Assonanzen  
des Originals.

Wandelnd sind die Zeiten  
Und der Stunden Fortgang,  
Einige der Freuden,  
Anderer des Nothstands.

Wenn die Allerschönste  
Glüht im Frühlings-Vollglanz,  
Sind ihr Nacht die Jahre,  
Kindheit nur Aurora.

Genem Blütenbaume,  
 Dessen Laub der Nord nahm,  
 Kränkte ihn der Winter,  
 Legt ihm May die Kron' an.

Die verschwiegne Quelle,  
 Die durch stillen Ort wallt,  
 Lachte wohl im Sommer,  
 Weint, wenn ihr der Frost naht.

Wenn in ihren Kerkern  
 Schlaf der Vögel Chor bannt,  
 Ziehn sie doch am Tage  
 Lust'ger Freiheit froh nach.

Wenn die Winde zürnen,  
 Wild das Meer emporkwallt,  
 Ruhen doch die Wellen  
 Bey dem ersten Sonnstrahl.

Wenn der Hirt mit Flocken  
 Ueberdeckt das Obdach  
 Sieht, das von den Schafen  
 Ihm das g'ringe Volk wahrht;

Keht der May zurücke,  
 Färbet Gold den Strohalm,  
 Und statt nasser Flocken  
 Blüten Silber flocht dann.

Nede Gipfel legen  
 Zier, die weiß hervorragt,  
 Gegen Glanz der Lilien,  
 Und die Pracht der Ros' ab.

Und die Sonn' erwachet,  
Wenn ihr Schatten vortrat,  
Schöner über Felder,  
Die der Perlen Flor malt.

Sie erscheint allen,  
Alle Nacht weicht fortan,  
Denn die Schatten fliehen  
Ihrem Licht gehorsam.

Deine schönen Wangen,  
Sylvia, und das Goldhaar,  
Wenn die Zeit sie färbte,  
Raubt sie auch die Wohlthat.

---

## III.

## K r e d i t.

Kredit ist die Zuversicht des Gläubigers, die ihm gebührende Leistung in der durch Gesetz, Herkommen, Verabredung oder freywillige Gelobung bestimmten Zeit zu erhalten. — (Im engern Sinn bezieht man den Kredit bloß auf Geldleistungen.) — Soll nun diese Zuversicht nicht ein blindes Vertrauen seyn, welches freylich zwischen einzelnen Personen, nie aber im Allgemeinen Statt finden kann; so muß sie Gründe haben, mit welchen sie steigt oder fällt.

Erster Grund. Die Ueberzeugung von dem redlichen Willen des Schuldners, seine Verbindlichkeit gewissenhaft zu erfüllen. Am vollkommensten würde der allgemeine Kredit seyn, wo die größte und reinsten Moralität herrschend wäre; in einer Gesellschaft dagegen, wo schamloser Egoismus in Wort und That zum Charakter geworden, müßte durchaus kein Kredit möglich seyn, falls Moralität der einzige Grund desselben wäre. — Moralität ist inzwischen kein Gegenstand der unmittelbaren Erfahrungserkenntniß; wir schließen nur auf sie, die im Herzen wohnt, als auf einen Grund von einer Reihe ihr angemessener Handlungen. — Wäre demnach sie der einzige Grund des Credits; so würde kein, von Seiten des Charakters, Unbe-

fannter Kredit finden. Unter Bekannten dagegen ist das Vertrauen zur Redlichkeit ein großes Element des Kredits und der Hauptbestandtheil dessen, was man persönlichen Kredit nennt. So giebt es Personen, die, ohne grundbesitzlich zu seyn, den ausgebreitetesten Kredit haben, weil man seit dem Anfange ihrer Geschäftslaufbahn keinen Fall weiß, da sie ihre Verbindlichkeit nicht auf Tag und Stunde erfüllt hätten. — Ob das Moralität sey, kann nur der Allwissende wissen, aber wir wenig Wissenden können nicht anders als an ihre Rechtlichkeit glauben.

Zweyter Grund. Die Ueberzeugung, daß der Schuldner seinen eignen Vortheil finde, wenn er seine Verbindlichkeit pünktlich erfüllt, oder unerseßlichen Schaden leiden müßte, falls er ihr untreu würde. Auf diesem Grunde beruht der Kredit unter Kaufleuten. Kredit ist des Kaufmanns Hauptkapital, ohne welches er mit dem ansehnlichsten baaren Vermögen, wenigstens nicht auf die Dauer, keine Geschäfte machen kann. Ja, das baare Vermögen hat in seinen Augen nur Werth, in sofern es seinen Kredit vergrößert. Unter Kaufleuten findet demnach der übrigen unbekannt Anfänger Kredit, wenn er nur nicht als leichtsinnig, als Verschwender oder gar als Betrüger bekannt ist. Wer wollte auch einen Unternehmer für unsinnig genug halten, um zu

glauben, er werde damit anfangen, daß er sein Grundkapital vernichte. — Aus demselben Grunde findet der, durch Unglücksfälle zurückgekommene, Kaufmann immer noch Kredit, wenn er nur im Stande ist, seinen Etat aufzuzeigen; und so ist manches Handlungshaus bloß deshalb unwiederbringlich gefallen, weil es seine Bücher nicht genau und regelmäßig führte. — So groß der Kredit des Kaufmanns ist; so gering ist, in Beziehung auf diesen Grund, der Kredit des Handwerkers und Künstlers, so lange nicht seine Zuverlässigkeit durch Erfahrung erwiesen ist. Des Gewerkmanns Hauptkapital ist weder Geld noch Kredit, sondern der Glaube an seine Geschicklichkeit. Habe der Künstler hundert Kunden hintergangen, die ihm Vorschuß gaben, seine geschickte Hand wird ihm immer neue schaffen. Er wird immer leben können, so lange er arbeiten will. Des Kaufmanns Ehre ist sein Kredit, des Gewerkmanns Ehre seine Arbeit. — Nicht selten wundern sich die Besitzer großer Grundstücke, daß sie bey Weitem den Kredit nicht haben, dessen der wenig bemittelte Kaufmann genießt. Allein ihre Verwunderung würde aufhören, wenn sie bedächten, daß nicht der Kredit, sondern ihre Grundstücke ihr Hauptkapital sind, ein Hauptkapital, welches durch eine Verletzung des Kredits nicht unmittelbar angegriffen wird. Verlezt der Kaufmann seinen Kredit: so verliert er ohne Exekution

sein Hauptkapital. Der Grundbesitzer könnte also nur auf gleichen Kredit Anspruch machen, wenn eine Exekutionsordnung gehandhabt würde, die ihn, bey dem geringsten Unvermögen, zu zahlen oder zu liefern, mit unerbittlicher Strenge so fort aus dem Besitze seines Grundstücks setzte.

Dritter Grund. Der Glaube, der Schuldner werde, selbst bey sonst nicht ganz redlichem Willen, seine Verbindlichkeit nicht unerfüllt lassen, um seinen Namen bey Ehren zu erhalten. Auf diesem Grunde beruht die sogenannte Ehrenschild, und es ist ein schlechtes Zeichen für die Ehrenhaftigkeit des Zeitalters, daß man bey dieser Benennung gewöhnlich nur an Spielschulden denkt, oder höchstens überhaupt an solche, die vor keinem Richter eingeklagt werden können. Eigentlich aber beruht der Kredit, den Handwerker, Künstler, Krämer, Apotheker denen, die ihrer Waaren; Rechtsgelehrte, Chirurgen, Aerzte, Lehrer denen, die ihrer Hülfe bedürfen, zu geben pflegen, allein auf diesem Grunde. Freylich wird dieser Kredit oft genug getäuscht, und es ist immer noch ein großer Beweis, wie tief der Glaube an Rechtlichkeit und Erkenntlichkeit in dem menschlichen Gemüth liege, wenn Krämer und Handwerker noch kreditiren; wenn nicht überall der Arzt, wie in England, bey jedem Besuch seinen Lohn empfängt, dafern er den

Besuch wiederholen soll; wenn sich der Rechtsgelehrte nicht sein ganzes Honorar pro artha zahlen läßt.

Vierter Grund. Die Aussicht, den Schuldner, der etwa nicht leisten will, in möglichst kurzer Zeit mit möglichst geringem Aufwande von Mühe und Kosten zur Leistung anzuhalten. Wer seine Verbindlichkeit nicht erfüllen will, kommt am leichtesten ab, wenn es ihm gelingt, dieselbe abzuleugnen. Daher wird der Grad des Credits in einem Lande zum Theil von der Genauigkeit und Zuverlässigkeit des öffentlichen Urkundenwesens (des Notariats) abhängen. Wer seine Verbindlichkeit nicht ableugnen kann, und sie gleichwohl nicht erfüllen will, läßt es darauf ankommen, ob der Gläubiger ihn werde vor Gericht belangen wollen, entschlossen, jede Einrede zu gebrauchen, wodurch er Zeit gewinnen und dem Kläger Kosten verursachen möge, damit dieser lieber in einem Vergleich einen Theil seiner rechtlichen Forderung fallen lasse, als Zeit und Kosten verliere. Daher ist der Credit in solchen Staaten am größten, wo es keine Wuchergesetze giebt, — und wo in Ansehung des Mein und Dein keine privilegirte Gerichtsbarkeit Statt findet, weil durch jene, wie durch diese, das Feld der Einreden und Ausflüchte nur vergrößert wird. — Aus demselben Grund ist in einem

despotischen Staate (d. h. in einem solchen, wo die Regierung ihre eigenen Gesetze nicht respektirt) der Kredit in eben dem Maasse geringer, als der Schuldner höher steht in Rang und Einfluß, und in einem solchen Staate kann die Regierung selbst durchaus keinen Kredit haben. Welcher Bürger in Konstantinopel möchte wohl gern der Gläubiger des Großveziers seyn? Und gewiß ist es noch keinem Scherif von Marokko eingefallen, eine freiwillige Anleihe zu machen.

Fünfter Grund. Die Ueberzeugung, daß selbst in dem Falle, da der Schuldner seine Gläubiger wirklich nicht alle befriedigen kann, keine Forderung einer andern werde nachgesetzt werden, die nicht ihrer Natur nach wirklich besser, oder der Zeit nach älter ist. Man sieht wohl, daß auf diesem Grunde der sogenannte Realkredit beruht. Man spricht: Der Mann ist sicher, d. h. er hat so viel Vermögen, daß er alle seine Schulden pünktlich bezahlen kann, sobald er will. Man spricht: mein Darlehn ist sicher, d. h. wenn der Schuldner seine Gläubiger nach Ordnung der Berechtigung und der Zeit zu befriedigen anfängt; so wird die Masse noch ausreichen, auch mich zu befriedigen. — Wie gelangt nun aber der Gläubiger zu der Ueberzeugung von dieser Sicherheit? — Besteht das Vermögen des Kreditnehmers in Geld-

Kapitalien, so wird derselbe dem Darleiher seine Kapitalbriefe vorlegen, und falls er nicht erwarten kann, daß der Angabe seiner Passiven Glauben bemessen werde, so wird er ein Pfand anbieten. — Besteht das Vermögen in Grundstücken, so setzt er diese insgesammt oder ein einzelnes zum Pfande (Hypothek). Natürlich muß er dabey bekräftigen können, daß sein Grundeigenthum nach Abzug der darauf schon haftenden Lasten und Schulden ausreiche, die neue Verbindlichkeit in dem gehörigen Termin zu erfüllen. Ein wohl eingerichtetes Hypothekenwesen muß demnach nicht nur das Verzeichniß der Summen un bezweifelt angeben können, für welche jedes Grundstück bereits verhaftet ist, sondern es müßte auch eine vollständige Beschreibung der nutzbaren Bestandstücke desselben, nebst einer Aufzählung der damit verbundenen Servituten und darauf haftenden beständigen Lasten, jedem vor Augen legen können, damit jeder Darleiher im Stande sey, den innern Werth des Grundstücks zu schätzen. Ein gutes Hypothekenwesen erhöht eben so sehr den öffentlichen Kredit, wie ein offenes Darlegen des Etats den Kredit des Privatmannes erhöht. — Zu einer guten Hypothekenordnung gehört denn freylich auch, daß es keine stillschweigenden Hypotheken gebe, die den eingetragenen vorgehen. Die bloße Möglichkeit einer stillschweigenden Hypothek schwächt, vernichtet

wohl gar den Kredit des besten Grundstücks. Freylich haben die Gesetze deren zugestanden, z. B. Arztlohn, Apothekerrechnungen, Beerdigungskosten 2c.; allein sehr weise haben sie auch dafür gesorgt, daß diese Priorität nicht bedeutend werde. Wenn aber in manchen Staaten die Forderungen der Regierung, hin und wieder das Eingebachte der Frau, oder das Vermögen noch unmündiger Kinder, eine stillschweigende Hypothek haben: so mag jenes sehr kameralistisch seyn, dieses sehr human klingen; allein jene Kameralpolitik und diese Humanität hat schon manchen um das Seinige gebracht, der sich auf jede gesetzliche Weise gesichert glaubte. Die musterhafteste Hypothekenordnung ist die preussische. Nach dieser müssen die Kautionen der Kassenbeamten und anderer, die mit der Krone in Geldbeziehungen stehen, ferner das Eingebachte der Frau, ja selbst Vormundschaften, in das Hypothekenbuch eingetragen werden, damit jeder die Sicherheit des Schuldners nachrechnen könne. Endlich aber wird zur Befestigung des Kredits eine strenge Exekution nothwendig seyn; denn eine Hypothek ohne die Möglichkeit einer Exekution ist keine Hypothek, ohne die Gewißheit einer prompten und strengen Exekution, eine schlechte Hypothek. Der Schuldner muß, sobald er seine Verbindlichkeit an Stamm oder Renten nicht erfüllen kann, in der möglichst kurzen Frist aus dem Besiz des ver-

pfändeten Grundstücks gesetzt werden, so wie nach dem strengen Wechselrecht der Wechselschuldner im gleichen Falle sofort zur persönlichen Haft gezogen wird. Man sage nicht: das ist zu streng. Dem Gläubiger ist oft sein Kapital, ja selbst seine Renten sicher, wenn auch für den Augenblick eine Verlegenheit des Schuldners eintritt. Auf solche Weise könnte das Kapital ewig sicher stehen; allein dem Gläubiger liegt nicht daran, daß es sicher stehe, sondern, daß er zur bestimmten Zeit darüber disponiren könne. Die Rechte setzen sogar Strafen darauf, wenn der Sache, der Zeit und der Bedingung nach, zu viel gefordert wird, d. h. wenn der Gläubiger entweder mehr, oder früher, und minderbedingt fordert, als verabredet worden ist. Es giebt demnach auch eine dreyfache Art, zu wenig zu leisten, wenn man weniger, später, oder nur unter andern Bedingungen leisten will, als man angelobt hatte. Davon sprechen freylich die Geseze nicht; allein es ist hier, wie fast überall, merklich, daß die Geseze immer den Schuldner vor dem Gläubiger begünstigen, und eben dadurch den Kredit schwächen. — Die strengste Exekution und Sequestration des beschuldeten Gutes wird freylich dem Gläubiger auch nicht sofort zu dem Seinigen helfen; allein sie ist die Strafe des säumigen Schuldners, und wenn sie gewiß und unausbleiblich ist, so wird sie

zur Warnung dienen und gewiß seltener vorkommen, als ohne diese Strenge. An säumigen Schuldnern wird es freylich auch dabey nicht fehlen, so wenig, als bey der besten Polizey und Kriminaljustiz an Dieben. Aber wer würde auch deshalb den Diebstahl straflos machen wollen?

Mit einem Worte: je strenger die Exekutionßordnung in Vorschrift und Ausübung, desto leichter ist der Kredit, d. h. desto leichter kann der anerkannt gewissenhafte und sachkundige Unternehmer die zur Ausführung seines Unternehmens nothwendigen Fonds erhalten. Dies ist eine von den Ursachen, welche in Holland und England den Kredit so groß und deshalb jede Unternehmung so leicht machten. Dort zieht jede unbefriedigte hypothekarische Schuld, wenn der Gläubiger will, Sequestration, und jede Wechsel- oder Reversschuld sofort Personalarrest nach sich. — Man wende mir immer die Menge der Arrestanten im Tower und in der Kingsbench ein; allein man vergesse nicht, daß London allein beynahе drey mal so viel Einwohner, und mehr denn zwanzig mal so viel freye Einwohner hat, als Kurland nebst dem Piltenschen Kreise.

Eruse.

(Der Beschluß folgt).

---

## IV.

## Skizze von St. Petersburg.

Aus einer zum Druck bestimmten Biographie: Joh. Engelmanns Lebenserfahrungen, in 2 Theilen. (S. das vorige Stück.)

Freundlich winkte uns die schöne Kaiserstadt, als wir von der letzten Station (Strelna) an den herrlichen Landhäusern vorbeysrollten. Es war gerade ein schöner Sommertag und noch oben drein Sonntag, folglich der ganze Weg mit Equipagen und Droschken besetzt. In den Landhäusern bewegte sich alles, und in dem jungen Grün spielten Kinder oder lustwandelten die Besitzer dieser reizenden Sommerwohnungen. O! es ist ein eigenes Gefühl, einige Meilen lang als Fremdling diesen Weg zum erstenmal zu fahren, die regsame Heiterkeit der Einwohner St. Petersburgs zu sehen und, mit frohen Hoffnungen erfüllt, sich endlich der Stadt zu nähern.

Von der achtzehnten Werst aus, auf der Anhöhe bey Strelna, bemerkt man bloß Punkte, die aus dem Wasser zu steigen scheinen; kömmt man aber in die Gegend von Kraßnoe = Kabaek, so zeigen sich die vergoldeten Thürme der Residenz schon in ihrem Glanz.

In Strelna, während des Umspannens, besuchte ich mit Therese das Sr. Kaiserlichen Hoheit, dem Großfürsten Konstantin, gehörige

Lustschloß. Ein daran stoßender Garten ist gut unterhalten; verschiedene Kanäle, die ihn durchschneiden, sind mit der See verbunden. Auch befindet sich dort ein großes Treibhaus, welches eine Menge der seltensten Früchte und Gewächse für die großfürstliche Küche liefert.

Der Weg von Strelna bis St. Petersburg führt, wie gesagt, fast ununterbrochen zwischen Gärten und Landhäusern fort. Es gewährt einen reizenden Anblick, wenn man diese abwechselnden Parthieen durchläuft. Dort ein Lustschloß oder Landhaus auf der Anhöhe, hier ein Tannen- oder ein Birkenwäldchen, von Gängen und Kanälen durchschnitten und mit Brücken, Gartenhäuschen, Tempeln, Rotunden, Obelisken, Pyramiden, Ruinen und dergleichen angefüllt. Weiterhin ein kleines russisches Dorf mit einer Kapelle von fünf bis sieben kleinen, grün angestrichnen Thürmchen, das sich in einen Birkenhain verliert, aus dem man den Schall der frommen, zum Gebet rufenden Glocken hört. In der Ferne der Kronstädtsche Meerbusen, mit den darauf segelnden Schiffen, die aus Kronstadt kommen oder auch dahin gehen. — So nähert man sich unvermerkt der Stadt, und sieht sich in der menschenwogenden Residenz, ohne zu wissen, wie.

Ich hoffe, meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn ich sie mit einer Residenz bekannt mache, die vor hundert Jahren jener

große Mann gründete, der von hier aus das ungeheure Werk begann, Aufklärung und Kultur in seinem Reiche zu verbreiten, sein Volk gesitteter, und für Künste und Wissenschaften empfänglich zu machen.

Man erstaunt, wenn man diese Stadt, die jetzt eine der größten, schönsten und volkreichsten in Europa ist, mit ihren prächtigen geschmackvollen Anlagen erblickt, und dann dabey ihre mißliche Lage erwägt, das Klima und die Unwirthbarkeit des Bodens, wie der ganzen Gegend; und wenn man der übrigen Hindernisse gedenkt, die sich dem Gründer derselben in den Weg stellten, der dessen ungeachtet seine Schöpfung in einem Zeitraum, den nicht selten ein Menschenalter umfaßt, aus dem Nichts hervorrief: so fesseln Ehrfurcht und Erstaunen den Beobachter.

Wohl nie erreichte eine Stadt in einem so kurzen Zeitraum den Grad von Schönheit, Größe, Bevölkerung und Wichtigkeit unter den übrigen Städten Europa's, als Petersburg. Man urtheile selbst: Ein großes Regentengenie, dessen Seele den Stempel der kühnsten Unternehmungen trug, der es sich angelegen seyn ließ, sein Reich zur ersten Stufe der Größe zu erheben und sich dadurch die Palme der Unsterblichkeit bey seinen späten Nachkommen zu erwerben, geräth durch Krieg mit einem mächtigen und tapfern Nachbar in eine wüste und unwirthbare Gegend, von der

er durch die Macht der Waffen Besitzer wird. Seinem Scharfblick entgeht es nicht, daß von hier aus seiner Nation große Vortheile erwachsen müßten, wenn er seine Residenz näher an die Ostsee verlegte, von wo aus mit dem kultivirten Europa Handelsverbindungen um so leichter anzuknüpfen waren, da in diesen Gewässern der Handel und die Schifffahrt schon eine hohe Stufe erreicht hatten. Er übersah die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen stellten; aber er wollte sie überwinden, und besiegte sie glücklich. Die neue Residenz, die seinen Namen trägt, begann im ersten Entstehen auf einem Fleck, dessen ganzer Bezirk dem Blicke seines Gründers einen sumpfigen Boden mit einem dicht verwachsenen Birkenwalde zeigte, durch welchen kaum ein Sonnenstrahl drang und wo nur wilde Thiere hausten.

Gewiß! wer so, wie Peter, sich durch tausend Hindernisse von einem gigantischen Vorhaben nicht abschrecken läßt, wer so, wie er, dasselbe glücklich ausführt, und dadurch das hohe Ziel erreicht, nach dem er strebte: nur der verdient mit allem Recht den Namen des Großen.

Die Gründung der Stadt Petersburg kann füglich mit Anlegung der St. Peter und Paul Feste auf einer kleinen Insel der Nawa, im Jahre 1703 den 16ten März, angenommen werden. Von da an bis auf die gegenwärtige Zeit, wo man sich mit dem Bau einer großen Kathe-

dralkirche, der Hauptkirche der Mutter Gottes zu Kasan, beschäftigt, haben die Nachfolger des großen Kaisers, von gleichem Eifer für die neue Stadt beseelt, sie zu verschönern und zu vergrößern gesucht. Und so steht denn nun auf jener ehemals öden und menschenleeren Stelle, nur hier und da von armen Ingern und Finnen bewohnt, das stolze Petersburg, das in seiner Mitte alles umfaßt, was Künste, Wissenschaften und verfeinerter Luxus Großes und Schönes aufzuweisen haben. Hier haben die Musen eben so gut ihre Tempel, als in dem alten Rom, und ihr Lied ertönt an der Newa mit eben der Begeisterung von ihren Priestern, als an der Tiber. Alle feinen Lebensgenüsse sind, wie die Früchte milderer Himmelsstriche, durch Kunst hier einheimisch geworden. Die Produkte der entferntesten Welttheile finden hier ihren Markt und die Schifffahrt reicht dem Gaumen die Leckerbissen aller Länder und Meere; so wie die feinsten Weine Frankreichs und Spaniens hier nichts Seltenes sind. Aber selbst die große Industrie der Russen liefert jetzt schon für die Tafeln der Reichen die seltensten und edelsten Früchte, in Treibhäusern gezogen, wie sie nur unter dem italienischen Himmel gedeihen. Handel und Gewerbe blühen; überall aber verräth sich der feine Geschmack der Einwohner, so wie der Luxus in allem von Wohlhabenheit zeigt. Tausende von Ausländern, denen ihr Vaterland

Unterhalt und Nahrung versagte, finden daher hier reichliche Unterstützung, und genießen unter der schützenden Hegide Alexanders die Früchte ihrer Talente und ihres Fleißes. —

Auffallend ist es, was die Bauart betrifft, und hat für ein an Regelmäßigkeit gewöhntes Auge etwas Anstößiges, mitten in einer Reihe der schönsten Palläste auf hölzerne Häuser zu stoßen. Es ist zwar streng verboten, daß dergleichen Häuser, wenigstens in den vorzüglichsten Stadttheilen, künftig nicht mehr aufgeführt werden sollen, damit die alten nach und nach bey ihrem Verfall durch steinerne ersetzt würden; allein der Eigenthümer einer solchen hölzernen Baracke weiß durch künstliche Reparaturen, welche die Häuser dem Anschein nach neu erhalten, den Befehl zu umgehen. Doch machen die Newskyperspektive und die beyden Quais an der Nawa eine Ausnahme, denn hier trifft man durchweg und in ununterbrochener Reihe die regelmäßigsten und zugleich die schönsten Gebäude.

Der große Kaufhof (Gostinoi Dwor) und die neue Börse gehören zu den vornehmsten Zierden der Stadt. Der erstere, durchaus von Steinen aufgeführt, ist zwey Stock hoch und bildet ein regelmäßiges Viereck. Hier findet man alle Bedürfnisse des Lebens, die größten Waarenvorräthe und alle nur möglichen Artikel des Luxus. Für den Fremden ist es äußerst bequem, alle Be-

dürfnisse auf einem Fleck vereinigt zu finden, die man anderwärts mit Mühe einzeln zusammen suchen muß.

Das neue Börsengebäude vereinigt in seiner Lage, in seinen Umgebungen alles, um einen großen überraschenden Effekt hervorzubringen. Die ganze Anlage, deren Flächeninhalt, von ungeheurem Umfange, den Bezirk mancher Stadt in sich faßt, wohl gar übertrifft, verspricht das Vollkommenste zu werden, dessen sich das ohnehin prachtvolle Petersburg wird rühmen können. Der Kostenanschlag für die Börse und dessen Umgebungen, für ein steinernes Granitufer u. s. w. beläuft sich zusammen auf 3,240,000 Rubel, und kann mit der Vollendung des Ganzen leicht auf vier Millionen steigen. Wo ist noch eine Stadt in Europa, die das auf ein Gebäude verwenden kann? —

Zu den prächtigsten derselben kann man noch folgende zählen: die Assignationsbank, das in einem großen Styl aufgeführte Gebäude der medicinisch-chirurgischen Akademie, die neue, ihrer Beendigung nahe Kathedrale, die Isaakskirche, das Michailowsche Palais, den Marmorpallast, das Gebäude der Akademie der Wissenschaften u. a. m.

Man trifft in der Stadt mehrere schöne Gärten, z. B. den am Laurischen und Michailowschen Palais, und die Gärten einiger fürstlichen Perso-

nen; allein die allgemeine Promenade der Einwohner ist der sogenannte Sommergarten. Es ist dies ein schöner Park, durch welchen nach allen Seiten, im holländischen Geschmack, gerade Gänge laufen, die mit einer Menge von Marmorbüsten und Statuen geziert sind. An schönen hellen Sommertagen wird dieser Garten von sechs bis neun Uhr Abends am häufigsten besucht. Selbst der Hof mischt sich zuweilen unter die Menge der Promenierenden; wobey sich die Musikchöre der kaiserlichen Garden und die russische Hornmusik abwechselnd hören lassen. In der Mitte des Gartens sind allerley Erfrischungen zu haben, und die aufgethürmten Pyramiden von Drangen, Ananas, Apfelsinen, Weintrauben und Aepfel, die Menge von Kirschen, Erdbeeren, Arbusen und Melonen kontrastiren allerliebste mit dem frischen Grün der Linden und Birken. Auch tragen Russen Gluckwa, Kwas u. dergl. Nationalgetränke in reinen gläsernen Geschirren umher.

Längs der Newa, deren Ufer ganz von gehauenen Granit eingefasst und mit großen Palästen besetzt ist, führt, wenn man aus dem Sommergarten kommt, ein schöner Fußsteig bis an das Glacis der Admiralitätsfestung, wo Seine Majestät, der Kaiser Alexander, noch vor Kurzem eine öffentliche Promenade, dicht bey dem Winterpalais mit einer vierfachen Lindenallee anlegen lassen. Diese vierfache, nach drey Fronten gerichtete Allee

von 1200 Linden, die von Dramienbaum hieher verpflanzt wurden, gewährt unter den Fenstern des Kaisers eine angenehme Promenade. Für Erfrischungen aller Art ist hier gleichfalls gesorgt; und wenn nach einigen Jahren die jetzt schon siebenzehn Fuß hohen, stämmigen Linden sich noch mehr ausgebreitet haben, und ihre Blätter den Fußgängern mehr Schatten gewähren werden, so dürfte diese neue Schöpfung eine Zierde mehr für die Kaiserstadt seyn.

Der Sommeraufenthalt der Petersburger ist sehr getheilt. Die am nächsten gelegenen Lustörter sind: Katharinenhof, der Peterhofische Weg, die Insel Kristowßkoi-Dstrow, die Apothekerinsel, Selagininsel, Petrowßkoi-Dstrow; worüber ich unten ein mir aus Petersburg mitgetheiltes Gemälde folgen lasse.

Ueberhaupt dringt sich hier, wo Frühling und Sommer so kurz sind, die Bemerkung auf, daß man sich weit mehr bestrebt, sie zu genießen. Wer nur kann, flüchtet mit dem Anfange des Juny aus der Stadt, und lebt die drey Wonnemonate Juny, July und August im Grünen. Die Natur treibt hier, während dieser kurzen Zeit, auch alles mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit. Oft verändern wenige Tage die Aussicht, kleiden die Bäume mit dem frischesten Grün, und lassen auf die empfindlichste Kälte die größte Hitze folgen. Die langen Tage und darauf folgenden

kurzen und hellen Nächten verlängern gleichsam den Genuß dieser schönen Tage, und halten den Nordländer schadlos für die lange Zeit, wo er sich eine mildere Zone erkünsteln muß, um zu leben; wo die Natur für ihn todt ist, oder sich ihm nur durch traurige Empfindungen ankündigt.

Hier die nähere Beschreibung der Gärten, Willen, Landhäuser und öffentlichen Belustigungsörter um und bey Peterssburg. Obgleich diese eine anderweitige Bestimmung hatte, und mir zu einem andern Behuf mitgetheilt war: so kann ich doch der Gelegenheit nicht widerstehn, sie hier mitzutheilen. Und warum sollte ich auch andere Worte wählen, da doch die Sache dieselbe bleibt, und die Schilderung dieser Gegenstände so treffend und wahr, und so ganz meiner Ueberzeugung entsprechend ist? Ueberdem haben sich die Ansichten von Peterssburg seit meiner Abreise sehr merklich geändert; es ist daher, wie ich glaube, vernünftiger, die Gegenstände so zu schildern, wie sie sind, als wie sie waren. So viel, um einer unbescheidenen Kritik zu begegnen.

Zuerst nenne ich, wie billig, die Sommerwohnung des regierenden kaiserlichen Hofes in Kammenoi = Dstrow, ein ganz einfaches Landhaus mit einem artigen Garten an der Newa. Die Reize der belebten Gegend, der freundliche Fluß mit seinen vielen kleinen Fahrzeugen und Schaluppen, die Nähe bey der Ne-

sidenz und die dadurch fortdauernde Kommunikation mit den Ministerbüreauß und den Kronkollegien haben vermuthlich diesem Orte den Vorzug vor dem ehemaligen kaiserlichen Sommeraufenthalte, dem prachtvollen Zarßkoje = Selo, und dem zu Gatschina, den der verstorbene Kaiser Paul bewohnte, gegeben.

Zarßkoje = Selo war sonst der Lieblingsaufenthalt der unsterblichen Katharina der Zweyten. Elisabeth baute den ansehnlichen Pallast, aber Katharina gab ihm erst den Glanz und die Schönheit, von denen man in ganz Europa sprach. Alle Kapitäle der Säulen, die Statuen, die Gitterwerke und viele andere Theile des Ganzen sind vergoldet. Ein schöner Garten mit einem kleinen Wäldchen und andere reizende Parthien umgeben den Pallast. Auch trifft man in der Nähe mehrere Koloniendörfer von Deutschen, Holländern und Schweizern.

Gatschina, das Kaiser Paul zu einer Stadt erhoben hat, liegt vierzig Werst von St. Petersburg in einer pittoresken Gegend. Der Pallast glich ehemals in seinem Innern mehr einem einfachen Landhause, und wie bekannt, so lebte der damalige Großfürst Paul äußerst bürgerlich, still und eingezogen; erst, als er zur Regierung kam, entstanden die prächtigen Verschönerungen und die reizenden Seitenflügel. Gegenwärtig steht es ganz isolirt.

Peterhof ist nur bey gewissen Feyerlichkeiten von der kaiserlichen Familie bewohnt. Die dortigen Gärten sind sehr groß und liegen am Ufer des finnischen Meerbusens, von dessen Wasser sie bespült werden. In der Mitte steht der Palast auf einer Anhöhe, von wo aus man eine schöne Aussicht hat. Gegen die Fronte desselben ist ein Kanal, einige hundert Faden lang, der mit dem Meerbusen zusammenhängt und mit niedlichen Gondeln und Jachten besetzt ist. Mehrere Springbrunnen und Wasserfünste, die aber nur bey großen Feyerlichkeiten spielen, werden hier unterhalten.

In Pawlow ßk, einer reizenden ländlichen Schöpfung mit romantischen Naturanlagen in englischem Geschmack, bringt die Kaiserin Mutter mit den jüngern Großfürsten und Großfürstinnen ihren Sommer zu, in fortdauernden edeln Bemühungen für die dürstige, nothleidende Menschheit, und der unter ihrer Leitung stehenden Waisen- und Versorgungsanstalten.

Der Großfürst Konstantin Pawlowitsch bewohnt mit seinem Hofstaat das (schon oben beschriebene) jetzt nach einem Brande neu und prächtig erbaute Strelna, das an Sonn- und Feyertagen eine Menge Städter zu Wagen und zu Pferde herbeylockt.

Den ersten Platz unter den Sommerlandhäusern der Großen und Reichen behauptet unstreitig

das Landhaus des Grafen Strogonow, gerade Kammennoi-Dstrow gegenüber, theils wegen seiner reizenden Lage, theils wegen seiner außerordentlichen Mannichfaltigkeit. Des Sonntags Nachmittags ist da gewöhnlich bey günstigem Wetter solch ein Zusammenfluß von guter Gesellschaft, daß es das Ansehn einer völligen Stadtpromenade hat. Der dicht vorbeysfließende Arm der Newa ist mit kleinen Fahrzeugen bedeckt, und das Ufer zu beyden Seiten mit Equipagen und Droschken angefüllt. Hier eine nähere Beschreibung der abwechselnden Parthieen.

Vor dem Gartenhause breitet sich ein großer ovaler Rasenplatz vom schönsten, frischesten Grün aus, zu dessen beyden Seiten an den grünen Heckenwänden mehrere Bänke angebracht sind. An Sonn- und Feyertagen macht alles, was da sehn oder gesehen seyn will, um diesen grünen Rasenplatz die große Ronde. Im Garten ist ein bedeckter Platz zum Tanzen eingerichtet, und man wandelt an der Seite des Gartenhauses durch Blumenparterre, mit den schönsten Erzeugnissen Florens besät, die ihren Wohlgeruch weit umher verbreiten.

In des Gartens innerem Bezirk windet man sich durch Ruinen hindurch, oder man stößt auf das Grabmahl eines griechischen Helden. Kurz darauf kommt man vor einem Monumente vorbey, von dem Besizer seiner verstorbenen gelieb-

ten Tochter errichtet; — ein vielfach gespaltener Baum breitet seine Aeste quer über den Bach aus — jenseits zieht sich eine Reihe kleiner Landhäuser am Gestade hin, im Sommer von Städtern bewohnt, nur durch einen schmalen Kanal vom Garten getrennt, und durch Rachen immer in steter Verbindung mit ihm.

Will man an die breiteren Ufer der Nawa, so durchschneidet man den Garten und gleitet durch alle die Hunderte von Equipagen hindurch, die längs vor demselben in einer unabsehbaren Reihe auf dem Fahrwege halten; die Nawa fließt ruhig vor den Blicken hin, auf beyden Seiten von mannichfaltigen Landhäusern eingefast und in ihrer Mitte mit Jachten und bunten Schaluppen bedeckt.

Vom gegenseitigen Ufer winkt das freundliche Kammenoi = Dstrow mit seiner reizenden Blumenterrasse, seinen duftenden Drangeriebäumen, seiner wehenden Adlerflagge. Auch durch diesen Garten ist der Durchgang einem jeden offen, und man vermist darin, außer einigen Gardeschildwachen, jede Art von Gepränge.

Unfern von hier, dem rechten Nawaufer entlang, führt ein romantisch schöner Weg, auf der einen Seite mit Wald, auf der andern mit den niedrigsten Sommerhäusern besetzt, nach einer Insel, Krestwoſkoi = Dstrow genannt. Neuſerst imposant, am Nawaufer, und nach hinten

zu an einem langen, bis an einen andern Arm der Nema reichenden, freyen Rasenplatz, von beyden Seiten mit Waldung eingefast, liegt das herrschaftliche Wohngebäude des Fürsten Belofelsky, des Eigenthümers dieser Insel, von lieblichen Blumenparthieen umgeben. Quer durch den Wald, längs dem Dorfe, das größtentheils im Sommer von Städtern bewohnt ist, führt ein Weg bis zu dem vorderen Theil der Insel. Hier steht ein weitläufiges Traiteurgebäude. Die Rasenbänke und Tische unter den Bäumen, der Altan vor dem Hause, der Tanzsaal und die Zimmer neben demselben, sind, vornehmlich an Sonn- oder Festtagen, ganz mit Besuchenden aus der Residenz angefüllt. Hier kann man nun alles haben, was den Gaumen kitzelt, Punsch, Grogh, Wein, Porterbier; nur sind die Preise dafür etwas zu übertrieben, z. B. ein Glas Grogh kostete einen halben Rubel.

Die Apothekerinsel — von den botanischen Gartenanlagen und dem darauf befindlichen Hauptmagazin aller Medicinalwaaren für das ganze russische Reich, für Flotte, Armee und alle Kronapotheken so genannt — ist von einem beträchtlichen Umfange, und auf ihr liegt Kammennoi-Dstrow und eine Menge der schönsten Landhäuser.

Von hier fährt man auf Bötten nach der von seinem ersten Besitzer so genannten Telagin-

insel, wo sonst ein schöner großer Tanzsaal und die reizende Hornmusik an Sonn- und Feiertagen die Tanzlustigen hinauslockte. Der jetzige Besitzer hat alle Gebäude an sich genommen, und dem Traiteur und den Besuchenden einen andern Distrikt der Insel eingeräumt, wodurch diese Landparthie sehr viel verloren hat.

Mehrere öffentliche Anstalten zur Bewirthung hat der Peterhofische Weg, unter denen Kraßnoe = Kabak (die rothe Schenke) die besuchteste, und wegen ihrer zarten Waffeln berühmt ist. In den ersten Tagen der großen Fasten, wo sie für die Deutschen noch nicht begonnen hat, ist die Wallfahrt auf Schlitten dahin allgemein, und selten fährt oder reitet die kaiserliche Familie dort vorüber, ohne anzuhalten.

Im Katharinenhofe ist, vornehmlich des Sonntags, viel Gesellschaft versammelt, zwey öffentliche Wirthshäuser sind zu ihrem Empfange bereit, und man ergötzt sich da bey Punsch, Kegelschieben und Tanz. Von der ersten Maypromenade an (von der ich unten etwas sagen werde) sind indeß fast alle Bauerhäuser von Stadtfamilien für die Sommermonate gemiethet.

(Der Beschluß folgt.)

---

## V.

## Fragmente aus dem Tagebuche einer Badegesellschaft.

— Unser Einzug war keinesweges günstig; aber ganz so, wie wir es wünschten, es ging bunt durch einander. Von der Reise läßt sich nichts sagen; genug, daß wir seit acht Tagen hier sind. Unser Quartiermacher hatte uns schlecht besorgt. Er hatte erst richtig bestellt, dann kommen artige Damen, suchen vergebens; er ist galant, hofft Bekanntschaft, vielleicht sein Glück zu machen: so wurde unsere Ruhestätte zwar schön besetzt, aber für uns blieb im eigentlichsten Sinn kein Raum in der Herberge. Den ganzen Weg über war geschertzt, beynahe getollt worden; die Lichter brannten in den Häusern, als wir ankamen. Friedrich wußte das Logis, sprang ab, ein paar große Schachteln unter dem Arm, und wollte Platz schaffen. Die Damen suchten noch ihre Ridiküls, als man ihn schon wieder aus dem Hause heraus demonstirte. Verdrießlich sprang er an den Schlag, Fulchen ihm, von den andern gedrängt, in den Arm, darüber die angelehnten Schachteln jenen unter die Füße kamen. Dadurch und durch die Finsterniß, die die blendenden Lichter noch schlimmer machten, ward die Verwirrung immer größer; eins fiel über das andere, und halb mür-

risch, halb lachend wirrte sich der Knäuel auseinander.

Ein kleines, aber hübsches Haus mit einer fröhlichen Aussicht durch ein Rosengärtchen auf das Meer, ward endlich unser Standquartier. Die Frauenzimmer mußten sich mit anderthalb, wir Herren mit einer Kammer begnügen; von der andern Hälfte jenes Zimmers durften wir nur zu bestimmten Stunden Gebrauch machen. Louis hatte in der kurzen Bettstelle nicht gut geschlafen; er war daher der Wecker der ganzen Gesellschaft.

Die Bädegäste? — Es sind deren ziemlich viel; nach dem Aeußern zu urtheilen, lauter hübsche Leute, die gern ihren Kaffee im Freyen trinken, viel Staub machen, und wenn sie sich besehen haben, fein ehrbar nach Hause gehn. Die ersten beyden Tage, an welchen der Doktor jedem die Zahl der Pillen verordnete, die er nach dem Bade zu nehmen hatte, trieben wir uns geziemend unter ihnen herum, und nach zwey Stunden konnte Hermine schon jedes Leibgesicht nachschneiden, und damit das Uebrige nicht fehle, so präsentirte Theodor, gewöhnlich die liebe Jugend genannt, die übrige Haltung zu jenen Gesichtern, bald lahm, wie ein dicker Kanonikus, bald herumzirkelnd mit dem Fuße, wie ein facirender Marquis, der im gelben Brokat herumschlendert.

Ernsthaftes zu treiben, ist verboten; doch ist

der Raum zu enge, als daß so mancher lustige Einfall ganz hätte durchgesetzt werden können. Sie wollten Komödie spielen, aber alles aus dem Stegreif. Der Titel war alt, Einer über den Andern — auch der bekannte Nachsatz blieb nicht aus. Nichts dauert lange; und doch bleibt lieber alles zu Hause in dem enge Raume, als daß es sich auf den Promenaden herumtreibt. Bekanntschaften machen wir eben deswegen wenig; bloß mit der Familie eines Obersten, der neben uns wohnt, kommen wir zusammen. Mit französischem heitern Blut verbindet er deutschen Ernst; seine Frau, nach dem Haar und Gesicht eine Italienerin, spricht schweizerisch Deutsch und sehr fertig Französisch. Der Himmel weiß, wie sie unter unsern Himmel gekommen ist!

Wir sind, nach der Meinung der feinen Welt, zu spät angelangt; fast alles packt schon wieder ein, und es wird stiller in den Gärten. Bloß eine Bande Prager ist noch hier geblieben, und ein Leyermann, die redlich auszuhalten versprochen haben. Wir bewohnen jetzt ein größeres Logis, und vermiffen unser kleines Paradies und seine enge Freyheit und Gleichheit. Der gefällige Wirth hatte selbst Freude an der tollen Lust, und verdarb keinen Spaß. Die Aussicht auf das Meer haben wir mit einer noch schönern nach dem fernen Leuchtthurm vertauscht, und die Gartenmusik, der wir dort, aneinandergelehnt, so gerne horchten, kommt jetzt zu uns

über die kleine Bucht herüber, begleitet und unterbrochen von den anschlagenden Bogen.

Auch der Oberst war im Begriff abzureisen, aber der Brief eines Abbé's, eines Verwandten seiner Frau, der hier mit ihm zusammentreffen will, verlängerte seinen Aufenthalt. Es ist eine Parthie zu Wasser auf morgen mit ihm verabredet; zwey Stunden von hier am Strande wollen wir den sehnlichsten Erwarteten einholen. Alles, was wir von ihm hörten, macht uns den Abbé interessant, die meisten Damen hat er schon gewonnen, — um nicht mehr zu sagen.

Die Gesellschaft fuhr in zwey Bötten; das unsere hatte ein Segel, das andere, worin der Oberst mit seiner Gemahlin saß, wurde bloß gerudert. Es war heiß, und ziemlich windstill. Anfangs ging es gelassen und ehrbar her; man sang und schäkerte. Als wir aber an die tiefe Stelle des Ufers kamen, wo die Bäume sich nach dem Wasser überbeugen, suchten die Damen Zweige zu haschen. Man machte ihnen das Kompliment: sie hätten, wie die Könige, lange Hände; zur Strafe singen sie an, zu schaukeln. Der Hut der lieben Jungend fiel ins Wasser, und plötzlich waren alle Hände in Bewegung, ihn, durch Plätschern im Wasser, weiter zu treiben; der Lärm wurde immer lauter. Außer der Bucht wehte zwar ein Lüftchen, mehr aber zur Kühlung für uns, als für unser Segel. Das andere Boot ruderte schneller;

alles fing an zu blasen, um nachzuhelfen. Da es bey dem Segel nichts half, blies man einander in die Augen. Das Schiff sah zu vornehm für ein Marktschiff auß; aber es schien wilde Sirenen geladen zu haben, die mit ausgelassenen Tritonen Parthie machten. Der Stimmen hörte man mehrere durcheinander, als weiland in der Arche Noah.

Um den Scherz nicht stock zu lassen, beschloß man, eine Gesellschaft auf einem Marktschiff vorzustellen. Die liebe Jugend feilschte mit dem Schiffer um das Fährgeld, rechnete ihm den verlorenen Hut an, und das alles in der Rolle eines Herrenhuters. Julie war ein Gärtnermädchen, im Wiener Dialekt, mir gab man den Juden; der Student, der Officier, ein Kaufmann, ein facirender schöner Geist fehlte auch nicht — das dauerte bis in die Nähe des Landhauses, wo Halt gemacht werden sollte. Durch das Gebüsch hörte man eine rufende Stimme.

„Wer spricht? wer sprach? wer hat gesprochen?“ rief einstimmig die Equipage beyder Gondeln.

Lärmend und lachend landeten wir. — Die Stimme war wirklich keine Täuschung gewesen. Der Baron \*\*, den wir im Bade nur selten sahen, öfter hörten (denn seine fröhliche Unterhaltung schallte immer über ein paar Gruppen weg), hatte abreisen wollen. Gerade hier war etwas am Wagen gebrochen; ein Umstand, der seiner Reise

ein Ziel setzte, und ihn mit uns umzukehren nöthigte. Er gehört jetzt zu unserer Gesellschaft, wohnt in unserer Nähe und hält am strengsten über das Verbot, üble Laune zu zeigen; der Uebertreter dieses Verbots ist der muthwilligen Laune der ganzen Gesellschaft preis gegeben.

Die Damen hatten am Theetisch Platz genommen. Hinter ihnen bogen sich einige spätblühende Rosen über ihre Schultern, wir alle lagen zu ihren Füßen im Grase, ordneten das zusammengetragene Laub und die Blumen, die sie in Ketten und Kränze verwandelten. Es war ein schöner Nachmittag; der blaue Himmel schien so heiter durch die Zweige, die ein leiser Wind fächelte.

Die Oberstin liebt den Gesang; deutsche Gesänge erhalten in ihrem Munde eine Weichheit und Naivetät, die schon beym Sprechen in ihrem Organ liegt. Französisch singt sie aber besser, als ich es je gehört habe; in die kleinen leichteren Lieder weiß sie Herz und Seele zu legen. Die Heiterkeit des Ganzen scheint nur da zu seyn, um den Ernst des Einzelnen zu heben. Fein genug, um auch die Andern mitsingen zu lassen, fing sie mit der jetzt schon vergessenen Marseiller Hymne an; alle hörten ihr schweigend zu. Die wirklich kräftigen Worte:

Mourir pour sa patrie,

Mourir pour sa patrie,

C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie!

sang sie mit einer Erhebung, die uns Thränen entlockte. „Verzeihen Sie mir meine unglückliche Wahl,“ sagte sie erröthend, „das Lied war zu ernsthaft. Ich sollte es nie singen; mir ist es zu heilig, um einen wilden Schlachtgesang daraus zu machen, wie es in der ersten Zeit geschah, und unwillkürlich macht mich die Erinnerung dabey zur Schwärmerin. Darum etwas Lustiges!“ Sie ließ jetzt Florians schöne Romanze, die Schwalben, folgen. Julie, die nur ein einziges französisches Lied auswendig wußte, trällerte mit ihrer gefälligen Stimme erst leise die Melodie, dann sagte sie der Oberstin die Worte vor, die aus einer Oper genommen waren. Abends ließ ich mir den Text diktiren, aber in der Eil erfuhr ich nicht mehr als den ersten Vers:

Un voyageur s'est égaré,  
 Une lueur s'offre à sa vue,  
 Et rend à son coeur rassuré,  
 Les force qu'il avoit perdue.  
 Entre nous et lui n'est-il pas  
 N'est-il pas quelque ressemblance?  
 Nous voyageons tous ici bas.  
 Et la lueur est l'esperance.

Die letzten Worte werden wiederholt, und in vollen, schönen Noten ausgehalten; die Oberstin zog sie voll anfangend, dann allmählig verhallend hin, wie eine gern genährte Hoffnung, die endlich mit dem stillsten Wunsche aufgegeben wird.

Wir horchten ehrerbietig, viele mit verhaltenem Athem, keines ohne Andacht —

Et la lueur est l'esperance, sprach eine feyerliche Stimme; die Rosen theilten sich, und hinter den erschrockenen Frauen stand der ehrwürdige Abbé. —

Seit er unter uns ist, geht es stiller her, aber darum nicht minder froh.

(Die Fortsetzung folgt.)

## VI.

### Der häßliche Prinz.

Ein Märchen.

(Fortsetzung.)

Zambedin hatte schon einen guten Theil Weges zurückgelegt, als sich ihm in der Ferne ein breiter Strom zeigte, über den eine prächtige steinerne Brücke führte. Aber dort angelangt, fand er das Ufer steil und von hohen Felsen umgeben, und was das Unangenehmste war, so fehlten die beyden ersten Bogen der Brücke. Während er mit sich zu Rathe ging, was er thun sollte, sah er eine hinkende menschliche Figur aus dem nahen Walde kommen, die sich langsam nach der Brücke

zu in Bewegung setzte. Um den Wanderer zu erwarten, lagerte sich der Prinz unter ein paar großen Bäumen, die ihren Schatten weit umher verbreiteten. Kolibri, dem bey der Langsamkeit des Hinkenden die Geduld riß, schlug seinem Herrn vor, ihm entgegen zu gehn. Aber dieser war der Meinung, daß man sich in keinem Stücke übereilen müßte. Endlich langte der Hinkebein an — ein kleines, vor Alter zusammengeschrumpftes Männchen, mit einem freundlichen Gesicht.

Der Prinz fragte ihn, ob es nicht eine andere Stelle gäbe, wo man den Fluß passiren könnte? „Ich glaube es nicht,“ war seine Antwort. „Aber was fangen wir an?“ — „Ach! gnädiger Herr, das wissen Sie besser, als ich,“ erwiederte der Alte. — „Nun wohl,“ sagte Zambedin, „so fälle mir die beyden Bäume.“ Der Greis zog darauf ein Messer aus seiner Tasche und säbelte damit die Bäume nieder, als ob sie aus der Wurzel gehoben wären. „Aber,“ fing Kolibri an, darüber nicht wenig erstaunt, „wie schaffen wir diese Bäume ans Ufer?“ „O, gnädiger Herr,“ antwortete der Alte, „das wissen Sie besser, als ich.“ „Wohlan,“ sagte Zambedin, „nimm sie beyde auf die Schulter und trage sie zum Fluß.“ Der Alte nahm hierauf gelassen auf jede Schulter einen Baum, und ging damit, vom Prinzen begleitet, nach dem Fluß. „Aber,“ fragte dieser, „wie fangen wir es an, um hinüberzukommen?“

„O, gnädiger Herr,“ erwiederte der Alte, „daß wissen Sie besser, als ich.“ — „Nun, so lange Dein Messer heraus,“ sagte der Prinz, „zerschneide diese Bäume der Länge nach, und flechte ein Rost von den Zweigen, damit mein Kabriolet hinüberfahren kann.“ Und es war alles, in weniger als einer halben Viertelstunde, geschehen. Kolibri jagte, aus Angst, daß die Zweige brechen würden, im Galop hinüber; aber am andern Ende der Brücke fehlten wieder die beyden letzten Bogen, die eine ungeheure Zugbrücke ersetzte. Der Alte war ganz ruhig vor dem Fahrzeug hergegangen. „Wie macht man's, daß die Zugbrücke niederfällt?“ fragte ihn der Prinz.“ — „O, gnädiger Herr, das wissen Sie besser, als ich,“ war seine Antwort. — „Nun gut, zerschneide die Ketten mit Deinem Messer.“ Sogleich griff der Alte nach seinem Messer, machte damit einen Satz in die Höhe und zerschnitt die Ketten, wie Stricke; die Brücke fiel und der Wagen rollte hinüber. Hierauf sagte der Alte: „Sie sind nun glücklich passirt, was wird aber aus mir?“ „Oh!“ war des Prinzen Antwort, „das weißt Du besser, als ich.“ „Sie haben Recht.“ Mit diesen Worten nahm das Männchen beyde Beine auf die Schulter und verschwand geschwinder, als der schnellste Courier.

Zambedin befand sich jetzt in einem prächtigen Vorhof, den hinten ein silbernes Gitter von der

schönsten Arbeit schloß. Es fing an zu regnen, und er wäre gern näher gegangen; auch zeigten sich mehrere Leute an den Fenstern des Schlosses, aber niemand dachte daran, ihn einzulassen. Er begriff nicht, was das heißen sollte. Da erinnerte er sich der Fee *Widerhold*, die ihm sein Vater, der König, als das personificirte Widerspiel von allem geschildert hatte, und er vermuthete sogleich, daß er sich vor ihrer Wohnung befände. Ueberzeugt, daß er hier die Nacht unter freyem Himmel würde zubringen müssen, wenn er Verlangen zeigte, unter Dach zu kommen, stieg er ruhig aus und ging, im stärksten Regen, spazieren; dabey blieb er zuweilen stehen und schaute links und rechts umher, als ob er die Gegend betrachtete. Einen Augenblick darauf öffnete sich das Gitter, eine weibliche Figur trat heraus, und empfing ihn auf der Schloßstreppe. Sie ließ ihm die Wahl, näher zu treten, um sich's bequem zu machen, oder die Eigenthümerin des Schlosses aufzusuchen, welche (in einem Wetter, wo man keinen Hund herausjug) in ihren Gärten lustwandelte. *Zambedin* begriff, daß er bey der Fee *Widerhold* war, und erklärte daher, daß er vor Begierde brenne, ihr seine Aufwartung zu machen; er weigerte sich sogar, trockenen Fußes durchs Schloß zu gehen, und trat die Wanderung selbst ohne Regenschirm an, gerade, weil man ihm diesen anbot. Er traf endlich die Fee und wurde

von ihr auß artigste empfangen; und da sie nichts vom Regen spürte, weil die Feen trocken darunter weggehn, so setzte sie die Promenade fort, bis er aufgehört hatte. Dann erst fiel es ihr ein, ihren Begleiter um Verzeihung zu bitten, daß er durch ihre Schuld naß geworden sey, und ihn auß Schloß einzuladen. Der Prinz versicherte, daß es nichts auf sich habe, und er dafür hinlänglich durch die Ehre ihrer Gesellschaft und durch das Vergnügen entschädigt sey, was ihm die reizenden Gartenanlagen gewährt hätten. „Es freut mich, daß sie Ihren Beyfall haben,“ sagte sie. „Ich muß Ihnen doch eine ganz neue Anlage zeigen. Es ist ein wenig weit, aber Sie sind jung, und noch gut zu Fuß.“ Das letztere war bey ihm gerade nicht der Fall, und er hatte alle Mühe, ihr zu folgen. Da sich endlich das Wetter aufklärte und zum Spaziergang einzuladen schien, war ihr die Lust dazu vergangen. — Als sie in das Schloß traten, fragte sie ihren Gast, ob er schon zu Mittag gespeist habe? Er verneinte es. „Ach! das thut mir leid,“ sagte sie; „ich stand eben vom Tische auf, als Sie ankamen und esse heute eine Stunde später, als gewöhnlich, zu Abend.“

„Das hat nichts auf sich,“ sagte der Prinz, „es ist mir im Gegentheil willkommen. Denn das Fasten zu Mittag bekommt mir außerordentlich.“

„Aber,“ fing sie an, „womit vertreibe ich

Ihnen die Zeit bis zum Abendessen? Welches Schauspiel lieben Sie am meisten? Sonst pflegen die jungen Leute den komischen Opern den Vorzug zu geben.“ —

„Sie haben Recht,“ fiel er ein, „und eine lustige Musik stimmt ganz zu meinem Charakter.“

Die Fee winkte hierauf ihrer Begleitung, und kurz darauf benachrichtigte man den Prinzen, daß das Schauspiel ihn erwartete. Während der Duvirtüre sagte die Fee zu ihm: Sie werden ein Trauerspiel sehen, das Sujet ist eben nicht interessant, die Ausführung erbärmlich und der Styl matt. Fürchten Sie Langeweile, so sagen Sie's mir, es soll sogleich —

„Ein Trauerspiel habe ich gerade am liebsten,“ sagte Zambedin; „ist es gut, so gewährt es mir Unterhaltung, und taugt es nichts, so liefert es mir Stoff zur Kritik.“

Das Stück war höchst langweilig, und wollte gar nicht enden. Zambedin jähnte, daß ihm der Mund weh that, und versicherte dabey, daß er sich außerordentlich amüsire. Endlich hieß es, daß die Tafel servirt sey, was ihm viel Freude machte, denn er wollte vor Hunger sterben. Bey Tisch stellte er sich, als wenn er gar keinen Appetit hätte, um nur recht viel zu bekommen.

Beym Nachtsch außerte sie, daß er zeitig zur Ruhe kommen würde. „In meinen Jahren,“ fügte sie hinzu, „geht man früh zu Bette.“ — „Auch ich

bin von so schwächlicher Gesundheit," sagte der Prinz, „daß ich es mir nie gestatte, lange aufzubleiben.“

„Aber wahrhaftig," fing die Fee wieder an, „fast hätte ich vergessen, daß einem jungen Mann in Ihrem Alter ein Ball am willkommensten wäre; ich will sogleich einen arrangiren.“

„Für den Tanz passe ich, schon meiner Figur wegen, nicht," antwortete der Prinz, „aber darum liebe ich doch nichts desto weniger die Bälle, weil man sich dort auf so mannichfaltige Weise unterhält.“ —

„Es soll nicht lange währen," unterbrach ihn die Dame Wiederhold, „es würde Sie sonst angreifen, und ich will nicht, daß Sie krank werden.“

Wenige Augenblicke darauf begann der Ball. Der Prinz, der hier keine Seele kannte, mußte sich doch gezwungen daran vergnügen. Er nahm eine Priße nach der andern, um nicht einzuschlafen — und leerte mehrere Tassen Gefrornes, um nur beschäftigt zu scheinen. Die Fee hielt ihn bis zum Anbruch des Tages auf. Wenigstens mußte er wünschen, daß sie mit ihm von seinem Abentheuer und dem, was darauf Bezug hatte, sprechen würde; aber sie hatte den ganzen Tag kaum ein Wort davon fallen lassen. Indessen holte sie dies den andern Morgen ein, als sie ihn bey guter Zeit und früher, als er es erwartete, zur Reise antrieb. „Sie haben nur noch eine Tagereise bis

zum Karfunkelschloß, sagte sie. Ihr Abenteuer beunruhigt mich; ich wünsche Ihnen alles Gute, aber sie werden es nicht bestehen. Nur der künftige Gemahl der schönen Wunderhold kann ihren Vater befreien, und Sie sehen gar nicht darnach aus, als ob Sie ihr bestimmt wären.“

„Nur ungern,“ sagte der Prinz, „würde ich eine so schöne Gelegenheit fahren lassen, mir Ruhm und Ehre zu erwerben; übrigens ist es so natürlich, einen glücklichen Ausgang zu hoffen. Was die Hand der schönen Wunderhold betrifft, so wäre ihr Verlust das wenigste, was ich dabey bedauern würde.“

„Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß es das schönste Mädchen auf Erden ist.“

„Die Schönste auf Erden ist die, die uns am meisten gefällt. Mein Herz, von einer andern erfüllt, ist von der heftigsten Leidenschaft ergriffen“ —

„Jugendliches Geschwätz!“ unterbrach ihn die Fee, — „von der heftigsten Leidenschaft ergriffen! Sie verdienen, daß ich Ihnen von Ihrem Vater den Kopf waschen lasse. Es ist von der vortheilhaftesten Verbindung, von dem größten Etablissement die Rede, und der junge Herr schwätzt von einer flüchtigen, vorübergehenden Neigung. — Nein, nein, Sie müssen die Prinzessin Wunderhold heirathen. Sie sind sanft, liebenswürdig und ganz der Mann, sie glücklich zu machen; gar

nicht so widersinnig, wie der Geck Tulipan, dem nichts recht ist. Uebrigens haben Sie etwas Glückverkündendes im Blick, Sie müssen wider Ihren Willen reussiren. Drum reisen Sie getrost, und sorgen Sie nur dafür, daß Sie nicht vom Karfunkel geblendet werden; das ist der einzige Rath, den ich Ihnen geben darf.“ —

Der Prinz setzte hierauf seine Reise weiter fort, und traf unterwegs noch manche Palläste und Schlösser, auch Ungeheuer, welche von ihm bezwungen seyn wollten, und Innschriften, die von leicht zu hebenden Bezauberungen sprachen. Kolibri machte ihn auf alles das aufmerksam. Aber er verfolgte ruhig seinen Weg, ohne sich irremachen zu lassen. Endlich, da sich der Tag schon zu Ende neigte, gerieth er aus einem dichten Wald in eine unabsehbare Fläche; in ihrer Mitte erblickte er von Weitem ein glänzendes Schloß, das er bis dahin genau zu betrachten und kennen zu lernen Zeit genug hatte. Sechzig alabasterne Säulen mit goldenem Piedestal und Kapitälern von Gold formirten eine runde Halle, zu welcher eine Treppe von orientalischem Granit führte. Von jeder Säule erhob sich ein schneckenförmiges Gewinde von gediegenem Gold, mit reichen Steinen besetzt, das oben in einen Bund von Diamanten zusammenlief; darunter breitete sich ein Zelt von golddurchwirktem grünen Sammet aus, das hie und da mit diamantnen Agraffen

befestigt war. Unter diesem Dach saß auf einem goldenen Thron der Drache, und hielt den kaiserlichen Karfunkel zwischen den Zähnen. Dieser Drache war übrigens der schönste und liebenswürdigste von allen. Sein Körper, wie das Außere seiner Flügel, war grün und Gold, der untere Theil der letzteren, seine Klauen und sein Schweif waren feuerfarb und Silber; und man hätte ihn nicht ohne Vergnügen betrachten können, wenn die Drachen überhaupt nur ein wenig geselligen Humors wären. Der Glanz, den der Karfunkel um sich her verbreitete, machte es dem Prinzen leicht, von weitem alles genau in Obacht zu nehmen; er bemerkte bald, daß die Gegenden, wohin der Glanz nicht gelangte, von Finsterniß bedeckt waren, und daß dieser, so wie der Drache und der Thron, sich folglich langsam von der Rechten zur Linken unaufhörlich drehten. Er folgerte daraus, daß er ohne alle Gefahr in das Schloß kommen könnte, wenn er ruhig wartete, bis die Finsterniß den Theil der Fläche, den er vor sich hatte, treffen würde. Auch betrog er sich nicht in seiner Vermuthung. Er stieg vom Wagen und ging zu Fuß allein weiter, um alles Geräusch zu vermeiden. Er kam gerade beym Schloß an, als das Gesicht des Drachen und der Karfunkel nach der entgegengesetzten Seite gerichtet waren.

Um das Schloß herum befanden sich an verschiedenen Plätzen marmorne Bassins, die mit

dem klarsten Wasser gefüllt waren, und auf dem Piedestal jeder Säule stand eine wunderschöne Base von Agath. Die Drachen sind bey ihrem heftigen, ungestümen Charakter von hitzigem Temperament, und folglich immer durstig. Zambedin schloß daher, daß die Basen da wären, um, mit Wasser gefüllt, dem Drachen vorgesetzt zu werden. Er ergriff also die nächste, füllte sie und ging damit ins Schloß; hier setzte er sie an derselben Säule inwendig nieder, von wo er sie genommen hatte. Dann wollte er wieder davon gehen; aber eine unüberwindliche Macht hielt ihn zurück. Es war immer gewagt, mit einem so gefährlichen Nachbar, als der Drache war, allein zu bleiben; aber unter solchen Umständen muß man weder den Kopf, noch die Courage verlieren.

Der Prinz hielt sich hinter dem Thron versteckt, auf der Seite, wo es finster war, und wartete, bis der Drache das Gesicht der Base zuzukehren würde. Als dies geschah und er die Base erblickte, wollte er trinken, wie jener vorausgesehen hatte. Er war daher genöthigt, den Karfunkel fahren zu lassen, und legte ihn neben sich auf ein karmoisinsammetnes, mit Perlen gesticktes Kissen; und als er den Kopf in das Gefäß senkte, streckte der Prinz, der ihn genau beobachtete, die Hand von hinten nach dem Kissen aus, und bemächtigte sich des Kleinods. Er steckte den Ring sogleich an den Finger, ruhig erwartend, was geschehen würde. Der

Drache, da er seinen Durst gestillt, wollte auf den Thron zurückgehen; als er aber den Prinzen gewahr ward, erhob er ein fürchterliches Geziſch. Jener hielt ihm den Ring vor, und, von ſeinem Glanz geblendet, fiel er betäubt zu Boden — wie Tulipan, als ihm das nämliche widerfuhr.

Zambedin, nunmehr Herr des Saals wie des Drachen, näherte ſich dieſem, um ihn zu unterſuchen; er fand, daß er auf dem Rücken einen Sattel von grünem Sammet trug, auf dem es ſich ganz bequem ſitzen ließ — ein Umſtand, der ihn auf die Vermuthung brachte, daß man das Schloß nicht anders, als auf dem Rücken des Drachen, verlaſſen könne. Kaum hatte er daher hier Platz genommen, ſo ermunterte ſich jener, da ihm der Glanz des Ringes nicht mehr in die Augen ſtach, und nachdem er ſeinen Schweif wie eine Lehne um den Ritter ausgebreitet, um ihn vor dem Herunterfallen zu ſichern, erhob er ſich zwiſchen den nächſten Säulen mit reiſender Schnelligkeit in die Luft.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

## VII.

## Vom Ohrenkizel.

Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß die Chinesen das Kizeln in den Ohren für eine der größten Ergößlichkeiten halten, und solches nicht allein an sich selbst verrichten, sondern daß es bey ihnen auch Meister in dieser Kunst gebe, welche für Geld andern die Ohren kizeln, und ihr Brod damit reichlich verdienen. Sie besitzen die Geschicklichkeit, daß durch die Schnecke des Ohrs dem ganzen Körper mitgetheilte Vergnügen zu dem eigentlichen Grad der Entzückung zu treiben, welchen der Gefizelte haben will.

Wenn diese Erzählung ihre Richtigkeit hat, und nach dem Buchstaben verstanden werden soll, so sind freylich unsre europäische Ohren eines solchen Vergnügens nicht fähig, oder wir wissen den dazu erforderlichen Handgriff nicht. Dem sey nun wie ihm wolle, so finde ich doch, daß wir unsere Ohren eben so wenig vernachlässigt, und eben so wohl, als die Chinesen, für unser Vergnügen gesorgt haben. Bey uns geschieht der Ohrenkizel durch den Schall — die Berührung der Luft, bey den Chinesen durch die Berührung der Hand. Die Wirkungen sind sich gleich, und außerdem giebt es auch europäische Ohren, denen sogar der handgreifliche Kizel nicht unbekannt zu seyn

scheint. Dieses sind die Leute, von denen man zu sagen pflegt: ihnen jucken die Ohren.

Unsere Ohren sind so zart und lüsteru, als immer die der Chinesen seyn können, und unsre Ohrenkizler machen, wie dort, einen ansehnlichen Theil der Nation aus. Sie theilen sich in drey Gattungen. Einige sind geheime, andere öffentliche, und noch andere Kizler ihrer eigenen Ohren. Ein geheimer ist eigentlich ein Schmeichler, und die Kunst eines öffentlichen Ohrenkizlers ist, seine Stimme so zu regieren, seine Gründe so stark zu machen und seinen Vortrag so einzurichten, daß die Ohren der um ihn versammelten Zuhörer durch eine angenehme Empfindung gerührt werden. Dieses ist von ihren Kunststücken das schwerste, aber auch den wenigen, die sich darauf verstehen, das einträglichste. Es giebt noch eine Art öffentlicher Ohrenkizler: dieses sind die Virtuosen, denen alle feine Ohren haufenweis zueilen, um der Entzückung theilhaft zu werden, die sie durch ihre Stimme oder Instrumente ihnen so reizend mittheilen, und wodurch sie reiche Vergeltung ihrer Verdienste zu erhalten wissen. Der Selbstkizler ist von allen Menschen der unglücklichste und wird von jedermann verachtet, weil ihm dabey die Geschicklichkeit fehlt, andere zu kizeln. —

Eines ganzen Volkes Art zu denken wird aus den üblichsten und gemeinen Redensarten am

sichersten wahrgenommen, und ich kann aus verschiedenen Ausdrücken beweisen, daß wir die Ohren für einen der wichtigsten Theile des ganzen Körpers ansehen.

Des Fürsten Ohr haben, heißt, wie allen bekannt ist, dessen Ansehn und Gewalt zum Theil, wo nicht ganz, besitzen.

Einem Gehör geben, oder das Ohr leihen, ist so viel, als sich von dieser oder jener Person belehren und regieren lassen.

Einem das Ohr nicht weigern, will nicht allerdings so viel sagen; doch bezeichnet es eine verborgene Empfindlichkeit und Begierde in dem, der es nicht weigert, durch einen wiederholten Kitzel sich überreden zu lassen, und ist eine gute Vorbedeutung für den, der die Kunst versteht.

Gewisse Gelehrte, die den Bau des Körpers kennen, haben entdeckt, daß die flache Hand und das Ohr mit einander in Rapport stehen, und fast jedermann, besonders wer Prozesse oder sonst etwas zu suchen gehabt hat, wird durch die Erfahrung gelernt haben, daß ein vorgängiger Kitzel in die Hand, bey ansehnlichen Personen beyderley Geschlechts, den Kitzel in die Ohren ungemein befördert hat.

N. L.

## VIII.

### T h e a t e r.

---

Die Schauspieterschule, oder charakteristische Darstellung der Hauptrollen in den vorzüglichsten Schauspielen der deutschen Bühne. Für Schauspieler und Dilettanten dieser Kunst. Erstes Bändchen. Quedlinburg, 1810.

Man kann wohl sagen, es gab eine Kunst, als noch nicht so viel über Kunst räsonnirt und geschrieben wurde. Die Geschichte der bildenden Künste liefert hiezu einen sprechenden Beleg. Was folgt daraus? — Daß die Kunst früher als die Wissenschaft war, und daß das Genie dem Verstande das Feld geräumt. So lange jenes in den angeborenen Schranken des Schicklichen und Schönen sich noch frey bewegte, wirkte es Enthusiasmus und Staunen, riß das Herz zur Bewunderung hin und stimmte es zu sanften Gefühlen. Eigenthümlichkeit, Wahrheit und Natur sprachen in seinen Schöpfungen an, und es existirte in ihnen die Kunst, ehe noch der Name dafür erfunden war.

So sehr die Künste überhaupt zur Bildung des Geschmacks, wie zur Erweiterung der Wissens

schaften bengetragen, so sehr, läßt sich annehmen, haben diese den Künsten geschadet. Es ist hier der Ort nicht, dieß weitläuftiger auszuführen, und wir behalten uns solches für einen anderen Platz vor. Allein so viel darf nicht unberührt bleiben: seitdem sich in allen Zweigen der Kunst der Apparat und das Geräth mehrte, ist immer mehr und mehr darin gehandwerkelt worden.

Dies auf die heutige Schauspielkunst angewendet, dürfte vielleicht mancher Jünger derselben in dem Wahn, der ihn bisher auf seiner Bahn so sicher leitete, bestärkt werden, daß es für ihn keiner Schule, keiner Kritik bedarf. Da aber die meisten von ihnen nur Handwerker in ihrem Fache sind, so bedürfen sie gerade des Handwerkergeräthes am ersten. Roscius und Garrik, Eckhoff etc. lieferten der Kritik den Maasstab, und zu allen nachherigen Kommentaren den Stoff. Unter den Lebenden ihres Standes ist, neben Schröder, Iffland vielleicht noch der Einzige, von dem sich ein Gleiches sagen ließe. Allein die Kriphäen der Bühne werden immer seltener, und je weniger es deren giebt, desto mehr will jeder dafür gehalten seyn. Kein Wunder, wenn daher auch jeder aus der obigen Ansicht Trost für sich zu schöpfen bereit ist, statt darin eine Demüthigung mehr zu erblicken!

Was werden aber unsre theatralischen Duzendhelden dazu sagen, daß der ganze vor uns liegende

erste Band einer, ihrer Belehrung gewidmeten, Schrift bloß von dem Charakter des Hamlet und seiner Darstellung handelt? Die meisten Hamletspieler werden damit in einem halben Abend fertig, und sollen sich nun mehrere Tage Zeit nehmen, ihn zu studiren? So wie es heut zu Tage bey uns auf dem Theater herzugehen pflegt, heißt das zum Theil eine Unmöglichkeit fordern. Sonst hatte jeder Schauspieler sein angewiesenes Fach, in dem er, wenn er sich ihm mit Eifer widmete, und nicht ohne Talent für dasselbe, wie überhaupt für seinen Beruf war, es zu etwas Vorzüglichem bringen konnte. Jetzt aber, wo das Publikum nur für den Direktor existirt, der, außer seiner Kasse, nicht leicht etwas anders berücksichtigt, giebt es fast nur noch Komödianten — Leute, die alles spielen müssen, und zuletzt denn auch von sich selbst glauben, daß sie alles spielen können. So ist es denn gar nichts Neues, daß ein und derselbe Schauspieler morgen ein eben so guter Hamlet, als heute der Hanswurst im Kochus Pumpernickel ist, und es giebt fast keinen mehr, der nicht seinem Publikum mit gleicher Geschicklichkeit Schmerzens- und Freudenthränen erpreßte und mit bewundernswürdiger Wirkung die Zirbeldrüse wie das Zwergfell bearbeitet. Und so wird es denn immer mehr dahin kommen, daß der Zuschauer nur ein gehörig organisirter Leib zu seyn braucht, dem eher der Kopf als die Hände

fehlen könnte, wenn er jenen nicht der Augen wegen brauchte.

Wir wissen wohl, daß oft die Größe des wahren Schauspielers zum Theil, so z. B. Jfflands Force, in der Universalität und der Berstellungsgabe besteht, die es ihm möglich macht, sich in den verschiedensten Situationen und Charakteren, fast in allen Rollenfächern, mit gleichem Glück und ungeschwächtem Effekt zu produciren. Aber immer ist dies eine seltne Gabe und setzt ein ungewöhnliches Talent voraus, das sich nicht jeder zutrauen darf. Und auch hier wird man finden, daß immer doch nur ein Fach ausschließend Eigenthum, mehr excolirt ist, die übrigen aber mehr angeeignet sind. Wenn aber die Stümper in allen Fächern, der Troß gewöhnlicher Schauspieler, sich so leicht für Meister in jedem halten, so rührt es daher, daß sie der Schminke und der Dekoration zu sehr vertrauen. Sie glauben jeden Charakter mit dem Kleide anzuziehn und so leicht, wie in die Kleidung, auch in die Rolle zu fahren. Ein Irrwahn, den selbst die gewöhnliche Klasse der Zuschauer theilt und befestigt. Daher uns fast immer die Persönlichkeit des Schauspielers in allen Gestalten anspricht, und wer das Theater häufig besucht, des Komödientzettels gern entbehren kann. — Ein ächter Schauspieler muß den Hamlet oder den Don Karlos auch im Schlafrock spielen können,

ohne daß man daran ein Vergerniß nimmt; und in dieser Rücksicht wird, wie schon längst bemerkt worden ist, ein Blinder der kompetenteste Richter unter den Zuschauern seyn.

Im Grund ist der innere Mensch, sein Charakter, der Hauptgegenstand der Darstellung bey jeder Rolle; ihn daher in allen Momenten zu ergründen und im Allgemeinen wie im Einzelnen zu erfassen, muß, bey dem Studium derselben, der erste Zweck des Schauspielers seyn, — der zweyte: Ausdruck, Ton und Geberde für jede Rede und eine dem Ganzen entsprechende Haltung zu treffen. Die Schminke und das Kostüm thun dann das Uebrige — und gewiß das Wenigste dabey. Daß die Aeußerlichkeit zur Erhöhung der Illusion beytrage, wird niemand leugnen; aber alles nur allein in jene zu setzen und, wie gesagt, das ganze Geheimniß seiner Kunst in der Schminke bey sich zu tragen, wird bloß der dramatische Tagelöhner, der sich so vieles verzeiht, bequem finden. Diesem empfehlen wir die vorliegende Schrift bloß, damit er daraus abnehme, wie viel dazu gehört, einen Charakter psychologisch zu entwickeln und psychologisch richtig darzustellen — mit dem Studium selbst wird er sich wohl schwerlich befassen; damit er eine Idee bekomme von dem Umfang der Kunst, deren Jünger er sich nennt, und erfahre, wie viel dem Schauspieler, der auf diesen Namen in seiner höchsten, eigen-

thümlichen Bedeutung Anspruch macht, außer und neben dem gewöhnlichen Firniß von äußerer Bildung und anscheinender Kultur, noch Noth thut!

Aber auch der Künstler, dem es um die Sache selbst und um Belehrung zu thun ist, wird hier reichen Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit finden, sich in seinem Beruf zu vervollkommen, vorausgesetzt, daß er diesen würdigen gelernt und nach seinem wahren Werth erkannt hat.

Er trifft darin Göthes, Herders, Richardsons u. Urtheil und Aeußerungen über den Hamlet, nicht sowohl als Dichtung im Ganzen betrachtet, sondern vielmehr, was den Hauptcharakter im Stück und seine Darstellung auf der Bühne betrifft. Erschöpfend ist die Richardsonsche Zergliederung desselben; aber mehr ein Kommentar zu diesem in poetischer Hinsicht und eine Rechtfertigung des Dichters, als eine Unterweisung für den Darsteller. Desto belehrender für ihn ist dagegen Göthes und Herders psychologische Entwicklung jenes dramatischen Charakters. Sie enthalten mehr als bloße Andeutungen und allgemeine Winke für den Schauspieler, und zeigen ihm, mit beständiger Hinsicht auf den Charakter des Hamlet, wie er es anzufangen habe, sich überhaupt in den Charakter einer Rolle hineinzustudiren, und was es heißt, ihm bey der Repräsentation in allen Nüancen treu zu bleiben. Göthes Ansich-

ten und Râsonnement über den Hamlet sind übrigens aus dem Wilhelm Meister entlehnt, und hier nur unter einen Gesichtspunkt gebracht; den Herderschen Aufsatz lieferte früher die *Udrastea*.

Am praktischesten dürfte der Aufsatz seyn: Lichtenberg über Garrick's Darstellung des Hamlet, aus dem dritten Bande seiner vermischten Schriften entlehnt. Sie enthält eine feine Auseinandersetzung der ganzen Darstellung, bey der uns jedoch die Bemerkung sich aufdrängte, wie leicht es sey, großen Künstlern mehr Ehre anzuthun, als ihnen oft von Rechts wegen gebührt, indem man ihren geringsten Produktionen, die oft nur das Werk eines glücklichen Augenblicks und einer momentanen Ergreifung sind, Motive unterlegt, an die sie schwerlich gedacht haben mögen. Einen Beweis dafür liefern vornehmlich alle großen Schauspieler, indem sie ohne im Allgemeinen den Charakter ihrer Rolle zu zerstören und ihm weniger treu zu bleiben, bey jeder Wiederholung neu zu seyn wissen. Wer die Bewegung, Miene und Stellung zu jeder einzelnen Rede vor dem Spiegel ängstlich memorirt, — der hat sich einen Keisten für die Rolle geschnitzt, und wird sie immer nur nach diesem Keisten spielen. Ein solcher ist auch bald aus dem Konzept gebracht; und das geschieht öfterer, als der gewöhnliche Zuschauer es merkt. Man denke sich z. B. einen solchen Hamletspieler bey der Scene, wo ihm der

Geist daß erstemal erscheint, in der berechneten Attitüde, die Lichtenberg an Garriá rühmt, „der sich plötzlich herumwirft, in demselben Augenblick zwey bis drey Schritte mit zusammenbrechenden Knieen zurückstürzt, wobey sein Hut auf die Erde fällt &c.“ — der diesem darin nachahmen wollte, und daher den kleinsten Umstand in der Aktion seines Vorbilds dem Gedächtniß nicht entgehen läßt; nun lasse man seine Mitspieler, Gustav oder Galdenstern, die ihn zurückhalten wollen, im Eifer seine Hand zu schnell ergreifen, oder auch nur den Hut ihm fester auf dem Kopf sitzen, und ihn nicht verlieren — so wird er den Kopf verlieren, und wenigstens in dieser Scene es um seine ganze Kunst gethan seyn.

Unserer Meinung nach gewährt übrigens die kunstgerechteste Zergliederung einer ausgezeichneten Repräsentation und Darstellung einer Rolle zunächst dem gewöhnlichen Schauspieler nur den Vortheil, sich im Allgemeinen daran spiegeln zu können, seine Fehler im Einzelnen zu erkennen und sie vermeiden zu lernen. Zu einer slavischen Nachahmung darf keiner jedoch dadurch verleitet werden, und wer sich darauf einlassen wollte, bedenke zuvor den goldnen Spruch: *Duo cum faciunt idem, non est idem.* —

Doch — um nicht unsern eigentlichen Gegenstand aus den Augen zu verlieren, bemerken wir noch, daß zwey unbedeutendere Aufsätze, als die

oben angeführten: Aenderungen nach Wilhelm Meister auf der Magdeburger Bühne, und: Fragmentarische Ansichten über Hamlets Charakter, in Hinsicht der Darstellung, von Schmidt, das vor uns liegende Bändchen einer Schrift beschließen, an welcher der Herausgeber, außer dem Sammeln und der zweckmäßigen Zusammenstellung, kein Verdienst weiter hat, als das, den Jüngern einer Kunst, die den meisten, wie wir sie kennen, eine terra incognita ist, die Ausübung zu erleichtern, indem sie, wenn die folgenden Theile dieser Schauspielaerschule sich in ähnlicher Art über andere Hauptcharaktere der Bühne verbreiten, und die Sammlung sonach zu einer Bibliothek heranwüchse, darin Vorbild und Lehre zugleich, Muster und Unterweisung finden — und daraus wenigstens so viel lernen werden, um zu wissen, wie wenig sie können.

II.

---

## IX.

## L i t e r a t u r.

Unsere Lage. Sendschreiben an den Superintendenten von Kurland und Semgallen, Herrn Dr. Ernst Friedrich Döbel, zum 25sten Jahrestage dieser seiner Amtsführung, von dem livländischen General-Superintendenten Dr. K. G. Sonntag. Riga, in 4.

Rec., von der Redaktion dieses Journals zu einer Anzeige dieses merkwürdigen Sendschreibens aufgefordert, hätte sie schon längst freywillig geliefert, wenn ihn nicht die Reichhaltigkeit der wenigen Blätter, und die Wichtigkeit der in denselben mit aller Energie der Wahrheit angedeuteten Gegenstände in große Verlegenheit gesetzt hätten. Hier ist unendlich mehr, als bloß Interesse des Tages. Die kleine Schrift enthält weise und gerechte Würdigung des Geistes der Zeit, des Geistes unsrer Regierung, und der Lage des protestantischen Predigerstandes in den russischen Ostseeprovinzen. Der Glaube an eine übersinnliche moralische Welt, der den würdigen Herrn Verf. begeistert, erzeugt in ihm Gerechtigkeit gegen den Zeitgeist, Glauben an die Menschheit, Liebe zu den Menschen und Hoffnung für die Zukunft. Er findet es nur als Zulassung der ausgleichen-

den Nemesis, daß dieselbe Beschränktheit des Geistes, welche den Stand der Geistlichen in den vorigen Jahrhunderten über die höchsten erhob, ihn jetzt für überflüssig erklärt, und ihn sogar aus seinem eignen Kreise, aus dem der Volksbildung, ausstoßen will. Mit Recht werden diese Klagen für Liv- und Kurland größtentheils abgewiesen, wo bey der Menge schon die feinere gesellschaftliche Bildung schützt, und die Regierung die staatsbürgerliche Wichtigkeit des Predigers so oft erklärt und anerkannt hat. Einzelne, die es bedünkt, Gemeinheit sey Genialität, giebt es aller Orten, und gab es zu allen Zeiten. Und — gegen den Druck der Zeiten kann und darf ja Niemand im Amtsort ein Freybrief fordern. Die Klage, „daß die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse hier schwieriger sey, als in Deutschland,“ wird billig mit Ja beantwortet. Aber man hüte sich nur, den Luxus des Geistes mit den geistigen Bedürfnissen zu verwechseln. Das Allerneueste von literarischen Tagesereignissen wissen zu wollen, kann eben so gut, wie das Jagen nach Haus- und Stadtneuigkeiten, Zeichen und Nothbehelf leerer Köpfe und schwacher Geister seyn. — Was der Verf. über die Gewissensfreyheit und freye Amtswirksamkeit der protestantischen Prediger in dem russischen Kaiserreiche sagt, unterschreibt gewiß jeder mit dem herzlichsten Dank und mit der innigsten Verehrung gegen

unsre humane Regierung. Und wie sollte man von so einer gerechten Regierung, die das innere heilige Eigenthum der Gewissensfreyheit nie ange- tastet hat, befürchten, sie werde das äußere Ei- genthum ihrer Diener je verletzen. Nein! den Stand, dem unsre Regierung eine so bedeutende staatsbürgerliche Würde sichert, wird sie nie einer Herabwürdigung preis geben, die schlimmer, als Auflösung, wäre. Korporationsgüter sind bey uns noch immer Eigenthum der Korporationen. Aber Leitung der Verwaltung derselben, zeitgemäße Be- dürfnisse berücksichtigend, ist des Staats unbe- streitbares Recht. Durch Erinnerung der Ver- gangenheit, durch Beachtung des Geistes der Re- gierung, dem der Geist der russischen Kirche brü- derlich zur Seite steht, und des persönlichen Cha- rakters unsres Monarchen, wird die heitre Hoff- nung vor die Seele geführt, daß die gute Sache unserer Kirche und ihrer Diener, auch in diesem Zeitalter mannichfacher Umgestaltungen, nicht werde gefährdet werden. — Viel Wahres wird von der jetzt so beliebten Gleichförmigkeit in mechanischer Geschäftsverwaltung gesagt; viel Beherzigungwerthes von der Behauptung der Achtung des Amtes und der Person des Predi- gers. Seinem Amte, dem Geist und der Idee desselben nach, soll er Achtung erringen, und wo er das nicht vermag, lieber auch auf das Interesse an seiner Person Verzicht thun. Die Würde des

Amts ist der Hauptpunkt. Die Würde der Person wird dadurch lange noch nicht bestimmt. Der Würdevollste ist der Edelste, in welchem Stande er auch lebe, und sey er nur Tagelöhner. — Bey allem Hinsstreben nach dem Vollkommnern ist der Verf. frey von aller Reformatiönsucht und Aufklärerey, welche Uebel oft ärger macht. An sich ändere und bessere der Prediger; gerecht und billig sey er in seinen Forderungen an andere, streng in seinen Forderungen an sich! Sein Hauptaugenmerk bey uns seyen die Bedürfnisse des Landvolks, zu dem auch schon der Zeitgeist Eingang gefunden hat, und er Sorge mit Weisheit und Liebe, bis zum Märtyrerthum, daß kein Rakodämon daraus werde! Wir haben nicht mit Fleisch und Blut allein zu kämpfen, sondern mit dem Fürsten der Finsterniß, der allerley Gestalten annimmt; und das Schlimmste ist, daß es wahr ist, was Einige schon längst gesagt haben: *Diabolus Dei simia est.*

Und nun nur noch die Bemerkung, daß die Art, wie so beachtungswerthe Wahrheiten gesagt sind, ein Muster von Lokalität und Individualität ist; daß in dem Ton und Geist des Sendschreibens dem reinsten weltbürgerlichen Sinne der ächteste Patriotismus zur Seite steht. Wenn dem Menschen der Mensch nie fremd seyn darf, so dürfen es ihm am wenigsten seine Angehörigen seyn. Als Erster seines Standes in Livland spricht

sich der würdige Herr Generalsuperintendent gegen den ehrwürdigen Superintendenten Kurlands in aller Zarthelt seines Gemüths in diesen Worten höchst achtungswerth aus: „Die Lage unserer Amtsbrüder ist die unsrige — mehr noch, als es die unmittelbar persönliche seyn darf. Seine eigenen Bedürfnisse befriedigt oder beseitigt der rechtliche Mann immer ja leichter, als die der Angehörigen.“ Möge doch an allen, welche durch ihren Rang und ihr Amt Einfluß haben, sich diese ächte Humanität zeigen, das ist, unerschütterliche Festigkeit, womit man bey dem hält, was recht, und was wahr, und was gut ist!

Wohl dem Menschen, der sich nicht an ihm ärgert!

Richter.

Erholungsstunden. Ein Taschenbuch für Deutsche des Nordens, auf das Jahr 1811, von J. A. Brennecke. Mitau, gedruckt bey J. J. Steffenhagen und Sohn. (206 S. in 12.)

Auch unter dem Titel:

Gedichte, von J. A. Brennecke. Erstes Bändchen.

Wie man von allen Vögeln, die darum doch nicht alle singen, sagen kann, daß sie eine Stimme

haben; so läßt sich auch gewissermaßen behaupten, daß alle Menschen eine Anlage zur Poesie besitzen. Dessen ungeachtet wird aber niemand den Kufuf für eine Nachtigall, und jeden Versemann für einen Dichter halten. Wer das poetische Talent, das die Natur in ihn legte, nur einigermaßen exfolirt, wird Verse machen, ohne daß diese gerade immer auf Auszeichnung Anspruch machen können. Der Beweis davon ist schon so oft gedruckt und — in dem vor uns liegenden Taschenbüchelchen neu aufgelegt. Die Gedichtsammlung, die es enthält, ist unbedeutend in aller Art und eignet sich nicht zur Publicität. Sie scheint übrigens auch nur für einen kleinen Kreis von Freunden berechnet zu seyn; um so weniger hätte sie dem öffentlichen Urtheil ausgestellt werden sollen.

Der Verf. dieser Gedichte verräth wenig Phantasie, aber desto mehr Ungeschmack und Mangel an feinem Takt. Dabey fehlt seinen Versen jene Leichtigkeit, die oft das Ohr auf Kosten des Gefühls besticht. Es ist meist nur poetische Prose, was er liefert, und kein Gedanke dichterisch zu nennen. Selbst die Gegenstände, die er besingt, sind so sonderbar gewählt, daß man sich wundern muß, wie jemanden so etwas begeistern kann. So findet sich in dieser Sammlung ein langes Gedicht „an einen kleinen Rußknacker,“ ein anderes ist „die Wasserwanze,“

und noch ein anderes „Kufukspeichel“ überschrieben, worin es unter andern heißt:

Da saß ein grillenähnlich's Thier  
Und schäumte, um sich eilig mir  
Zu bergen, flugs mit aller Kraft  
Den eingesognen Weidensaft

Aus seinem kleinen Leib hervor.  
Mir schien's, als ob zur Luft empor  
Bier aus der Flasche schäumend gühr';  
Ich freute mich des Schauspiels sehr.

Man sieht, daß der Dichter in seinen Vergleichen eben nicht delikate ist — und welche Bilder ihm, vielleicht weil sie ihm am nächsten liegen, zu Gebot stehn! Auch dem Maulwurf hält er eine poetische Leichenrede, die also anhebt:

Ein Schauspiel hemmt des Wandlers Gang.  
Ein Maulwurf, der sich lebenslang  
In seinem düstern Vaterland,  
Im Schooß der Erde, wohlbefand;  
Da Maden, Larven, Nymphen aß,  
Und aller Erdennoth vergaß;  
Wagt sich heraus, und endet auf  
Der Erde seinen Lebenslauf zc.

Weiter unten heißt es dann von seinem Begräbniß:

Zusehends sinkt er mehr hinab  
Ins ihm bestimmte kleine Grab.  
Wird's endlich tief genug ihm sehn,  
Dann scharren sie es zu, ihn ein.

Kann man sich hölzerner in ungebundener Rede und trivialer im gemeinen Leben ausdrücken, als es hier poetischer Weise geschieht? Und die Pointe! Man höre:

Sie legen ihre Eyerchen  
In seinen Leichnam, daß er den  
Daraus entsteh'nden Kindern dann  
Zur Lebensnahrung dienen kann.

Anderere sind gesucht und fad, zum Theil schon in der Ueberschrift, die meisten platt und trocken docirend, schulmeisterhaft in der Ausführung zu nennen. Da giebt es z. B. einen jungen Dorfschulmeister an seine jungen Seidenraupen, ferner: das junge Frauchen, wie auch: das junge Papachen, wobey wir dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, daß die beyden letztgenannten noch zu den vorzüglichsten der ganzen Sammlung gehören. Viele bedürfen eines Kommentars; daher die vielen Noten unter dem Text. Von der Art ist z. B. das Gedicht: an einen Postknecht in finsterner Herbstnacht, worin der Verf. seinem Merkur ein Kollegium über die Venus und den Jupiter lieft. Zur Ergößlichkeit unserer Leser setzen wir den Eingang dieser langen Epistel — oder Ode — denn noch sind wir mit dem Charakter des Gedichts nicht auf dem Reinen und noch nicht einig

mit uns, zu welcher Gattung wir es zählen sollen, — her:

Die Nacht ist dunkel, es ist wahr.  
 Was ist dabey wohl für Gefahr?  
 Du siehst des Wagens Kasse nicht,  
 Sie (?) nicht den Weg; doch das Gesicht  
 Wird ihnen vom Geruch ersetzt,  
 Und Aller Augen ruhen icht.  
 Zwey Monde, meinst Du, sollten seyn,  
 Daß nie es fehl' an ihren Schein.  
 Wohl! wenn sie wären, wär' es mir,  
 In allem Ernst! so lieb, wie Dir.  
 Es giebt wohl Erden, doch sehr weit  
 Von unsrer, die dies Glück erfreut,  
 Ja eine weiß ich, die zwey Paar  
 Recht schöner Mond' hat, und sogar  
 Noch eine, welche drey Paar hat,  
 Von Glanze zwar für uns so matt,  
 Daß wir mit bloßen Augen nicht  
 Das Mind'ste sehn von ihrem Licht.  
 Um eine ferne Erde sehn  
 Sogar wir sieben Monde gehn,  
 Doch da uns Gott nur einen gab,  
 Der heute zunimmt, morgen ab,  
 Wie's ihm nicht anders möglich ist,  
 So sey Du, als ein guter Christ,  
 Zufrieden, ich bin's auch damit ic.

Auf dieser Knüppelbrücke fährt er mit dem Postil-  
 lion in die Fixsterne und kutschirt ihn von einer  
 Sonne zur andern:

— — Sey doch froh,  
 Daß unser Gott es machte so.

Um ganz Dich zu befriedigen,  
 Muß ich Dir wohl verkündigen,  
 Daß Gott ein zahllos großes Heer  
 Von Sonnen schuf rund um uns her &c.

biß er selbst plötzlich aus den Wolken fällt, und das ganze Sternenheer vor dem Glanz eines Lichtstümpfchens erlischt, das ihm aus der nächsten Station entgegenschimmert. Wenn der Postillion nicht darüber eingeschlafen war, so hat er es der Unterhaltung in diesem populären Ton zu danken. Und da fast alles Uebrige, was der Verf. hier seine Gedichte nennt, von gleichem Ton und Gehalt ist, so kann das Büchlein allen Postillions zur Zeitverkürzung auf der Reise dienen, die für den Reim einen Sinn haben.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Sechster Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat December.

---

I.

Schloß Rolandsee. \*)

Ballade.

Hängt ein dunkelgrauer Schiefer  
Wie ein Traurender herab,  
Unten wühlt der Rhein sein Grab;  
Oben wankt die starre Kiefer,  
Kauscht und neigt die Zweige tiefer;  
In der Mitte ragt ein Schloß  
Auf den Trümmern, schön und groß.

Kam ein Rittersmann zu Rosse, —  
Sein Bistier war ungesenkt, —  
Durch die Nacht einbergeprenkt;  
War von seiner Mannen Trosse  
Abgeirrt nach einem Schlosse,  
Obdach suchend vor Gestüm,  
In dem öden Haidgeblüm'.

---

\*) Liegt nahe bey Nonnenwerth am Rhein.

Ward vom Burgherrn froh empfangen,  
 Bracht' ihm doch das Fräulein gar,  
 (Die des Greises Herzblatt war,  
 Purpur färbte ihre Wangen,)  
 Wein und Brod, um zuzulangen;  
 Und der Ritter nahm und blieb,  
 Denn das Fräulein war ihm lieb.

Walt' im Garten auf und nieder,  
 Wo er die Geliebte fand;  
 Beugt sich stumm, ergreift die Hand,  
 Küßte sie und küßt sie wieder;  
 Und es goß ein blauer Flieder  
 Seine ganze Blüthenfluth  
 Auf der stummen Liebe Gluth.

„Lebe wohl!“ spricht er gerühret.  
 Bleibe! seufzt sie, unbewußt.  
 Und er sinkt an ihre Brust,  
 Schwört (die Hand zum Mund geführt),  
 Liebe, Liebe! ihr, verlieret  
 Sich im Anschau'n. Und sie spricht:  
 Schwörest Liebe, nennst dich nicht?

Und beschämt will er's kaum wagen, —  
 Sieht sie an, und dann aufs Moos,  
 Grad als wär' er Namenlos, —  
 Endlich wagt er es zu sagen,  
 Doch bescheiden, doch mit Zagen:  
 „Tapfern Leuten wohl bekannt,  
 Nennt mich Roland Volk und Land.“

„Roland, den die Lieder preisen,  
 Den das deutsche Volk verehrt?  
 Vater! habt ihr's nicht gehört? —  
 Roland ist's!“ — Du Mann von Eisen!

Spricht, es zittern ihm die greisen  
 Locken um das Angesicht,  
 Spricht er: bleib! und eile nicht!

Doch es schlägt die Abschiedsstunde. —  
 Welche Abndung bang und heiß,  
 Zittert durch den schwachen Greis? —  
 Roland ruft: „ich geb' euch Kunde!“  
 Und ein Seufzer stirbt im Munde  
 Hildegarts, die immer winkt,  
 Bis der Helmbusch nicht mehr blinkt.

Plötzlich sieht man Waffen schimmern;  
 Eine große Wolke Staub  
 Hebt sich und bedeckt das Laub.  
 Weiber jammern, Kinder wimmern,  
 Flüchten aus der Flammen Trümmern;  
 Feinde spemt die Felsenschlucht,  
 Kriechen aus des Hohlwegs Bucht.

Und es sammeln die Vasallen  
 Um des Alten Fähnlein sich.  
 Schwerdter hört man, Hieb und Stich,  
 Horngetön und Aechzen hallen;  
 Kämpfer stürzen — Rosse fallen, —  
 Da sprengt aus dem Hinterhalt,  
 Ritter Roland mit Gewalt.

Leicht wie Spreu zerfliebt der Haufen;  
 Wie ein Sturm den Wald entlaubt,  
 Springen Arm und Bein und Haupt;  
 Und die Rosse zittern, schnaufen, —  
 Nacht wird's — und die Feinde — laufen.  
 Da trifft Rolands letzter Schlag  
 Seinen Gastfreund. — Es wird Tag.

Und ihm zittern die Gebeine,  
 Seine Lanz' entfällt der Hand, —  
 Seine Lebensfreude schwand!  
 Hildegart, die himmlischreine  
 Unschuld naht im Glorienscheine;  
 „Du bist schuldlos, Retter, Held!“  
 Spricht sie, doch ich flieh' die Welt.“

Da baut' auf dem Schiefergrunde  
 Roland sich ein einsam Schloß,  
 Sah hinab — die Thräne floss —  
 Wo, in Baumumgebener Runde,  
 Früh zur Mette rief die Stunde,  
 Horchte hin — ein Bild, erstarrt, —  
 Deiner Stimme Hildegart.

Sah von seinen öden Zinnen  
 Noch um Mitternacht voll Qual  
 Nach dem Kloster, nach dem Thal;  
 Und ein einsam Lichtchen drinnen,  
 Machte ihm die Thränen rinnen.  
 Ach! in jener Zelle weint  
 Hildegart! schluchzt er und weint.

Eines Morgens, trüb' und trüber,  
 Sah er — und man grub ein Grab,  
 Senkte einen Sarg hinab —  
 Nach dem Klosterhof hinüber,  
 Und ihm bebte jede Faser.  
 Blumen streut er auf ihr Grab,  
 Und sank endlich selbst hinab.

Hänge nieder, grauer Schiefer,  
 Trauernder, neig' dich herab!  
 Wilder Strom! wühl' ihm ein Grab.  
 Wankt rastlos, starrer Kiefer,

Neige deine Zweige tiefer,  
 Stürze nieder Felsenschloß! —  
 Leiden sind des Menschen Loos.

Brosch.

## II.

### Die weibliche Erziehungsanstalt in Werro.

Schon oft hat man die Bemerkung gemacht, und die tägliche Erfahrung hat solche auch als richtig bestätigt, daß in großen und volkreichen Städten Erziehungsanstalten, besonders für die weibliche Jugend, nicht so gut gedeihen, als in kleinern Städten, oder auf dem Lande, weil man in jenen dabey mit mehreren Hindernissen, als in diesen, zu kämpfen hat. Und dennoch sind Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend in unsern Zeiten um so nothwendiger geworden, als viele Eltern oft durch ihre Geschäfts- und anderweitigen Verhältnisse, auch bey dem besten Willen, sich außer Stande sehen, selbst die Bildung und Erziehung ihrer Töchter zu übernehmen. Erfreulich und beruhigend ist es daher für Eltern und Vormünder, zu wissen, daß es auch bey uns in Livland an guten weiblichen Erziehungsanstalten nicht fehlt, und daß man nun nicht mehr, wie vielleicht

in frühern Zeiten geschehen seyn mag, nöthig hat, seine Kinder und Mündel ins Ausland zu schicken, wodurch sie doch immer mehr, oder weniger, ihrem Vaterlande und ihren einheimischen Verwandten fremd geworden sind. — Manche unserer weiblichen Erziehungsanstalten sind jedoch, vielleicht selbst dem größern Theile unsers Publikums, noch nicht so bekannt, als sie es zu seyn verdienen, weil sie sich damit begnügen, im Stillen nützlich zu seyn, ohne davon viel Geräusch zu machen. Aber eine solche Bescheidenheit und Verborgenheit, so rühmlich und vortrefflich sie auch an sich ist, darf um so weniger unbemerkt bleiben, wenn selbige bey solchen Gegenständen ausgeübt wird, die auf das Wohl so vieler Familien einen so großen und wesentlichen Einfluß haben. — So manches Gute, was in der Welt geschieht und bewirkt wird, hat oft einem Zufall oder einem unbedeutend scheinenden Umstand seine Entstehung zu verdanken, und dieses ist auch der Fall bey der weiblichen Erziehungsanstalt in Berro, deren innere Einrichtung ich genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, von deren Vortreflichkeit und Nützlichkeit ich mich immer mehr und mehr überzeugt habe, und von deren Entstehung, Fortgang und gegenwärtigem Zustand ich, entfernt von aller Partheylichkeit, die hierüber gesammelten, und durch eigene Beobachtungen bestätigten Nachrichten gegenwärtig mittheilen will.

Im Jahre 1803 vereinigten sich zwey Familien in Werro, nämlich: die Frau Hofrathin Baronne von Wrangel und der derzeitige Stadtsyndikus, jetzige Schulinspektor, Herr von Roth, um ihren damals noch unerwachsenen Töchtern eine gute Erziehung und einen zweckmäßigen Unterricht zu geben, zu dem Ende, außer der bey den Kindern der erstern schon einige Jahre früher als Lehrerin und Erzieherin gestandenen Demoiselle Henriette Hartmann, noch einen Lehrer der Musik, und eine Französin, welche letztere damals aus Lüneville verschrieben wurde, anzustellen. Um jedoch wegen der damit verknüpften Kosten sich eine Erleichterung zu verschaffen, entschloß man sich, gegen einen Kostenbeytrag auch fremde Kinder an dieser Erziehung und an diesem Unterricht Theil nehmen zu lassen, und miethte zu diesem Behuf ein geräumiges Haus in der Stadt Werro. — Die solchergestalt entstandene weibliche Erziehungsanstalt in Werro wurde nun am 27sten September 1803 eröffnet, und bestand im ersten Jahre, bis zum 27sten September 1804, außer zwey Töchtern der Frau Baronne von Wrangel und einer Tochter des jetzigen Herrn Schulinspektors von Roth, aus vierzehn Mädchen, von denen sechs sogenannte ganze Pensionnärinnen waren, d. h. solche, die auch in der Anstalt wohnten und erzogen wurden, die übrigen acht aber sogenannte halbe Pensionnärinnen — d. h. sol-

che, die bloß den Unterricht in dieser Anstalt genossen. In jedem darauf folgenden Jahre nahm die Anzahl, sowohl der ganzen, als auch der halben Pensionnärinnen ansehnlich zu, dergestalt, daß der erstern am 18ten August d. J. dreißig, der letztern aber funfzehn waren, nachdem von 1803 bis dahin schon mehrere diese Anstalt, in welcher sie ihre Erziehung und Bildung vollendet, verlassen hatten. —

Ogleich nun dieses Institut bloß eine Privatunternehmung war, und solches auch noch jetzt ist; so erregte dasselbe doch die Aufmerksamkeit der Schulkommission der kaiserlichen Universität zu Dorpat, und nachdem letztere über die innere Einrichtung dieser Anstalt nähere Nachrichten eingezogen hatte; so erließ dieselbe unterm 29sten May 1806 an den Berroschen Herrn Schulinspektor von Roth ein Schreiben des wörtlichen Inhalts:

„Die Schulkommission, seit langer Zeit auf das Institut der Frau Baronin v. Wrangel zu Wero aufmerksam, hat es für zweckmäßig gehalten, derselben für die mit so vielem Erfolg unternommenen Bemühungen ihre Achtung zu erkennen zu geben. Dieses ist in dem benliegenden Reskripte geschehen, welches Sie ersucht werden, derselben einzuhändigen. Die Schulkommission kennt und ehrt übrigens auch die besondern Verdienste,

welche Sie um dieses Institut haben, und ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, Ihnen die daraus nothwendig fließenden Versicherungen hiedurch zu geben.“

Dieses an die Frau Hofrätthin Baronne v. Wrangel zu Berro 1<sup>ten</sup> term 28sten May 1806 erlassene Reskript lautet nun wörtlich also:

„Die öffentliche Stimme sowohl, als die bey dieser Schulkommission eingegangenen, auf den eigenen Anblick ihrer Mitglieder gegründeten Berichte, haben sie von dem glücklichen Fortgange der von Ew. Hochwohlgebornen angelegten weiblichen Erziehungsanstalt unterrichtet, der nur eine Folge Ihrer rühmlichen, mit so viel Thätigkeit und Aufopferung angewandten Bemühungen ist. Die Schulkommission fühlt sich dadurch auf eine höchst angenehme Weise verpflichtet, Ihnen für das Verdienst, welches Sie sich dadurch um die Erziehung erworben haben, ihre besondere und ausgezeichnete Hochachtung und Ergebenheit an den Tag zu legen. Sie redet gewiß eben so sehr im Namen des Publikums, dessen Dolmetscher sie bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen und Ueberzeugung ist, als in ihrem eigenen, wenn sie Sie zur Fortsetzung einer so nützlichen, und für Sie selbst durch Bewußtseyn belohnenden Unternehmung auffordert, wodurch die Schulkommission sich

zugleich die Freude vorbereitet sieht, welche für sie aus ihrer fortdauernden Theilnahme an einem so wohlthätigen Werke entstehen muß. — Bezeugen Sie allen Ihren Gehülffinnen und Gehülffen, vorzüglich aber der Demoiselle Hartmann, welche nach Ew. Hochwohlgebornen ihr so ehrenvollem Zeugnisse Sie mit Eifer, Einsicht und Treue in Ihrem mühsamen Geschäfte unterstützt, die Achtung und den Dank der Schulkommission, und empfangen Sie alle zusammen die Versicherung jeder diesseitigen Gesinnung, welche Ihnen angenehm und aufmunternd seyn kann.“

Auch der livländische Herr Gouvernementsschuldirektor und Ritter Albanus, ein Mann, der sich schon längst dem Publikum als ein bewährter und kompetenter Richter im Schul- und Erziehungswesen gezeigt hat, hatte mehrere Jahre hindurch bey der Gelegenheit, da er vermög seines Amtes die Kreisschulen in Livland revidirt, jedesmal diese weibliche Erziehungsanstalt in Werro besucht, und sein Urtheil über dieselbe in einem, unterm 12ten April 1809, an den Werroschen Kreisschulinspektor, Herrn Titulärrath v. Roth erlassenen Schreiben wörtlich dergestalt zu erkennen gegeben:

„Nachdem ich nun länger als vier Jahre hindurch das Institut der Frau Baronin

v. Wrangel in Werro beobachtet, und immer von neuem bemerkt habe, wie in demselben kein Fleiß und keine Aufopferung gespart, und fortwährend ernstlichst darauf Bedacht genommen wird, dasselbe immer zweckmäßiger und gemeinnütziger zu machen; so halte ich es für eine meiner angenehmsten Amtspflichten, diesem Institute, — dem ersten und vollkommensten seiner Art in diesem Gouvernement — meine ausgezeichnete Hochachtung zu bezeigen, und Ew. Hochwohlgebornen zu ersuchen, Dieselben wollen belieben, der Frau Unternehmerin Baronne v. Wrangel, im Namen der livländischen Schulddirektion, und — ich darf das wohl sagen, — im Namen des ganzen livländischen sachverständigen Publikums für ihre rastlosen und weisen Bemühungen, und für ihre mannigfaltigen Verdienste um einen nicht unbeträchtlichen Theil der vaterländischen weiblichen Jugend die innigste Dankbarkeit an den Tag zu legen, und sämtliche Lehrer und Lehrerinnen, namentlich aber die Demoiselle Hartmann und das Fräulein Charlotte v. Wrangel, von der aufrichtigsten Anerkennung ihrer seltenen Verdienste zu versichern.“ —

„Sie selbst aber, hochwohlgeborner Herr Schulinspektor, der Sie seit dem ersten Ent-

stehen des von Brangelschen Instituts die Kuratel desselben ohne alle äußere Belohnung und mit mancher schweren Sorge und Mühe verwaltet, auch sogar an dem Unterricht in demselben unmittelbar Theil genommen, und dem patriotischen Zwecke dieser Anstalt manches Opfer willig dargebracht haben, empfangen auch Sie durch mich den lebhaftesten Dank für Ihr unermüdetes, vielseitiges Mitwirken zum Besten des Instituts, das ohne Sie schwerlich hätte gedeihen oder nur bestehen können.“

„Von ganzem Herzen wünsche ich, daß das von Brangelsche Institut eines mächtigen Schutzes theilhaftig werden möge, damit es, befreit von den Schwierigkeiten, mit denen es noch zu kämpfen hat, freyer und wohlthätiger für immer mehrere Zöglinge wirken könne.“

Eine dieser Hauptschwierigkeiten war nun aber, für diese Anstalt ein geräumiges und zweckmäßiges Lokale in Werro zu erhalten. Zwar hatte man einige Jahre vorher das größte, von Stein erbaute, Haus in Werro gemiethet. Allein nun war der Eigenthümer desselben gestorben, und dessen Erben fanden es für sich gerathener, dieses Haus lieber zu verkaufen, als solches länger an die weibliche Erziehungsanstalt zu vermietthen. Letzterer wurde also die Miethé aufgekündigt, und nun war aller

Anschein vorhanden, daß diese gute Anstalt entweder gänzlich würde aufgelöst, oder doch wenigstens der bisherige Wirkungskreis derselben sehr eingeschränkt werden müssen, weil in dem kleinen Städtchen Berro kein anderes schickliches und bequemes Haus zu einer solchen Anstalt zur Miethe zu bekommen war. — Man kam daher auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sey, dieses von der Anstalt bis dahin miethweise besessene Wohnhaus für erstere zu kaufen. Hierzu und zum völligen Ausbau dieses noch nicht einmal ganz fertigen Hauses waren nun aber wenigstens 12000 Rubel Bancoassiguationen erforderlich, deren Herbey-schaffung auf dem gewöhnlichen Wege, nämlich durch darlehnsweise Aufnahme eines solchen Kapitals, immer mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft, ja, aller Wahrscheinlichkeit nach, unmöglich gewesen seyn würde. Aber wenn man auch ein solches Darlehn erhalten hätte; so würde doch mit demselben der Anstalt selbst nicht geholfen gewesen seyn, weil letztere, wenn ersteres künftig einmal ganz, oder auch nur theilweise aufgekündigt worden, dadurch wiederum in neue, vielleicht noch größere, Verlegenheiten gerathen seyn würde. Man mußte daher, bey einem etwanigen Ankauf des gedachten Hauses, zur Herbey-schaffung der dazu erforderlichen Summe Geldes ein solches Mittel wählen, durch welches die Anstalt selbst gegen alle etwanige Auf-

kündigungen völlig gesichert wurde. — Zu dem Ende entwarf man folgenden Plan:

1) Sollten die zum Ankauf und zur völligen Instandsetzung dieses Hauses erforderlichen 12000 Rubel B. A. mittelst 120 Aktien, jede zu 100 Rubel B. A. gerechnet, zusammengebracht werden.

2) Könne man für diese Aktien keine Renten bezahlen, weil die Direktion verbunden sey, für die nöthige Reparatur des Hauses und der Nebengebäude gehörige Sorge zu tragen.

3) Sollten die Aktien aus den Pensionsgeldern der Zöglinge und Schülerinnen wieder bezahlt werden, und zwar jährlich 400 Rubel B. A., dergestalt, daß von 16 Aktien alljährlich der vierte Theil abgetragen, und die Aktien, auf welche die abschlägliche Zahlung geschehen solle, alljährlich durch das Loos bestimmt werden sollten.

4) Bis zur völligen Bezahlung dieser 120 Aktien solle zu deren Sicherheit das von dem Betrag derselben angekaufte und völlig ausgebaute Haus dienen, und auf letzteres weiter keine Schulden gemacht werden dürfen.

5) Wenn diese weibliche Erziehungsanstalt in Berro vor Bezahlung sämmtlicher Aktien aufgelöst werden würde: so solle das gedachte Haus zum Besten der Aktionnairs verkauft, und letztere aus dem Kauffchilling pro rata befriedigt werden.

6) Wenn aber sämmtliche Aktien bezahlt worden; so werde es denenjenigen, welche die Ober-

aufsicht über die Schulen und Erziehungsanstalten in Livland haben, überlassen, das erwähnte Haus zu gleichem Zweck zu benutzen.

So wenig Anziehendes nun auch dieser Plan in Rücksicht merkantilischer Vortheile für die Aktionärs hatte und haben konnte; so rechnete man doch bey Entwerfung desselben vorzüglich darauf, daß in unserm kalten Norden die Herzen warm schlagen, und sich da, wo es auf Beförderung gemeinnütziger Anstalten ankommt, so gerne öffnen. Und der Erfolg hat gezeigt, daß man sich dabey auch nicht verrechnet hat. Denn die braven Bewohner Riga's, die sich von jeher als wahre Patrioten bewiesen haben, waren es auch jetzt, die durch den Eifer, mit dem sie sich dieser guten Sache annahmen, und durch die Bereitwilligkeit, mit der sie auf eine so uneigennützige Weise dieses Unternehmen unterstützten, dasjenige, was so manchem unmöglich schien, möglich machten, und durch die dieser Plan zur Ausführung gebracht werden konnte. In einem Zeitraum von nicht mehr als sechs Wochen war diese ganze Sache ohne alles Geräusch in Richtigkeit und Ordnung gebracht. Unter Riga's Bewohnern allein fanden sich sogleich so viele, die 110 Aktien nahmen, und auch die übrigen 10 Aktien würden gewiß von denselben genommen worden seyn, wenn nicht während der Sammlung der Unterschriften ein Edler Livlands, der die weibliche Erziehungs-

anstalt in Werro seit ihrer Entstehung in der Nähe zu beobachten, und sich von ihrer Vortrefflichkeit zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat, unaufgefordert an diesem Unternehmen Antheil zu nehmen gewünscht, und sogleich auf 5 Aktien subscribirt hätte, welches auch auf gleiche Weise von einem Einwohner der Stadt Pleskau geschehen ist. — Riga's Bürger aber nahmen nicht nur den größten Theil der erwähnten Aktien, sondern einige derselben brachten auch zum Besten dieser Anstalt ein freywilliges Geschenk von 1650 Rubel B. A. zusammen, durch welches nun die Anstalt in den Stand gesetzt worden ist, einen Flügel an dem gekauften Hause anzubauen, und einen, an letzteres anstoßenden, wüsten Platz zu einem Garten umzuschaffen.

Obgleich seit dem Ankauf dieses Hauses noch kein Jahr verflossen ist; so haben doch schon mehrere von den Aktionärs in Riga ihre Aktien unentgeltlich zum Besten der weiblichen Erziehungsanstalt in Werro zurückgegeben, und die Direktion der letztern hat, wenn vielleicht künftig noch mehrere Aktionärs dieses thun sollten, die Idee, von den Antheilen, welche für diese, der Anstalt zurückgegebenen und geschenkten Aktien nach und nach aus den Pensionsgeldern der Zöglinge und Schülerinnen auf die oben Nr. 3. angezeigte Weise bezahlt werden, einen Kapitalfonds zu errichten, von dessen Renten dereinst den Leh-

rerinnen und Lehrern, die sich bey dieser Anstalt ausgezeichnet, und um dieselbe sehr verdient gemacht haben, zu ihrer Aufmunterung Belohnungen oder, wenn dieser Fonds so hoch anwachsen sollte, auch jährliche Pensionen ertheilt werden sollen. — Durch die Ausführung dieser Idee würde die Fortdauer dieser Anstalt mehr gesichert werden, und letztere erhielt dadurch zugleich die Aussicht, immer vorzügliche Lehrerinnen und Lehrer zu erhalten.

Der Unterricht in dieser Anstalt ist in drey Klassen getheilt, bey deren Besetzung nur auf die Fähigkeiten und Kenntnisse der Zöglinge und Schülerinnen, nicht aber auf das Alter derselben Rücksicht genommen wird.

Gegenstände des Unterrichts in dieser Anstalt sind:

- a) Religion, welche in zwey Klassen gelehrt wird.
- b) Naturgeschichte und Geographie, in drey Klassen.
- c) Geschichte, in zwey Klassen.
- d) Rechnen und Schreiben, in drey Klassen.
- e) Deutsche Sprache und Briefstyl, in zwey Klassen.
- f) Französische Sprache, in drey Klassen.
- g) Russische Sprache, in zwey Klassen.
- h) Zeichnen, in zwey Klassen.

i) Musik und Singen; und

k) Handarbeiten,

welche zwey letztern Gegenstände jedoch natürlich nicht in Klassen, sondern in verschiedene Stunden eingetheilt sind. — Um auch Unterricht im Tanzen zu erlangen, wird, wenn mehrere Pensionärinnen sich dazu finden, ein Tanzmeister aus Dorpat, oder aus einer andern Stadt in Livland, verschrieben und für den Tanzkursus engagirt, dessen Bemühungen jedoch von den Eltern, deren Kinder das Tanzen lernen sollen, besonders bezahlt werden.

Täglich erhalten die Pensionärinnen und Schülerinnen sechs Stunden Unterricht, des Morgens von 8 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr; und außerdem hat eine jede Pensionärin noch täglich eine Übungsstunde in der Musik.

Gegenwärtig geben in dieser Anstalt Unterricht:

- 1) Die Frau Hofrätthin Baronne v. Wrangel, in der französischen Sprache.
- 2) Die Demoiselle Henriette Hartmann, in der Religion in der zweyten Klasse, in der Naturgeschichte, Geographie, im Schreiben, Zeichnen und Handarbeiten in den zwey ersten Klassen.
- 3) Das Fräulein Charlotte v. Wrangel, in der Naturgeschichte, Geographie, im

Rechnen, Schreiben und Handarbeiten in der dritten Klasse.

- 4) Das Fräulein v. Berg, in der französischen Sprache in drey Klassen.

Auch wird noch eine zweyte Lehrerin der französischen Sprache angestellt werden.

- 5) Der Herr Schulinspektor v. Roth lehrt unentgeltlich nordische Geschichte und Rechnen in der ersten Klasse, und deutsche Sprache und deutschen Styl in den zwey ersten Klassen.

- 6) Der Herr Pastor Bornwasser lehrt unentgeltlich Religion in der er ersten Klasse.

- 7) Der Herr Kollegienassessor v. Peuthling lehrt unentgeltlich die russische Sprache in den beyden ersten Klassen.

- 8) Der Herr Hofrath Baron v. Wrangel lehrt russisch Lesen und Schreiben.

- 9) Der Herr Beier lehrt allgemeine Weltgeschichte in den beyden ersten Klassen, und Rechnen in der zweyten Klasse, auch giebt derselbe Unterricht im Zeichnen und in der Musik.

- 10) Der Herr Kreißschullehrer Geldner ertheilet Unterricht im Singen.

- 11) Der Herr Thomson giebt Unterricht in der Musik, sowohl auf dem Klavier, als auch auf der Guitarre.

Die Aufficht über die in der Anstalt selbst woh-

nende weibliche Jugend führt die Frau Hofrätthin Baronne v. Wrangel, das Fräulein Charlotte v. Wrangel und die Demoiselle Henriette Hartmann.

Körperliche Strafen werden nie gegen die Zöglinge angewandt, sondern, wenn Ermahnungen und Beschämungen nicht fruchten, so wird ein solcher Zögling aus der Anstalt ausgeschlossen und seinen Eltern oder Vormündern zurückgeschickt; welcher Fall jedoch bis hierzu noch nicht eingetreten ist.

Ueber die Aufführung und den Fleiß einer jeden Pensionärin und einer jeden Schülerin führt eine jede Lehrerin und ein jeder Lehrer Annotationen, welche bey dem Schluß eines Monats der Demoiselle Hartmann zur Eintragung in die sogenannte monatliche Censur übergeben werden. Die in letzterer enthaltenen Bemerkungen werden nun am Schluß eines jeden Monats der versammelten Jugend dieser Anstalt in Gegenwart der Frau Hofr. Baronne v. Wrangel, der Demoiselle Hartmann und des Fräuleins v. Wrangel, von dem Herrn Schulinспекtor v. Roth, als Mitdirektor dieser Anstalt, vorgelesen, und bey dieser Gelegenheit werden den Zöglingen und Schülerinnen über ihr sittliches Betragen und über ihren Fleiß die nöthigen Bemerkungen gemacht.

Beym Schluß eines jeden halben Jahres erhält

eine jede Pensionnärin und eine jede Schülerin über ihr sittliches Betragen und über ihren Fleiß ein Censurattestat, welches von der Direktion dieser Anstalt unterschrieben ist. Zu diesem Attestat liefern sämtliche Lehrerinnen und Lehrer die erforderlichen Beyträge, aus denen von der Direktion das Attestat selbst formirt wird. Diese Attestate werden von den Zöglingen ihren Eltern oder Vormündern zugeschickt.

Im Sommer finden die Kinder ihre Erholung theils in dem am Hause belegenen Garten, in welchem für eine jede Pensionnärin ein kleiner Platz abgetheilt ist, auf dem sie nach eigenem Gefallen Blumen ziehen kann, deren Pflege ihr jedoch allein überlassen ist, theils auf Spaziergängen, welche jedoch immer nur unter Aufsicht und in Begleitung wenigstens einer Lehrerin gemacht werden. In den übrigen Jahreszeiten, wo die Witterung zu Spaziergängen zu rauh, oder zu unfreundlich ist, werden die Erholungsstunden durch Ballspielen, oder durch andere gesellschaftliche Spiele, jedoch mit Ausnahme alles und jeden Kartenspiels, ausgefüllt, und im Winter wird alle vierzehn Tage in einem besonders dazu eingerichteten Saale öffentliches Konzert gegeben, in welchem jedesmal eine oder mehrere Pensionnärinnen auftreten, und sich in der Musik oder im Singen hören lassen. Nach dem Konzert wird zuweilen noch etliche Stunden getanzt.

Im Julius und von Weihnachten an sind jedesmal drey Wochen Ferien, in welchen die Eltern und Vormünder ihre Kinder und Pflegbefohlenen zu sich abholen lassen können; und daß solches, falls es nur irgend die Umstände erlauben, auch immer geschehen möge, wäre sowohl wegen der Kinder, damit diese nicht ganz fremde in dem elterlichen Hause werden, als auch wegen der Lehrerinnen und Erzieherinnen, denen doch gewiß bey ihrem mühevollen Geschäfte Ruhe und Erholung für einige Wochen nothwendig ist, sehr zu wünschen.

Den Mittag- und Abendtisch besorgt ein für diese Anstalt allein angestellter Dekonom, welcher in dem nämlichen Hause wohnt, und für jeden Tischgenossen jährlich eine bestimmte Summe erhält, für welche er jedesmal Mittags und Abends drey gut zubereitete Speisen geben muß.

Die Schlafzimmer der Pensionnärinnen sind von den Unterrichtszimmern ganz abgesondert, und stehen nur mit dem Zimmer in Verbindung, in welchem die Aufseherin schläft. In einem Zimmer schlafen nur zwey, drey, höchstens vier Pensionnärinnen, je nachdem es der Raum gestattet.

Das Haus selbst ist ganz von Stein erbauet, 32 Faden lang in der Fronte, und hat, außer dem großen Konzertsal, ten Klassen- oder Unterrichtszimmern und dem Speisezimmer, noch sechzehn zu

heizende Wohnzimmer. Außerdem gehören zu diesem Hause noch zwey steinerne Nebengebäude im Gehöfte, in welchen eine Waschküche, ein Eisfeller, eine Badstube nebst einem Ankleidezimmer, mehrere Domestikenzimmer und ein Zimmer zum Aufbewahren der Blumenpflanzen im Winter, befindlich sind.

Für Unterricht in wissenschaftlichen Dingen und Handarbeiten, Wohnung, Beköstigung, Wäsche, Licht, Bedienung, nöthige Pflege und Wartung in Krankheitsfällen zahlt jede Pensionnärin jährlich 400 Rubel B. U. Der Unterricht in der Musik kostet außerdem jährlich 62 Rubel 50 Kop. B. U. Auch werden bey Krankheiten die Bemühungen des Arztes und die Medicamente besonders bezahlt.

Bis hierzu mußte eine jede Pensionnärin bey dem Eintritt in die Anstalt, außer dem nöthigen Bettzeug und der dazu erforderlichen Wäsche, auch ein Tischtuch, 12 Servietten, ein Paar Messer und Gabel und einen silbernen Eß- und Theelöffel mitbringen, welches, mit Ausnahme des Bettzeugs, bey dem Austritt einer Pensionnärin aus der Anstalt, der letztern verblieb, und nicht wieder zurückgegeben wurde. Da es jedoch für manche Eltern und Vormünder vielleicht unbequem seyn könnte, ihren Kindern und Pflegbefohlenen diese Sachen selbst mitzugeben; so hat man nunmehr die Einrichtung getroffen, daß in Stelle derselben

50 Rubel B. U. bezahlt werden können, jedoch bleibt es den Eltern und Vormündern unbenommen, statt dieser 50 Rubel B. U. auch die obervähnten Sachen ihren Kindern und Pflegebefohlenen mitzugeben. Zu Anschaffung der Landcharten und Lesebücher zahlt jede Pensionnärin und Schülerin beyhm Eintritt in die Anstalt ein für allemal 5 Rubel B. U. Falls Eltern und Vormünder der Pensionnärinnen zu entfernt von Werro wohnen, daß sie letztere nicht ohne große Beschwerde von Zeit zu Zeit mit den erforderlichen Kleidungsstücken, oder doch wenigstens mit den Zeugen dazu, versehen können; so besorgt die Frau Hofrätthin Baronne v. Brangel, jedoch nur alsdann, wenn man solches ausdrücklich wünschet, die Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke, und überschickt die Berechnung ihrer dabey gehabten Auslagen alle halbe Jahre den Eltern oder Vormündern derjenigen Pensionnärinnen, für welche Auslagen, deren ungesäumte Wiedererstattung sich von selbst versteht, gemacht worden sind.

Die höchste Zahl der Pensionnärinnen in dieser Anstalt ist ein für allemal auf dreyßig bestimmt. Ganz kleine Kinder, d. h. solche, die noch nicht wenigstens lesen können, werden nicht als Pensionnärinnen in diese Anstalt aufgenommen, und können auch nicht als Schülerinnen den Unterricht in derselben genießen. Um aber doch an letzterm mehrere Theil nehmen zu lassen, und dadurch diese

Anstalt desto gemeinnütziger zu machen, verstattet man auch der übrigen weiblichen Jugend in Werro den Zutritt zu den Unterrichtsstunden, wofür jede Schülerin jährlich 100 Rubel B. U. bezahlt.

Weil die Anzahl der Pensionnärinnen in dieser Anstalt bestimmt ist, und nicht so leicht überschritten wird; so tritt oft der Fall ein, daß mehrere, die als Pensionnärinnen dieser Anstalt angetragen werden, als solche in letztere nicht aufgenommen werden können. Wollen nun in einem solchen Falle Eltern oder Vormünder ihre Kinder oder Pflegbefohlene gerne doch wenigstens den Unterricht in dieser Anstalt genießen lassen, und wissen doch nicht, wem sie in Werro außer den Unterrichtsstunden ihre Kinder mit Sicherheit anvertrauen können; so mag ihnen hiermit zur Nachricht dienen, daß sie die beste Gelegenheit dazu bey der verwittweten Frau Rittmeisterin v. Toll, geborenen v. Glasenapp, und bey dem Fräulein v. Mandelstädt in Werro, wo ihre Kinder und Pflegbefohlene gewiß in jeder Hinsicht sehr gut aufgehoben sind, finden.

Zu wünschen wäre es endlich, daß diese vorzügliche Anstalt, die im Stillen schon so viel Gutes gewirkt hat und noch immer fortwirkt, und um die besonders die Frau Hofrathin Baronne v. Brangel und die Demoiselle Henr. Hartmann, so wie der Herr Schulinspektor v. Roth, sich die größten Verdienste erworben haben, und

noch täglich erwerben, deren Andenken daher auch gewiß in den Herzen dankbarer Eltern und Zöglinge fortleben wird, eine sichere und bleibende Fortdauer haben, und so manches, was derselben noch an Hilfsmitteln zum Unterricht, so wie an der innern Einrichtung des Hauses fehlen könnte, beseitigt, auch verdienten Lehrerinnen und Lehrern die Aussichten für ihr Alter erheitert werden möchten.

Riga im September 1810.

J. G. C. Voigt.

---

## III.

## K r e d i t.

(B e s c h l u ß.)

Sechster Grund. Der Glaube, daß mit redlichem Willen und gehörigen Fonds neue Kapitalien erworben werden können. Aus diesem Grunde hat, bey übrigens gleichen Umständen, der Talentvolle, Geschickte, Fleißige größern Kredit, als der, an dem man diese Eigenschaften nicht kennt. So hat schon auf Universitäten der fleißige, obgleich unbemittelte, Bursche mehr Kredit, als der unthätige, wenn gleich reichere. Der Adept findet Kredit bey denen, die an das Goldmachen, den Stein der Weisen und die Universalmedicin glauben. Aus demselben Grund sinkt der Kredit im Allgemeinen, wenn Umstände eintreten, welche alle, oder wenigstens die Hauptgewerbe, Ackerbau und Handel, stocken machen. Alle diejenigen nämlich, welche mit fremden Fonds ihr Gewerbe treiben, gehen darauf hinaus, nicht nur davon zu leben und die Renten zu entrichten, sondern auch Kapital zu erwerben und abzuzahlen. Stockt nun das Gewerbe, so müssen sie gleichwohl leben, obgleich sie nicht erwerben. Ja, in der Hoffnung, das Uebel werde nicht lange dauern, aus falscher Schaam, oder auch, weil sie durch Einschränkung ihrer Ausgaben ihren Kredit zu schwächen fürch-

ten, wollen sie fortleben, wie im blühenden Gewerbe. Dann wird, wie man es nennt, eingezehrt, d. h. es wird Kapital verbraucht, um zu leben und um Renten abzuführen. Gläubiger, die weiter sehen, als den Augenblick, merken, daß ihr Kapital immer unsicherer werde, so prompt auch anfangs noch die Renten fallen mögen, und kündigen auf. Um sich zu halten, erbietet sich der Schuldner zu höhern Bedingungen, und mancher Gläubiger kündigt auch auf, um von den unglücklichen Konjunkturen für sich zu vortheilen. Ist nun gar eine Zeit vorhergegangen, da ein oder mehrere Erwerbzweige einen ungewöhnlich großen Ertrag gegeben haben (z. B. beym Ackerbau hohe Getreidepreise), da viele mit fremden Fonds große Unternehmungen in diesen Zweigen gemacht und die Mehrzahl, durch den reichen Erwerb verleitet, ihre Bedürfnisse vermehrt und den Luxus in die Höhe getrieben hat, so ist es nicht nur begreiflich, wie allgemeine Kreditlosigkeit eintreten könne; sondern es wäre ein Wunder, wenn sie nicht einträte. — So wie nun in dem menschlichen Körper bey einer Krankheit, die das ganze System ergreift, sich auch der Stoff von Uebeln entwickelt, der bis dahin wirklich vorhanden, aber unbemerkt geblieben war; so offenbaren sich bey Gelegenheit der Kreditlosigkeit auch mehrere Krankheiten der Gemeinde. Jeder sucht sich zu retten, und man hört von Zügen der Unredlichkeit, die

man sonst für unmöglich gehalten hatte; der Mangel an Achtung vor der Ehrenschild wird offenbar, man fühlt das Mangelhafte des Hypothekenwesens und der Exekutionsordnung; man klagt über schlechte Justiz, und gleichwohl sucht jeder das Mangelhafte der öffentlichen Anstalten zu benutzen, um sich und das Seinige zu retten; ja, die Schuldner kennen kein anderes Mittel, als eine Suspension aller Schuldforderungen, oder, wie man es nennt, einen Generalindult. — Ist dies aber auch ein Heilmittel, oder ist es nicht vielleicht ein Palliativ, welches das Uebel nur noch ärger machen muß? Freylich ist nicht zu läugnen, Kreditlosigkeit ist für einen Staat, für eine Provinz eine böse Krankheit. So lange sie dauert, ist an keine Verbesserung irgend eines Gewerbes zu denken, den Wucher ausgenommen, der sich mästet, wie die Geyer auf den Schlachtfeldern, bis die verpestete Luft auch sie hinrafft; und es ist also unstrittig, daß selbst schmerzliche Heilmittel nicht gescheut werden müßten, wenn sie nur wirkliche Heilmittel sind. Der weise Arzt experimentirt nicht am Kranken; sondern er hat Prinzipien, auf Naturkenntniß und Erfahrung gegründet, nach welchen er die Wirkung der Heilmittel schätzt, ehe er sie verordnet. So verfährt denn auch der Staatsmann. — Und diese Schätzung wird im vorliegenden Falle möglich seyn, wenn er die Gründe beachtet, auf welchen der allge-

meine und besondere Kredit beruht. — Redlichkeit, fluge Rechtlichkeit, Achtung vor seinem Namen, gutes Hypotheken- und Exekutionswesen, strenge Konkursordnung und leichter Erwerb. — Dies wären die Faktoren, aus welchen als Produkt der allgemeine Kredit hervorgeht. Vermindert sich nun einer dieser Faktoren, ohne daß die andern in gleichem Verhältnisse wachsen; so muß das Produkt geringer werden. So reicht z. B. in Zeiten allgemeiner Rechtlichkeit ein unvollkommenes Hypotheken- und Exekutionswesen hin, den Kredit zu stützen. Wer eine genaue Hypothekenordnung kennt, glaubt sich in den Stand der Unschuld zurück versetzt, wenn er in unsern Obligationenblankaten liest: auch genehmigt der Schuldner, daß diese Obligations- und Pfandverschreibung gerichtlich besichert werde; wenn er hört, daß man ehemals eine zwar genehmigte, aber ohne nochmalige Anzeige gemachte Besicherung als Beleidigung aufnahm. Das sind aber auch Sitten aus den Zeiten, da Honorarien und Renten ohne Erinnerung den Tag vor dem jährlichen Termine gezahlt und Rechnungsschulden unfehlbar vor Ablauf desselben berichtet wurden, wenn der Schuldner nicht für entehrt gehalten werden sollte. Aus denselben Zeiten schreibt sich eine Exekutionsordnung her, welche dem Gläubiger mehr zuwider seyn muß, als dem Schuldner, indem sie das zur Hypothek gesetzte Gut zerstückelt und dem Gläu-

biger Stücke zum Sicherheitsbesitze anweist, die vom Ganzen getrennt nicht nur nichts eintragen, sondern sogar lästig werden können, und ein Konkursverfahren, welches den jüngern Kapitalien vor den ältern laufenden Renten den Vorzug giebt. Wahre Heilmittel gegen die Kreditlosigkeit sind demnach nur solche, welche entweder die schon gesunkenen Faktoren wieder in die Höhe bringen, oder statt ihrer andere vergrößern, damit das Produkt dasselbe bleibe. Entsteht nun die Kreditlosigkeit aus dem Stocken der Gewerbe; so muß entweder diese Stockung gehoben, oder die andern Faktoren müssen verbessert werden.

Jenes nun steht nicht in der Macht des Einzelnen, oft nicht in der Macht des Staates, welcher in seiner Weisheit beurtheilen kann, daß dieses Uebel ertragen werden müsse. Zu diesem aber wird der Staat gewiß die Hand bieten, wenn angemessene Vorschläge gemacht werden. Freylich Redlichkeit, Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit zu erhöhen, ist nur das Werk der Erziehung, also ein Heilmittel, das nur für künftige Generationen wirkt; aber Verbesserung des Hypotheken-, Exekutions- und Konkurswesens kann das Werk der gegenwärtigen Zeit seyn. Man sage nicht, damit werde nur für den Gläubiger, nicht für den Schuldner gesorgt. Alles, was den Kredit befestigt, ist ja allein zum Vortheil des Schuldners, freylich nur dessen, der mit Verstand

borgte und mit Redlichkeit gerecht werden will; allein, sollen denn auch Unverstand im Schuldenmachen und Unredlichkeit im Schuldenbezahlen die einzigen Thorheiten und — — seyn, die ungestraft bleiben? —

Gesetzt inzwischen, diese Mittel reichten alle nicht hin, um dem gegenwärtigen und dringenden Uebel zu helfen; so bleibt es wenigstens gerathener, daß man das Uebel seinen Gang gehen lasse, als daß man zu Palliativen greife, welche dasselbe unfehlbar ärger machen; und von dieser Art ist die gesetzliche Suspension aller Kapitalzahlungen. Durch eine solche Suspension wird der Glaube an die Redlichkeit nicht erhöht; denn man weiß immer nicht, ob es am Willen oder an der Begünstigung des Gesetzes liegt, wenn der Schuldner nicht zahlt. Der Glaube an kluge Rechtlichkeit wird vernichtet; denn der säumige Schuldner hat nichts zu befürchten, falls er nicht zahlt; ja vielmehr, er kann bey dem Nichtzahlen seinen Vortheil finden. Hat doch mancher die Rückzahlung fälliger Kapitalien, die er mit landüblichen Renten verzinst, ausgesetzt, um das Geld in Unternehmungen anzulegen, die eine größere Rente versprochen. Nicht minder wird die Achtung von den Forderungen der Ehrenschild vernichtet; denn wie lange wird es wohl für eine Schande gehalten werden, mit gesetzlicher Erlaubniß schuldig zu bleiben? So werden dem-

nach durch den Indult drey Elemente des Credits geschwächt, und das nicht nur auf die Dauer desselben, sondern auf lange Zeit, ja auf immer. Nicht zu gedenken, daß jeder Verstoß gegen Redlichkeit, Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit obnehin schon eine bleibende Narbe zurückläßt; so ist es ja auch natürlich, daß jeder Darleiher mit seinen Kapitalien zurückhalten wird, so bald er nur an die Möglichkeit eines Indults glaubt, es wäre denn, daß er sich die Verzicht auf alle Indultbegünstigung in der Schuldschrift ausdrücklich versprechen ließe. Und wer kann an der Möglichkeit zweifeln, wenn der allgemeine Indult einmal nachgegeben worden ist? Die nothwendige Folge eines allgemeinen Indults, wovon schon im Voraus die Rede gewesen, wird also seyn, daß der Kapitalbesitzer seine Fonds, ehe der Indult zugestanden wird, einzieht, und diese mit den neuen, welche etwa noch eingehen, dahin sendet, wo man zu diesem Heilmittel noch nicht gegriffen hat. Kåme selbst der Indult unerwartet, und würden während der Dauer desselben auch keine neuen Fonds gemacht, so würde mit den neuen und alten Fonds das Gleiche geschehen müssen, sobald seine Zeit abläuft. Die Kreditlosigkeit wird demnach durch den Indult nicht nur nicht gehoben, sondern vermehrt und verlängert, und dem Lande oder der Korporation, welcher dieses Heilmittel zugestanden worden, wird das Mittel entzogen, die Grund-

stücke zu verbessern oder neue Unternehmungen zu machen. — Daß dem also sey, hat auch bereits die Erfahrung bewiesen. In Preußen hat man den Grundbesitzern durch einen allgemeinen Indult helfen wollen. Weil man aber fühlte, wie sehr man dadurch dem Kredit schadete, so wurden wenigstens für die Dauer des Indults die Gesetze über das Zinsenmaximum (mit Unrecht Wuchergesetze genannt) aufgehoben. Nachdem inzwischen die Zeit des Indults abgelaufen war, sah man die Noth so wenig gehoben, daß eine Verlängerung des Termins nöthig befunden wurde. — Im Mecklenburgischen hat man sich auch durch dieses gefährliche Mittel helfen wollen; allein man hat gleichfalls eine Verlängerung nöthig gefunden, „und diese Ansicht ist jetzt, da einmal der Indult bestanden hat, sehr richtig,“ sagt der Recensent einer darüber erschienenen Schrift (Zen. A. L. Z. Nr. 133.): „Denn,“ fährt er fort, „der Zustand des mecklenburgischen Kreditwesens hat sich seit der Publikation des ersten Indultedikts nicht verbessert, sondern verschlimmert.“ — Was wird aber daraus werden? Man wird doch nicht den Indult auf ewige Zeiten verlängern wollen? Besser wäre ja dann eine Cassation aller Schulden, und das wird man doch nicht wollen, so lange wenigstens niemand sicher ist, daß er nicht zu neuen Anleihen genöthigt seyn werde. Eine gänzliche Umschmelzung des Hypothekenwesens und eine strenge

Exekutionsordnung würden auch nur für die Zukunft helfen. Für die Gegenwart würde jenes nur manches offenbar machen, was bisher nur in dem Dunkel seine Sicherheit gefunden hat, worin es schwebt, und dieses würde gewiß eine allgemeine Verwirrung nach sich ziehen. Auch erfordern neue Einrichtungen der Art eine nicht geringe Zeit, und das Uebel ist dringend.

Vielleicht sind daher folgende Vorschläge ausführbar:

1) Diejenigen Grundbesitzer, welche nach dem bisherigen Preise gerechnet, nach Ausgleichung ihrer Aktiven und Passiven, ihre Güter nicht über die Hälfte beschuldet finden, lassen Ediktalen ergehen und legen ihren, auf diesem Wege ausgemittelten, Vermögensetat, nebst einer beglaubigten Beschreibung ihrer Güter, dem Publikum vor, (auf diese Weise befreien sie sich selbst vor dem allgemeinen Mißtrauen) und erklären, daß sie von jedem etwa zuzugestehenden Indult keinen Gebrauch machen wollen.

2) Diese treten zusammen und bilden aus ihren Etats ein Bankbuch, worin sie ihre Aktiva und Passiva untereinander saldiren.

3) Sie negociiren außerhalb der Provinz auf die solidarische Hypothek ihrer Grundstücke eine Summe, welche sie in Stand setzt, alle Kapitalien aufzukündigen und abzutahlen, deren Gläubiger nicht zum Verein gehören.

4) Sie nehmen zu diesem Verein jeden Grundbesitzer auf, der durch einen beglaubigten Etat beweiset, daß seine Passiva nicht mehr als die Hälfte von dem dermaligen wahrscheinlichen Verkaufspreise seiner Grundstücke betragen. Die Obligationen des Neuaufgenommenen werden sodann entweder von Mitgliedern des Vereins, oder aus dem allgemeinen Fonds eingelöset.

5) Alle Mitglieder unter sich verrechnen sich wegen der Renten im Bankbuche, und saldiren mit baarem Gelde bey der gemeinschaftlichen Kassenverwaltung.

6) Neu gemachte Kapitalien werden von den Mitgliedern erst dem gemeinschaftlichen Fonds angeboten, und nur, wenn dieser sie nicht annimmt, an Fremde vergeben. Angenommen aber werden sie so lange, als auch die ausländische Schuld zu tilgen ist.

7) Jedes Mitglied des Vereins negociirt Kapitalien, deren es etwa bedarf, nur durch die Bank.

8) Wer seine Renten nicht im Termin abträgt, wird sofort unter Vormundschaft gesetzt.

9) Jeder unbefriedigte Gläubiger eines Mitgliedes des Vereins meldet sich bey der Gemeinkasse, und falls der Schuldner innerhalb vier Wochen nicht Richtigkeit trifft, zahlt die Gemeinkasse und verfährt gegen denselben wie §. 8.

10) Die Kosten der Anstalt werden pro rata

der Schulden getragen, die jedes Mitglied des Vereins behält.

Daß eine solche Vereinigung den Kredit der Mitglieder befestigen und dadurch dem allgemeinen Landescredit einen Stützpunkt geben; daß dieselbe ans Licht bringen würde, in wiefern die Besorgniß eines allgemeinen Bankerotts gegründet sey oder nicht: daran ist kein Zweifel. Was hätten aber, wird man fragen, die Mitglieder des Vereins davon? Wollen sie mehr haben, als Sicherheit und Ruhe; so habe ich freylich keine Antwort. Dann wollen sie nicht nur Befreyung von dem Druck des allgemeinen Uebels, sondern sie wollen, was kein wahrer Patriot wollen darf, von dem allgemeinen Uebel vorthailen. Sie mögen sich aber hüten; denn, wenn ihnen das lange genug gelungen ist: so werden sie selbst ergriffen und in den allgemeinen Untergang mit hingerissen werden.

Cruse.

---

## IV.

## Fragmente aus dem Tagebuch einer Badegesellschaft.

(B e s c h l u ß.)

Die Bitterung zwingt uns zur Eingezogenheit. In den Morgenstunden, wenn der Brunnen getrunken ist, schwärmt hier noch alles auf der Promenade. Wir treiben uns gewöhnlich im Garten herum, wer laufen kann, läuft, und da sich der Leyermann zu uns gesellt, so giebt es auch zuweilen einen Ball auf ein halbes Stündchen. Den übrigen Tag verbringen wir meist entweder in der Gesellschaft des Obersten, zu Hause, oder bey ihm, und der ehrwürdige Abbé ist die Seele der Unterhaltung, der er schnell einen feineren Ton zu geben wußte. Wenn er so freundlich lächelnd zwischen uns steht, mit seinem frühgebleichten Haar und den menschenfreundlichen Mienen, denen mancherley Erfahrungen die leisen Züge eines edlen Grammes eindrückten, so wird die lauteste Freude zum Ernst zurückgerufen. Doch liebt ihn selbst die liebe Jugend. Anekdoten, heitere Laune und Witß machen ihn zum Liebling der Damen, die schon durch seine freundliche Bildung für ihn eingenommen werden, und willig läßt er sich dann von ihnen, um ihnen doch auch ihren Willen zu lassen, pußen und, was billig ist, modernisiren.

Gegen Abend versammelt sich alles zu einem Spaziergang, der selten über eine Stunde währt; alles bleibt dann gern beisammen. Der Abbé spielte einmal Schach; die Damen fanden das ungesellig, und forderten ihn scherzend auf, die ganze Gesellschaft für diesen Tag zu unterhalten, doch nie dabey zu vergessen, daß ihm von Frauenzimmern die Strafe diktiert war. Er wußte sich so fein aus der Sache zu ziehn, daß er nach alter Sitte der Liebeshöfe den wohl verdienten Preis von den Richterinnen erhielt und die Liebe und Bewunderung des versammelten Volkes. Seine Geschichten waren meist so verflochten mit der Unterhaltung, daß die Damen, die er besonders in Anspruch nahm, fast die Hälfte seiner Strafe abbüßten — bald mußten sie singen, bald antworten auf vorgelegte Fragen; es war eine Lust für den bloßen Zuhörer.

Die gestrige Unterhaltung hat so gefallen, daß von heute an jeden Tag erzählt werden soll, besonders da der Arzt die zu heftige Bewegung gegen Abend verboten hat. Die Oberstin, Julie und Gadwine bestimmen, als erkohrne Richterinnen, den Preis für den, der es am besten gemacht hat. Sie heißen die Grazien; Hermine ist Hebe, präsidirt deshalb am Theetisch und kredenzt in dieser Funktion eigenhändig den übrigen Herren und Göttern, die aus Norden und Süden sich hier versammelt haben. Bloß der Abbé hat noch niemand

gewählt, und auch die schmeichelhaftesten Beynamen verbeten; Eugenius oder Scipio zieht er vor — seine beyden Taufnamen. Der Baron ist Herkules geworden, und die kleine Hebe hat pränumero den Herrn Gemahl in die Zucht genommen. Vielleicht führt dieser Scherz beyde bald in einen fröhlichen Olymp ein.

Eine Geschichte von gestern will ich Dir noch nachholen; sie giebt einigen Aufschluß über das Leben des Abbé's. Zeit und Ort müssen die Sünden auf sich nehmen, die ich bey dem Wiedererzählen begehen werde; aber selbst bey der größten Mühe ausgearbeitet, würde sie doch das nicht seyn, was sie im Munde des freundlichen Erzählers war, von seiner sanften, und zuweilen so feyerlich erhobnen Stimme gesprochen und von dem milden Glanze seiner mitsprechenden Augen begleitet. Selbst die weißen Locken, die ganz schlicht unter dem Käppchen vor auf den dunkelbraunen Rock fallen, tragen dazu bey, den Eindruck zu vermehren. — Nimm sie, so gut ich sie wieder gebe.

Es war am stillen Frentag, Nachmittags vier Uhr (so erzählte der Abbé), als ich vor funfzehn Jahren in Lyon an den Ufern der Rhone spazieren ging; ich war in einer Stimmung, wie man an Fest- und Fasttagen zu seyn pflegt, das heißt stiller, mehr aufgelegt, unterhalten zu werden, als selbst zu unterhalten, und besonders voll Sehnsucht nach Etwas außer mir, das ich selbst nicht

recht wußte. Vor mir stieg ein Mann in einem einfach blauen Rock in eine Gondel, und ehe noch der junge Mensch sein: wollen wir fahren? vollendet hatte, saß ich schon dem ältlichen Herrn gegenüber, das Gesicht nach dem schönen lebendigen Ufer und dem Leben am Quai hingewendet. Eben so still, wie die bekannten holländischen Freunde, saßen wir eine Zeitlang einander gegenüber, und würden noch länger so geseßen haben, wenn nicht plötzlich ein äußerer Schlag an die Gondel, von einem dichten Gedränge von Rähnen verursacht, uns in näheren Rapport gesetzt und aus unsern Träumen geweckt hätte. Ein Kind war vom Quai herab ins Wasser gefallen, aber noch glücklich gerettet worden. Höflichkeiten waren der erste, der nahe unglückliche Vorfall dann der nächste Gegenstand des Gesprächs. Bald wurde es lebhafter, als solche Unterhaltungen gewöhnlich zu seyn pflegen; man sah es dem Mann an, daß er heute ein Herz suchte, dem er seine ruhige Freude mittheilen mochte. Mit freudefunkelnden Augen warf er einen kleinen Thaler der armen Mutter des Kindes zu, mit dem man noch am Ufer beschäftigt war. Unser Gespräch ging bald auf andere, interessantere Gegenstände über. — Wir stiegen aus, wanderten, im Gespräch vertieft, weiter, und ohne es recht eigentlich bemerkt zu haben, befand ich mich in der Nähe meiner Wohnung.

Ueberrascht erkannte jeder von uns in dem andern seinen Nachbar, und gern nahm ich daher die Einladung des meinigen zu einer Parthie Schach an. Für ein gutes Zeichen, sagte er bey'm Eintritt in das kleine Zimmer, halte ich mein heutiges Zusammentreffen mit Ihnen. Ich hatte mir es vom Himmel erbeten, und er hat mir es in Ihnen gewährt. Sie sind mir das Unterpfund, das meine stille Freude, meine gewiß unschuldige Hoffnung nicht getäuscht werden wird. Mit einem Enthusiasmus, der an einem Jüngling liebenswürdig gewesen wäre, erzählte er mir dann, wie er heute einen der schönsten Tage seines Lebens gefeyert habe. „Es ist das erstemal, daß mein trockener Beruf eines Notars mir menschlich gut erschien. Herr Dampmartin, unser Nachbar, ist bekanntlich einer der reichsten und geizigsten Leute unsers Kirchspiels. Er hat einen Stieffohn seiner Schwester um sich, einen verdorbnen Menschen, der das Erschmeichelte liederlich durchbringt; mit der Wittve und den Kindern seines Bruders lebt er aber gespannt, weil dieser durch zu großes Vertrauen auf Menschen und durch vielleicht zu unbedachtsame Mildthätigkeit um sein Vermögen gekommen war. Er nimmt kaum Notiz von der Wittve dieses allgemeingeliebten Mannes, einer Frau von dem vortheilhaftesten Ruf, und von ihren vier liebenswürdigen Kindern: und diese Kinder hat der alte Sünder heute in seinem Testa-

ment zu Universalerben seines ganzen Vermögens eingesetzt. Verzeihen Sie,“ setzte er dann erschrocken hinzu, „meinem Vertrauen zu Ihrem edeln Gesicht, zu diesen klaren offenen Augen, die ich vorhin von menschlich schönen Thränen erweicht sah; im Drang der Freude entschlüpfte mir das Geheimniß. Ach, wie tief muß ich durch dieses schwachhafte Geständniß in ihren Augen gesunken seyn, — aber, mein Herr, Thränen der Freude sind berauschend und mir hat der Himmel sie heute vergönnt. — Niemanden durfte ich ja Zeuge seyn lassen meiner schönsten Feyerstunden. — Von Ihnen möchte ich allein bemitleidet werden, wenn meine Unbedachtsamkeit dieses verdient, aber Ihre Verachtung glaube ich nicht verschuldet zu haben.“

War der edle Mann vorher durch seinen Geist und sein Herz liebenswürdig, so wurde er mir durch diese feyerliche Nührung ehrwürdig. Erst spät gingen wir auseinander, als Freunde im Leben und Sterben. Er wurde mir mit jedem Tage schätzwerther. Als Anwalt hatte er die niedern Bezirke des Lebens mit allen ihrem Wust kennen gelernt; aber, was nur so wenigen der Gebildeten seines Standes gelingt, er hatte die Seele sich rein bewahrt, auch unbefleckt von dem Roste der Selbstsucht und der Menschenverachtung. Täglich holte er mich ab, zu einem Spaziergang nach dem Quai hin, seinem Lieblingsplatz, oder zu den Guinguettes, wo der Hand-

werker, besonders am Sonntage, in abgesehener Zuorkommenheit und höflichem Benehmen die große bunte Welt so lustig kopirt, zu der er sich in seinem adonisirrenden Rocke zählt. Will man die Gewandtheit, den frohen Muth, diese heitere Empfänglichkeit des französischen Volkes kennen und, was meist damit verbunden ist, auch lieben lernen, so muß man Sonntags dem Treiben dieses kleinen Volkes auf den Guinguettes zusehn. Nach zweywöchentlicher Bekanntschaft führte er mich selbst bey der Wittwe ein; ich fand Gefallen an der Familie, die, bey aller Armuth, Bildung und Anstand verrieth. Die Knaben lasen in lateinischen Büchern, die älteste Tochter, der Liebling meines Freundes, nähte Blonden, während die jüngere Schwester der Mutter am Nährahmen vorlaß. Jeder eilte, dem Freund und Wohlthäter Beweise dankbarer Liebe zu geben, und besonders zeigte die älteste Tochter eine Anhänglichkeit, die eigentlich, ohne daß das gute Kind es wußte, wohl mehr war, als kindliche Erkenntlichkeit.

Doch ich werde zu weitläufig in meiner Erzählung, und vergesse, daß mein Tagebuch mit der Post abgehen muß.

Kurz darauf hatte doch wohl das theilnehmende Herz des Notars, — fuhr der Abbé in seiner Erzählung fort — ihren schmeichelnden Bitten um Nachrichten von dem Testament des Onkels zu sehr nachgegeben; er hatte ihnen Hoff-

nung gemacht, Ausichten erdffnet, an denen er sich eben so sehr ergötzte, als die redliche Familie selbst. Herr Dampmartin starb, und mein Freund eilte, die Wittwe seines Bruders davon zu benachrichtigen. Eben war die Noth durch eine Krankheit der jüngeren Tochter aufs höchste gestiegen, und die Mutter in der bis dahin glücklich vermiedenen Nothwendigkeit, zu borgen. Des Notars verheißende Winke, ihre hoffenden Fragen, denen er nicht widersprach, sein geheimnißvolles Trösten auf eine nahe bessere Zukunft, und mehrere Worte von einem Testament: Alles bestimmte sie, diesen letzten, so gefürchteten Schritt zu wagen. — Erschied mit Thränen von ihnen, gleichsam, als ob er geahnet hätte, daß er sie nie wiedersehen sollte.

Als gerichtlich bestätigter Exekutor des Testaments, eilte er froh an sein Geschäft, bey dem ihm stets die Erwartung seiner geliebten Familie vorschwebte, und ihre Hoffnung ermunterte. Schon war er mit seinem Geschäft beynah zu Ende, als in einem Wandschranke sich noch einige Dokumente und Assignationen vorfanden und ein großes versiegeltes Paquet mit der Aufschrift: eigentlicher letzter Wille. — Zitternd erdffnete mein Freund das Papier; Unterschrift und Siegel sind richtig die des Verstorbenen, aber das Datum neuer. Bleich und bebend, wie er der armen Wittwe schrieb, blätterte er vorwärts, las

die wenigen Worte mit krampfhaftem Schmerz: „Der Stieffsohn meiner Schwester, Jacquin, mein Universalerbe und das frühere Testament völlig vernichtet“ — und sank dann weinend in einen Lehnstuhl. Neben ihm brannte das Feuer in dem Kamin, und brauchte Holz zur Erhaltung, — die Thür war verschlossen, niemand wußte von dem Inhalt jener Schrift, selbst der Erbe hatte keine Ahnung davon: sie den Flammen zu übergeben, war der erste, natürlichste Gedanke, der in die Seele meines Freundes kam; er ergriff das Papier, der Arm zuckte krampfhaft . . . aber weinend und mit innerlichem Kampfe legte er es zurück. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er ordnete alles und schrieb noch auf der Stelle einen Brief „an seine, durch ihn unglücklichere, getäuschte Freundin.“ Unter Thränen, die so manchen Ausdruck seines zerrissenen Herzens verlöscht hatten, erzählt er ihr den Vorfall. 3000 Livre erspartes Vermögen und mütterliches Erbtheil, die in der Bank zu Lyon niedergelegt waren, bat er sie anzunehmen, als Andenken an ihn und als Deckung der durch ihn veranlaßten Schuld, und bey den Thränen, die diese gescheiterte Hoffnung ihr kosten würde, auch eine zu vergießen, die seinem Andenken gölte, ohne daß sie ihm fluche. Seinem Liebling, ihrer ältesten Tochter, schenkte er seinen geringen Nachlaß, da er bey seiner Entfernung bloß das Nothwendigste mitnahm. Die Beendigung des

Geschäfts übertrug er einem ältern Kollegen; er selbst aber war ohne Spur verschwunden.“

Die Geschichte machte großen, aber verschiedenen Eindruck auf die Hörer. Herkules, der von seinem alten Vorbild die Geradheit angenommen zu haben scheint, aber auch eben diese Unbesorgtheit in der Wahl der Mittel, rühmte zwar den Edelsinn, fand ihn aber doch hier nicht am rechten Ort, und die liebe Jugend, die von dieser Diskussion zuviel ernste Unterhaltung fürchtete, stimmte ziemlich laut bey und suchte die Sache ins Lustige zu wenden, fand aber diesmal besonders das schöne Auditorium gar nicht zum Einstimmen geneigt. Mit zudringlicher Neugierde suchten die Frauenzimmer die Persönlichkeiten des Notars kennen zu lernen, und des armen Mädchens, das ihnen das ganze Verhältniß erst romantisch machte. So nach und nach wußten sie bey Gelegenheit auch manches von dem frühern Leben des Abbé's herauszulocken, der, ohne eben damit geheimnißvoll zu thun, doch der Neugierde immer fein genug auszuweichen weiß. Von der Oberstin wäre mehr zu erfahren, aber leider theilt sie diesen Fehler oder diese Tugend mit dem verehrten Manne, an den sie mehr als ein Band zu binden scheint. Früh schon hatte sich der Abbé in der Welt umhergesehen. Aus menschenfreundlichen Absichten machte er auf einem Transportschiff, in Gesellschaft von Negerklaven, eine Reise nach Ame-

rifa. Dann lebte er lange, wie es scheint, in Nordamerika, für welches er immer noch sehr eingenommen ist, während er es auf der andern Seite nicht lobt; aber eine heiße Sehnsucht trieb ihn zurück nach Europa — „zu dem Gegenstand unerreichbarer Wünsche;“ was das war? darüber zerbrechen sich die Damen fast die Köpfe, rathen — natürlich auf Liebe, denn welches größere Motiv könnte ein Mädchen sich denken, aber fast — scheint es (immer wieder bloß Vermuthungen) etwas Wichtigeres gewesen zu seyn, das dem edeln Mann werth schien, sein ganzes Leben daran zu setzen.

---

Einen ganzen Teufel von Brief bin ich Dir schuldig (um mit der Sévigné zu reden), und doch weiß ich nicht, ob das ausreichen wird. Der Baron hatte gewettet, alle einmal erst verdrießlich, dann ausgelassen zu stimmen, und es gelang ihm so ziemlich. Mit einer Hundemesse im eigentlichsten Wortverstande weckte er alle, und uns zu besserer Ermunterung obendrein mit einem hinreichenden Bade von Wasser. Durch ein Frühstück versprach er alle zu besänftigen; zitternd vor Kälte erwarteten wir es mit Sehnsucht. Endlich trug man es auf: räucherigen Thee; steinharten Zimbiß dabey — alles auf seine Veranlassung. Er hatte viel zu thun, um die Gemüther zu beruhigen; doch es gelang. Zwey Friseurjungen, die für anderthalb

Groschen Pasquille auf allen öffentlichen Straßen ablefen, sonst anstellig und nicht dumm, hatte er sich auswählt. Von der Straße rief er beyde herauf; einander gegen über sitzend mußten sie sich gegenseitig den Kopf zurecht setzen, nach Künstlerart; man hätte sich todtlochen mögen, wie sie das ausführten. So haben Vakuna und Komus ihr Recht, lassen sich aber doch gern von der lächelnden Weisheit besprechen, die der Abbé in unsern unartigen Zirkel zurückführt.

Von den Geschichtchen nächstens mehrere; es kommt manches Lustige zum Vorschein — und manches Ernsthafte, das zwischen dem Scherz sich durchdrängt.

## V.

## Skizze von St. Petersburg.

(Beschluß.)

Weitere Sommerparthieen werden nach den Kaiserlichen Lustschlössern Strelna, Peterhof, Dranienbaum, Zarstoeselo, Gatschina, Pawlowsk oder nach den romantischen Gebirgen der finnischen Dörfer Perzola und Topala gemacht, wo man aus Mangel an Wirthshäusern bey dem Pfarrer oder Küster des Orts ein Paar Tage zubringt, von dem Mitgebrachten lebt, und beym Wegfahren dem Hauswirth ein Geschenk von einem oder ein Paar Bankozetteln macht. Auch in die neun bis vierzehn Werste von der Stadt liegenden deutschen Kolonien wandert man oft, und freut sich da der deutschen Sitte und der guten frischen Butter.

Zahllos ist die Menge anderer Privatlandhäuser nach allen Richtungen der Stadt. Die ansehnlichsten und meisten sind jedoch, wie schon gesagt, auf dem Peterhofischen Wege, zu beyden Seiten desselben. Weniger bemittelte Familien miethen und beziehen ein paar Zimmer auf den rund um die Residenz liegenden Dörfern, und bezahlen auch dafür oft 3 bis 100 Rubel Miethe. Aber es ist nun einmal Sitte, und wer kann es jemandem verargen, wenn er für den langen Winter sich durch kurzen Naturgenuß zu entschädigen sucht?

Zu den Wintervergönungen der Stadt gehören vorzüglich der große und kleine Tanzclubb, die Maskeraden bey Feuillet und Lion. Für einen Fremden sind der englische Klubb (meistentheils aus Reichen und Adelichen), der Bürgerclubb (aus Gelehrten, Kronbedienten, Kaufleuten und Künstlern), der amerikatische Klubb (aus reichen Professionisten und Künstlern aller Art bestehend), äußerst unterhaltende Zirkel. Außerdem findet jeder Fremde in einer Familie, der er empfohlen oder vorgestellt worden ist, die herzlichste gastfreundlichste Aufnahme; er kann jeden Mittag und jeden Abend kommen, und wird sein Couvert immer gedeckt finden. In einigen guten Häusern sieht man es gern, wenn an den in der Woche zur Gesellschaft bestimmten Tagen sich recht viel Besuchende bey Tisch einfinden. Hier herrscht ein Luxus, wie man ihn selten anderswo trifft. Früher, als in irgend einem wärmeren Klima, findet man auf diesen Tafeln junge Erbsen, Bohnen, Spargel, Pfirsichen, Erdbeeren, Ananas, Melonen und andere kostbare Früchte mehr. Die außerlesensten und besten Weine werden nicht geschont, und die schönsten und seltensten Blumen zieren öfters mitten im Winter die Tafel.

So weit sich hier eine Beschreibung der mancherley öffentlichen Festivitäten in St. Petersburg liefern läßt, will ich sie versuchen. Einige

dieser Feyerlichkeiten, die zugleich Volksfeste sind, charakterisiren gleichsam durch ihre Fröhlichkeit, Unbefangenhait und Gutmüthigkeit die russische Nation und zeigen den Nationalcharakter von einer sehr beneidenswerthen Seite. Dahin gehören die Fastnachtsfeyerlichkeiten, die Maskeraden, die Eisberge, die Weihnachts- und Neujahrzeit, die Wasserweih, die Osterfeyer u. s. w. Ich fange mit dem Fest der Wasserweih an.

Am 6ten Januar, als am heiligen Dreykönigtage, mit dem frühen Morgen kündigen schon die häufigen Bewegungen des Militärs, und in der Folge einige Kanonenschüsse von der Festung, die Feyer des Tages an. Sämmtliche Garden und die übrigen in St. Petersburg garnisonirenden Regimenter ziehen in Parade auf. Vom Schloßplaz an bis an das Newaufer, wo die feyerliche Handlung vor sich geht, formirt das Militär eine lange unübersehbare Reihe. Endlich gegen zwölf Uhr Mittags naht sich aus dem Innern des Schloßes die Procession; der zahlreichen, prachtvoll gekleideten russischen Geistlichkeit an der Spitze, folgt der ganze kaiserliche Hof zu Fuß, in Gallakleidern, und von den Großen und hohen Beamten des Reichs begleitet. Um ein durch das Eis gehauenes Bassin reihen sich die Fahnen sämmtlicher Bataillone, welche der Metropolit mit dem geweihten Wasser des sogenannten Jordans besprengt. Eine aufsteigende Rakete verkündigt dem harren-

den Volke, welches das ganze Ufer, die Basiliostrowsbrücke und den Fluß bedeckt, die feyerliche Handlung. Alles schlägt ein Kreuz, Trommeln und Pauken wirbeln, Trompeten schmettern und die ganze lange Kriegerreihe giebt eine dreyimalige Salve aus dem Gewehr. Nach vollzogener Zeremonie stürzt die fromme Menge mit Gefäßen herhey, um von dem geweihten Wasser einzusammeln, und es das Jahr hindurch für etwanige Unfälle und Krankheiten zu verwahren.

Die Lustbarkeiten der russischen Maslinize (Fastnacht) übertreffen alles, was man an andern Orten Deutschlands, Frankreichs und Italiens Fastnachtsbelustigungen nennt. Bekanntlich schließt die sogenannte Butterwoche den Karneval der Russen, und diese, so wie vorzüglich die vier letzten Abende, an welchen alle Gerichte und öffentlichen Anstalten feyern, sind den öffentlichen Volksvergnügungen der Eisberge, Schaukeln und Harlekinaden gewidmet. Am Sonntag vor dem Aschermittwoche, der diese lustige Woche beschließt, ist Morgens und Abends öffentliche Mascherade; gewöhnlich beehrt die kaiserliche Familie vorzüglich die Morgenmascherade mit ihrer Gegenwart, die gegen zwölf Uhr anfängt und nach drey Uhr geendigt ist. Um 9 Uhr Abends beginnt die Abendmascherade und dauert bis zum Glockenschlage Zwölf, wo pünktlich, nach griechischem Gebrauch, alle Musik verstummt.

Das Gedränge ist dabey außerordentlich groß, da fast jedesmal an viertausend Masken zugegen sind.

Die Ausländer feyern ihren Fastnachtsabend den Dienstag darauf, eine Vergünstigung, die noch von Peter dem Großen sich herschreibt, und der russischen Toleranz gewiß zur Ehre gereicht. Auf der Masquerade an diesem Abend, woran kein Russe mehr Antheil nehmen darf, findet sich nun alles ein, was auch sonst an dergleichen Vergnügungen keinen Geschmack findet. Da das deutsche Publikum ohne allen Vergleich das zahlreichste ist, so wird dieser Tag auch hiervon die deutsche Maslinize genannt. Dieß Publikum zählt wenig hohen Adel unter sich, sondern besteht größtentheils aus Geschäftsmännern und Kaufleuten, welche hier im frohen Kreise der Ihrigen, der heimischen väterlichen Sitte getreu, den Abend verscherzen. Es herrscht ein gewisser Anstand dabey, der einen vortheilhaften Begriff von dem Publikum erweckt, das selbst seinem Vergnügen unter der Maske sittliche Schranken stellt, daher sich auch kein Hausvater scheut, seine aufblühenden Töchter daran Theil nehmen zu lassen.

Wenn nun diese rauschenden Vergnügungen in der Stadt ein Ende haben, dann beginnen die Schlittenfahrten nach den benachbarten Vergnügungsortern, die vorzüglich von Ausländern besucht werden, und wo es den Wirthen, unter Aufsicht der Polizey, erlaubt ist, Bälle zu geben. Die

meisten Schlittenparthieen sind nach Kr a s n a k a - b a k , wo man die berühmten Waffeln, Eyerwein oder auch Punsch und Grogh zu sich nimmt.

So schleicht die Fastenzeit vorbey, und es beginnt alsdann für die Russen ein wichtiger Zeitpunkt. Die Osterfeyer nämlich ist das erste und heiligste Fest für sie im ganzen Jahre; und nach siebenwöchentlichem Fasten, wo sie bloß auf den Genuß von Delispeisen, Zwiebeln und Fischen eingeschränkt sind, muß ihnen auch in der That die Zeit willkommen seyn, wenn sie wieder, wie andere gute Christenkinder, Fleischspeisen, Butter, Eyer und dergleichen genießen dürfen.

In der Nacht vom Sonnabend zum Ostersonntag verkünden, mit dem Glockenschlag Zwölf, die Kanonen von der Festung das anbrechende Fest. Plötzlich ist dann ganz Petersburg erleuchtet, und dieser schnelle überraschende Uebergang von Finsterniß zu Licht, hat etwas unaussprechlich Impofantes. Die Straßen wimmeln von Menschen; alles eilt in die Kirchen, die Nacht scheint zum Tage geworden, und in das Rasseln der Equipagen auf den Straßen mischt sich das Gebümmel der großen und kleinen Glocken aller russischen Kirchen.

Nach dem Gottesdienst, etwa um zwey Uhr des Morgens, nimmt der Hof die Gratulation und den gewöhnlichen Ostergruß „христосъ восхрестъ“ (Christus ist erstanden) an, und läßt die Anwesenden zum Handkuß.

Mit dem ersten Feiertage beginnt nun das Schaukelfest, das dem Fremden ein wirklich neues Schauspiel gewährt. Die einfachste dieser Schaukeln besteht aus einem schmalen Brette, das zwischen zwey starken Seilen an einem hölzernen Pfosten hängt; auf jedem Ende desselben steht eine Person, die durch ihre Biegungen und Anstrengungen die Schaukel in Gang zu bringen und zu erhalten weiß. Nicht selten sind das junge Mädchen oder Frauen, die, die Köpfe um die Füße mit einem Schnupftuch zusammengebunden, sich durch die stärksten Schwingungen und üppigsten Bewegungen der Luft und den lauschenden Blicken Preis geben. Halstuch und Gewand flattern oft hoch in die Luft, und niemand nimmt ein Aergerniß daran. Quer auf dem Brette sitzen oft noch mehrere Personen.

Eine zweyte Gattung besteht aus vier kleinen buntbemalten Behältern, die man sich als offene Portechaisen denken kann, welche an einer Walze und einem Rade, wie eine Windmühle, herumgetrieben werden. In jedem dieser Häuschen sitzen ein Paar Personen traulich nebeneinander, ihre russischen Lieder singend, bald hoch in die Luft steigend, bald sinkend, immer in senkrechter Bewegung.

Das interessanteste Schauspiel aber hierbey gewährt eine oft drey- bis vierfache Reihe Equipagen, die in den Nachmittagsstunden bis zum

Abend, welcher jedesmal diesen Lustbarkeiten ein Ende macht, in einem fast ununterbrochenen Zirkel um die Schaukeln herumfahren. Die Fenster der an dem Platz erbauten steinernen Häuser (manchmal ist dies Schauspiel vor dem steinernen Theater, gegenwärtig aber auf dem sehr geräumigen Isaaksplatz,) sind mit den Schönheiten der Stadt und vielen andern Zuschauern angefüllt, und es werden manchmal auf diese acht Tage (so lange dauert nämlich das Fest) für manches Zimmer 3 bis 100 Rubel bezahlt.

Nun tritt der May ein, und mit ihm ein neues Fest für die Bewohner der Stadt. Erlaubt auch das Klima nicht in jedem Jahr den ersten May im Freyen zu feyern, so ist es doch, selbst bey einer etwas schneidenden Luft, schon ein großes Vergnügen, die schöne Welt von Petersburg auf einen Fleck, nämlich auf dem Wege nach Katharinenhof, hingezaubert zu sehn.

Bekanntlich gehört es zum guten Ton, wenn es auch gleich kalt und nur die Bitterung einigermaßen erträglich ist, am ersten May fahrend, reizend und zu Fuß dieses Lustwäldchen zu besuchen. Diese Gewohnheit schreibt sich noch aus den Zeiten Peters des Großen, der übrigens seiner Gräfin, Katharina I., zu Ehren, die auch ein Sommerhaus im dortigen Gehölz hatte, diesen Park Katharinenhof nannte.

Gleich nach Tisch, das heißt nach vier Uhr,

erblickt man auf allen Straßen und von allen Gegenden der ungeheuren Kaiserstadt her die schönsten und geschmackvollsten Equipagen, welche sich alle nach einem Punkt hinbewegen, und woraus sich schon in den äußern Straßen der Stadt eine unübersehbar lange Reihe von Wagen dicht hintereinander biloet, welche dann durch ganz Katharinenhof geht bis am Ende des Ortes, auf einem, unter der jetzigen Regierung zum offenen Park umgeschaffenen, grünen Platz. \*)

Hier wenden sich die Wagen, fahren in einer gleichen Linie auf der andern Seite wieder zurück, und wiederholen von vorn aus, nach Belieben, die Tour noch ein- oder ein paarmal. Neben den Equipagen reiten langsamen Schrittes meistens Gardeofficiere, angesehenene Staatsmänner und sonstige wohlhabende und reiche Leute. Selbst der Kaiser, ohne einiges Gefolge, bloß von einem Reitknecht begleitet, passirt, so wie sein Bruder Konstantin, zu Pferde diese Wagenreihe und grüßt auf die herablassendste Art die Anwesenden, oder läßt sich auch hier und da mit der

---

\*) Hier ist der Ort, wo man, außer den Osterschaukeln, seinen neuen Wagen oder seinen neuen Postzug sehen läßt; und in der That hat man auch in keiner andern Stadt solch eine Menge schöner Pferde und geschmackvoller Equipagen zu bewundern. Jeder nur bemittelte oder geschäfttreibende Mann hält hier, und ist wegen der Ausgedehntheit des Ortes gleichsam dazu gezwungen, sein eigenes Fuhrwerk, und so giebt es kein öffentliches Schauspiel, wo nicht eine große Anzahl Wagen die versammelte Menge verkündigt.

in den Equipagen sitzenden Gesellschaft in ein Gespräch ein.

Noch ein kleines Fest für die Petersburger ist die sogenannte Frühjahrsbörse an der Newa. Sobald, nach dem Durchgange des Ladogaeeises, die Schifffahrt auf der Newa frey wird, erscheinen auch schon Schiffe auf der Rheede. Die Engländer und Amerikaner waren sonst gewöhnlich die ersten, welche ankamen, die Lübecker Schiffer die behutsamsten und letzten.

Merkwürdig und auffallend, besonders für den deutschen Fremdling, ist, was die Danziger und Lübecker Schiffe nach Petersburg bringen. Es ist das Frühjahr — die Baumbblüthe und der Vogelgesang aus Deutschland. Das ganze Newaufer in der Gegend der Börse ist mit allen nur erdenklichen blühenden Pflanzen, Bäumen, Blumen, Gesträuchen, Rosen- und Levkoienstöcken u. s. w. bedeckt. Hier hört man tausend Stimmen von Kanarienvögeln, \*) Lerchen, Stieglitzen, Hämpflingen, Nachtigallen, Dompfaffen zc. durcheinander zwitschern, und das ist es, was den Petersburgern für diese Zeit ein wahres Fest gewährt.

Den Gourmands gewährt die Ankunft frischer Aустern, die die Glensburger Schiffe brin-

\*) Für das Paar Kanarienvogel wird gewöhnlich 10 Rubel gerordert. Ich habe auch welche von 100 Rubel bis zu 100 Dukaten bezahlen sehen. Natürlich waren dies abgerichtete, künstliche Sängere.

gen, einen noch interessanteren Genuß. Die ersten werden gewöhnlich mit fünf und zwanzig Rubel das Hundert bezahlt; zuletzt fallen sie bis auf fünf Rubel im Preise. Andere feine Leckeren, als: Strömlinge, Kaviar, Braunschweiger Würste, westphälische Schinken, die herrlichsten Drangen, eingemachte Früchte und Konfituren, Liqueurs u. dergl., finden sich dann gleichfalls zu Schiffe ein, — und man trifft sie hernach das ganze Jahr hindurch in einer Reihe russischer Buden.

---

VI.  
T h e a t e r.

---

R e v a l e r B ü h n e.

Nach einer Pause von fünf Wochen, welche hergebrachterweise die Hundstage veranlaßten, wurde unsre Bühne am 12ten August mit den Kreuzfahrern, von Kozebue, wieder eröffnet, und ein volles Haus bewies, daß wir das Theater entbehrt hatten. Madame Ohmann, als Emma, gefiel zwar im Ganzen; doch wird jeder, der ihren Werth zu schätzen weiß, sie lieber in heroischen Rollen sehen, für welche sie einen weit höheren Tact hat, als für solche liebesfranke, schwachtende Seelen, wie diese Emma. Schon gleich in der ersten Scene erblickten wir nicht die lebensfatte Pilgerin, die in dem Schooß der Kirche nur dem Andenken ihres verloren geglaubten Geliebten leben will, sondern die Bewunderung heischende Gestalt der — Madame Ohmann. Ihre Individualität konnte sich hier weniger noch, als gewöhnlich, verbergen. Uebrigens verrieth diese Emma, im zweyten Akt (wenn es kein Fehler des Dichters ist), daß in ihr nicht jeder Sinn für die Freuden des Lebens erstorben war, indem sie noch mit ganzer Frauenzimmerseele am Land des Flietstaates hing. Doch solche und ähnliche Klei-

nigkeiten dürfen nicht in Betracht kommen: wenn nur mit Anstand auf dem Soccus einher-  
 Eot hurnisirt, durchgehends mit Pathos dekla-  
 mirt wird, auch die gehörigen Portebraß nicht  
 fehlen, kurz, nichts versäumt wird, um — wenig-  
 stens — zu imponiren!

Herr Zimmermann gab den Balduin zur  
 Zufriedenheit aller Kunstverständigen, mit einer sehr  
 richtigen Ansicht dieser Rolle; auch gefiel er allge-  
 mein. Nur im dritten Akt, wo er in der hingen-  
 sunkenen Nonne seine Geliebte erkennt, loberte  
 er bey'm Ausruf: Emma! so gewaltig auf, daß  
 der Vorhang aus seinen Fugen wich, und wir ihm  
 also einen Aufzug mehr verdankten. Die schöne  
 Hälfte des Publikums aber wird es ihm weniger  
 Dank wissen, ihre Rührung so gewaltsam unter-  
 brochen zu haben, wodurch ihre Thränenflücher  
 eine ganz entgegengesetzte Bestimmung erhielten,  
 nämlich: dahinter das Lachen zu verbergen. —  
 Herr Wirsing zeigte in der Rolle des Emir  
 ganz den Vertrauten seiner Kunst; an einzelnen  
 Stellen hätten wir jedoch seiner Rede mehr Feuer  
 gewünscht. Auch zog der Emir nicht, wie sonst,  
 mit Sing und Sang auf die Bühne, obgleich eine  
 komplette Janitscharenmusik ihm vorausmarschirte.  
 Traurig war sie — wie der vom Schmerz gebeugte  
 Vater, und schwieg daher im gerechten Grimm.  
 Als aber alles eine so glückliche Wendung für  
 jenen nahm, da hieß es: aufgespielt, ihr Musi-

fanten! Und nun holten diese das Versäumte nach, und gaben, in der Freude ihres Herzens sich und ihr Zeitalter vergessend, eine der neuesten Ekossaisen zum Besten. Mancher im Parterre, der nichts von der licentia poëtica weiß, dürfte dadurch zu dem Glauben verleitet worden seyn, daß dieser Modetanz sich von den Seltstücken herschreibt und, auf Umwegen, über Schottland zu uns gekommen sey, wenn er nicht gar dadurch verführt worden ist, jene selbst für eine Art von Bergschotten zu halten!

Madame Hoffmann darf in diesem Stück keine andere Rolle übernehmen, als die Emma, die sie früher mit Beyfall gegeben hat; oder sie muß den Zwang zu überwinden suchen, den ihr die subordinirte Rolle jedesmal auflegt, wenn sie nicht unleidlich werden will.

Madame Kalve that, als Aebtissin, ihr Möglichstes — um zu mißfallen. Sie ist überhaupt zu ohnmächtig für Rollen, die Lebendigkeit und Kraft der Stimme erfordern. — Dagegen in zärtlichen Müttern ganz an ihrem Platz.

Die Herren Wunder, Pivko, Pöschel und Uckermann waren, in jeder Hinsicht, unbedeutende Ritter; an dem letzteren gefiel nur sein baldiger Tod. — Herr Büchner zeichnete sich durch einen bedeutenden Schnurbart aus, und hatte übrigens sein Gesicht so überfüllt, daß er eher einem italienischen Bravo,

als dem bieder'n Bischof von Puy ähnlich sah. Sein Spiel war so unbedeutend, daß sich davon nichts sagen läßt. Möchte er sich doch überhaupt weniger auf der Bühne produciren und dafür mehr hinter derselben, als Regisseur, geltend machen. Denn wenn bey jedesmaliger Verwandlung der Scene einige Ruinen der vorigen Dekoration stehen bleiben, so ist das eine lächerliche Störung, worunter, nächst dem Zuschauer, Dichter, Akteur und Theatermaler leiden.

Herr Ohmann zeichnete sich gewissermaßen nicht weniger aus, indem er einen modernen runden Hut trug und ungeharnischt war. Dennoch hielt er sich tapfer und blieb unverletzt an seinem Leibe. Allein er war ja Schirmvoigt des Klosters, und stand, als solcher, unter dem Schutz des Herrn.

Die Dekoration des Lagers, mit der Stadt im Hintergrunde, war neu, und würde noch täuschender ausgefallen seyn, wenn nicht, als Perspektive, zwey Bäume dicht vor die Stadt gepflanzt gewesen wären, die zweymal so hoch schienen, als der höchste Thurm in jener. Die Kirche und darin das Altarblatt, im letzten Akt, waren kunstvoll ausgeführt, und eines Meisters würdig. Wir nennen als solchen Herrn H a u. Die Kirchenmusik war herzerhebend, und von großem Effekt; sie brachte bey den Zuhörern stille, heilige Andacht hervor. Der Komponist blieb unbekannt.

Am 14ten August: Don Juan, eine Oper in zwey Aufzügen, mit Musik von Mozart. Zum Drittenmal. — Und wenn sie noch unzähligem hintereinander gegeben würde, so hört man diese treffliche Musik immer mit Entzücken, besonders wenn sie so präcis und schön exekutirt wird, wie hier, unter der Leitung des verdienstvollen Musikdirektors Herrn Mainzer. — Herr Ackermann nahm die Rolle des Don Juan sehr richtig, und zeigte die Leichtfertigkeit dieses Charakters mit aller ihm möglichen Gewandtheit; besonders richtig legte er die Verzweiflung im letzten Akt zur Schau, und machte so das Uebel seines Gesanges — wir wollen es so nennen — wieder gut. Erfreut horchte dagegen alles dem trefflichen Gesange der Madame Mainzer, als Donna Anna; auch Madame Ackermann, Donna Elvire, bestach nicht weniger durch ihre melodische Stimme das Ohr, wobey noch ihre Aktion das Lob verdient, daß sie durch eine vollkommene Haltung des Charakters ihrer Rolle die Aufmerksamkeit des Zuschauers in gleichem Grade fesselte. Hr. Krampfe spielte den Leporello mit vieler Leichtigkeit, und sang nicht ohne Beyfall. Herr Dhmann sang den Komthur meisterhaft, und saß, als Kommandant, so täuschend zu Pferde, daß man im Theater darauf wetten wollte: er sey von Papp. Auch Demoiselle Böschel gefiel, als Bauermädchen, durch ihre Munterkeit, wie durch ihren lieblichen

Gesang, ungemein; Rollen dieser Art glücken ihr vorzüglich. Herr Pöschel verrieth zum wenigsten viel Anstrengung — und das verdient gleichfalls Lob. Was den größten Theil der Zuschauer bey der heutigen Vorstellung besonders ergötzte, war die letzte Scene, wo der Teufel den Libertiner nach allen Regeln der Hölle holt, und die ganze Bühne unter einem Feuerregen steht, der wirklich so vollkommen war, als er überhaupt nur seyn kann; er hatte aber auch eine so gewaltig feurige Wirkung, daß das Händeklatschen und Fuchberufen (!) gar nicht aufhören wollte, nachdem der Vorhang schon gefallen war.

Den 16ten August: Die Wilden. Oper in drey Aufzügen, mit Musik von Dallayrac. Man fand an der angenehmen, gefälligen Musik diesmal nicht das Vergnügen, das sie sonst, gut durchgeführt, gewährte. Demoiselle Pöschel d. ä. so wie die Herren Pöschel und Piwko detonirten so stark, daß es nur mit Mühe zu ertragen war. Doch konnte man die Unschuld Azemia's schwerlich in bessere Hände legen, als in die der Demoiselle Pöschel. Sie war ganz Liebenswürdigkeit und Naivetät. Madame Mainzer wollte, als Prosper, nicht gefallen; sie schien nicht bey Laune — etwas, das man eigentlich nie an einem Schauspieler zu bemerken Gelegenheit haben sollte. Herr D h m a n n führte seine Wasparthie sehr brav aus; und wenn ihm fast immer

als Sänger alles Lob gebührt, so kommt er dafür  
 bey weitem weniger als Schauspieler in Betracht.  
 Auch heute bemerkten wir an seinem Spiel den  
 großen Schauspieler keinesweges, den er selbst  
 so sehr an sich bewundert. Herr Werther, die-  
 ser anspruchlose Künstler, der in jede auch noch  
 so wenig bedeutende Rolle Gehalt zu legen weiß,  
 gab seinen Matrosen mit alle den feinkomischen  
 Nuancirungen, die zur vollständigen Ausmalung  
 seines Charakters gehörten. Des groben Fehlers  
 der Uebertreibung wird man ihn am wenigsten be-  
 schuldigen können.

Am 18ten August, zum erstenmal: Der  
 blinde Gärtner, oder: die blühende Aloe,  
 ein Liederpiel in einem Aufzuge, von Kozebue;  
 wozu ein gewisser Herr August Hagen die  
 Musik gesetzt hat. Ohne Plan, ohne Einheit,  
 hatte diese fast gar keine Melodie, und man  
 hörte nur ein Chaos von Tönen, welche die  
 Piccoloflöte abpfiff; dagegen waren die ubri-  
 gen Blas- und Saiteninstrumente fast gar nicht  
 bedacht, und an ein vollständiges Akkompagne-  
 ment vollends nicht zu denken. Man hörte immer  
 nur die Piccolflote. Dieß sein Lieblingsinstrument  
 hatte der Komponist so in Affektion genommen,  
 daß dem, der sie blies, fast der Athem ausging  
 und das Publikum, von dem Zauber der ganz  
 eigenen Musik ergriffen, in der Manier des Ton-  
 setzers musikalisch ward und — mitpfiff. Doch

ungeachtet der Gabe des Herrn Hagen, so unterhaltend zu komponiren — denn daß die Musik amüfirte, war, nach den überall lachenden Gesichtern zu urtheilen, nicht zu leugnen — mag er den Rath hinnehmen, sich mit dem Charakter eines jeden Instruments und seiner Wirkung besser bekannt zu machen. Es gehört freylich Zeit dazu; aber er hat eben nicht nöthig, sich zu übereilen, denn noch fehlt es uns nicht an guten Komponisten. — Das Stück an sich würde übrigens, bey einer besseren Musik, wohl Glück machen. Das Sujet ist gut gewählt, und eine Menge witziger Ein- und Ausfälle würzen das Ganze. Die Rollen waren, bis auf den Lieutenant Koller, richtig vertheilt. Diesen flüchtigen Libertin sollte Herr Pöschel darstellen; allein ihm war die Libertinage ausgegangen, — die er übrigens zu früh, und nur bey Uebernahme der Rolle, verrathen hat.

Vorher wurde gegeben: Blind geladen. Lustspiel in einem Aufzuge, von Kozzebue.

Am 20sten August: Der Briefwechsel. Lustspiel in drey Aufzügen; aus dem Französischen vom Freyherrn v. Steigentesch. Einige Witzeleyen ausgenommen, die mitunter platt ausfielen, war es im Ganzen ein mattes Produkt, das durch die Dehnung, die man ihm gab, noch mehr verlor. Im Original mag es vielleicht größern Werth haben; denn diese Uebersetzung ist eben nicht

glücklich zu nennen, wiewohl der Uebersetzer aus andern ähnlichen Arbeiten vortheilhaft bekannt ist. Dabey fehlt unsern Schauspielern überhaupt die französische Leichtigkeit, die der Charakter ursprünglich französischer Stücke erfordert. Das Hinwegschlüpfen der französischen Akteure über einzelne Parthieen und Stellen, die eigentlich nur da sind, um den Akt zu füllen, ist ihnen nicht gegeben; daher verunglücken gewöhnlich alle französischen Lustspiele bey uns. — Den Beschluß machte das niedliche Singspiel, mit der gefälligen Dallayracischen Musik: Philipp und Nanette, worin Madame Ackermann, als Babet, so wie Herr Berther, als Silberstein, nicht leicht zu übertreffen seyn dürften. Dieser wurde übrigens ganz im Charakter des galanten französischen Spießbürgers a quatre epingles gegeben.

Am 22sten August: Der Graf von Burgund. Schauspiel in vier Aufzügen, von Kozebuc. Herr Zimmermann, als Graf Heinrich, und Demoiselle Pöschel d. ä., als Elsbeth, waren im Ganzen unverbesserlich. Besonders gaben sie die Abschiedsscene mit einer Herzlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und wir vergaßen gern, daß der junge Graf Heinrich, fast noch Knabe, von einem schon vollendeten Mann repräsentirt wurde, so sehr hatte seine im übrigen naturgetreue Darstellung unsere Imagination in Anspruch genommen. Herr Wirsing

zeigte sich, in der Rolle des Einsiedlers, auch heute als denkender Künstler. Madame Kälve gab die Gräfin mit dem ganzen zärtlichen Gefühl einer liebenden Mutter, und daß sie in der Ausführung solcher Charaktere glücklich ist, muß ihr die strengste Kritik zugestehn. Auch die Herren Pwko und Pöschel thaten ihr Möglichstes im Fassbinden, und es war alles gut — bis auf das Schaaf, welches sich durchaus nicht zur Statistenrollen hergeben wollte und mit Gewalt auf die Bühne gezerrt werden mußte, wo es, nur immer mitblöckend, von dem Aerger des Publikums keine Notiz nahm und, manchem Schauspieler gleich, der sich aus seiner Sphäre wagt, die schönsten Stellen verdarb. Warum man ein so gewaltiges Schaaf in diese Rolle gesteckt, und nicht lieber ein Lämmchen dafür genommen hatte, das auf jeden Fall ein passenderes Sinnbild der Unschuld und Treue gewesen wäre, läßt sich nicht begreifen, wenn man nicht annehmen soll, daß das Volk seinem Beherrscher zum Willkommen einen Braten habe offeriren wollen. Dann hätte aber die Artigkeit wohl erfordert, es vorher zu schlachten, um dem Grafen die Mühe zu ersparen, der armen Kreatur das Fell über die Ohren zu ziehn.

Am 25sten August: Fanchon, das Leyer-  
mädchen, wurde im Ganzen schläfrig exekutirt;  
was uns einigermaßen dafür entschädigte, war

Herrn Dhmanns trefflicher Abbé. Er bleibt sein Triumph, und selbst der Franzose würde eingestehen müssen, daß man ihn schwerlich mit mehr maniere degagé geben könne. Eben so ließen Herr Krampe, als Tapezier, und Madame Mainzer, in der Huptrolle, nichts zu wünschen übrig.

Am 28sten August: Johanna von Montfaucon, wurde mit mehr Aufmerksamkeit, als sonst gewöhnlich, gegeben. Madame Dhmann — für solche Rollen ganz geschaffen, ergriff durch ihr hohes, begeistertes Spiel; auch ihre Nebenspieler trugen, ein jeder nach Kräften, zur Vollkommenheit des Ganzen bey. Herr Dhmann — Kasarra (!?) — gab einen Salto mortale oder vielmehr einen Rakensprung zum Besten; er volltugte gleichsam in den Tod, und stürzte mit einem Gefrach nieder, daß das Haus davon erbebte. Seine Anstrengung ward durch ein lautes allgemeines — Gelächter gelohnt.

Am 30sten August, als am Namensfest Seiner Kaiserlichen Majestät: Uline, Königin von Golconda. Oper, mit einem darin verwebten Intermezzo, das der Feyer des Tages gelten sollte. Auf dem Zettel hieß es: „mit einer diesem Tage angemessenen Feyerlichkeit.“ Sie bestand darin, daß der Maitre de plaisir im Stück, Herr Werther, mit den Worten vor die Königin trat: „Große Monarchin, erlaube, daß wir uns jetzt

der Ideenwelt entrücken, und einen Tag feiern, dessen sich Millionen mit uns erfreuen.“ Nachdem nun die Königin von Golconda hiezu ihre Einwilligung gegeben hatte, flog die hintere Wand ihres Pallastes in die Luft, und wir erblickten den Namenszug unser<sup>s</sup> allverehrten Monarchen, der von dem Golconda'schen Hofstaat mit Blumenkränzen umschlungen ward, wobey die Völker Golconda's einen Gesang anstimmten und das Wohl des Beherrschers von Rußland erflehten. Hätte nicht unser eigenes dankbares Gefühl und die kindlichste Liebe für den Vater des Vaterlandes uns in die glücklichste Wirklichkeit versetzt, so wäre es wohl nicht gut möglich gewesen, dieser Anordnung nach, dem Maitre de plaisir von Golconda Gehör und Glauben zu schenken.

---

### Mitauisches Theater.

Am 30sten November hat die kurländische Schauspielergesellschaft unter Direktion des Herrn Arressto (wie sie auf den Zetteln genannt wird) das Theater in Mitau wieder eröffnet, nachdem sie in Libau, wo sie seit dem Anfange May<sup>s</sup> geweylt, ihre Vorstellungen geschlossen hatte. Das Schauspiel Pflicht und

Liebe, von Vogel, früher bereits hier zum Ueberdruß gesehen und für ein höchst langweiliges Produkt erkannt (schon der Umstand, daß darin lauter gute Menschen in Handlung gesetzt sind, macht es langweilig, überdem ist die Fabel ungemain mager und der Gegenstand derselben an sich schon von geringem Interesse), war daher nicht geeignet, Zuschauer zu locken. Unglücklicherweise war der Eröffnungstag der Bühne noch dazu ein Klubbentag und der Anfang um sechs Uhr angesetzt — alles Umstände, die hier kein zahlreiches Publikum hoffen ließen; und so konnte denn der diesmalige Debüt nichts weniger als glänzend, und für die Kasse am wenigsten so genannt werden.

Die zweyte Vorstellung, die wir sahen, war Paisiello's Molinara, die schöne Müllerin, die ein zahlreicheres Publikum und allgemeinen, ausgezeichneten Beyfall fand. Besonders überraschte Demoiselle Toscani (früher beym Theater in Danzig) durch ihren volltönenden, melodischen Gesang und durch ihr reizendes Spiel, als schöne Müllerin. Mit einer niedlichen Figur und einer angenehmen Bildung vereinigt sie Lebhaftigkeit und Gewandtheit; ihre Aktion ist etwas überladen, sonst gefällig und Einsicht verrathend. Ihre Stimme hat Kraft und Rundung, und, bey einem vollen silberhellen Ton, viel Biegsamkeit und nicht geringen Umfang. Sie war als reizende Ko-

Lumbine ganz an ihrem Platz, so wie denn auch die andern beyden Hauptparthieen (Arlequin) der Notar, durch Herrn Arrresto und der Amtsverwalter durch Herrn Steinbeck (der Pantalon im Stück) ganz im Charakter der italienischen Komödie ausgeführt wurden. Bey dem bekannten Mangel an guten deutschen Tenoristen (einen Arnold wird man weit und breit vergeblich bey den meisten deutschen Bühnen suchen) konnte man billigerweise auch (die Schüchternheit im Spiel, wie im Gesange, abgerechnet) mit dem Baron Felsenherz, als Sänger, zufrieden seyn. Sein Tenor war gar nicht übel, besonders in den Mitteltönen, nur schwach. Die Unsicherheit seines Gesanges abgerechnet, eine Folge der Schüchternheit, war er immerhin leidlich und seine Stimme nichts weniger als unerträglich; desto steifer fiel dagegen seine Aktion aus. Unter der Leitung eines Mannes, von der Einsicht des Herrn Arrresto, ist indeß auch in diesem Punkt für die Folge mehr von diesem wenig geübten Schauspieler zu erwarten. — Uebrigens wünschten wir, daß die Folge überhaupt den augenscheinlichen Bemühungen des Herrn Arrresto entsprechen möge, mit welchen er nach Möglichkeit für die Zufriedenheit des Publikums zu sorgen strebt — woben er jedoch nicht sowohl die Theaterfreunde überhaupt, sondern die Kunstverständigen und Einsichtsvollen unter diesen hauptsächlich im Auge haben dürfte. Möchten

aber doch nur die Zeitumstände gleichfalls, die hiezu eine traurige Miene machen, seinen Bemühungen und seinen Wünschen günstiger seyn!

Am 4ten December wurde, bey gedrängt vollem Hause, die Sonnenjungfrau — und am 5ten die Schachmaschine gegeben, worin Herr Arressto, als Karl von Ruf, besonders excellirte.

---

## VII.

### L i t e r a t u r.

Wäre es gut und vortheilhaft für den Staat und Prediger: wenn die Pastorathswidmen in Kur- Liv- und Ehstland aufgehoben und die Prediger auf einen bestimmten Gehalt gesetzt würden? Eine beherzigenswerthe Frage durch Gespräche des Tages veranlaßt. Geprüft und beantwortet von M. Immanuel Unger, Probst zu Goldingen u. Mitau, 1810. Gedruckt bey J. F. Steffenhagen u. Sohn. (31 S. in 8.)

Der Verfasser meint es gut — mit sich und seinen Amtsgenossen; das ist das Rühmlichste, was sich von dieser kleinen Schrift mit dem langen Titel sagen läßt. Er scheint bey der Prüfung und Beantwortung jener Frage mehr den Prediger als den Staat berücksichtigt zu haben. Seine

Gründe, die er dafür anführt, daß jenem ein sorgenloses Leben gesichert werde — dem übrigens noch niemand entgegen zu seyn beabsichtigt haben dürfte — sind bey weitem nicht erschöpfend, und was er darüber sagt, paßt auf jeden Beamten. Wer denkt denn aber überhaupt an Schmälerung der Einkünfte des Predigers? Und wenn er mit Naturprodukten besoldet würde — ein Umstand, der dem Verf. ganz entgangen ist — könnte er da nicht der Widme gern und um so füglicher entbehren, als die damit verknüpfte Erbherrlichkeit doch immer nicht recht zu seinem Beruf zu passen scheint? — Von Seiten der Schreibart und des Styls empfiehlt sich diese Broschüre übrigens am wenigsten.

L. S.

---

### Revaler Jubelschriften.

- 1) Kurze Uebersicht der Geschichte von Ehstland, von 1219 bis 1710 — nemnisse juvabit. Reval, 1810, bey J. H. Gressel. 37 S. in 8.
- 2) Gedrängter Abriß der Geschichte Ehstlands, vom Oberlehrer Joh. Conr. Phil. Willigerod; mit einem Gedichte: die Sekularfeyer, vom Oberlehrer Fried. Wilh. Becker. Als Einladungsschrift zur Feyer der hundertjährigen Unterwerfung Ehstlands unter Russisch-Kaiserlichen Scepter, welche im Gouvernementsgymnasium zu Reval am 30sten September 1810 statt finden wird. Mit Nachrichten von den öffentlichen Lehranstalten in

den Städten Ehstlands vom letzten Schuljahre bis (zur) Mitte (des Jahrs) 1810; vom Gouv. Schuldirektor B. Tidebühl. Gedruckt bey J. H. Gressel (in 4.).

- 3) Beschreibung der Feyerlichkeiten, welche bey Gelegenheit des Sekularfestes am 29sten und 30sten September 1810 in der Kaiserlichen Stadt Reval veranstaltet worden sind. Reval, 1810, bey J. H. Gressel. (16 S. in 8.)

Der ungenannte Verf. von Nr. 1. erklärt gleich im Vorbericht, daß seine Schrift „nicht für den Geschichtskenner geschrieben, sondern ein bloßer Versuch sey, den Liebhabern der vaterländischen Geschichte eine Darstellung der speciellen Geschichte von Ehstland, die in Chroniken nur fragmentarisch und immer mit livländischer Geschichte vermengt enthalten ist, in einem historischen Zusammenhang vor Augen zu legen, und glaubt, daß sie bey Gelegenheit des ersten Säkular- (Sekular-\*) Festes der russischen Besitznahme Revals einiges Interesse haben werde.“ Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, muß man zugeben, daß darin nothdürftig geleistet ist, was der Zweck

\*) In dem Oktoberheft dieser Zeitschrift wurde die Anzeige einer kleinen Gelegenheitschrift nachgeholt, die der Riigischen Sekularfeier ihr Entstehen dankt, und bey dem Worte Sekular von dem Rec. durch eine Parenthese angedeutet, daß es aewöhnlich auch Säkular geschrieben werde. Hier findet derselbe sich zu einer ähnlichen Parenthese in entgegenesetzter Hinsicht veranlaßt, ohne jedoch — um allen Mißdeutungen zu begegnen — hier eben so wenig, wie dort, dieser oder jener Schreibart dadurch einen Vorzug einräumen zu wollen. Der Verf. der vorliegenden Schrift kann übrigens für seine Rechtschreibung unter andern einen Scheller citiren, ohne eben so wenig, wie dieser, von seinen Schülern ausgelacht zu werden befürchten zu dürfen — falls er deren hat, oder gehabt haben sollte.

derselben erforderte und ihr geringer Umfang gestattete, mit einem Wort: daß sie ganz dem vorgesezten Titel entspricht. Mit Vermeidung alles Râsonnements und jeder Episode, sind hier bloß die nackten Begebenheiten der Folge nach in gedrängtester Kürze ausgeführt; das Ganze ist daher in sofern dürftig zu nennen, als es einem Weingerippe gleicht, dem alles Fleisch gebracht, und von dem sich nicht einmal sagen läßt, daß es Haut und Knochen sey. Uebrigens zerfällt diese Uebersicht in vier Perioden. Die erste beginnt mit dem Jahre 1219 und geht bis zum Jahre 1347, die Geschichte der Provinz unter dänischer Herrschaft enthaltend. Die zweyte umfaßt, in einem größeren Zeitraum, die Herrschaft des deutschen Ordens bis zum Jahre 1561. Die dritte begreift die geschichtliche Uebersicht bis zum Jahre 1710 während der schwedischen Herrschaft, bis zur Unterwerfung an Rußland, womit die vierte Periode, die auf den drey letzten Blattseiten abgefertigt ist, beginnt und das Büchelchen geschlossen wird — das bey alle dem wenigstens als ein Index der Geschichte Ehstlands von einem künftigen Geschichtschreiber dieser Provinz genukt, und allenfalls als Leitfaden gebraucht werden könnte, wenn nicht die Anführung der Quellen dabey vermist würde.

Nr. 2. ist eine Refapitulation dessen in 4to, was Nr. 1. im Oktavformat liefert, mit dem doppelten Unterschiede jedoch, daß es auch die erheblichsten Momente aus der russischen Regierungszeit mit wenigen Worten charakterisirt, und bey der nämlichen Kürze einigen rednerischen Schwung hat. Das angehängte Gelegenheitsgedicht bekundet mehr den Patrioten, als den Dichter. Die am Ende befindlichen Nachrichten

von den Lehranstalten 2c. wird jeder um so mehr mit Vergnügen lesen, als daraus hervorgeht, daß sie sich in einem ungemein blühenden Zustande befinden, besonders aber die öffentlichen Lehranstalten Revals im Innern bedeutende Vorzüge vor so manchen ähnlichen, nah und ferne, besitzen.

Auß Nr. 3., einer anspruchlosen, besonnenen Erzählung dessen, was zur Feyer der festlichen Gelegenheit in den Tagen des 29sten und 30sten Septembers zu Reval geschah, heben wir, theils zur Berichtigung, theils zur Ergänzung der früher von uns gelieferten Nachrichten, hier das Erheblichste aus. Schon am frühen Morgen des festlichen Tages hatte sich das Volk in den Straßen versammelt, um seinen Augen nichts entgehen zu lassen. Das Rathhaus, wo sich die Korporationen versammelten, um von da insgesammt den Zug nach der Kirche anzutreten, war, so wie die übrigen Gemeindegäuser, von Außen und von Innen besonders verziert — wie und auf welche Weise, wird nicht gesagt. In der Versammlung hielt der Herr Bürgermeister Strahlborn eine kurze kraftvolle Rede. An beyden Seiten der Straße, durch welche die Procession von der Dankkirche zur russischen Kathedralkirche ging, war das sämtliche Militär in Parade aufgestellt und salutirte den Zug. Die Kirche selbst war zur Erhöhung der Feyerlichkeit geschmackvoll erleuchtet. Das Thema der Jubelpredigt des Herrn Superintendenten Mayer war: „über den religiös-moralischen Standpunkt bey unsern Rückblicken und Hoffnungen.“ — Das Monument, zu welchem in dem Garten des kaiserlichen Lustschlosses Katharinenthal, dem Schlosse gegenüber, der Grundstein gelegt ward, soll aus einem Obelisk bestehen (wahrscheinlich von Marmor), „den die Stadt

selbst, zufolge der Erlaubniß Seiner Kaiserlichen Majestät, dem unsterblichen Peter als einen dauernden Beweis der innigsten Dankbarkeit gegen den wohlthätigen Schutz der glorreichen russischen Regierung errichtet.“ Der Platz dazu war schon vorher mit einer geschmackvollen Balustrade umgeben. Bey der Rückkehr zur Stadt „nahm sich die vor dem Hafen liegende Brandwachs-Fregatte besonders schön aus; alle Flaggen der verschiedenen europäischen Seestaaten wehten von derselben im bunten Gewühle zc.“ — Bey den Gesundheitsen auf dem Rathhause wird der Umstand erwähnt, daß dem Herrn Militärgouverneur ein Becher vom Jahre 1710 präsentirt worden sey. Merkwürdiger scheint uns der, daß, bey Gelegenheit der Armenspeisung, eine arme Frau von 112 Jahren, die ihres hohen Alters wegen nicht persönlich Antheil an der Feyer des Tages nehmen konnte, in ihrer Wohnung Speise und Trank und neue Kleidung erhielt; so wie auch mehreren verarmten Widmen nicht unbedeutende Geschenke gereicht wurden. — Daß gerade um diese Zeit die deutsche Kaufmannschaft den vierhundertjährigen Gedächtnistag der Gründung ihres Gildehauses feyerte, darf hier eben so wenig unbemerkt bleiben. Von den Transparents bey der Abenderleuchtung führen wir folgende an: „Vor dem Rathhause sah man, wie durch die Vorhalle eines Tempels, den Tagverkündiger Lucifer mit seiner Fackel, auf einem, mit muthigen Rossen bespannten, antiken Wagen die Himmelsbahn hinansprengen; in dem Profil des Tagverkündigers sah man unverkennbar das des Kaisers Peter I. Unten präsentirte sich die Stadt Reval in der Ansicht von 1710, mit der lapidarischen Unterschrift: *Lucem spargit et nuntiat almam.* Ueber die-

sem Gemälde erblickte man wieder die Stadt, wie sie gegenwärtig ist, mit dem Lustschloß Katharinenthal. Ueber ihr schwebte ein Genius, mit des allgeliebten Alexanders Gesichtszügen, sitzend in einem besflügelten Wolkenwagen, die Palme des Friedens in der Hand tragend. Die Unterschrift dieses Bildes war: *Decus repertum servat et auget* (den vorgefundenen Ruhm bewahrt und mehrt er). Vor dem Börsensaal fand sich abermals das Bild der Stadt, über welcher Ruthenia schwebend ihren Schild hielt; unten stand die Inschrift: *Hac Aegida tuta* (durch dieses Schild gesichert). Vor dem Hause der schwarzen Häupter sah man die Göttin der Gerechtigkeit an eine Säule gelehnt, auf welcher des Kaisers Alexander Bildniß angebracht war, das Minerva befränzte. Die Worte *diffundunt nomen tuum in longum aevum* (auf weite Fernen verbreiten sie deinen Ruhm) dienten diesem Gemälde zur Inschrift.“ Mehrere allegorische Transparente in diesem Geschmack übergehen wir hier zur Ersparung des Raums. Des andern Tages begann die Feyerlichkeit im Gymnasium mit einer Kantate von Zumsteeg, die von Musikdilettanten und Dilettantinnen exekutirt wurde; dann sprach der Oberlehrer, Herr Becker, „über die Vortheile und das Glück, einem großen, ausgedehnten, mächtigen Staat anzugehören;“ und der Kreischullehrer, Hr. Lundberg, „über den Patriotismus.“ Ein vollstimmiges Chor von Mozart schloß die Feyerlichkeit. „Am Mittage dieses zweyten festlichen Tages wurden alle anwesenden Invaliden im St. Canuti Gildenhause herrlich (?) bewirthet, wobey Bürger der Stadt die Aufwartung übernommen hatten, und eben so waren auch für die sogenannten gemeinen Aemter, deren

Glieder sich auf 500 beliefen, Mittagsmahle veranstaltet.“ Von dem im Hause der schwarzen Häupter an diesem Tage veranstalteten Diner wird in der vor uns liegenden Schrift angeführt: die Freude der daselbst versammelten Gäste sey am Nachmittage noch dadurch erhöht worden, daß plötzlich einer aus der Gesellschaft ein paar Lichte hervorbrachte, welche 108 Jahr alt seyn sollen. Unter lautem, mit Musik begleitem, Jubelruf rrug man diese Lichte vor Peters und Alexanders Bildnissen einigemal im Saale herum, und stellte dann die hundertachtjährigen vor Peters, ein paar neue aber vor Alexanders Bildnisse hin, zur anschaulichen Versinnlichung der alten und neuen Zeit.“ Das Feuer, welches ein paar alte Lichte in den Herzen der patriotischen Revaler entzündet, schien uns so ungewöhnlich, daß wir die Anführung darüber um so gewissenhafter wörtlich niederschrieben, als man sie vielleicht sonst für eine Fabel halten könnte. Ein paar respectable Lichte sind es immer, vor welchen Katzen und Mäuse 108 Jahre lang einen erblichen Respekt hatten!

---